UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

1G B
L2877a

11048

Aus meinem Leben.

Erlebtes und Gedachtes.

Von

Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern.

Erster Theil.

In der Erwartung.

131409
16/2/14

Berlin.
B. Behr's Verlag (E. Bock)
Steglitzerstraße 4.
1898.

Meinen Kindern und Freunden

gewidmet.

Inhalt des ersten Theiles.

Seite

Vorwort III

Die Kindheit . . . . . .

Hannover und Rheingau 1

Eine Reise vor der Eisenbahnzeit und der Austritt aus dem elterlichen Hause 37

Die Schulzeit . . . . . .

Rinteln 55

Lüneburg 78

Die Universität . . . . . .

Heidelberg 118

Göttingen 157

Lehrjahre 182

Wanderjahre 228

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/ausmeinemlebener00lang

Vorwort.

Wenn ich mit eigenen Lebenserinnerungen vor die Oeffentlichkeit trete, so geschieht es nicht ohne ein gewisses Zagen. Ich habe mich gefragt, ob es nicht eine Vermessenheit sei, wenn ein doch nur wenig hervorgetretener Mann sich an eine solche Publikation wage; und ich fühle, daß ich einige Worte der Rechtfertigung vorausschicken muß.

Vor Allem möchte ich darauf hinweisen, daß diese neue Publikation durch die ihr vorhergehende Veröffentlichung „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes" hervorgerufen wurde. Ich hatte in dieser doch auch ein Bild aus unserer Zeit zu geben versucht. Es drängte mich, diesem eine Ergänzung durch Mittheilungen aus meinem eigenen Leben hinzuzufügen, das so vielfach von dem des Freundes abwich und sich doch wieder so nahe mit demselben berührte. In diesem Sinne bitte ich diese Veröffentlichung als den dritten Theil jenes früheren Buches zu betrachten.

Es ist heute meist vergessen, was die Jugend in der auf die Revolution von 1848 folgenden Zeit bewegte. Es ist aber vielleicht von Interesse, sich darüber klar zu werden, wohin die Strömung jener Jahre zielte und wie sie weiter verlief.

Der Antheil, den ich an den öffentlichen Dingen nehme, ist mit meinem Rücktritt aus dem politischen Leben natürlich nicht erstorben. Handelnd einzugreifen bin ich nicht in der Lage.

Ich wußte unter diesen Umständen nichts Besseres zu thun, als Freund und Feind gegenüber den Entwicklungsgang meines äußeren und inneren Lebens offen darzulegen. Möglich doch wenigstens, daß sich daraus auch für die Zukunft Gedanken und Zielpunkte ergeben konnten!

Einen besonderen Impuls zu dieser Veröffentlichung gab mir die Art meines Rücktritts aus dem politischen Leben. Meine Handlungsweise mußte nothwendig mißdeutet werden. Auch gedruckt sind mir Erklärungen derselben vor Augen gekommen, die ich nicht als richtig und noch weniger als erschöpfend gelten lassen kann. Zur Zeit meines Rücktritts hatte ich wohl daran gedacht, mich in einer Versammlung über meine gesammte politische Thätigkeit zu verbreiten und meine Gründe klar zu legen. Aber ich mußte mir sagen, daß dies wenig nützen und daß ich damit ein großes Aergerniß in meiner hannöverschen Heimath geben würde. Auch ein gedruckter Rechenschaftsbericht mit polemischer Spitze mußte von mir verworfen werden. Wenn ich aber jetzt nach acht Jahren mit einem Rückblick auf mein ganzes Leben vor die Oeffentlichkeit trete, so glaube ich nicht, daß der Schein einer Gehässigkeit darauf wird ruhen können. Es war unvermeidlich, daß *jede* Rechtfertigung einen subjektiven Charakter annehmen mußte. War es nicht besser, eine Darstellung meines ganzen Lebens zu geben?

Erst dieses ganze Leben mit den Anomalien seiner mannigfachen Wendungen konnte jedenfalls meine Handlungsweise völlig erklären. Schon den Wählern, die über zehn Jahre in Treue zu mir gehalten, möchte ich aber die Aufschlüsse, die ich zu geben vermag, nicht vorenthalten. Das Gleiche gilt von meinen hannöverschen Landsleuten überhaupt. Endlich möchte ich all den vielen Menschen, mit denen mich das Leben und insbesondere meine politische Thätigkeit in freundliche Berührungen gebracht hat, ja, dem deutschen Vaterlande gegenüber mich noch einmal offen aussprechen.

Trotzdem habe ich diese Lebenserinnerungen aber in einem noch weit höheren Grade als das „Aus der Mappe“ des Freundes Mitgetheilte zu einem Spiegelbild der von mir durchlebten Zeit zu machen gesucht. Ich kann wohl sagen, daß ich innerlich und äußerlich die hinter uns liegenden Jahrzehnte in einer Weise mit durchlebt habe, wie dies doch nicht Jedem vergönnt gewesen ist. Auch manches Nebensächliche schien mir aber von Wichtigkeit. Ich konnte es mir nicht versagen, eine ganze Reihe von Charakteristiken aus der hinter uns liegenden Zeit zu geben. Insofern sind diese Blätter ein „Bilderbuch“ aus meinem Leben und ihr Interesse wird dadurch vielleicht erhöht, daß sie Bilder aus verschiedenen Gegenden deutscher Zunge enthalten. Den breitesten Raum nehmen allerdings die Erinnerungen aus Hannover ein. Da ich meine eigentliche Kindheit und später die der Annexion unmittelbar vorhergehenden Jahre in Nassau verlebt habe, so kommt aber auch dieses in Betracht. Hessen und Schleswig-Holstein lieferten ebenfalls einen Einschlag in das Gewebe meines Lebens. Die eigentlich entscheidenden Jugendjahre habe ich weder in Nassau, noch in Hannover, sondern in Hessen verlebt.

Ich hätte deshalb auch versucht sein können, diese Erinnerungen „Aus vier annectirten Ländern“ zu betiteln. Aber abgesehen von dem subjektiven Moment, das sie enthalten, sind doch die auf den Reichstag sich beziehenden beiden Abschnitte am Schluß von allgemeinerem Charakter. Das Gleiche gilt von manchen Mittheilungen aus den sechziger, aber auch aus den fünfziger und siebziger Jahren, die ebenfalls nicht in den Rahmen der vier annectirten Länder fallen; und durch die studentischen Erinnerungen kommt noch ein ganz anderes particulares Moment hinzu.

Der erste und zweite Theil unterscheiden sich insofern von einander, als ich im ersten das Subjektive voranstelle, im zweiten aber aus naheliegenden Gründen alles Interne, so viel als möglich, zurücktreten lasse.

Sollten durch die vielfachen Umarbeitungen Wiederholungen und kleine Unklarheiten gelegentlich entstanden sein, so bitte ich den Leser, das zu entschuldigen. Daß meine Mittheilungen auch im eigenen Lager Widerspruch hervorrufen werden, darauf muß ich gefaßt sein. Wo dies der Fall ist, da bitte ich meine Parteigenossen zu bedenken, daß eine Partei versteinert, wenn sie für dissentirende Auffassungen keinen Raum mehr hat.

Ich bin auch mittheilsamer gewesen, als dies bei uns üblich ist. Da meine letzten Schriften in der deutsch-hannöverschen Presse wiederholt ein Gegenstand von Angriffen gewesen sind, so mußte mir die möglichst offene Vertheidigung — ich habe bis jetzt geschwiegen — gestattet sein. Ich glaube aber auch, daß die Sache, die ich fast 25 Jahre lang vertreten habe, durch furchtlose Offenheit in der Beurtheilung des weiteren Publikums nur gewinnen kann.

Zu nahe treten habe ich wahrlich Niemand wollen und hoffe, das auch nicht gethan zu haben. Möchte man die Wahrhaftigkeit, die ich bei meinen Mittheilungen zur Richtschnur genommen, hüben und drüben erkennen! Möchte Segen für die mir Nahestehenden, für mein engeres und für unser gesammtes deutsches Vaterland auf dieser Veröffentlichung ruhen!

Der Verfasser.

Erſter Theil.

In der Erwartung.

Die Kindheit.

Hannover und Rheingau.

Ich bin am 15. November 1833 in der guten Stadt Hannover geboren. Mein Vater war damals hannöverscher Hauptmann und stammte aus einer reichsritterschaftlichen Familie, die hundert Jahre früher durch den Staatsdienst vom Mittelrhein nach Hannover gekommen war und auch hier Grundbesitz erworben hatte. Mein Großvater hatte in der alten kurhannöverschen Armee bis zum Oberstlieutnant gedient und als solcher den unglücklichen Feldzug von 1803 mitgemacht, der bekanntlich zur Auflösung der hannöverschen Armee führte. Wohl als der erste seines Ranges war er darauf in die sich in England bildende deutsche Legion eingetreten und als Brigade-General 1809 in der siegreichen Schlacht von Talavera de la Reyna gefallen.

Meiner Großmutter, die die Tochter des kurhannöverschen Generals von Ahlefeldt, der Abstammung nach aber eine Schleswig-Holsteinerin war, hatte es die Familie Langwerth zu verdanken, daß wenigstens ein Theil der rheinischen Besitzungen gerettet wurde. Sie ging nach des Gatten Tode an den Rhein und wirkte dort noch elf Jahre mit männlicher Energie und Umsicht.

Der älteste Sohn, mein Vater, war 1810 in England zurückgeblieben, wo er eine Privatschule besuchte, während

der zweite Sohn zur See gegangen war. Mein Vater vertauschte dann bald die Pension mit einer Kriegsschule und erhielt fünfzehnjährig sein Patent als Leutnant in der Königlich deutschen Legion. 1813 ist er mit einem kleinen Detachement derselben nach Deutschland abgegangen und in Wismar gelandet. Unter dem Grafen Wallmoden nahm er an der siegreichen Schlacht bei der Göhrde und dann an dem Feldzuge gegen die Dänen in Holstein theil. Im Herbst 1814 finden wir ihn in Belgien bei seinem Bataillon. Bei Waterloo wurde er leicht verwundet, ist aber dann mit seinem Bataillon in Paris einmarschiert.

Früh war er der Mutter ein Freund geworden. Schon in seinen Schülerbriefen aus England verspricht er Alles aufzubieten, damit sie das Ziel, das sie sich gesteckt, erreiche; sie werde sehen, alles werde noch gut werden. Es ist rührend, wie die Mutter alle sittlichen Gefahren von ihm abzuwehren sucht. Die edle, geistreiche Frau weihte ihn in alle ihre Pläne ein. Mein Vater erfaßte Alles mit der ganzen Kraft seines Herzens und ist der mütterlichen Tradition, so lange er lebte, treu geblieben. Wie die Mutter nur den Willen ihres Gatten zu vollziehen trachtete, so widmete sich der Sohn der Ausführung dessen, was die Mutter gewollt.

Nach dem Kriege trat mein Vater 1816 in die hannöversche Armee. Einen kurzen Aufenthalt in Hildesheim abgerechnet, stand er immer in der Stadt Hannover. Ein wohlwollender, heiterer Mann — hat er Jahre lang zu den beliebtesten Herren der Gesellschaft gehört, die dort damals noch etwas Familienartiges hatte. Nie aber verließ meinen Vater der innere Ernst. Er suchte sich damals nach den „Stunden der Andacht" zu bilden. War er mit sich unzufrieden, so pflegte er sich dem Genuß des Theaters, das er besonders liebte, auf einige Zeit zu entziehen.

Seit seiner Majorennität verwaltete mein Vater die rheinischen Güter, die er dann später in der Theilung allein übernahm. Dieser Besitz führte ihn jedes Jahr an den Rhein.

Ueberall waren die Zeiten nach dem großen Kriege glückliche

und die Menschen verhältnismäßig zufrieden. Auch im Rheingau war mein Vater überall ein gern gesehener Gast. Namentlich in dem Hause des Grafen Ingelheim verkehrte er viel und hat mit diesem eine Reise nach Wien gemacht, die auch nicht ohne Einfluß auf meines Vaters Entwicklung geblieben ist. Den verhängnisvollen Winter von 1829/30 hat er in Wien zugebracht und damals häufig den Salon des Fürsten Metternich besucht, der mit der Familie Ingelheim befreundet war.

Daneben machte mein Vater Reisen nach Holstein und Schleswig, wo noch mütterliche Verwandte lebten. Namentlich die Schwester der Mutter in Schleswig wurde besucht, die dort an einen in dänischen Diensten stehenden Grafen Lynar verheirathet gewesen war. Die Folge war im Herbst 1830 die Verlobung und im Frühjahr 1831 die Verheirathung mit Isabella von Bülow, dem einzigen Enkelkinde der Tante Lynar.

Es war eine völlig andere Welt, aus der diese meine Mutter nach Hannover kam. Wenn mein Vater von den beiden Elementen, aus denen die geistige Strömung im Anfange des Jahrhunderts sich zusammensetzte, das vaterländische, so vertrat meine hochbegabte Mutter in fast ausschließlicher Weise das religiöse Element. Nicht eigentlich bei ihrem Vater war sie erzogen, sondern bei der genannten Großmutter. Der bis in die Mitte der zwanziger Jahre lebende Graf Lynar war seiner Abstammung nach ein Sachse und in den Traditionen des Pietismus — im besten Sinne des Worts sei hier dieser Ausdruck gebraucht — aufgewachsen. Die Großmutter hatte in ihrer Jugend wie ihre Schwester Langwerth, unter dem Einflusse der damaligen Litteratur-Blüthe gestanden. Seit Klopstocks Zeit war überhaupt in Schleswig-Holstein ein reges Interesse für Litteratur und Poesie vorhanden und beide erschienen in diesen Kreisen als zusammengehörig. So sind es denn auch Religion und Poesie gewesen, die von früh an das Herz der Enkelin mit Ausschließlichkeit in Beschlag genommen haben. Im Grunde war es trotz des kleinen Schleswiger Hofes doch ein Stillleben, in dem sie aufwuchs. Denn nur durch die landgräfliche und herzogliche Familie auf dem Schlosse Gottorf

bestand eine Verbindung mit der Welt. Allabendlich fuhr die Großmutter Lynar nach dem Schloß und bald gesellte sich dann hiezu eine Freundschaft zwischen meiner Mutter und den Prinzessinnen von Glücksburg, die sich durch das ganze Leben bewährt hat. Auch der Großvater der Prinzessinnen: der fromme und mystische Landgraf Karl von Hessen, der als Gouverneur die Herzogtümer Schleswig und Holstein verwaltete, ist von Einfluß auf ihre Vorstellungen und ihre Phantasie gewesen. Man kann sich denken, wie meiner Mutter dichterisches Talent auf dem Schlosse gepflegt und bewundert wurde und wie alles dies dazu beitrug, ihre etwas einseitige Richtung noch zu verstärken. Vater und Stiefmutter schüttelten den Kopf. Wenn sie aber der Großmutter Vorwürfe machten, so antwortete diese mit Thränen und alles blieb beim alten. Allerdings begleitete meine Mutter, die für gewöhnlich auch in Schleswig wohnenden Eltern regelmäßig auf eine Zeit nach dem schönen Gute Bothkamp in Holstein. Aber die Großmutter pflegte mit dorthin zu gehen und der Aufenthalt in Bothkamp war auch meistens zu kurz, um einen nachhaltigen Einfluß auszuüben.

Nur die Confirmationszeit machte hiervon eine Ausnahme. Meine Mutter ist in der Bothkamp benachbarten Kirche zu Barkau von einem edlen, frommen Landgeistlichen confirmirt worden. Es war die Periode, wo durch das Auftreten des Claus Harms ein neues Leben in der lutherischen Kirche Holsteins erwacht war, mit dem sich die Erinnerungen an Klopstock und den auf ihn zurückzuführenden Kreis verknüpften.

Meiner Mutter geistige Interessen wandten sich nun ganz dem religiösen Gebiete zu. Ihre Lieblingslektüre bildeten fortan Dräseckes Predigten und — Klopstocks Messias. Mit der Tochter des würdigen Pfarrherrn verband sie nun auch eine Freundschaft, sodaß man gesagt hat, Hof und Pfarrhaus hätten sich in sie getheilt. Nicht ohne Antheil konnte man zuhören, wenn meine Mutter noch in späten Tagen von der Zeit ihrer Confirmation erzählte. In einem Garten bei dem väterlichen Hause verschlang sie die religiösen Schriften, deren sie habhaft werden konnte. Die Predigten, welche sie hörte, wurden

regelmäßig aufgeschrieben. Es lag auch ohne Zweifel in diesem allen Uebertreibung. Die Prinzessinnen auf dem Schlosse Gottorf vermochten sich in diese neue Wendung der Freundin nicht so ganz zu finden. Aber meine Mutter hat damals einen Bund mit Gott geschlossen, den sie mit einer Innigkeit und Treue zeitlebens festhielt, welche jeden, der ihr nahe kam, mit Ehrerbietung erfüllen mußte. Ein festerer Glaube ist mir nie begegnet.

In die kleine Schleswiger Welt ist meine Mutter in den dann folgenden Jahren nur wenig gegangen, sodaß sie geistig reich entwickelt, sonst aber doch noch ein Kind war, als sie sich zwanzigjährig mit dem aus der Ferne gekommenen Neffen der geliebten Großmutter verlobte.

Die Brautbriefe sind von einer reizenden Frische und Natürlichkeit. Sie war eine Epigonin jenes geistig so hoch angeregten holsteinischen Kreises, den wir aus Perthes Leben kennen und auf den erst kürzlich die Lebenserinnerungen der Gräfin Elise Bernstorff wieder aufmerksam gemacht haben. Wie wenig aber die Braut für das praktische Leben vorgebildet war, geht aus den Brautbriefen ebenfalls hervor.

Ich mußte dies alles vorausschicken, um es klar zu machen, unter welchen Aspekten ich das Licht der Welt erblickt habe. Hannover, Holstein, der Rhein, die Befreiungskriege und die religiöse Erweckung der zwanziger Jahre, hannöverscher Realismus und der subjektive Idealismus aus dem Anfang des Jahrhunderts, — die geistigen Charaktervorzüge Norddeutschlands und die oberdeutsche Poesie der älteren rheinischen Familientraditionen — alles dies hat in der Kindheit auf mich eingewirkt.

Meiner Geburt war die einer Tochter vorhergegangen, die aber nach einem Jahr wieder gestorben war. Die Großmutter Lynar — in der Familie „Grossa" genannt — war meinen Eltern folgend, nach Hannover gezogen und wohnte ihnen gegenüber in der Bäckerstraße. Wenige Tage vor meiner Geburt war sie aber am Schlagflusse gestorben. Man hat mich deshalb als einen Trost meiner Mutter bezeichnet: „Mama Tost" soll

zu den ersten Worten gehört haben, die ich sprechen lernte. Schon in meiner Namengebung prägten sich aber die verschiedenen Tendenzen von Vater und Mutter aus. Ich wurde nach meinem mütterlichen Großvater Heinrich genannt. In der Erinnerung an die eigenen englischen Traditionen und somit an die großen Zeiten seiner Jugend machte mein Vater Harry daraus. Meine Mutter hätte es überhaupt lieber gesehen, wenn ich Samuel geheißen hätte, weil sie mich, wie die fromme Hanna, vom Herrn erbeten habe. Aber dieser Name war bei meinem Vater nicht durchzusetzen gewesen. Ich erhielt statt dessen nur hinter denen der Taufpathen den Namen Johannes.

Es war ein großer Verwandtenkreis, in dem meine Eltern in Hannover lebten und mein Vater hing zeitlebens mit großer Wärme an allen diesen Verwandten. Meine Mutter aber konnte nicht heimisch in Hannover werden. Es ist eine Eigenthümlichkeit des hannöverschen Landes, daß es von der Litteraturblüthe aus dem Anfange des Jahrhunderts, obwohl es die Universität Göttingen besaß, so gut wie gar nicht berührt wurde. Es hatte niemals eine Sturm- und Drangperiode. Trotz der trefflichen und von niemand mehr als mir verehrten Eigenschaften der Hannoveraner der dreißiger Jahre beherrschten Humanismus, Rationalismus und eine zu ausschließlich juristische Bildung die weitesten Kreise. Man gefiel sich in seinem gesunden Realismus. Meine Mutter aber war durch und durch Idealistin; ja sie vertrat diese Richtung in einer Reinheit, wie mir das wohl niemals im Leben sonst vorgekommen ist. Namentlich entbehrte sie völlig der kirchlichen Anregung in Hannover, da der dort an den Namen des Pastors Petri sich knüpfende Aufschwung noch nicht eingetreten war.

Daß der kirchliche Sinn gerade im Rheingau und in Nassau ein erheblich größerer gewesen sei, will ich nicht behaupten. Mehr Idealismus aber fand sich dort immerhin und vor Allem thaten meiner Mutter, als sie zum Besuch nach dem rheinischen Gute kam, die leichteren Umgangsformen wohl. Dazu kam der Nimbus, den die reichen Gegenden des Südens stets für eine Nordländerin haben werden. Kurz, meine Mutter drängte nach dem

Rhein, als sie nach dem Tode ihrer „Grossa“ nicht mehr an Hannover gekettet wurde. Trotzdem wäre ihr Wunsch wohl so bald noch nicht in Erfüllung gegangen, wenn mein Vater nicht von einer heftigen Augenentzündung befallen worden wäre, die ihn für längere Zeit dienstunfähig machte. Da auch sein stiller Wunsch ihn nach den Familiengütern hinzog, so entschloß er sich, abzugehen und sich zu Eltville im Rheingau niederzulassen, wo der rheinische Familiensitz war. Im Sommer 1836 sind wir dorthin übergesiedelt.

Erst in Eltville beginnen meine eigentlichen Lebenserinnerungen, da das, was mir von Hannover und der Reise im Gedächtnis geblieben, doch zu vager Natur ist. Ich erhielt jetzt an Stelle der hannöverschen eine Westerwälder Kinderfrau. Ihre fröhliche Art erweckte meine leidenschaftliche Zuneigung und die Märchen, die sie mir erzählte, hinterließen einen bleibenden Eindruck. Weit entscheidender als der Einfluß der Kinderfrau war aber natürlich der meiner Mutter. Diese widmete sich von früh an meiner geistigen Ausbildung. Vor Allem sollte ich ein frommer Mensch werden. Es war eigentlich ihr Wunsch, daß ich Missionar oder Geistlicher werden solle. Daneben sollte aber von früh an auch alles für meine geistige Ausbildung geschehen. Die Folge war, daß meine Erziehung leider nicht einfach genug genommen wurde. Man wollte viel zu viel und alles zu systematisch „machen“; und dies war um so schlimmer, als ich das älteste lebende Kind war und von meiner Mutter schon deshalb viel zu sehr in alles Mögliche eingeweiht wurde. Es ward dies um so verhängnisvoller, als auch ganz davon abgesehen, schon gar zu viele Eindrücke in dem vielgestaltigen Leben des Rheingaus auf mich einwirkten; und auch die Westerwälderin zärtelte und verzog mich.

Ich erhebe wahrlich gegen Niemand einen Vorwurf. Denn Hilty sagt mit Recht, die Persönlichkeit werde bei der Erziehung selten richtig erfaßt. Aber schweigen durfte ich über diese Thatsachen nicht. Meine Mutter erzählte sehr gut und gern. Schon allein dadurch wurde aber meine Phantasie gar zu sehr angestachelt. Bald begann ich mir selbst Geschichten zu

erzählen und in fast mythologischer Weise die Umgebung mit den Gestalten meiner Einbildungskraft zu bevölkern. Jedes Ereignis, von dem ich hörte, wirkte auf das Spiel meiner Phantasie. So machten mir die noch nicht verstummten Gespräche über den Tod des Kaisers Franz, den man im Rheingau in der Erinnerung an die Zeiten des Reichs den alten Kaiser nannte und mit dem ich mich in einer mir selbst nicht klaren Weise verbunden fühlte, einen großen Eindruck. Ich fabelte immer von dem alten Kaiser, nannte einen fensterartigen Tragstein in der Feldmark des alten Kaisers Fenster und was dergleichen mehr war. Allmählich kamen noch zwei andere Kaiser hinzu: der junge Kaiser, womit der Kaiser Ferdinand und der neue Kaiser, womit der Kaiser Nikolaus von Rußland gemeint war. Diese drei hatten einen gemeinsamen Freund, den ich — was dabei mitgewirkt, weiß ich nicht — den Namen Wilhelm gab. Die Frau nannte ich Wilhelmine. Zwischen diesen Personen spielten sich nun meine Geschichten ab und ich habe später oft Stunden lang wachend im Bett gelegen und mir Geschichten, welche diese Personen betrafen, ausgedacht.

Daß dies ungesund war, ist gewiß nicht zu bestreiten. Leider fehlte aber Alles, was diesem allzufrüh entwickelten Phantasieleben hätte ein Gegengewicht geben können. Körperliche Strapazen lernte ich damals noch nicht kennen und es war ein großes Unglück für mich, daß ich keinen Bruder hatte: ein Brüderchen war 1835 geboren, aber nach einem halben Jahre wieder gestorben. Lange Jahre hindurch hatte ich nur einen Gespielen. Es bildete sich kein ungebundenes Knabenleben heraus. Von den anderen Eltviller Knaben wurde ich ferngehalten und ich betrachtete mich als Hannoveraner, der ich sein wollte, auch als etwas ganz anderes. Schon der Dialekt trennte mich von ihnen. Die Eltviller Straßenjugend, welche besonders unartig war, hatte etwas geradezu unheimliches für mich, und verfolgte mich hier und da auch wohl mit Spottreden.

Auch die Landwirthschaft lenkte mich nicht von meinen Träumereien ab, da das ganze Leben in Eltville doch mehr ein städtisches als ein ländliches war. Eingesperrt in zwei aller-

dings großen Gärten, blieb es für mich freudlos. Die einzige Erfrischung, die es für mich gab, bot die Au, das heißt die Rheininsel, welche mein Vater unserem Garten gegenüber besaß. Dort fand ich ländliches Stillleben. Welche Freude war es nicht, wenn der alte Militärmantel meines Vaters mit dem rothen Futter und dem Kragen mit dem Kettchen am Löwenkopf nach dem „Rheingarten" gebracht ward, wenn das herbeigeläutete Bot von drüben herüberkam und wir den Strom dann durchkreuzten! Welch herrliches Schwarzbrot, welche Milch, welche Kirschen gab es dort drüben! Wie wohlthuend berührte mich das für die Herrschaft reservirte Zimmer, das sogenannte „Salet" durch seine Einfachheit! Wie herrlich war es im Heu zu liegen, vor sich den wirklich einzigartigen Blick auf das rechte Rheinufer mit Eltville und dem Taunus! Für meine ganze Kindheit ist diese Au von der größten Bedeutung gewesen. Die vollkommene Stille und Abgeschlossenheit durch das umgebende Wasser übten stets einen unbeschreiblichen Zauber im Gegensatz zu der Unruhe des Rheingaues auf mich aus. Später habe ich auch dort regelmäßig im freien Rhein gebadet, was am rechten Ufer der Straßenjugend wegen kaum möglich war. Zu allen diesem kam dann noch die erquickende Kühle und das Grün der Wiesen, während am rechten Rheinufer, wenn es guten Wein geben sollte, alle Rasen verbrennen mußten. Einen größeren Gegensatz gegen die Au als ein Spaziergang auf der staubigen Rheingauer Chaussee oder in den Weinbergen kann man sich nicht denken. Meine Liebe für norddeutsches Landleben wurzelt zum nicht geringen Theil in diesen auf der Rheininsel empfangenen Kindheitseindrücken.

Schade nur, daß ich in den ersten Jahren, von denen hier die Rede ist, nur selten in das Paradies der Au kam. Von ihm abgesehn, blieb damals das Leben austörrend für mich. Das Schlimmste war wohl, daß auch das Gemüthsleben hinter der Phantasie zurücktrat und ebenso das einfache Streben nach dem Guten. Gerade dies hatte meine Mutter bei mir beleben wollen; aber die psychologische Einwirkung folgt nun einmal ihren eigenen Gesetzen. Ich erinnere mich, daß ich mich

getroffen fühlte, als man mir einst sagte, ich sei durchaus nicht mehr so lieb als früher und ich hatte seitdem das Gefühl, daß mich außer meinen Eltern eigentlich niemand leiden möge. Auch körperlich blieb ich jetzt zurück. Entscheidend für die Richtung, die ich nahm, ist wohl mein sechstes Lebensjahr gewesen. Auch der Weggang meiner Westerwälder Kinderfrau änderte nichts. Zwei Bonnen aus der französischen Schweiz, die hintereinander eintraten, verstanden meine Liebe nicht zu gewinnen, mein Interesse nicht zu fesseln. Leider lockerte sich auch schon früh das Verhältniß, das wenigstens zuerst zwischen meiner Mutter und mir bestanden hatte. Sie ließ es wahrlich nie an Liebe und Sorgfalt fehlen. Denke ich heute über die Sache nach, so ist es mir nicht unwahrscheinlich, daß in meiner allerfrühesten Kindheit das Verhältnis zu meiner Mutter einen Grad der Innigkeit hatte, der auf die Länge nun einmal nicht haltbar ist und daß dagegen die natürliche Reaktion erfolgte. Auch die geistige Anregung durch meine Mutter verfing nicht mehr. Ich begann mich nach einer derberen Kost zu sehnen, als sie eine Frau zu bieten vermag.

Mein Vater hatte dies alles sehr wohl erkannt. Es lebten die Erziehungsprinzipien in ihm, die zur Zeit der Befreiungskriege in Deutschland die herrschenden geworden waren und deren Hauptziel die Kräftigung der Zöglinge war. Aber wie sollte er eingreifen? Endlich erhielt ich mit etwa sieben Jahren einen Hauslehrer. Es war ein katholischer Elementarlehrer, der aus dem Taunus stammte, an der Eltviller Gemeindeschule angestellt gewesen war und sich zum Seminarlehrer auszubilden wünschte. Er war ein höchst achtungswerter und gegen sich strenger Mann, in dem etwas Asketisches lag. Auch kann er nicht unbedeutend gewesen sein, da er meiner Mutter imponirte. So wie er mich aber aus der Kinderstube empfing, konnte er kaum ein Verständniß für mich haben. Mir war sein kühles, pedantisches Wesen so abstoßend, daß ich zeitlebens eine Aversion gegen nassauische Schulmeister behalten habe. Der Gegensatz unserer Naturen war zu groß und es spielte dabei auch die Stammeseigenthümlichkeit eine Rolle. Nur meine

Fehler hatte dieser erste Lehrer klar erkannt, wie ein Tagebuch beweist, das mir später in die Hand kam. Aus demselben geht hervor, wie er auch recht gut wußte, daß ich ihn nicht liebte, und das hat natürlich auch wieder auf ihn zurückgewirkt. Nicht daß er zu streng gegen mich gewesen wäre. Er ließ es im Gegentheil an der nöthigen Strenge fehlen und hat mir wohl nie einen Schlag gegeben. Aber er quälte mich z. B. mit Pflanzensammeln und anderen naturgeschichtlichen Studien, die mir zeitlebens unsympathisch gewesen sind, und was dergleichen mehr war. Eben so wenig, wie ich recht zu spielen verstand, lernte ich arbeiten. Seinem Nachfolger übergab mich Herr Hartmann mit der Erklärung, daß ich für nichts ein Interesse habe. In der That erinnere ich mich auch nur an zwei Dinge, durch die ich, so lange ich diesen ersten Hauslehrer hatte, eine neue Anregung empfing. Das eine waren die großen Spaziergänge in den Wald, die mein Vater veranlaßte. Einer der ersten richtete sich nach der Stelle, wo später die Irrenanstalt Eichberg erbaut wurde. Damals war dort noch Wald und ich erinnere mich, daß das Concert der Vögel darin mir einen großen Eindruck gemacht hat. Als meine Mutter dann wiederholt die Kur in Schwalbach gebrauchte, bin ich auch oft dort mit dem Lehrer gewesen und habe von dort Tagestouren in den Wald gemacht. Wir dehnten dieselben bis tief in das nassauische Aarthal und bis Geroldstein an der Wisper aus. Schwalbach und der innere Taunus sind mir deshalb stets in der wohlthuendsten Erinnerung geblieben.

Der andere Punkt, den ich hier erwähnen muß, wurde nicht von meinem Vater sondern von dem Lehrer angeregt. Dieser hatte in einem pädagogischen Buche gelesen, daß man den Geschichtsunterricht mit der Geschichte der Familie beginnen und dann zu der Gemeinde, zu der man gehöre, übergehen solle. Zunächst freilich vertiefte sich der Lehrer in die theoretisch erdachte Entstehungsgeschichte eines fingirten Dorfes Thalheim, wo die Leute im Thale daheim waren und in Robinsonscher Art von den einfachsten Bedürfnissen zu einem Bürgermeister, einem Lehrer und einer Feuerspritze fortschritten.

Dann sollte die wirkliche Spezialgeschichte kommen. Neben einer Flurkarte wurde eine alte Chronik von Eltville vom Rathhaus herbeigeschafft, die später verschwunden sein soll. Viel ist bei diesen Studien der Gemeindegeschichte nicht herausgekommen. Aber nun nahm sich mein Vater der Familiengeschichte mit einer gewissen Gründlichkeit an. Nach Tisch pflegte er mir in einem Eßzimmer, das durch seine besondere Höhe und seine alten Möbel einen ganz eigenartigen Eindruck machte, auf einem gelben Lehnsessel sitzend, von unseren Vorfahren zu erzählen. Man kann sich denken, wie ich zuhörte. Ich habe das, was mein Vater mir mittheilte, niemals vergessen. Wohl hat mein Interesse für die Familiengeschichte dann lange Jahre geschlafen. Als dasselbe aber durch einen zufälligen Umstand wieder angeregt wurde, entstand daraus eine Beschäftigung, die mich bis den heutigen Tag durch das Leben begleitet hat.

Mit zehn Jahren erhielt ich endlich in dem protestantischen Candidaten Heußner*) aus Rinteln an der Weser einen Lehrer, welcher auf meine Eigenthümlichkeiten einzugehen verstand; und ich kann Gott und meinen Eltern für die Wahl dieses Mannes nicht dankbar genug sein. Herr Heußner, dessen Familie eigentlich aus Hanau stammte, war ein kleiner, schmächtiger Mann, der damals dreiundzwanzig Jahre zählen mochte. Sein Gesicht war lang und von gelblicher Farbe. Besonders zeichnete ihn ein tiefbraunes Auge aus, das von einem edlen Feuer erglänzte und oft den Ausdruck der Begeisterung zeigte. Man würde ihn für einen Kelten haben halten können, wenn dafür die Lippen nicht zu schmal, das Gesicht zu lang und die Nase zu groß gewesen wäre. Liebe war sein Hauptcharakterzug. Dabei war er eine durchaus wahre und offene Natur von hellem Blick und guten Gaben. In theologischer Beziehung huldigte er einen milden Orthodoxismus. Dieser hat mannigfache Schwankungen im späteren Leben nicht ausgeschlossen. Aber seine Frömmigkeit und sein Gottvertrauen sind sich immer gleich geblieben und machten ihn zu einer Persönlichkeit, die man nicht vergißt.

*) Gestorben als Superintendent zu Ziegenhain in Hessen.

Jetzt endlich begann ein neues Leben für mich. Herr Heußner wußte mich durch Erzählungen aus seiner eigenen Jugend zutraulich zu machen und für allerhand Dinge zu interessiren. Die großen Spaziergänge wurden jetzt noch weiter ausgedehnt und ich blieb mit dem lästigen Pflanzen-Suchen und -Trocknen verschont. Der neue Lehrer hatte namentlich ein Interesse für das linke Rheinufer, das man im Rheingau stets vor sich sieht, ohne es erreichen zu können. Eine erste Tour führte über Ingelheim nach Kreuznach. Später ging es nach dem Donnersberg und von dort über die ursprüngliche Absicht hinaus nach Worms. Ich war erfüllt von dem Gedanken, die historische Stätte betreten zu können, wo Luther einst gestanden hatte. Dreizehn Stunden bin ich an jenem Tage auf den Beinen gewesen.

Religionsstunden hatte ich nicht bei Herrn Heußner; dieselben wurden mir vielmehr von meiner Mutter ertheilt. Es würde besser gewesen sein, wenn dem anders gewesen wäre. Denn gerade auf diesem Gebiete fühlte ich mich durch das mir in frühen Jahren Gebotene übersättigt. Ebensowenig bot mir der Gottesdienst in der unirten Kirche des Rheingaus eigentliche Nahrung. Der Rheingau war als ein ehemals kurmainzisches Gebiet katholisch. Erst allmählich hatte sich eine protestantische Gemeinde in demselben gebildet. Da deren Glieder auf einer Fläche von über vier Quadratstunden und in 18 bis 20 Orten zerstreut waren, so konnte sich ein wirklich kirchliches Leben nicht bilden und die Gemeinde sog ihre Kraft aus der Negation des Katholicismus. Die Kirche zu Erbach — meine Mutter besuchte sie schon ihrer Kränklichkeit wegen fast nie — befand sich in dem ehemaligen Wirthschaftshause eines Zehnthofes und war ganz ohne Schmuck. Die einzigen Farben, die das ewige Weiß und Schwarz unterbrachen, waren das nassauische Blau und Gelb, in denen ein Vorhang an der Orgel nachgebildet war. Diese wurde von einem Schullehrer gespielt, der außerordentlich gelangweilt aussah und im langsamsten Tempo spielte. Dem Allen entsprachen auch leider die Predigten. Der Geistliche war ein durchaus wohldenkender und braver Mann. Aber alles,

was er sagte, kam mir unendlich flau vor. Es konnte dies unmöglich eine Kost für einen Knaben sein, der nun einmal Alles mit der Phantasie zu erfassen gewohnt war. Vielleicht möchte man nun glauben, daß der Katholicismus des Rheingaus auf mich eingewirkt hätte. Aber auch das war nicht der Fall. Die protestantische Verneinung des Katholicismus hatte ich durchaus in mich aufgenommen. Selbst die Frohnleichnamsprocession, für die in unserem Hause ein Interesse herrschte, ließ mich ziemlich kühl, und für die schönen Kirchen im Rheingau und im nahen Mainz hatte ich noch kein Verständniß.

Irgendwo mußte doch die Einwirkung bei mir einsetzen. Herr Heußner hatte meinem ersten Lehrer einst auf seine Klagen geantwortet, ich besäße jedenfalls Interesse für die Geschichte. Dieses Interesse begann der neue Lehrer nun jetzt zu pflegen. Ich erhielt an Stelle oder doch neben den ewigen Jugenderzählungen von Schmidt und Anderen geschichtliche Bücher. Der Kaisersaal von Kohlrausch war das erste dieser Art, das Eindruck auf mich machte. Ich erfüllte meinen Geist mit den alten Kaiseridealen. Merkwürdiger Weise war nicht Otto der Große oder Barbarossa, sondern Kaiser Friedrich II. mein Held. Ich war durchaus Ghibelline und bin dies, so seltsam es klingen mag, zeitlebens geblieben. Zu den Büchern dieser Art kam dann noch ein gut vorgetragener deutscher Geschichtsunterricht. Hier zeigten sich aber Eigenthümlichkeiten bei mir, die von dem Ziel, das mein Lehrer verfolgte, sehr abwichen. Ich hatte z. B. keinerlei Interesse für Gustav Adolf. Im siebenjährigen Kriege nahm ich sehr entschieden für die Kaiserlichen Partei und äußerte dies auch in einem Aufsatz über die Schlacht bei Roßbach, den ich meinem Vater zum Geburtstage schenkte.

Glücklicher war mein Lehrer bei den Erzählungen über Land und Leute seiner Heimath. Er hat mir einst Einiges in einem Aufsatze zusammengestellt, den er mir zum Geburtstage schenkte und der tiefe Wurzeln bei mir schlug. Je unsympathischer mir das Volk in den Rheingegenden war, um so mehr richtete sich meine Phantasie nach dem deutschen Nordwesten. Diesem wollte ich als Hannoveraner angehören und es ist mir auch

nicht zweifelhaft, daß mein Vater die Absicht hatte, mich in den hannöverschen Staatsdienst zu bringen. Als König Ernst August einst zur Kur in Ems war, mußte ich meinen Vater dorthin begleiten. Die Audienz fand Morgens nach der Brunnenpromenade des Königs im Freien statt. Ich mußte mit meinem Lehrer in geringer Entfernung am Ufer der Lahn spazieren gehen, wie es mit dem Adjutanten des Königs wahrscheinlich vorher verabredet worden war. Mein Vater wußte die Unterhaltung auf mich zu lenken und fragte dann, ob Se. Majestät mich zu sehen wünsche. Auf die Bejahung der Frage wurde ich dann herangerufen. Ich kam ohne allzu große Verlegenheit, den Strohhut in der Hand. Diesen mußte ich aufsetzen und der König schlug mit seinem Spazierstock einige Male darauf. „Ist das auch ein kleiner Gelehrter?" fragte er. „Nein, Majestät", antwortete mein Vater, „der besteigt die Berge." Darauf wurde mir von diesem angedeutet, daß ich mich zurückziehen könne. Der alte König, der damals noch recht frisch aussah, hatte mir sehr imponirt und mich in seiner männlichen Art sympathisch berührt. Ich freute mich, als ich ein oder zwei Jahre später nach Hannover kam und im Hause der Großtante erfuhr, daß der König sich dieser Begegnung noch erinnerte.

Bei der Reise nach Ems kam ich auch zum ersten Male nach dem Orte Nassau, wo ich meinen Vater zur Cousine Giech, der ältesten Tochter des Ministers von Stein, begleitete, die ich auch schon bei uns in Eltville gesehen. Sie ist mir als eine mittelgroße Dame in Erinnerung geblieben: die eine Schulter etwas höher haltend, brünett, mit sehr ausdrucksvollen und scharf geschnittenen Gesichtszügen. Graf Giech war ein großer, vornehmer Mann, der aber sehr an den Augen litt und dann erblindete. Auch Steins jüngere Tochter, die Gräfin Kielmansegg, deren Mann fast alljährlich meinen Vater besuchte, war in Nassau anwesend und ich habe mit ihrem Sohne, dem ich später in meiner Lüneburger Schülerzeit wieder begegnen sollte, gespielt. — Die Stein'sche Behausung in Nassau hat mir stets einen äußerst wohlthuenden Eindruck gemacht. Sie erinnerte an die Edelhöhe des Rheingaus, war aber etwas größer und erhielt

durch den von dem Minister erbauten, neuen gothischen Thurm eine eigenthümliche Zuthat. Die Reise über den Taunus, die doch zum Theil von dem Lehrer und mir zu Fuß zurückgelegt wurde, hat einen anregenden und erfrischenden Eindruck auf mich gemacht.

Herr Heußner suchte mich auch in anderer Beziehung mehr in Berührung mit der Außenwelt zu bringen. Ich erhielt zwei weitere Eltviller Gespielen in den Söhnen eines Gemeindebeamten, der zugleich Kassenführer des Grafen Eltz war. Das Eltzische Haus in Eltville war für sie mit einem großen Nimbus umgeben. Ich lauschte ihren Erzählungen darüber, und es ist auch dies nicht ohne Wirkung geblieben. Als ich einst mit meinen Eltern im Eltzischen Hause aß, staunte ich alle die Wunderdinge an, von denen man mir erzählt hatte.

Wichtiger wurde für mich die Familie des Herrn von Ritter in Rüdesheim. Dort waren drei Söhne, die zu mir im Alter ungefähr paßten. Unsere Hauslehrer waren hessische Landsleute und als protestantische Theologen aufeinander angewiesen. Es entstand ein reger Verkehr und ich bin auch oft die Nacht im Ritter'schen Hause geblieben. Welche Freude war es jetzt für mich, wenn es hieß, es gehe in den unteren Rheingau! Mit ganz eigenen Gefühlen fuhr ich durch die Weinorte unterhalb Hattenheim. Wie gemüthlich waren dann die Abende in Rüdesheim und die Sommertage im kleinen Garten hinter dem Hause, wo man den Rhein und Bingen mit der Rochuskapelle sehen konnte! Bei gutem Wetter saß man fast immer in einer großen Laube, in der auch gegessen zu werden pflegte. Ich habe dort in Rüdesheim zuerst die Bekanntschaft mit Tausend und einer Nacht gemacht. Die Knaben lasen eifrig darin. Ich machte es ihnen nach, kann aber nicht sagen, daß ich einen wesentlichen Eindruck davon empfing. Diese morgenländischen Märchen haben mich immer kalt und fremd berührt.

Auch mit diesen Ritterschen Söhnen bildete sich jetzt eine Freundschaft heraus und es führte das zu einem höchst eigen-

thümlichen Intermezzo in dem Leben meiner Kindheit. In Eltville hatte ich zufällig einen zum Besuch anwesenden Würzburger Gymnasiasten kennen gelernt, der mir von dem Verbindungswesen der dortigen Universität erzählte. Im Grunde waren es nur wenige Andeutungen, die ich aufgefangen hatte. Aber der Erzähler war warm für seinen Gegenstand und das, was ich auffaßte, versetzte mich in Feuer und Flamme. Da ich in meinem Kaisersaal auch von den Ritterorden gelesen hatte, so beschloß ich mit meinen Rüdesheimer und Eltviller Freunden, einen „Ritterbund" zu gründen, zu dessen Großmeister ich mich selbst machte. In einer dunklen Kammer wurde ein Altar hergestellt, Lichter wurden darauf gesetzt und es fehlte auch nicht an einem Gegenstande, der zur Not ein Schwert vorstellen konnte. Vor diesem Altar gelobten wir uns ewige Treue. Als mein Lehrer und dann meine Eltern hinter die Sache kamen, schien alles vorbei zu sein. Aber Herr Heußner hatte die Klugheit, das Spiel in Bahnen zu lenken, in denen es officiell geduldet werden konnte. Wir wurden von Rittern zu Knappen degradirt, aus dem Ritter- ein Knappenbund und ich hieß jetzt Meister vom Stuhl. In dieser Form hat das Spiel noch über ein Jahr gedauert. Wir wollten uns gegenseitig zum Guten und zur Ritterlichkeit erziehen. Es wurden Panzer und Helme von Pappe, Schwerter von Holz gemacht. Wir schufen uns ein Wappen. Mein erster Gespiele, der mittlerweile zu einem Kupferstecher nach Mainz in die Lehre gekommen war, fertigte uns ein eisernes Siegel an, das ich noch heute als Erinnerung aufbewahre, obwohl es geeigneter zu einem Hammer als zu einem Siegel erscheint. Die Correspondenz spielte bei dem Allen eine große Rolle und ich erinnere mich sehr wohl, wie ich als Meister vom Stuhl meinen Mitknappen alle möglichen guten Lehren gab und sie unaufhörlich zum rechten Eifer für den Knappenbund anspornte. Mein trefflicher Lehrer wurde zu dessen Protektor ernannt und es trug das wesentlich dazu bei, mein Verhältniß zu ihm inniger zu gestalten. Vielleicht würde ich dieser Spielereien trotzdem keine Erwähnung thun, wenn sie nicht eine Vorbedeutung für das enthielten, was mir das Corps-

leben später auf der Universität gewesen ist. Da der Anfang zu diesem allen ein spontaner war, so darf es wohl als der Ausdruck eines in mir liegenden Triebes betrachtet werden.

Nicht aus dem Rheingau selbst war mir die Anregung dazu gekommen und es mag dies als ein Bild dafür gelten, welche verschiedenartigen Elemente auf den im Rheingau lebenden Knaben einwirkten. Jedes Jahr hatten wir zahlreichen Besuch von Holsteinern und Hannoveranern. Die ersteren machten mir durch ihr nordisch starres Wesen und durch ihren von der Rheingauer Art so verschiedenen Typus einen ganz besonderen Eindruck und es befanden sich auch hervorragende Männer unter ihnen. So erinnere ich mich z. B. den später als Statthalter bekannt gewordenen Grafen Reventlow in unserem Hause gesehen zu haben und ich weiß, daß er mir Eindruck machte. Als Begleiter des ältesten Bruders meiner Mutter auf einer Reise nach Frankreich und Spanien weilte längere Zeit Professor Thaulow aus Kiel bei uns, der sich später als Gründer des antiquarischen Thaulowmuseums in Kiel einen Namen gemacht hat. Er war Pädagoge und reiste damals im Auftrage der dänischen Regierung, um Schulanstalten kennen zu lernen. Auch in betreff meiner Erziehung, deren Schwierigkeiten von keiner Seite verkannt wurden, ist er um Rat gefragt worden. Es machte keinen günstigen Effekt, als ich einige Monate später zufällig erfuhr, wie er ein großes Gutachten über mich gesandt habe, das in drei Theilen die Erziehung an sich, die Erziehung adliger Knaben und meine eigene Erziehung behandele. Mir hinterließ Professor Thaulow auch keinen sympathischen Eindruck. Ich hielt ihn wohl für klug und geistig angeregt, aber für doktrinär und von sich überzeugt.

Weit gemüthlicher und meinem Herzen näher stehend als die Holsteiner waren die Hannoveraner, wenn ich auch wenige hervorragende Männer unter ihnen aufzuführen vermag. Von Notabilitäten machte man bei dem außerordentlichen Menschenconflux im Rheingau überraupt nur wenig Aufhebens. Schon der nahen Bäder wegen war stets von namhaften Persönlichkeiten die Rede, und es fehlte nicht an solchen, welche bei uns

vorsprachen. So hatte z. B. meine Mutter Besuch von jenem Superintendenten Dräsecke, dessen Predigten von so großem Einfluß auf ihre Jugend gewesen waren. Sie war nicht ganz von dem einfachen Eindruck, den er machte, befriedigt und es frappirte sie namentlich, daß er einer Jüdin gerathen hatte, bei Lebzeiten ihres Großvaters nicht überzutreten, weil es diesem einen zu großen Kummer bereiten würde. Die Liebe stellte er über alles. Auch die Herzogin von Bernburg, die eine jener Glücksburger Prinzessinnen war, mit denen meine Mutter den Freundschaftsbund in der Jugend geschlossen hatte, kam einst zu Besuch. Der Herzog von Cambridge nahm mit seiner Familie das Frühstück bei uns ein und ich habe dann die Herzogin von Cambridge später auf der Durchreise in Kastel bei Mainz noch einmal gesehen. Fast alle Jahr erschien der als russischer General in den Freiheitskriegen bekannt gewordene Herr von Tettenborn, der jetzt badischer Gesandter in Wien war und Verwandte im nahen Niederwalluf hatte.

Besonders lebhaft ging es im Rheingau zu, als einst der Fürst Metternich auf dem Johannisberg residirte. Auch hiervon ist mir, obwohl er nicht in unser Haus kam, eine Erinnerung geblieben. Die die Rheinorte verbindende Landstraße wimmelte in einer Weise von Equipagen, wie dies im Rheingau nicht mehr der Fall gewesen, seit es Dampfschiffe gab. Fürst Metternich hielt einen kleinen Hof auf dem Johannisberg. Die mannigfachsten Anekdoten kursirten von ihm im Rheingau. Einst sah ich den alten Herrn mit seiner noch jugendlichen dritten Gemahlin in einer Fensterchaise an unserem Hause vorüberfahren. Aber ich hatte den Eindruck, daß man wohl mit einem großen Respekt, aber nicht mit Enthusiasmus von dem Fürsten sprach. In dem, was man erzählte, erschien er wohl als ein humoristischer, alter Praktiker, nicht aber als ein großer Mann. So hatte er einst gesagt, die Fürsten fühlten den Stock der Revolution, sobald sie ihn nur sähen, stets schon auf ihren Rücken.

Zwischen den Jahren 1839 und 45 verlebten meine Eltern mehrere Winter in Wiesbaden, wo auch meine zwei jüngsten

Schwestern geboren sind. Auch ich habe wiederholt mehrere Monate dort zugebracht. Wir wohnten in der innern Stadt: im Badehause zum schwarzen Bären, wo Göthe während seiner bekannten Rheinreise von 1814 gewohnt hatte. Eingepfercht in verhältnißmäßig enge und nach heutigen Begriffen uncomfortable Räume fand ich das Leben in diesem seitdem verschwundenen Badehause höchst ungemüthlich. Schon das Zusammenleben mit vielen Anderen in ein und demselben Gebäude behagte mir wenig. Der heiße Dunst der Bäder im unteren Stock war mir unangenehm. Der enge Hof wurde, da der Wirth der alleinige Droschkeninhaber von Wiesbaden war, stets von Wagen eingenommen, die die Unruhe des Ganzen noch vermehrten. Die Spaziergänge, die ich mit dem Lehrer machte, richteten sich fast niemals nach den schönen Wäldern nordwärts von Wiesbaden sondern nur nach den drei anderen Himmelsrichtungen. Die Kuranlagen fand ich im Winter reizlos und schaal und gegen die mit Obstbäumen bestandenen Ackerfelder hatte ich vom Rheingau her einen Widerwillen.

Aus dem Verkehr mit anderen Knaben, der sich mir hier darbot, wurde wenig. Nur das Haus des Ministers von Dungern, in dem ich angenehme Stunden verlebte, möchte ich ausnehmen. Auch hier war ein Kurhesse Hauslehrer und es gab zwei Söhne, die mir im Alter ziemlich gleich standen. Der Reellität und Tüchtigkeit des ganzen Hauses konnte man sich nicht entziehen. Das ist aber auch die einzige wohlthuende Einwirkung, deren ich mich aus Wiesbaden erinnere. Die Familie Ritter aus Rüdesheim wohnte im Winter auch gewöhnlich im schwarzen Bären. Aber ich fand die Knaben hier weit unzugänglicher als im Rheingau und unter dem Einfluß ihrer Wiesbader Gespielen stehend.

Der ungünstige Gesammteindruck, den Wiesbaden auf mich machte, war so stark, daß ich eine Antipathie gegen diese Stadt niemals ganz habe überwinden können, die einen so großen Reiz für viele Norddeutsche besitzt. Ich konnte es nie abwarten, bis ich wieder im Rheingau war.

Es ist hier wohl der Ort, auch etwas über den gesellschaftlichen Kreis und die Häuser zu sagen, in denen meine Eltern,

und namentlich mein Vater, im Rheingau lebten; und es wird gerade dies vielleicht nicht ohne Interesse für den Leser sein. Steins nassauischer Gegner von Ibell*) nannte die Herren des Rheingauer Adels gern Krautjunker. Aber ich erinnere mich keiner Persönlichkeit, auf welche diese Bezeichnung auch nur annähernd gepaßt hätte. Die Zeit war noch nicht allzulange vergangen, wo der nassauische Adel an der Seite und unter dem Impulse Steins eine hervorragende Rolle und zwar als Opposition in dem sich entwickelnden deutschen Verfassungsleben gespielt hatte; und da im übrigen Nassau nur sehr wenig Adel vorhanden war, so kamen die Rheingauer Edelleute neben dem Freiherrn von Stein dabei vor allem in Betracht. Bald genug freilich hatten sich die Dinge geändert. Die ritterschaftliche Opposition war überflügelt und diese dadurch auf die Seite der Regierung gedrängt worden. Der neue Herzog Adolf hat es wohl schon damals verstanden, sich in ein Verhältnis zu seinen Edelleuten zu setzen, das später schwerlich vieler Orten seinesgleichen gehabt haben wird. Niemals habe ich im Kreise des Rheingauer Adels ein Wort gegen die Zugehörigkeit zum nassauischen Staate sagen hören. Die Rheingauer Edelleute bildeten als Mitglieder der nassauischen Herrenbank jetzt eine Stütze der Regierung. Aber es war doch auch etwas von dem großen Anlauf jener ersten Jahre der ständischen Thätigkeit übrig geblieben und das demselben zu Grunde liegende Unabhängigkeitsgefühl auch noch das alte.

Es lag etwas Echtes und Deutsches in diesen Rheingauer Edelhöfen und diesen alten Rheingauer Adelsgeschlechtern, wie man es in dieser Weise selten finden wird. Hier hatte sich ein Stück echter Geschichte im modernen Rheingau erhalten. Es war reichsritterschaftliche Luft, die man auf diesen Edelhöfen athmete. Nirgends eine Spur von Gespreiztem! Selbst das Rheingauer Deutsch war in diesem Kreise noch nicht ausgestorben. Und dabei hatten doch die meisten dieser Geschlechter

*) Siehe Dr. C. Spielmann „Karl von Ibell, Lebensbild eines deutschen Staatsmannes." Wiesbaden W. Kreidels Verlag 1897.

eine großartige Tradition und waren sich derselben bewußt. Deutsch denkend und fühlend waren sie alle. Wie sie sich doch eigentlich nur in mittleren Glücksverhältnissen befanden, so konnte man jenen Familien einen übertriebenen Luxus auch in keiner Weise vorwerfen. Man amüsirte sich gern und es fehlte auch hier oft an höherem Interesse. Aber das Vergnügen ruhte auf einem höchst harmlosen Grunde und Alles war von einem soliden Charakter. Der Kreis war gerade groß genug, um sich zu genügen und doch nicht so groß, daß die Einzelnen einander innerlich fremd geblieben wären. Namentlich war dieser Kreis durch mehrere Damen ausgezeichnet.

Auch unter den Männern befanden sich aber interessante Charakterköpfe. Ich nenne in erster Reihe den alten Herrn von Ritter in Rüdesheim. Er war ein kleiner untersetzter Mann mit rothem Gesicht und wohlerhaltenem, weißem Kopfhaar: ein starker Schnupfer und großer Rechner, der, obwohl katholisch, noch in den Traditionen der Schule Dalbergs — dieser war sein Vormund gewesen — lebte und deshalb auch zum Liberalismus und zu Preußen neigte. Auch daß er, der Katholik, für seine Kinder einen protestantischen Theologen zum Hauslehrer gewählt hatte, gehört hierher. Herr von Ritter war ein gebildeter und denkender Mann. Er gehörte zu den Leuten, die Alles durch Zahlen beweisen und streng logisch begründen wollen. Mein Vater pflegte zu sagen, daß er dabei bisweilen zu Rechenexempeln gelange, deren Endresultat der Wirklichkeit nicht entspreche; und ich könnte mir denken, daß die kritische Beleuchtung des nassauischen Finanzbudgets, mit der er in den ersten Jahren des nassauischen Verfassungslebens hervorgetreten war, zu den Rechenexempeln dieser Art gehört hatte. Aber die Bezeichnung eines Krautjunkers paßte auf Herrn von Ritter erst recht nicht. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß seine Opposition zum großen Theil auf seinem Liberalismus beruhte.

Herr von Ritter war ein sehr guter Haushalter und stand in allgemeinem Ansehen. Noch in späten Jahren hatte er zum zweiten Male geheirathet. Gewöhnlich traf man im

Ritter'schen Hause auch einige Damen aus Bayern, die mir — der aus Franken stammenden Frau von Ritter darin durchaus ähnlich — durch die Frische und das Gemüthvolle ihres Wesens einen Eindruck hinterlassen haben.

Einen rechten Gegensatz zu Herrn von Ritter bildete Graf Ingelheim, was sich auch im Leben geltend machte. Wie Herr von Ritter den linken, so repräsentirte Graf Ingelheim den rechten Flügel der alten Mainzer Gesellschaft. In seiner Jugend war er Page am Mainzer Hof gewesen und er hatte dann die Tochter des Kaiserlichen Gesandten, des als Diplomat der 90er Jahre bekannt gewordenen Grafen Westphalen, geheirathet. Wie sehr viele rheinische und fränkische Edelleute, so hatte auch er im Befreiungskriege ein Freiwilligenbataillon kommandirt. Seiner Richtung nach war er Österreicher. Seine drei Söhne waren in österreichische Dienste getreten und sprachen ein ganz österreichisch gefärbtes Deutsch: der eine von ihnen war später der letzte österreichische Gesandte am hannöverschen Hofe. Der Vater Ingelheim war ein vornehmer Mann nach der Art der ersten Jahre unseres Jahrhunderts, mit gesellschaftlichen Formen, die man auch österreichisch nennen konnte, ziemlich groß und von Würde, aber auch von großer Gutmüthigkeit und Natürlichkeit. Bei seinen Beziehungen zum Fürsten Metternich hatte er wohl früher, als Andere, der Opposition entsagt.

Das Ingelheim'sche Haus zu Geisenheim bildete seit langer Zeit den geselligen Mittelpunkt des Rheingaus. Auch die Erinnerungen der Gräfin reichten weit zurück, wie sie denn besonders gern von dem alten Mainzer Hofe sprach. Sie war in ihrer Jugend von großer Schönheit gewesen und gehörte zu den Frauen, welche die geistige und körperliche Lebensfrische besitzen, die für das Leben in der „Welt" erforderlich ist. In früheren Jahren hatte im Geisenheimer Hause lange Zeit ein Liebhabertheater existirt, an dem auch mein Vater, wenn er auf Urlaub im Rheingau war, gern und mit Erfolg Theil nahm. Meine Mutter erschien selten in Geisenheim. Aber mein Vater wurde gerade in diesem Hause in jeder Weise geehrt. Mit Stolz hat es mich einst erfüllt, als er, am Abend aus

Geisenheim zurückkehrend, von einem Improvisator erzählte, der auf Veranlassung des Grafen die Geschichte unserer Familie von Simmern bis Talavera in Versen gefeiert hatte.

Ein drittes Haus war jenes unmittelbar benachbarte Eltzische, von dessen Eindruck auf mich ich auch schon gesprochen habe. Graf Eltz hatte in den 90er Jahren als Kavallerieoffizier unter den Kaiserlichen gedient und war dabei gewesen, als der General Hotze gelegentlich eines unbedeutenden Geplänkels zu Schännis in der Schweiz geblieben war. In den Jahren 1813 und 14 hatte er eine Stelle im ungarischen Landsturm, der sog. Insurrektion, bekleidet. Seine Beziehungen lagen vielleicht noch mehr, als die des Grafen Ingelheim, in Oesterreich, wie denn ein Bruder von ihm Kaiserlicher Gesandter in Dresden und Rio de Janeiro und ein anderer General-Adjutant des Erzherzogs Karl in dessen späteren Jahren gewesen ist. Nicht lange vor seinem Tode erbte der rheingauische Graf Eltz eine Herrschaft in Slavonien, die seitdem den Hauptsitz der Familie gebildet hat. Dennoch war unser Nachbar wieder ein ganz anderer Mann als Graf Ingelheim, und in seinem Wesen weit mehr Rheinländer. Er hatte viel gesehen und erlebt, war nicht ohne die rheinische Lebendigkeit und erzählte gern. In der nassauischen ersten Kammer hat auch er eine Rolle gespielt und war zuletzt deren Präsident. Seinem Hause wußte er in der Meinung des Volks eine große Stellung zu erhalten. Die Gräfin war in allem Betracht eine seltene Persönlichkeit, die in Frömmigkeit und Wohlthun ihres Gleichen suchte und unter den Frauen des Rheingaus eigentlich in erster Linie genannt zu werden verdient.

Es war noch nicht die Zeit, wo die aus der Fremde gekommenen Villabesitzer den Rheingau beherrschten. Dagegen bestand die Gesellschaft des Rheingaus doch auch nicht lediglich aus den Familien des alten Kurmainzer Adels. Die Hinzugekommenen besaßen natürlich nicht die reichsritterschaftlichen Traditionen. Aber auch unter ihnen waren treffliche Leute. So hatte sich in der unmittelbaren Nähe von Eltville der Graf Grünne angebaut: ein Belgier und Bruder jenes Generals von Grünne, der in der Schlacht bei

Aspern der Generaladjutant des Erzherzogs Karl gewesen war. Auch er hatte ursprünglich in der österreichischen Armee gedient, dann aber nach 1815 den König von Holland als Gesandter für Luxemburg im Bundestage vertreten. Nach 1830 war er abgegangen. Seines Legitimismus wegen wollte er sich nicht ganz nach Belgien zurückziehen und er lebte im Sommer hier am Rhein. Seine Frau war die dritte hervorragende Erscheinung unter den Damen der Gegend. Obwohl ihrem Familiennamen nach eine Wallonin, zeigten ihre Züge doch durchaus flämische Art. Ihre Haltung war die einer Marquise des nördlichen Frankreichs. Sie zeigte weit mehr steife Würde als ihre deutschen Genossinnen: ihren Mann pflegte sie regelmäßig monsieur de Grnnne zu nennen. Aber es lag eine große Güte des Herzens in Allem, was sie sagte. Eine werkthätige Frömmigkeit zeichnete auch sie in besonderem Maße aus. Für meinen Vater hegte sie eine große Verehrung.

Die Sprache war in diesem Familienkreise meist französisch. Aber die in Deutschland aufgewachsene Tochter konnte für eine Deutsche gelten; und dasselbe darf von den Söhnen gesagt werden, welche wieder in der österreichischen Armee dienten. Es war ein Haus von feiner Sitte und doch wieder von einer Leichtigkeit der Umgangsformen, die den Verkehr in demselben höchst angenehm machte. Nur zeigten sich die jüngeren Glieder der Familie wenigstens in späteren Jahren zum Theil von einem fanatischen Katholicismus beseelt, was man von den anderen katholischen Familien, mit denen meine Eltern Verkehr hatten, nicht sagen konnte.

Ein sehr verschiedenes Haus war das des Herrn von Schwartzenau, der das Amt eines Oberforstmeisters des Bezirks bekleidete, aber auch ein kleines Gut im Rheingau besaß. Er war protestantisch und eine Charakterfigur aus alter Zeit: von mancherlei Schrullen und Eigenthümlichkeiten, von fast zu derber Gradheit, aber ein Ehrenmann durch und durch. Er schloß sich eng an das Haus Ingelheim an. Auch zu uns kam er bei den durch seinen Beruf verursachten Fahrten häufig. Herr von Schwartzenau war in seiner ganzen Ge-

sinnung ein Vertreter desjenigen, was uns gewöhnlich vorschwebt, wenn wir von der konservativen Strömung der Jahre 1813 und 15 sprechen, und in jenen Jahren auch einst als freiwilliger Jäger in den Krieg gezogen.

Ebenfalls protestantisch war das Zwierlein'sche Haus in Geisenheim. Herr von Zwierlein stammte aus einer Wetzlarischen Advokaten-Familie und war noch von jener skeptischen Verstandesrichtung, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in so weiten Kreisen herrschend war. Aber er war mannigfach gebildet und ein Freund seiner Freunde. Seinen bereits ererbten Besitz hatte er durch Käufe zur Zeit der Säcularisationen dermaßen vermehrt, daß er zu den größten Grundbesitzern des Herzogthums Nassau gezählt wurde. Auch er hatte ehedem eine Rolle in den nassauischen Landständen gespielt und wird von Spielmann in dem Lebensbilde Karl von Ibells erwähnt.

In Herrn von Zwierleins Hause lebte die als Dichterin bekannt gewordene und z. B. in den Briefen der Annette von Droste-Hülshoff erwähnte Adelheid von Stolterfoth, die er dann heirathete. Mit Letzterer habe ich noch in späteren Jahren vielfach verkehrt. Sie kam mir stets mit großem Wohlwollen entgegen. Die Dichterin ließ sie als verheirathete Frau ganz zurücktreten; aber ich fand in ihr eine charaktervolle, hochherzige und von einem edlen Geistesschwung getragene Dame, die auch das Schwere mit Würde ertrug. Ihre Anschauungen waren die des protestantischen Adels ihrer fränkischen Heimath.

Wieder ein ganz anderes Element als die zuletzt genannten Herren war in diesem Kreise ein protestantischer Edelmann aus Westfalen: ein Herr von Bodelschwingh, der mit etwa 70 Jahren zum zweiten Mal geheirathet und ein altes Klostergut: den Draiser Hof erworben hatte, um dort den Abend seines Lebens zuzubringen. Der alte Herr war das Bild eines echten Deutschen. Er war Landcomtur der Utrechter Balley des deutschen Ordens und trug das Landcomturkreuz stets am Halse. Unter mittlerer Größe, war er ziemlich stämmig in seiner Erscheinung. In der Zeit, von der ich rede, muß er schon den 80ern nahe gewesen sein. Er war aber noch rüstig und pflegte auch noch einige

Jahre später zu Fuß nach Eltville zu gehen, und dort die Post zu holen. Aus seinem stillen, in sich gekehrten Wesen, aus seinen ernsten biederen Zügen sprachen Rechtschaffenheit und Gradheit. König Friedrich Wilhelm IV. hielt viel auf ihn, nannte ihn schlechthin „den deutschen Herrn“ und soll ihn, als er ihm bald nach seiner Thronbesteigung in einem Bade begegnete, umarmt haben.

Es sah auf dem Draiser Hof fast wie auf einem einfachen norddeutschen Edelsitz aus. Für mich ist die Erinnerung daran von Interesse, weil ich in demselben zum ersten Mal mit preußischen Elementen in Berührung kam. Die Preußen der Garnison von Mainz verkehrten dort häufig. Eine Schwester der Frau war mit einem derselben verheiratet. Ich kann nicht sagen, daß der alte Herr für mich etwas Fremdes hatte. Aber schon der Dialekt der Damen und noch mehr der der Offiziere befremdete mich. Die Begeisterung der Frau für ihren König war etwas, was mir in dieser Weise noch nicht vorgekommen, obwohl ich von „loyalen“ Menschen umgeben war; und der Eindruck des Fremden, den all' dies Preußische auf mich machte, ward durch die Volksstimmung verstärkt. Denn dem Volk des Rheingaus war das preußische Wesen unsympathisch, während es von den Oesterreichern stets hieß, diese seien „gute Leute“.

Mit den alten Kurmainzer Familien fand von dem Draiser Hof aus nur wenig Verkehr statt. Aber meine Eltern waren dort ziemlich viel und das Haus wird auch dadurch für mich von Interesse bleiben, daß ich dort meine erste Tanzstunde gehabt habe.

Alle Familien, die den Rheingauer Kreis bildeten, kann ich natürlich nicht aufzählen. Seine auffallendste Persönlichkeit war vielleicht Herr Thurneyssen in Niederwalluf, der auch der einzige Unadlige war, welcher ihm völlig angehörte. Er war aus einer Frankfurter Familie, die aus Basel stammte und dort zu den Patriziern gerechnet worden sein soll. In jüngeren Jahren war er Kaufmann gewesen und hatte sich mit einer Dame aus den Kreisen der reichen Frankfurter Familien verheirathet, ohne dabei jedoch zu Reichthum zu gelangen. Später hatte er ein

kleines Gut zu Erbach im Rheingau gekauft und dieses dann mit dem Stadioner Hof zu Nieder-Wallnf vertauscht. Seine Beziehungen waren natürlich wieder ganz andere. Die meisten seiner Verwandten wohnten in Frankfurt. Doch war eben jener General von Tettenborn sein Schwager.

Herr Thurneyssen hatte einst zu der eleganten Jugend gehört, war ein schöner Mann und durch eine sehr schöne Stimme ausgezeichnet gewesen. Man erzählte, daß er einst vor dem Kaiser Alexander I. von Rußland habe singen müssen. Im Jahr 1815 hatte Herr Thurneyssen in demselben Frankfurter Bataillon gedient, das Graf Ingelheim commandirte. Die Freundschaft mit dem Grafen, die ihn in den Rheingauer Kreis geführt, stammte von daher. Es war an Herrn Thurneyssen davon auch etwas eigenartig Chevalereskes haften geblieben. Man konnte es auch militärisch nennen. Außer meinem Vater war er der einzige Reiter im Rheingau. Auch in seinen Gesellschaften, ja selbst zum Diner erschien Herr Thurneyssen im Reitercostüm. Wie in den äußeren Dingen, so liebte er auch in den Gedankengängen das Exceptionelle und Bizarre und erinnerte hiedurch an jene Richtung wie sie bei geistreichen Menschen — ich verweise auf Bettina Brentano — am Anfang des Jahrhunderts am Mittelrhein vielfach zu Hause gewesen war. In religiöser Beziehung kehrte er den Freigeist heraus, nahm aber dann doch — obwohl Protestant — gegen diese, welchen er Intoleranz vorwarf, und für die Katholiken Partei. Dabei lag aber eine kernige Gesinnung in Herrn Thurneyssen. Er war ein tüchtiger Landwirth geworden und beschäftigte sich eingehend mit der Oeconomie. Wie er ein fast schwärmerisch liebender Vater war, so hatte er auch ein reges Interesse für die Armen. Mein Vater und er waren ursprünglich durch das gemeinsame Interesse der Acker- und Weinwirthschaft zusammengeführt worden. Unsere Familie ward ihm nach meines Vaters Tode großen Dank schuldig. In der Politik hatte Herr Thurneyssen wenigstens in späteren Jahren konservative und großdeutsche Auffassungen.

Mein Vater war in mannigfacher Hinsicht recht ein Binde-

glied zwischen all diesen Elementen. Seine Gutmüthigkeit, seine menschenfreundliche Art verlangten nach dem Verkehr und fanden überall ein freundliches Entgegenkommen. Sein sicheres, ritterliches Auftreten, seine feinen Manieren, seine edelmännische Denkungsart wiesen ihm überall einen Platz an. Der Aufenthalt im Auslande, die Kriege, seine Reisen hatten ihm Vielseitigkeit verliehen. Die Höflichkeit der älteren Zeit zeichnete ihn im hohen Grade aus. Vor Allem war es doch aber sein Herz, das ihm alle Menschen gewann. Wo er jemand einen Dienst erweisen konnte, da war er zu finden.

Er war ein großer, schöner Mann. Seine Gesichtsfarbe war in früheren Jahren frisch und gesund. Meines Vaters Mund zeichnete ein herzgewinnendes Lächeln aus und hatte in seinem Ausdruck etwas ganz Eigenartiges. Sein Haupthaar war beinah schwarz zu nennen und verrieth den rheinischen Ursprung der Familie. Seine Augen waren von jener Art, die man wohl blau nennt, die aber doch auch wieder etwas Bräunliches haben. Seine Nase war groß und charaktervoll. In seinem Benehmen hatte er etwas von den Engländern der älteren Zeit, obwohl dann doch wieder eine sanguinisch-cholerische Lebendigkeit durch diese äußeren Formen hindurchbrach. Es lag ein Wohlwollen und eine Selbstlosigkeit in seinem Wesen, die etwas Rührendes hatte und von einer ganz eigenthümlichen Art war. Man hat behaupten wollen, daß alle die, welche die Befreiungskriege mitgemacht, zeitlebens den Ausdruck einer gewissen Weihe behalten hätten. Ich lasse es dahingestellt, wie weit eine solche Behauptung richtig ist. Auf meinen Vater aber würde sie passen und man hat mir wiederholt gesagt, daß sein Bild an das von Körner erinnere.

Wie mein Vater der Mann der höheren Gesellschaft, so war er auch durchaus der Mann des Volkes. Schon daß er sich so emsig mit der Oeconomie beschäftigte und dabei Alles selbst that, brachte ihn in die engste Berührung mit demselben und verschaffte ihm dessen Achtung. Seine hohe Gestalt, sein rasches, soldatisches Wesen, sein praktisches Zugreifen imponirte

den Leuten. Auch auf dem hannöverschen Familiengut Wichtringhausen, das er zwei Jahre bewirthschaftet hatte, erfreute er sich großer Sympathien und er ist dort lange im Munde der Bauern geblieben. Wenn er einmal in die gutmüthige Heftigkeit verfiel, die seinem Wesen eigen war, so konnte man mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß irgend ein sittlicher Zorn zu Grunde lag und daß ein solches Auftreten den Leuten erst recht gefiel. Er besaß auch durchaus jene Kunst, die Menschen in Respekt und in einer gewissen Entfernung zu halten, welche der alten Zeit eigen war. Endlich war er von einem Gerechtigkeitssinn, wie ich auch dem — den jüngsten Bruder meines Vaters wieder abgerechnet — niemals in der Weise begegnet zu sein glaube. Noch lange hat man in Eltville von den Zeiten gesprochen, wo Graf Eltz und mein Vater zum Rechten gesehen hätten. Ich werde es nicht vergessen, wie mir in den sechziger Jahren einer unserer Tagelöhner erzählte, daß er mitten in dem Strudel des Jahres 1848 seinem Bruder gegenüber den Wunsch ausgesprochen habe, einmal meinen Vater über das Alles sprechen zu können und zu hören, was er dazu sage.

Wie dieser sich in jeder Beziehung gemeinnützig zu machen suchte, so ist er auch der Politik nicht ganz fern geblieben. Die Cousine Giech, die als älteste Tochter das Steinsche Fideicommiß Nassau besaß, ernannte ihn zu ihrem Vertreter in der ersten Kammer des Herzogthums Nassau; und mein Vater ergriff auch diesen Beruf mit der ihm eigenen Pflichttreue. Schon hatte seine Gesundheit wesentlich gelitten. Dieses neue Amt ging eigentlich über seine Kräfte und hat ihm sicherlich geschadet. Aber er widmete sich ihm mit einer Emsigkeit, vor der sich mancher unserer heutigen Parlamentarier schämen müßte.

Trotz seines wechselvollen Lebens war er nichts weniger als ein Kosmopolit. Er hatte sich stets als Deutscher gefühlt. Seine politischen Auffassungen waren freilich von Haus aus die englischen gewesen. Die deutschen Ideen hatten dann aber den dem heimathlichen Boden wiedergeschenkten Jüngling mächtig ergriffen. Man hatte meinen Vater in früheren Jahren für einen Liberalen gehalten; aber das Fundament seines Wesens

war doch durchaus ein konservatives und gerade die englische Beimischung, welche sein Gedankenkreis zeigte, gab diesem Konservatismus die Weihe und den Gehalt. Er hing mit aller Wärme an den Erinnerungen der Freiheitskriege: es sei eine große Zeit gewesen, hörte man ihn immer wieder sagen. Die Aversion gegen die Franzosen saß ihm tief im Blut. Ich erinnere mich, wie sehr er es, als im Jahre 1840 von der Möglichkeit eines französischen Krieges die Rede war, bedauerte, daß er nicht mehr mit marschieren könne. So hat er auch noch in seinen letzten Jahren mit Liebe deutsche Geschichte studiert. Den Minister von Stein, dessen Mutter unserer Familie angehört hatte und eine Großtante meines Vaters gewesen war, verehrte er sehr und er war stolz auf diese Verwandtschaft.

Wie er sich aber als Deutscher fühlte, so ist er doch in seinen letzten zehn Lebensjahren eigentlich Hannoveraner geblieben. Auch seine Sprache hatte nur wenig von der Eigenthümlichkeit des hannöverschen Dialekts verloren. Ich werde es nie vergessen, wie bewegt mein Vater war als mein zweiter Hauslehrer einst eine Reise nach Hannover gemacht hatte und Bilder von dort mitbrachte.

Und wie mein Vater Hannoveraner blieb, so war er auch doch wieder, den Traditionen seiner Familie entsprechend, der Reichsritter. Auch gerade die rheinischen Geschichten und Sagen hatten ihn in der Jugend berührt. Die Beziehungen des Reichsadels zu dem alten Reich waren dem aus der Fremde Kommenden vielleicht mehr als den einheimischen Rheinländern zum Bewußtsein gekommen. Wenn meine Mutter für den Verdienstadel schwärmte, so meinte mein Vater schmunzelnd, daß er mit seinem Erbadel recht zufrieden sei. Die Poesie, die an dem rheinischen Adel noch haftete, hatte auch einst sein jugendliches Gemüth erfaßt und verwob sich mit der Pietät für das Streben seiner Mutter. Vielleicht frägt nun der Eine oder Andere, wie sich dies reichsritterliche Element mit dem hannöverschen vertrug und ob es sich dabei nicht um Gegensätze handelte. Wer die Traditionen der alten Reichsritterschaft kennt, wird nicht so fragen. Denn das war ja eben ein Bestandtheil ihrer Eigenthümlichkeiten gewesen,

daß sie nicht zu den Ländern und Staaten gehörte, in denen sie ansässig war und daß sie nach Reichsläuferart Dienste in entlegenen deutschen Ländern suchte. Das fremde Element war ja noch jetzt eines der Charakteristiken des nassauischen Adels. Wie wir Hannoveraner, so waren unsere Nachbaren Oesterreicher und Bayern geworden. So berief sich Stein der nassauischen Regierung gegenüber gern auf seine preußischen Besitzungen, ohne seinen reichsritterschaftlichen Traditionen zu entsagen. Die norddeutsche Tüchtigkeit wird Stein ebenso wie meinem Vater und seinen beiden Ascendenten imponirt haben. Hätte dagegen mein Vater in preußischen statt in hannöverschen Diensten gestanden, so würde er wahrscheinlich wie Stein gefühlt haben. Und doch bestand der Reichstraditionen wegen ein geringerer Gegensatz zu Hannover als zu Preußen, wie denn auch gerade darum sich viele protestantische Reichsritter im vorigen Jahrhundert dem hannöverschen Dienst zugewandt hatten. Auch bei meiner eigenen Jugendentwicklung bitte ich diesen Zusammenhang nicht zu übersehen.

An seiner Familie hing mein Vater mit großer Liebe. Die englischen Auffassungen vom Gentleman steckten, wie sich denken läßt, tief in ihm; wie ich mich denn erinnere, sehr oft eine Vorlesung von ihm darüber erhalten zu haben. Schon sein ritterliches Wesen führte ihn zu dem Streben, die Existenz der Familie zu sichern und das zu bewahren, was er unter dem Begriff „des guten Namens“ zusammenfaßte.

Es führten diese Auffassungen zu einer immer konservativeren Richtung. Von der nassauischen zweiten Kammer und deren Opposition wollte mein Vater wenig wissen. Die Herren in der ersten Kammer, sagte er, seien doch ganz andere Männer und wüßten weit mehr, was sie wollten. In den ständischen Verhandlungen schloß er sich mehr oder weniger an den Grafen Walderdorf an, der früher nassauischer Minister war und jetzt als das Haupt der nassauischen Konservativen galt, wie er in späteren Jahren das Haupt der sog. Klerikalen wurde.

Mit den Katholiken stand mein Vater überhaupt sehr gut. Er sowohl als meine Mutter haben oft und gern an dem

katholischen Gottesdienste zu Eltville Theil genommen. Der katholische Geistliche des Orts, der damals auch in den nassauischen Ständen eine Rolle spielte, war häufig in unserem Hause.

Für den Herzog Adolf von Nassau besaß mein Vater die loyale Ergebenheit des treuen Unterthanen und Vasallen. Näher noch als dem nassauischen stand er aber dem Herzen nach doch dem Hause Cambridge, mit dem ihn von seiner hannöver'schen Jugend und von seiner Mutter her enge Beziehungen verbanden. Von Fürsten war überhaupt viel in unserem Hause die Rede; und es hatte dies zur Folge, daß ich recht mit der Muttermilch einen ungeheuchelten Respekt für den gesammten Fürstenstand einsog.

Wie mein Vater zu den einzelnen Fragen der Politik stand, die die erste Hälfte der 40er Jahre bewegten, vermag ich nicht mehr mit Bestimmtheit zu sagen. Aber er hielt die Frankfurter Oberpostamts-Zeitung, welche als das Organ des Bundespräsidiums betrachtet wurde; zu Zeiten auch die etwas liberalere, aber doch auch gut österreichisch gesinnte Allgemeine Augsburger Zeitung; und man wird wohl annehmen dürfen, daß diese beiden Blätter im Ganzen und Großen seinen Auffassungen entsprachen. Dagegen erinnere ich mich, daß er sich für den Zollverein und dessen Fortexistenz interessirte. Daß das erste Auftreten König Friedrich Wilhelms IV. eine besondere Wärme bei ihm hervorgerufen habe, erinnere ich mich nicht, während meine Mutter dafür begeistert war.

Mein Vater besaß Talent zur Beurtheilung politischer und geschichtlicher Fragen. Sein praktischer, allem Objektiven zugeneigter Sinn, sein außerordentlich richtiges Urtheil über Menschen und Verhältnisse und sein großes Gerechtigkeitsgefühl mußten ihn vor den gewöhnlichen Irrwegen bewahren. Ich fand in seiner Bibliothek politische Betrachtungen „eines nachgeborenen Prinzen", die mich seiner Zeit sehr angeregt haben und sicher in den meisten Punkten mit meines Vaters Anschauungen zusammentreffen, während sie sich andererseits schon mit Riehl berühren. Mit meiner Mutter zusammen las mein Vater

Dahlmanns französische Revolution: ich hörte mit gespanntem Interesse zu und überhörte auch die Bemerkungen nicht, mit denen er die Lektüre begleitete.

All' dieses Wesen vereinigte sich bei meinem Vater in den religiösen Ueberzeugungen. Er pflegte zu betonen, daß seine Eltern ihn im aufrichtigen Glauben an Gott erzogen hätten und wie dankbar er dafür sei. Wie ich schon bereits angedeutet habe, stand er in seinen früheren Jahren unter dem Bann des damals in Hannover herrschenden Rationalismus. Wie auf dem politischen, so war dann auch auf diesem Gebiete allmählich aber eine Wandlung mit ihm vorgegangen. Es ist schwer zu sagen, was alles darauf eingewirkt hatte. Fest steht es aber, daß es ihm an schmerzlichen Lebenserfahrungen nicht gefehlt und dazu hatte sich dann ohne Zweifel der langsam wirkende Einfluß meiner Mutter gesellt. Jedenfalls war mein Vater ein tief frommer Christ. Seine Morgenandacht beim Frühstück begann er mit der Lektüre des ihm jetzt besonders werthen Thomas a Kempis. Er unterzog sich in solchen Augenblicken der eingehendsten Selbstprüfung. Das Gebet, bei dem er die Augen schloß, hatte durch den Ausdruck seiner Züge etwas Rührendes.

Unter den gedruckten Predigtbüchern gab er denen des kernigen Schwaben Hoffacker den Vorzug. Ich erinnere mich noch einiger Hausandachten aus meines Vaters letztem Lebensjahre. Es ward einst eine Predigt über jenes schöne Evangelium gelesen, wo das kanaäische Weib sich wie die Hunde mit den vom Tische fallenden Brosamen begnügen will. Tief bewegt sagte mein Vater nach dem Schlusse der Andacht: „Ich will ja gern zufrieden sein, wenn ich auch nur Hundsrecht habe." Ein anderes Mal sagte er, und — was dem kräftigen Manne sonst eigentlich nie begegnete — schluchzend: „Ja Kinder, habt Euch lieb unter einander."

Sehr confessionalistisch ausgeprägt war seine Richtung nicht. Für die Ronge'sche Bewegung, mit der mein Hauslehrer und auch meine Mutter in der ersten Zeit sympathisirten, hatte er niemals ein Interesse und er glaubte auch nicht, daß der Deutsch-

Katholicismus eine Zukunft haben werde. Er liebte es, wenn die Katholiken sich recht entschieden im Sinne ihrer Confession äußerten und meinte wohl, jeder müsse das, was er sei, ganz sein. Die protestantische Kirche besuchte er regelmäßig. Der Gedanke, daß er sich als Lutheraner nicht von dem unirten Erbacher Pfarrer das Abendmahl reichen lassen könne, ist ihm wohl niemals gekommen. Dennoch fühlte er sich als Lutheraner. Es befand sich unter seinem Nachlaß ein Papier, auf dem das bekannte Wappen Luthers erklärt wird. Mein Vater hat einige Worte darunter geschrieben: des Sinnes, daß er sich an Luther halten und das glauben wolle, was dieser geglaubt.

Vor Allem war aber sein Glaube ein durchaus werkthätiger. Er pflegte gern zu erzählen, wie seine Mutter stets gesagt habe: „Kinder, werdet gemeinnützig." Schon die Verwaltung seines Gutes faßte er in einem durchaus höheren Sinne auf. Er wollte denen, die für ihn arbeiteten, nützen und er hat auch manchen Unverdienten wie ein Vater behandelt. Das Leben und Lebenlassen war recht eigentlich sein Prinzip. Er rechnete stets Eins in das Andere und zog die verschiedenartigsten Gesichtspunkte zu Rathe. Den Erträgen seiner Wirthschaft und seinem Haushalt ist dies nicht immer zu Gute gekommen; aber er hat vielen Menschen dadurch genützt und seine Popularität beruhte zum nicht geringen Theil darauf. Almosen gab er gern und für seine Verhältnisse auch sehr reichlich. Mehr aber suchte er im Möser'schen Sinne die Leute zur Arbeit anzuregen und deren Arbeit produktiv zu machen. Man sah es ihm auch bei solchen Gelegenheiten stets an, welche Freude es ihm machte, Anderen Gutes zu thun. Niemals machte er Aufhebens von dem, was er that. Er betrachtete Alles als „seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit". Streng gegen sich und milde gegen Andere zu sein, war ihm natürlich. Kein Wunder, daß ihm die Herzen entgegenschlugen!

Es soll hier wieder nicht verschwiegen werden, daß die Vermögensverhältnisse meines Vaters von Haus aus nur beschränkte gewesen waren und sich in den Jahren, von denen ich hier rede, erheblich verschlechtert hatten. Dadurch, daß in der

französischen Zeit der rheinische Ackerbesitz der Familie zum großen Theil veräußert oder abhanden gekommen, die Weinberge aber gerettet worden waren, fehlte es bei deren sehr unregelmäßigen Erträgen an der richtigen Basis für die Finanzwirthschaft. Auch meine Großmutter hatte trotz ihrer hohen englischen Pension nur schwer durchzukommen vermocht und mein Vater hatte nach dem Hauptjahre 1834 mit einer einzigen Ausnahme fast nur Mißjahre. Der Verkehr im Rheingau bedingte doch immerhin einen gewissen Aufwand. Für sich brauchte mein Vater außerordentlich wenig und sein Sinn war überhaupt dem Einfachen zugewandt. Namentlich seit 1845 schränkte er Alles im Hause so viel als nur möglich ein. Aber er hatte doch „Grossa" bei seiner Verheirathung versprochen, daß meine Mutter es nicht schlechter haben sollte, als sie es bis dahin gewohnt war. In rührender Weise hielt er sich an dies Versprechen gebunden und es hatte das Mancherlei zur Folge. Auch war meine Mutter nun einmal nicht für das Führen des Haushalts erzogen. Dazu kam dann noch die mit ihren Wochenbetten zusammenhängende Kränklichkeit, die dann wiederum fast regelmäßige Badereisen zur Folge hatte. Kurz meines Vaters Verhältnisse verwickelten sich immer mehr und riefen schwere Sorgen bei ihm hervor. Der männliche Kampf, den er gegen diese Schwierigkeiten kämpfte, muß schon allein mit der größten Hochachtung vor ihm erfüllen. Er hat ohne Zweifel seine Gesundheit gebrochen und seinen heiteren Sinn frühe getrübt. Aber das Edle und Rührende seines Wesens, das wirkliche Gold seiner Natur trat dadurch erst recht hervor. Das Bild meines Vaters, das ich, so gut ich es vermochte, zu zeichnen versuchte, steht mir noch heute in den lebendigsten Farben vor der Seele. Ich will meine Rheingauer Kindheit mit dieser Schilderung beschließen.

In meinen frühesten Jahren stand ich meinem Vater etwas fremd gegenüber. Er konnte so ernst und streng sein, daß ich doch vor Allem Furcht vor ihm empfand. Je älter ich aber wurde, desto mehr wirkte seine Persönlichkeit auf mich. Ich kann wohl sagen, sie war der erste starke Eindruck, den ich bewußter Weise in meinem Leben empfangen, und ich habe von

dem Augenblick an, wo ich zu streben begann, keinen anderen Wunsch gehabt, als die Bahn meines Vaters zu wandeln und diesem so ähnlich zu werden, als es meine leider recht verschiedenartige Natur mir nur immer gestattete. Es war dies gleichsam das Schlußresultat meiner Kindheit, das ich in mein ferneres Leben mit hinüber nahm. In mancher Beziehung machte dasselbe sich erst in einer etwas späteren Lebensperiode geltend. Aber vorhanden war dies Resultat schon am Ende dieser Periode. Mein Vater war mir der *ἀνὴρ καλὸς κ' ἀγαθός*, und ich habe stets an ihn bei der Schilderung, welche die Göthe'sche Iphigenie von ihrem Vater Agamemnon macht, denken müssen:

„In ihm hab' ich seit meiner ersten Zeit
Ein Muster des vollkommnen Manns gesehn."

Eine Reise vor der Eisenbahnzeit und der Austritt aus dem elterlichen Hause.

Den Uebergang von meiner Kindheit zu meinen Schülerjahren bildet eine längere Reise nach Norddeutschland. Im Jahre 1846 reisten nämlich meine Eltern zu den Großeltern nach Holstein. Meine älteste Schwester, der treffliche Hauslehrer und ich wurden mitgenommen, während die beiden jüngeren Kinder — es waren mir drei Schwestern, nachdem wir Hannover verlassen, geboren — in Eltville blieben. Da meine Mutter wegen ihrer Kränklichkeit damals fast gar nicht auszufahren pflegte, so war diese Reise ein großes Unternehmen. Schon ein Jahr vorher war sie beabsichtigt, damals aber aufgegeben worden. Ein Besuch der Großeltern im Herbst 1845 hatte dann den Plan zur Reise gebracht; und es verband sich damit bei meinem Vater die Absicht, sich dem sehr wohlhabenden Schwiegervater gegenüber über seine finanziellen Verhältnisse auszusprechen. Ich freute mich auf diese Reise, wie ich mich wohl nie im

Leben auf etwas gefreut habe. Im Grunde hatte ich doch noch wenig von der Welt gesehen, da meine Eltern und namentlich mein Vater weitere Reisen für mich hintanhalten wollten. Auch die Tour nach Worms war meinem Vater schon zu viel gewesen und der Hauslehrer hatte eigentlich nur die Erlaubniß gehabt, mich auf den Donnersberg zu bringen. Der Gedanke meines Vaters war wahrscheinlich der, daß er die Vielgestaltigkeit der Eindrücke bei mir nicht noch durch Reisen vermehren wollte, und ich kann ihm doch auch dafür nur dankbar sein. Denn es ist mir dadurch als Gegengewicht gegen meine sonstige Uebersättigung ein Sinn für das Enge und Kleine, eine Neigung, mich in einer bestimmten Gegend und in möglichst engen Grenzen abzupferchen, geblieben, die ich stets als ein wahres Geschenk Gottes betrachtet habe. Man kann sich aber denken, welche Bedeutung eine verhältnißmäßig so weite Reise jetzt für mich hatte. Sie ist mir um so mehr im Gedächtniß geblieben, als ich damals einen ersten Ueberblick über die Gegenden, in denen sich dann mein Leben abgespielt, erhalten und ihre Entfernungen gleichsam abgemessen habe.

Am Sonntag vor Himmelfahrt verließen wir Eltville. Meine Eltern, die die Reise bis Hamburg ganz im Miethswagen machen wollten, fuhren voraus. Mein Lehrer und ich folgten in einem zweiten Wagen. Wir beide stiegen in Biebrich in die Eisenbahn. Abends in Frankfurt vereinigte sich wieder die Familie. Leider hatte mein Vater hier einen jener Zufälle, von denen er seit einer schweren Krankheit im Jahre 1843 öfters heimgesucht wurde. Wir Kinder hatten ihn trotz Allem immer für den gesunden Theil unserer Eltern gehalten. Diese Reise sollte uns zeigen, daß dem nicht also war. Am nächsten Tage fuhren wir nur bis Friedberg; am dann folgenden — mein Lehrer und ich fuhren seit Frankfurt im Postwagen — bis Marburg. Mittags in Gießen hatte ich Studenten angestaunt, die Pumphosen trugen und sich in der Thorfahrt eines Gasthauses herumtrieben. Marburg interessirte mich als der Ort, wo Heußner studirt hatte. Von hier brachte uns die Post in zwölfstündiger Fahrt nach Kassel. Dort erwarteten wir meine

Eltern und sahen am Himmelfahrtstage die Wasser auf Wilhelmshöhe springen. Ein Rinteler Bekannter des Herrn Heußner, der Bruder des Dichters Dingelstedt, geleitete uns. Kassel sowohl als Wilhelmshöhe gefielen mir nicht übel und hinterließen mir damals den Eindruck der Großartigkeit.

Abends langten auch meine Eltern an. Dann nach Hannöversch-Münden! Wir trennten uns hier von meinen Eltern, die mit absichtlicher Umgehung von Hannover über Braunschweig nach Celle und Harburg reisten. Sonnabend nach Himmelfahrt fuhren Herr Heußner und ich im Dampfschiff nach Hameln und von dort im Wagen nach Rinteln, wo Heußners Eltern besucht werden sollten. Die erfrischende Weserfahrt, die waldigen Berge rechts und links, die deutsche Ursprünglichkeit der ganzen Scenerie gefielen mir sehr. Es wurde fleißig von mir zu zeichnen versucht, und ich erinnere mich namentlich, daß ich mich um eine Wiedergabe des Klosters Corvei bemühte.

Alle diese Eindrücke wurden aber durch das, was mir in dem zur kurhessischen „Grafschaft Schaumburg" gehörenden Rinteln geboten wurde, in den Hintergrund gedrängt. Die Lage von Rinteln inmitten einer großen Wiesenfläche und angesichts der herrlich bewaldeten Weserberge ist, namentlich vom linken Ufer und etwas unterhalb der Stadt gesehen, wahrhaft schön. Das Innere des Orts finde ich jetzt allerdings unbedeutend und wenig charakteristisch. Ich empfand dies damals nicht, weil mir der niedersächsische Typus neu war. Alles aber trat für mich zurück hinter dem Frieden und der Innigkeit des bürgerlichen Familienlebens, das mir in dem elterlichen Hause meines Lehrers entgegentrat. Herrn Heußners Vater war ein unstudirter Beamter und bekleidete die Stelle eines Registrators am Obergericht zu Rinteln. Da ich in der Folge mehrere Jahre in seinem Hause lebte, so hat sich mir seine Persönlichkeit tief eingeprägt. Er war — seine Mutter stammte sogar aus Rotenburg an der Tauber — ein echter Mitteldeutscher und erinnerte sehr an den Vater in Goethes „Hermann und Dorothea". Der diesen darstellende Holzschnitt Ludwig Richters kommt mir nicht vor Augen, ohne daß ich an den Vater Heußner

denken muß und er gehörte überhaupt in den Kreis der Richterschen Charaktertypen aus dem Anfang des Jahrhunderts. Auch der große Werth, welchen Hermanns Vater auf die äußere Bildung legt, war ihm eigen. Zur Zeit des Königreichs Westfalen war es ihm pecuniär und in Beziehung auf seine gesellschaftliche Stellung besonders gut ergangen und es war dies nicht ganz ohne Rückwirkung auf seine politische Auffassungen geblieben. Er sprach gern von der westfälischen Zeit, von französischen Generälen und all den bunten Bildern jener wechselvollen Jahre. Der mit 1813 und 15 aufgekommene deutsche Patriotismus, der mich erfüllte, lag ihm fern. Er hörte es nicht gern, wenn man den Ausdruck „Freiheitskriege" gebrauchte und stand noch auf dem Standpunkt, daß die deutschen Mächte in den diesen vorhergehenden Kriegen für England die Kastanien aus dem Feuer hätten holen sollen. In Beziehung auf die politischen Fragen der Zeit huldigte er jenem Konservatismus, welcher der Ansicht war, es werde doch alles beim Alten bleiben. Dem entsprach dann auch jener Cultus des Verstandes, wie er vor den großen Katastrophen im Anfange des Jahrhunderts in Deutschland herrschend gewesen war. Und doch bildete dies Alles nur die Oberfläche des in dem Kern seines Wesens echt deutschen Mannes. Mit rührender Liebe hing er an den Seinigen. Recht wie ein Patriarch stand er seinem Hause vor. Die Kinder hatte er musterhaft erzogen. Ein richtiger Blick, ein kerniges Urtheil zeichneten ihn in allen Fragen des Familienlebens aus und dazu kam dann jene herzliche Heiterkeit, der wir in den mittel- und oberdeutschen Landen so häufig begegnen. Er hat ein hohes Alter erreicht. Als ich ihn 1846 kennen lernte, war er schon halb erblindet, hoffte aber noch auf seine Wiederherstellung. Das Jahr darauf ist er ganz erblindet. Ich kenne ihn später nur im kurzen Schlafrock am Ofen sitzend und mit einem grünen Schirm über den Augen. Er hatte sich aber immer seine alte Heiterkeit bewahrt.

Ganz anderer Art war die Frau. Sie war die Tochter eines Cantors in Rinteln und sehr schön gewesen. Ihr Typus war durchaus niedersächsisch. Ein tiefer, ernster Sinn, eine

große Innigkeit des Herzens und eine echte Frömmigkeit zeichneten sie aus. Elf Kinder waren ihr geschenkt worden. Das große Hauswesen hat sie jahrelang mit kleinen Mitteln bestritten, wie sie denn auch im Alter überall mit Hand anzulegen pflegte. Auf alle ihre Kinder hatte sie eine große Innigkeit des Empfindens übertragen. Die wahre Liebe, welche alle verband, war ihr Werk. Zu ihrem Sohne, dem Theologen, blickte sie mit dem Stolz einer Mutter empor. Sie sagte wenig, aber Alles war wahr und den Kern der Sache treffend. Eine himmlische Freudigkeit lag in ihrem Wesen. Sie ist für mich stets das Bild einer deutschen Mutter gewesen.

Ihre elf Kinder lebten damals sämmtlich. Zwei weitere Söhne waren Kaufleute, eine Tochter in Köln verheirathet. Eine andere lebte dort bei einer Tante. Fünf oder sechs Töchter waren aber um 1846 zu Hause und zwei davon befanden sich ungefähr in meinem Alter.

Ich fühlte mich in diesem Kreise außerordentlich wohl und es hob mich in meinem Selbstgefühl, als ich gewahrte, daß ich hier einmal den Menschen gefiel und daß ich namentlich das Wohlgefallen des alten Vaters erworben hatte. Wir blieben über eine halbe Woche in Rinteln. Es wurden während dieser Zeit wiederholte Spaziergänge in die Berge gemacht. Namentlich erinnere ich mich eines Besteigens der Lindener Klippe. Die Töchter machten einen Kranz um meinen Hut und ich war glücklich, wie noch nie in meinem Leben.

Am Freitag vor Pfingsten traten wir die Weiterreise an. Es ging über die Berge nach Bückeburg und von dort zwischen dem Bückeberg und dem Rehburger Berge durch das herrliche Bückeburger Ländchen, mit dessen weißröckigen Bauern sich jene Schilderung vor Allem befaßte, die Herr Heußner mir einst zum Geburtstag geschenkt hatte. So kamen wir nach meiner jetzigen Heimath, nach dem dem allein noch lebenden jüngsten Bruder meines Vaters gehörenden Gute Wichtringhausen. Auch hier erfaßte ich alles mit Begeisterung. Wenn Wichtringhausen auch nur von mäßigem Umfange war, so hatte ich so etwas in den Rheingegenden doch noch nicht gesehen. Das in sich abgeschlossene

ländliche Stillleben bildete ja, seit ich davon etwas auf unserer Rheininsel gekostet, das Ideal meiner Jugend. Das prächtige Eichholz am Hause war hier in Wichtringhausen mein Entzücken und fast ebenso sehr das Haus selbst: eine halbzerfallene und nur oberflächlich hergerichtete Wasserburg mit Ahnenbildern und einer prachtvollen Rumpelkammer. Daß ich hier wieder auf dem Boden meiner Familie stand, verstärkte den Eindruck, den Alles auf mich machte.

Der Bewohner des unteren Stocks war der unverheirathete Pächter, der damals schon 17 Jahre in Wichtringhausen zum Segen des Guts gewirkt hatte. Er hatte das unter meinem blinden Großonkel etwas verwahrloste Gut vortrefflich in Ordnung gebracht und war im Sinne der damaligen Zeit ein sehr rationeller Landwirth. Eine ungemeine Rechtschaffenheit lag in allem seinem Denken und Thun. Vor Allem zeichnete ihn, wie meinen Vater und Onkel, jene Feinheit des Herzens aus, die der älteren Generation eigen war und die wir jüngeren nicht mehr erreichen können. Zu meinem Oheim, an dem er mit Wärme hing, paßte Conduktor Lüdeking überhaupt in jeder Hinsicht. Ich habe in den darauf folgenden Jahren viel bei ihm im Hause geweilt und stets die angenehmsten Stunden mit ihm zugebracht. Wie der Onkel war er ein Altliberaler. In religiöser Beziehung hielt er zur Kirche und es ließen sich ihm Frömmigkeit und Gottvertrauen wahrlich nicht absprechen. Aber seine Richtung hatte doch sehr viel von jenen Stunden der Andacht, die für meinen Vater nur eine Vorstufe gewesen waren. Der Jugend war er besonders durch die vielfachen witzigen Anekdoten sympathisch, mit denen seine Unterhaltung gewürzt war. Namentlich war er voll von originellen Zügen des Königs Ernst August, der damals schon eine große Popularität in der Stadt Hannover und deren näherer Umgegend genoß. Mich gewann auch Lüdeking schon durch das unverkennbare Wohlgefallen, das er mir zuwandte.

Unter den Leuten des Hofs will ich hier noch des Factotums meines Oheims erwähnen: eines gewissen Schünhoff, der eigentlich als Rademacher für den Hof angenommen, daneben

aber noch Tischler, Maurer, Jäger, Fischer und Aufseher für die meinem Onkel persönlich gehörenden Dinge war. Mit Ausnahme der Rademacherarbeit war er in Allem Autodidakt und zeigte dabei eine ganz ungemeine Erfindungskraft. Alles, was er machte, war von einer Solidität, als wenn es Jahrhunderten trotzen sollte. An meinem Onkel hing er mit der Treue eines Vasallen und behandelte mich schon damals als den Erbprinzen. Seine Erzählungen waren höchst originell. Ich werde es nie vergessen, wie es mich berührte, wenn er mir seine große Hand treuherzig zum Gruße entgegenstreckte.

Am Sonnabend vor Pfingsten zogen wir in Hannover ein. Die Fahrt dorthin bot nicht ganz die Reize des Schaumburger Ländchens. Es war in den Gemarkungen schon vielfach verkoppelt, was den Wegfall der Knicke und der einzeln stehenden Bäume zur Folge gehabt hatte. Aber Alles hatte das Gepräge der Tüchtigkeit und der geregelten Wohlhabenheit. Den gleichen Eindruck hatte ich von der Stadt Hannover selbst. Das Düstere der älteren Stadttheile war mir doch eher angenehm als unangenehm. Wir wohnten am Neustädter Markt, der aber freilich nicht neu sondern schon 200 Jahre alt war. Einen besonderen Nimbus hatte Hannover als meine Geburtsstadt für mich und es trat mir dort noch einmal der Verwandtenkreis entgegen, in dem mein Vater so glücklich gewesen war. Im Jahr darauf ist die Großtante Hedemann, die dessen Mittelpunkt bildete, gestorben. Wenn ich später nach der Stadt Hannover kam, so wähnte ich wohl, daß diese noch immer einen Verwandtenkreis für mich habe. Thatsächlich aber hatte er sich aufgelöst. Da ich außerordentlich verwandtschaftlich gesinnt war, so brachte ich auch hier Allem, was ich sah, begeisterte Wärme entgegen. Die nahen Beziehungen zum Hof imponirten mir, wie denn eine Stieftochter der Tante Oberhofmeisterin war. Wir machten auch in den verschiedensten Häusern Besuche. Aber wie es zu gehen pflegt: ich wollte gefallen und gefiel deshalb eben nicht. Man fand mich frühreif, geziert, aufgeregt.

Am zweiten Pfingsttage fuhren wir mit der Eisenbahn nach Celle zu Onkel Friedrich, dem hier lebenden, unverheiratheten

Besitzer von Wichtringhausen. In Celle lebte auch die an den Minister von der Wense verheirathet gewesene zweite Schwester meiner Großmutter Langwerth. Auch ihren Kreis habe ich damals noch einmal gesehen. Die Tante Wense ist fast gleichzeitig mit ihrer Schwester von Hedemann im Jahr 1847 gestorben. Die mir von ihrem Kreise gebliebene Erinnerung ist etwas lebhafter. Der ganze Zuschnitt war einfacher als in Hannover. Die Hofluft fehlte. Diese Tante, welche in ihrer Jugend ebenfalls schön gewesen, war jetzt eine alte wohlbeleibte Dame von sehr energischem Wesen. Sie war eine große Royalistin und lebte deshalb mit meinem Onkel in einem kleinen Krieg. Jede etwas liberal klingende Äußerung wurde von ihr mit einem „ach was!“ abgefertigt. Außer dem Onkel und einer Gesellschafterin gehörten zu diesem Kreis noch ein paar Enkelinnen der Tante, die mehrfach bei uns in Eltville gewesen waren und sich meiner freundlich annahmen. Celle gefiel mir nicht. Die einen so breiten Raum einnehmende Hofstadt aus dem 17. Jahrhundert läßt auch heute bei mir den Eindruck der nicht uninteressanten Altstadt und des schönen Schlosses nicht aufkommen.

Von Celle im Hauderer nach Soltau im Herzen der eigentlichen Heide! Wir fanden diese nördlich von Celle gar nicht so übel und waren namentlich erstaunt über das wellige Terrain und die hohen Hügel, die wir hier antrafen. In Soltau war Schützenfest. Ich kannte diese Volksbelustigung noch nicht. Wir besuchten den Schützenplatz und sahen den Zug des Schützenkönigs. Alles kam mir höchst eigenartig vor.

Des anderen Morgens um 4 Uhr passirte das Städtchen die Post von Hannover nach Harburg, der wir vorausgeeilt waren, um nicht die Nacht durchzufahren. Von der Gesellschaft im vollgepackten Coupee ist mir noch eine sehr genaue Erinnerung geblieben.

Von Harburg ging es mit dem Dampfschiff nach Hamburg. Dieser Fahrt erinnere ich mich merkwürdiger Weise nicht mehr. Ich habe sie aber später oft gemacht und stets einen bedeutenden Eindruck davon empfangen. Die Fahrt zwischen den grünen

Marschwiesen mit ihren wohlhäbigen Häusern hindurch thut dem Auge gar wohl. Der Blick auf Hamburg und seinen damaligen Hafen war einer der großartigsten, den man sich denken kann und für jemand, der Seeschiffe noch nicht gesehen hat, von dem größten Interesse. Hamburg selbst hat mir immer den Eindruck einer wahren Weltstadt gemacht. Wir wohnten am Alster-Bassin. Diese Stadttheile waren nach dem großen Brande neu aufgebaut worden. Alles war funkelnagelneu. Der Comfort, dem wir hier begegneten, schien sich mir wesentlich von dem zu unterscheiden, was ich in Frankfurt gesehen hatte. Das Neue, was ich sah, dachte ich mir als englisch oder amerikanisch; und so ist mir denn Hamburg stets als eine Art Vorstadt von England und Amerika erschienen. Nachmittags machten wir eine Fahrt nach Reinvilles Garten, der unterhalb Altona auf einem hohen Elbufer angelegt war und einen Blick auf die Elbe gestattete.

Am Freitag nach Pfingsten endlich wurde der letzte Rest der Reise zurückgelegt. Bis zum Bahnhof in Altona brauchte man in der Droschke eine Stunde. Hier begann das dritte Stück Eisenbahn unserer Reise. Sie führte den stolzen Namen „Christians VIII. Ostseebahn", was an allen möglichen Stellen angebracht war. Von Neumünster fuhren wir mit Extrapost nach Bothkamp. Wieder war ich in der äußersten Aufregung. Der Kutscher mußte mir zeigen, wo wir die Grenze des Guts überschritten. Aber es warteten meiner hier arge Enttäuschungen. Zunächst wurden wir mit der Nachricht empfangen, daß mein Vater wieder erkrankt sei. Die Zufälle hatten sich wiederholt. Der durch den litterarischen Kreis in den ersten Decennien des Jahrhunderts bekannte Doctor Hegewisch war der erste gewesen, der meine Mutter auf den lebensgefährlichen Zustand meines Vaters aufmerksam gemacht. Ich traf ihn im Bett. Als ich ihm von Hannover und den Verwandten erzählte, brach er in Thränen aus: „Ich will ja nichts haben, sagte er, wenn nur der Junge glücklich wird."

Das Bett verließ mein Vater bald wieder. Er sah aber elend aus und die Stimmung in Bothkamp blieb eine gedrückte.

So bald als möglich ward er in das Seebad Dürstenbrook bei Kiel gebracht. Für mich sollte nun wieder das Lernen beginnen. Aber damit wollte es schlecht gehen. Auch das Leben in Bothkamp hatte ich mir ganz anders gedacht. Ich fühlte mich beengt und beobachtet. Daß man auch hier nicht mit mir zufrieden war, fühlte ich bald heraus. Es war eine verstärkte Auflage von dem, was mir in Hannover begegnet war und je mehr ich die Zufriedenheit zu erlangen wünschte, um so weniger gelang es mir. So vereinigte sich Vieles, um mich nicht zu dem Genuß der schönen Umgebung kommen zu lassen. Unsere großen Spaziergänge waren hier auch nicht möglich. Bald bemächtigten sich meiner Schlaffheit und Zerfahrenheit. Mein guter Großvater bemerkte es. Um mich zu unterhalten, lernte ich — Seiltanzen: natürlich nicht hoch in der Luft, sondern zwei Fuß über der Erde. Die Reaction gegen die Aufregung der Reise wurde aber immer größer und der ganze Zustand immer ungemüthlicher für mich. Endlich wurde dem dadurch ein Ende gemacht, daß Herr Heußner und ich meinen Vater in das Nordseebad Wangerooge begleiten mußten. Unterwegs wurde der General Kielmansegg besucht, bei dem mein Vater lange Jahre Adjutant gewesen war und der jetzt auf seinem Landgute Seestermühe lebte. Mein Vater sehnte sich recht, den alten Herrn einmal wiederzusehn und erzählte uns unterwegs viel von ihm. In Elmshorn verließen wir den Zug. Alte Erinnerungen aus dem holsteinischen Feldzug von 1813 wurden hier in meinem Vater wach. Er hatte hier einem russischen General, dessen Namen ich vergessen, der aber 1846 im Kaukasus kommandirte, eine Depesche überbracht und zeigte uns das Haus, wo dieser gewohnt. Dann ging es in die Marsch hinein. Welch wunderbares Land war diese Marsch: flach wie ein Teller, zwischen den Ackerstücken breite Gräben, über die man mit einer Springstange hinübersetzte, auf jedem Haus ein, wenn nicht sogar zwei oder drei Storchnester! Das Gutshaus zu Seestermühe war einstöckig, klein und vollkommen schmucklos. Ich habe später in den hannöverschen Marschen und Mecklenburg mehr solcher Häuser gesehen. Damals wurde mein

rheinisches Auge aber aufs Aeußerste davon überrascht. Der Tag, den wir in Seestermühe verlebten, ist mir sehr im Gedächtnis geblieben. Es regnete vom Morgen bis zum Abend. Die Räume im Hause waren ungemein eng und der einzige Unterhaltungsgegenstand, den es dort gab, ein kleines „Tivoli". Natürlich gingen wir mit dem Regenschirm in den Garten. Aber dieser war klein und bot nicht viel. Das einzige Interessante war ein Eichbaum, auf den, wie dies in den Marschen vorzukommen pflegt, eine Treppe führte und der dadurch zu einer Art von Aussichtsthurm gemacht war. Auf diesen Baum stieg man nun, um die Elbe und die sie passirenden Schiffe zu sehen. Mit großem Interesse spähte ich nach den Dreimastern. Des Mittags kam ein Schüler aus Glückstadt, der Sohn eines bei dem Grafen in Diensten stehenden Herrn, und gab allerhand Weisheit zum besten. So war er z. B. der Ansicht, daß Hamburg den höchsten Gipfel seiner Bedeutung erstiegen habe und sich nicht lange mehr auf demselben werde halten können. Die Zahl der Gutsunterthanen des Grafen war bedeutender als die von Bothkamp. Alle Bauern aber waren Erbpächter. Die Dörfer sahen deshalb auch viel stattlicher aus und waren größer als auf Bothkamp.

Wir blieben noch eine Nacht in Seestermühe und fuhren dann nach Altona. Der folgende heiße Juli-Tag führte uns über Cuxhaven nach Bremerhaven. Die Fahrt die Elbe hinab gefiel mir sehr. Eine geschlossene Karrete brachte uns aber dann am Nachmittage über die Geest nach Bremerhaven. Der Weg war sehr langweilig und die Hitze entsetzlich. Langsam bewegte sich unser Fuhrwerk durch den Sand und ich hatte Zeit, Betrachtungen über die Eigenthümlichkeiten all' dieser Gegenden anzustellen. Abends in Bremerhaven staunte ich dann die thurmhohen Mastbäume an, die ganz in der Nähe unseres Gasthauses in die Luft ragten. In der Nacht kühlte sich das Wetter wieder ab und wir hatten eine ziemlich starke Brise, als wir am Morgen des fünften Tages im Boot an das von Bremen nach Wangerooge und Norderney gehende Schiff fuhren. Auf diesem trafen wir eine große Ge-

sellschaft und darunter jene Celler Cousinen und deren Bruder. Bei guter Zeit waren wir in Wangerooge. Was war dies aber wieder für eine seltsame Insel! Mit Ausnahme einiger niedriger Bäume in der Nähe des Kurhauses kein Baum und kein Strauch zu sehen! Dürftiger Sandhafer bildete fast die einzige Vegetation. Wir wurden in einem Fischerhause einquartiert, in dem es fast noch an Allem fehlte. Der Boden war natürlich von Backsteinen und es gab kein Sopha. Das Bett meines armen Vaters war so kurz, daß er seine Füße auf einen Stuhl legen mußte. Dazu ein durchdringender Torfgeruch. Das Wasser sah bräunlich aus und Milch gab es auf der ganzen Insel nur, wenn Wind und Wellen einen Milchtransport vom Festlande ermöglichten. Wenn die Leute unter einander sprachen, waren sie nicht zu verstehen und ich glaube mich zu erinnern, daß sie diese Sprache, die nicht plattdeutsch war, „Quiddelen" nannten: ich habe immer geglaubt, es sei friesisch gewesen, und kürzlich gelesen, daß in der That auf Wangerooge das wirkliche Friesisch noch nicht ausgestorben ist. Die Frau im Hause war mürrisch und ich habe bei der Gerlint in der Gudrun, die dort eine Wölfin genannt wird, stets an diese Frau gedacht. Im Kurhaus, wo kein Platz mehr gewesen, war ja nun freilich alles besser. Dort wurde zu Mittag gegessen. Aber zu meinem Kummer bestand eine Kinder-table-d'hôte und ich mußte an derselben ohne meinen Lehrer Theil nehmen. Ein Secundaner aus Jever, der schon seinen Wein trank, war mein einziger Anhalt.

Es waren damals in Wangerooge sehr viele Knaben aus Bremen, die hier ihre Schulferien zubrachten. Ueberhaupt wimmelte es von Knaben. Der als Verleger freisinniger Schriften bekannte Buchhändler Otto Wigand hatte sie um sich versammelt und eine mit Stöcken bewaffnete „Compagnie" aus ihnen gebildet. Es wurden große Touren in die Dünen gemacht, deren höchste Partie die Wangerooger Schweiz hieß. Das Ganze sollte eine Art Jugendwehr vorstellen. Ich erinnere mich sehr wohl, wie der recht wie ein Deutschthümler aussehende Mann seine Knaben einst der Frau Badekommissärin, die die Seele der

ganzen Badeadministration war, mit den stolzen Worten vorführte: „Frau Geheime! Ich stelle Ihnen hier die Compagnie vor.“ Ich wurde auch aufgefordert, dieser Compagnie beizutreten. Aber mein Vater zögerte, weil er wahrscheinlich sich erst überzeugen wollte, ob das ganze einen harmlosen Charakter bewahre. Hierdurch kam ich in ein schiefes Verhältnis zu den Knaben. Ich muß aber offen gestehen, daß ich nicht glaube, daß die Sache besser geworden, wenn ich der Compagnie beigetreten wäre. Ich machte zum ersten Mal die Erfahrung, daß ich zu meinen Altersgenossen und insbesondere zu den norddeutschen Altersgenossen nicht passe. Allerdings ließ ich mir auch kleine Taktlosigkeiten zu Schulden kommen. Man zieh mich des Adelsstolzes. Gegen das Ende unseres Aufenthaltes gestattete mein Vater den Eintritt in die Compagnie. Aber ich fühlte, daß ich doch keine Stellung mehr gewinnen würde und machte von der Erlaubniß keinen Gebrauch. Der Aufenthalt in Wangerooge hatte sich jetzt zu einem recht trübseligen für mich gestaltet. Unterricht hatte ich fast gar keinen und an einer Unterhaltung, die für mich eine solche gewesen wäre, fehlte es auch. Am ersten Tage war ich mit dem Bruder der Celler Cousinen in das Watt gegangen, um dort die Seesterne und Quallen zu betrachten. Das Gehen in diesem Schlamm war aber so schwierig, daß ich diese Excursion nicht wiederholt habe. Ein Spaziergang am Strand, ein Eselritt nach der „Wangerooger Schweiz“ waren und blieben mir äußerst langweilig. Ueberall lastete die Oedigkeit der Natur dieser Sandinsel auf mir. Auch das Meer war mir zu einförmig und eintönig. Ich habe niemals im Leben diesen ersten Eindruck einer Nordseeinsel überwinden können und hielt den Aufenthalt auf einer derselben im Grunde des Herzens stets für ein schwaches Vergnügen. Auch das Seeleuchten hinterließ mir keinen Eindruck. Mein Interesse wurde nur wach, als wir einst durch eine Luftspiegelung die Insel Helgoland sahen und man mir auseinandersetzte, daß ein Sehen der Insel selbst wegen der Rundung der Erde nicht möglich sei. Dagegen hat meine Gesundheit durch das Baden in Wangerooge eine entschiedene Kräftigung erfahren. Ich litt bis dahin häufig

an den Augen. Dies hörte von jetzt an für beinah 20 Jahre auf. Auch im Uebrigen hat mir mit Ausnahme einer einmaligen Ansteckungskrankheit auf lange hin nie mehr etwas gefehlt.

Um so weniger hatte der Badeaufenthalt meinem Vater genützt. Die Zufälle kehrten wieder und erregten das Mitgefühl der ganzen Badegesellschaft. Außerdem erkältete er sich bei dem Baden. Er hörte mit demselben auf; aber es blieb ein Katarrh zurück.

Endlich kam die Stunde der Abreise. Ich hatte mich in der letzten Zeit so unglücklich wie noch nie in meinem Leben gefühlt. Die zerfahrene Stimmung in Bothkamp wurde jetzt weit überboten. Mein Lehrer hatte den guten Einfall, mich zum Niederschreiben meiner Eindrücke aufzufordern. Ich hätte so viel in mich aufgenommen, sagte er, daß ich auch einmal etwas von mir geben müsse. In der That ist das geistige Produziren stets das Einzige gewesen, wodurch ich mich aus solchen Stimmungen herauszureißen vermochte. Aber ich war damals dafür noch zu jung.

Am 21. August müssen wir Wangerooge verlassen haben. Der Weg ging zu Dampfschiff bis Preußisch-Minden und von da im Miethwagen durch Westfalen nach Köln. Die Reise richtete mich wieder auf. Aber es bestand doch ein großer Unterschied zwischen der Reise nach dem Norden und dieser Rückreise. An das Zeichnen wurde nicht mehr gedacht.

Auf der Fahrt nach Bremen erregte es meine Aufmerksamkeit, daß einige der Bremer Herren in Vegesack an das Land gingen, um ihre Ankunft nach Bremen zu telegraphiren; es war das erste Mal, daß mir die Benutzung des Telegraphen im Privatverkehr entgegen trat.

In Bremen aßen wir bei dem Hessischen General-Consul Öllrichs, mit dem mein Vater in Wangerooge viel verkehrt hatte. Ich fand es sehr elegant in diesem Hause. Aber Alles trug den Charakter des Schweren an sich und mein rheinisches Auge fand die Zimmer dunkler, als ich dies gewohnt war. Ein Commis führte uns in dem Lagerhause des reichen Kaufmanns umher. Kaffeebohnen, Reis und ähnliche überseeische Produkte

waren dort aufgeschichtet wie Roggen und Weizen auf dem Boden einer ländlichen Scheune. Der Commis erzählte dabei Wunderdinge von den Erlebnissen der Schiffscapitäne.

Die Weserfahrt von Bremen nach Minden erschien mir recht trübselig. In der Cajüte fand ich die Jobsiade, mit der ich mich zu unterhalten suchte und die mir merkwürdiger Weise später nie wieder vor Augen gekommen ist. Dort befand sich auch eine Büchse für Beiträge zum Hermannsdenkmal und darüber eine Abbildung, auf der man sehen konnte, wie das Hermannsdenkmal zukünftig aussehen sollte. Auf dem Verdeck fesselte ein polnischer Jude mit einem großen Wandersack meine Aufmerksamkeit. Ich hatte dergleichen auch noch nicht gesehen. Die sich ewig hinziehenden Weidenufer fand ich über die Maßen eintönig und auch die Orte, bei denen gehalten wurde, gefielen mir nicht. In einen wahren Jubel brach ich aber aus, als mein Lehrer mir erklärte, daß ein blauer Streifen am Horizont, den ich längst im Süden bemerkt hatte, die Berge bei der Porta seien. In Minden wandelte meinen Vater trotz aller Krankheit die Lust an, nach Rinteln hinüber zu fahren, um dort Herrn Heußners Angehörige, bei denen ich so glückliche Tage zugebracht hatte, kennen zu lernen. Aber an einen solchen Abstecher war für ihn nicht mehr zu denken.

Als unser Wagen durch die Weserscharte (Porta) hindurch war, wurde mir endlich wieder anders zu Sinnen. Die reiche Ebene bei Bielefeld mit ihren einzeln liegenden Gehöften, von Zeit zu Zeit ein Kirchthurm dazwischen, sah recht wie ein Garten aus. In Soest wohnten wir in einem berühmten Gasthause der alten guten Art. In Unna und Elberfeld traten dann plötzlich jene Häuser auf, deren Wände mit Schiefer belegt waren und dadurch ein so düsteres Aussehen erhielten. In einem dieser Orte ging ich mit Herrn Heußner in eine Fabrik, in der Messer und Gabeln gemacht wurden. Trübe sagte mein Vater, der sich von den Landständen her für die Industrie interessierte: „Ich müßte das eigentlich alles auch sehen."

Leider wurde sein Befinden aber immer schlimmer. Auf der Fahrt von Bremen nach Minden hatte er wieder einen seiner

Anfälle, die durch Verkalkung der Arterien hervorgerufen wurden. Man brachte ihn in das Bett des Schiffscapitains. Er erholte sich freilich. Aber noch zweimal kehrte der Anfall, der stets eine momentane Bewußtlosigkeit im Gefolge hatte, wieder auf der Reise. Dabei hatte er Husten mit starkem Schleimauswurf. Ueberall erregte mein Vater das Mitleid der Menschen.

Köln machte mir einen sehr großartigen Eindruck, wie ich denn durch mein ganzes Leben einen gewaltigen Respekt vor dieser vielthürmigen Stadt gehabt habe. Den Rhein begrüßte ich denn doch als alten Bekannten mit Freuden. Ich besuchte mit Herrn Heußner seinen Schwager Lempertz, der der antiquarischen Buchhandlung von J. M. Heberle vorstand und mir stets ein Bild des ehrenwerthen kölnischen Kaufherrn gewesen ist. Das letzte Nachtquartier wurde in Koblenz genommen. Am Nachmittag des 31. August langten wir in Eltville wieder an. Daß wir die Fahrt von Köln her im Dampfschiff machten, versteht sich von selbst. Die mir noch unbekannte Rheinfahrt bis Bingen hat mir aber damals keinen besonderen Eindruck gemacht und dasselbe war der Fall, wenn ich sie in den zunächst folgenden Jahren wiederholte.

In Eltville sah es ziemlich leer aus. Wie bedenklich es mit meinem Vater stand, konnte ich mir jetzt nicht mehr verbergen. Ich werde mich des Anblicks stets erinnern, wie er schwankenden Schritts am Morgen nach unserer Ankunft zum Hausarzt sich begab. Bald trat eine Lungenentzündung ein. Unerwartet früh kam meine Mutter um die Mitte des Septembers von Holstein zurück. Am 19. konnte mein Vater noch außer Bette an der Feier ihres Geburtstags Theil nehmen. Er hat sich dann aber gelegt, um nicht wieder aufzustehen. Der treue Onkel kam von Celle herbei, um ihn noch einmal zu sehen. Selten bin ich in jenen Tagen zu meinem Vater gekommen. Als ich ihn aber einst deswegen um Entschuldigung bat, antwortete er: „Du hast mehr zu thun. Du hast zu lernen, damit Du dereinst die Stütze der Deinen werden kannst.“ Am 26. September ist er gestorben.

Bald nach meines Vaters Tode machte der Onkel die Reise

von Celle noch einmal, um die Verhältnisse in Eltville zu regeln. Meine Mutter wurde nominelle Vormünderin mit den Privilegien, die die nassauischen Gesetze der Wittwe verliehen. Thatsächlich aber wurde die Vermögensverwaltung einem Familienrath übergeben. Unsere Verhältnisse wurden jetzt als außerordentlich ungünstig, ja beinah als desolat bezeichnet. Ohne die Unterstützung, die der Großvater in Holstein jetzt meiner Mutter angedeihen ließ, wäre es auch schwerlich gegangen. Die Verwaltung des Guts nahm Herr Thurneyssen in die Hand, und er hat sich dabei als wahrer Freund meines Vaters bewährt. Er opferte der Ordnung der Verhältnisse auf lange hin einen großen Theil seiner Zeit, und wir können ihm nicht dankbar genug sein. Eine fast kaufmännische Ordnung wurde in Alles gebracht und dadurch die Grundlage zu dem Aufschwung gelegt, den die Verhältnisse dann später nahmen. Auf allen Gebieten mußten aber die größten Einschränkungen gemacht werden und ich kann die Entsagungen, welche sich meine Mutter auflegte, nach ihren Antecedentien gewiß nie genügend anerkennen. Sie bezog eine Wohnung in Wiesbaden und wollte, wie dies im Grunde stets ihr Ideal gewesen war, „mit den Verhältnissen brechen.“ Meine Erziehung nahm der Onkel in die Hand und ich habe ihn seitdem immer als meinen Vormund betrachtet.

Die Frage war nun, was mit mir begonnen werden sollte. Der Onkel wollte mich auf die Schule nach Celle bringen. Dem aber widersetzte sich meine Mutter. Schließlich wurde ein Mittelweg gewählt. Ich sollte vorläufig auf die Schule nach Rinteln und zu den Eltern meines Lehrers Heußner kommen und dieser sollte als eine Art Hofmeister bei mir bleiben. Es war dies ein wahrhaft glücklicher Gedanke meiner Mutter, für den ich ihr stets dankbar sein werde, und ich glaube, daß auch mein Vater damit einverstanden gewesen sein würde.

Ich gestehe, daß ich ohne eigentliches Leidwesen das ja nun doch leerwerdende Elternhaus verließ. Gewiß lockte mich das Neue. Aber es hatte mir auch gar zu gut in Rinteln gefallen und eine Stimme sagte mir, daß es so nicht mit mir bleiben könne, wenn etwas aus mir werden solle. In Eltville,

äußerte ich einst Herrn Heußner gegenüber, sei ich das Kind meiner Eltern; aber in Rinteln müsse ich mir selbst eine Stellung machen. Die Vollendung meines dreizehnten Jahres wurde noch in Eltville abgewartet. Am Tage darauf habe ich es in dem rothen Thurn- und Taxisschen Postwagen verlassen. Die Meinigen standen am Fenster und winkten mir zu.

Die Reise ging zunächst nach Hanau, wo ich einem Lehrer des dortigen Gymnasiums vorgestellt wurde, der zum Direktor in Rinteln bestimmt und Herrn Heußner von früher bekannt war. Der Sohn führte mich in Hanau umher, das mir aber keinen Eindruck gemacht hat. Im Schnee und bei ziemlicher Kälte ging es dann über Schlüchtern nach Fulda, wo ein Mutterbruder des Herrn Heußner als Oberstleutenant stand. Nach einigen Tagen Aufenthalt reisten wir über Hersfeld nach Kassel, wo wir wieder jenen Herrn Dingelstedt besuchten. Der Schneefall war inzwischen immer stärker geworden und unsere Fahrt durch die Lippeschen Berge nach Rinteln gehörte nicht gerade zu den Annehmlichkeiten. Ich erinnere mich sehr wohl, wie wir Nachts durch verschneite, schlafende Städte fuhren und am anderen Tage unsere Ankunft in dem lippeschen Städtchen Barentrupp. Sehr verspätet und recht durchgefroren langten wir in Rinteln an, wurden aber dort mit doppelter Herzlichkeit empfangen. Mein Examen wurde sehr leicht genommen. Man setzte mich nach Obertertia, was für meine durch das Reiseleben des Sommers sehr geschwächten Kenntnisse eigentlich zu hoch war. Noch vor den Weihnachtsferien habe ich den Schulunterricht begonnen. Damit war meine Kindheit zu Ende und meine Schuljahre begannen.

Die Schulzeit.

Rinteln.

Indem ich meine Rinteler Zeit zu schildern unternehme, fühle ich, daß ich die rein chronologische Darstellung wieder verlassen muß. Die Grundlage meiner ganzen dortigen Existenz war das Haus, in dem ich lebte. Ich kann wirklich Gott nicht dankbar genug sein, daß er mich gerade in dies Haus geführt hat. Man hat mir wohl Verwunderung darüber ausgedrückt, daß ich mich nach einer solchen Jugend in den engen Verhältnissen einer sehr kleinen Stadt so außerordentlich glücklich habe fühlen können und ich muß gestehen, daß es mir selbst in Rinteln etwas eng vorkam, wenn ich in späteren Jahren dort vorsprach. Aber ich begehrte ja eben nach der Unruhe einer überreichen Kindheit und obendrein nach diesem Reisesommer — die Ruhe und Stille kleiner und einfacher Verhältnisse. Ich sehnte mich nach der Natur und nach der Erfrischung für mein inneres Leben. Heußner hatte mir längst gesagt, ich müsse selbst an mir arbeiten und mein Instinkt sagte mir, am leichtesten sei etwas aus mir zu machen, je gründlicher der Unterschied zwischen meinen jetzigen und meinen früheren Verhältnissen sei: insofern hatte auch ich mit den Verhältnissen „brechen" wollen. Die Reaktion gegen mich selbst war der tiefste Drang meines Inneren und ist es zeitlebens geblieben. Sehr wesentlich fiel es bei diesem Allen ins Gewicht, daß ich Rinteln als eine Etappe nach Hannover

betrachtete. Aber auch in ein anderes, früheres Zeitalter sah ich mich in Rinteln versetzt.

In dem engen Rinteler Hause fand ich in der That ein Familienleben, wie ich es nur selten gefunden habe. Niemals habe ich einen Streit gehört. Alles war Friede und Liebe. Nur der Vater brauste wohl einmal auf und nahm auch wohl den Stock in die Hand. Dann fügten sich aber alle rasch und der Friede war bald wieder hergestellt. Dabei war man stets heiter und vergnügt und erfreute sich an den einfachsten Dingen. Theoretische Erörterungen, deren ich genug gehabt und denen ich mich in den letzten Jahren selbst hingegeben hatte, waren gänzlich unbekannt und man lebte auch mit der Natur in einer mir bis dahin unbekannten Weise. Mich ließ man völlig gelten und brachte mir ein liebevolles Verständniß entgegen. Wohl weiß ich, daß ich im Hause für einen aus der Fremde gekommenen Wunderknaben gehalten wurde, dessen Kreise man nicht allzu sehr stören dürfe. Aber die Hauptsache war doch wohl eine andere. Mein Lehrer bildete von vornherein eine Brücke zu der Familie und man ging von allen Seiten auf seine pädagogischen Absichten ein. Andererseits wurde die Liebe, welche die ganze Familie beseelte, auch auf mich übertragen. Mich hob dies Alles in einer gar nicht zu sagenden Weise. Ich habe im Leben niemals zu gedeihen und etwas zu leisten vermocht, wenn meine Umgebung mich verneinte. Den Wunsch, besser zu werden, hatte ich auch schon vorher gehabt. Aber ich zweifelte an der Möglichkeit. Jetzt gab mir diese neue, mit Freuden mich zu den Ihrigen zählende Umgebung die Hoffnung, daß es mir gelingen werde, wenn ich eben in Allem und Jedem von vorn anfinge und in Allem und Jedem ein neuer Mensch würde.

Gleich nach Neujahr bekam ich die Masern. Sie traten ziemlich heftig auf. Ich mußte Wochen lang zu Hause bleiben. Die ganze Familie bemühte sich in liebevoller Weise um mich und es brachte mich das ihr noch näher. Der Frühling hatte dann allerhand Reize, die ich bis dahin noch nicht gekannt. Ich sah Stunden lang der Bestellung der beiden Gärten, bei der Frau Heußner selbst Hand an legte, zu oder hielt mich sonst in

diesen auf. Ich lernte jetzt auch mit dem Pustrohr nach Vögeln schießen, wozu ich mich in Eltville niemals aufgeschwungen hatte. Welch mannigfache Freuden gab es dann im Sommer! Die herrlichsten Spaziergänge mit der gesammten Familie wurden nach den harmlosen Vergnügungsorten der Umgegend unternommen. Die Wanderer labten sich dabei gewöhnlich an dicker Milch. Sonntags wurde dann bei gutem Wetter, wie bei jenem kurzen Sommerbesuch von 1846, in größerer Gesellschaft auf einen der benachbarten Berge gestiegen oder auch wohl das Bad Eilsen und die Arensburg besucht. Auch an Leiterwagenpartien nach der etwas entfernteren Paschenburg, bei denen wir gewöhnlich durchnäßt wurden, fehlte es nicht. Daneben gab es auch hier Spaziergänge mit meinem alten Lehrer. Im Spätsommer 1847 hatte ich zum zweiten Mal Tanzstunde, die mir dies Mal ein ganz anderes Vergnügen machte als zwei Jahre vorher in Eltville.

Mit der Tanzstunde war übrigens das Tanzen noch nicht vorbei. Vier Paare, zu denen auch ich gehörte, setzten dasselbe den ganzen Winter hindurch in verschiedenen Häusern fort. Es sollte eigentlich eine Quadrille sein. War aber diese zu Ende, so folgten Rundtänze in beliebiger Zahl. Das Tanzen ist die einzige körperliche Kunst gewesen, in der ich es zu etwas gebracht habe. Nur den Walzertakt vermochte ich mir nicht anzueignen. Ich hielt denselben damals für eine überwundene Tanzart; und es ist in der That merkwürdig, wie unpopulär derselbe damals war.

Bei weitem nicht so günstig entwickelten sich die Dinge für mich in der Schule. Es rächte sich, daß man mich etwas zu hoch gesetzt hatte und daß ich an selbständiges Arbeiten nicht gewöhnt war. Herr Heußner wollte mir begreiflicher Weise nicht helfen. Die Folge aber war, daß ich mich im ersten halben Jahre unglaublich abmühte, ohne doch ein genügendes Resultat zu erringen und daß ich in Folge dessen dann ebenso faul wie die meisten anderen Schüler ward.

Noch ungünstiger gestaltete sich das Verhältniß zu meinen Mitschülern. Anfangs war der aus der Ferne gekommene Knabe

auch hier ein Gegenstand der Neugier und des Interesses; und da die Klasse damals fast ausschließlich aus körperlich zum Jüngling Herangewachsenen bestand, zu denen ich in keiner Weise paßte, so ließ man mich wenigstens in Ruhe. Ich mußte aber noch ein und dreiviertel Jahr in Tertia sitzen und jede Versetzung brachte in größerer Zahl Elemente in die Klasse, die mir in ihrer körperlichen Entwickelung näher standen. In den verwilderten Ton und in das, was man sich den Lehrern gegenüber herausnahm, vermochte ich mich nicht zu finden und war auch nicht stark genug, um bei den unvermeidlichen Prügeleien mich erfolgreich zu betheiligen. Meine Stellung ward immer schlechter. Man nannte mich, um die Unruhe, und das Unkräftige meines Wesens zu kennzeichnen, den „Schneider" und begann mich zu maltraitiren. Bei den Lehrern war natürlich wenig Schutz zu finden. Hätte ich Anzeige machen wollen, so würde meine Lage dadurch natürlich nur verschlimmert worden sein. Ich erinnere mich, daß ich nur ein einziges Mal bei einem Lehrer, welcher dazu kam, als man mich quälte, einen schwachen Schutz fand. Auf Veranlassung meines Mentors versuchte ich mir allerdings Freunde zu verschaffen. Ich erinnere mich aber nur zweier Mitschüler, welchen ich im Jahr 1847 und bis Michaelis 1848 für eine kurze Zeit näher getreten bin. Der Eine lebte eben so zurückgezogen wie ich, war ein sogenanntes Ochsgenie und deßhalb ohne Einfluß in der Klasse. Das Verhältniß zu dem Anderen dauerte etwas länger, endigte aber schließlich mit einer großen Prügelei, bei der ich gegen meine sonstige Gewohnheit lange aushielt und dadurch das Erstaunen und eine gewisse Achtung der Corona erwarb. Das Ende von Allem war, daß ich mich nur noch enger an die Familie Heußner und meinen Mentor anschloß. Wir machten jetzt häufig sehr große Spaziergänge in die Berge, wobei ich dann mancherlei Anregung empfing. Namentlich die Touren auf dem linken Weserufer und in das Lippesche hinein sind mir im Gedächtniß geblieben. Noch heute erscheinen mir alle jene mannigfaltig entwickelten Ländchen und Ländertheile von Hameln bis Minden als ein kleines Paradies und ich freue mich, — obwohl meinem Be-

wußtsein nach durchaus Hannoveraner — daß mein Gut Wichtringhausen so nahe an der Grenze dieses Paradieses liegt. So sehr werden für mich noch heute alle diese Gegenden durch die Erinnerung an jene Jugendzeiten vergoldet und so sehr ruht der Sonnenschein jener Wanderungen für mich noch heute auf ihnen. Die Weser blieb mir seitdem der schönste Strom Deutschlands und der keuschen Waldesfrische jener Wesergegenden kommt für mich kaum etwas in Deutschland gleich. Freilich greift meine Erzählung hier schon etwas vor. Meine schönsten Wanderungen fallen in den Frühling und Sommer 1848 und waren auch durch die Hoffnungen vergoldet, die damals so vieler Menschen Herzen durchzogen.

Man kann sich denken, wie die Nachrichten von den deutschen Märzrevolutionen in unser Rinteler Stillleben hinein fielen. Ganz unvorbereitet war man freilich in unserem Hause nicht. Mein alter Hauslehrer hielt seit etwa einem Jahre die deutsche Zeitung, die Gervinus damals mit Gesinnungsgenossen in Heidelberg heraus gab und die später das Organ der Kaiserpartei ward. Auch ich hatte sie mit besonderem Interesse schon vielfach gelesen und es mochte wohl damit zusammenhängen, daß ich in Rinteln auch ein Interesse für Preußen gewann. Oesterreich lag dem Gesichtskreis der Rintelenser außerordentlich fern. Das lebhafte protestantische Gefühl meines Hauslehrers machte diesen schon allein zu einem Anhänger Preußens. Die Ideen aber, die ich in meiner Kindheit unbewußt eingesogen hatte, lagen jetzt oder schienen doch jetzt in grauer Ferne hinter mir zu liegen. Es muß gerade im Winter 1847 auf 48 gewesen sein, daß mir eine durch Holzschnitte verzierte Lebensbeschreibung Friedrichs des Großen in die Hände fiel. Ich habe mich damals für ihn enthusiasmirt und ich hielt diese Auffassung während meiner ganzen Rinteler Schulzeit im Gegensatz zu meinen vom Herbst 1848 an gewonnenen alt-hessischen Freunden aufrecht. Eine kleine Büste Friedrichs des Großen ist in der von diesem influenzirten Periode von mir erstanden. Sie hat bis zu meinem Fortgang von Rinteln unser kleines Zimmerchen geschmückt und im Winter 1849/50 oft den Spott meiner Freunde erregt:

daß diese später sämmtlich oder doch mit geringen Ausnahmen dem preußischen Lager angehört haben, während ich die entgegengesetzte Bahn wandelte, gehört zu den wunderbaren Wendungen und Verschlingungen des menschlichen Lebens.

In der durch die Lektüre der Deutschen Zeitung und der Lebensbeschreibung Friedrichs des Großen hervorgerufenen Stimmung traf mich die Märzrevolution. Man kann sich denken, wie ich Feuer fing. Ich weiß noch, wie ich meinem alten Lehrer halb um den Hals fiel und zu ihm sagte: „Nun hat man doch wieder ein Vaterland". Die theoretischen Erörterungen mit Heußner begannen nun wieder, blieben aber auf das politische Feld beschränkt. Ich muß es von Heußner rühmen, daß er mich abzukühlen suchte und mich vor Allem darauf aufmerksam machte, daß ich in meinem Alter noch nicht dazu berufen sei, für diese Dinge thätig zu werden. Viel geholfen hat das freilich nicht. Die deutsche Zeitung wurde nun mit doppeltem Eifer von mir studirt. Als der Reichstag in der Paulskirche zusammentrat, abonnirte ich auf eine sehr fortschrittlich gehaltene Reichstagschronik, die die wichtigsten Reden wiedergab und in ziemlich demokratischer Weise commentirte. Damals ist der Wunsch, als Mitglied einmal an einem deutschen Parlament Theil zu nehmen, zuerst in mir rege geworden.

Der Gedanke, der mich seit meiner Verpflanzung nach Rinteln beseelte, griff dann hier ebenfalls ein. In der trefflichen Bürgerfamilie, in der ich lebte, völlig aufzugehen, war damals mein Wunsch. Es lag nahe, daß ich nun auch von dem Adel nichts mehr wissen wollte. Ich wollte ganz zum Rinteler Jungen werden. Als ich einst in die Stadt Hannover kam und auf die eleganten Häuser der neueren Stadttheile blickte, erfüllte mich der Gedanke, daß ich vielleicht berufen sei, später in einem solchen Hause zu leben, mit einem eigenen Grauen. Mit Vorliebe schrieb ich meinen Namen ohne „von"; und es war lange ein gekaufter Stock mit einer Silberplatte vorhanden, auf der ich die Buchstaben H. L. hatte eingraviren lassen. Auch dies alles ging meinem Erzieher wieder zu weit und ich pflegte namentlich bei dem alten Vater auf einen Wider-

ſtand zu ſtoßen, wenn ich einfach erklärte, der Adel habe keinerlei Bedeutung mehr. Er ſagte wohl, der Adel habe nur dann einen Werth, wenn perſönliche Auszeichnungen hinzukämen. Wenn ich aber weiterging und deſſen Bedeutung überhaupt verneinen wollte, ſo ſchüttelte er den Kopf.

Das Leben geſtaltete ſich wohl auf allen Schulen Deutſchlands im Frühling 1848 zu einem höchſt angenehmen. Man genoß außerordentlich viel Freiheit. Gelernt im eigentlichen Sinne des Wortes wurde freilich wenig und um ſo mehr geſprochen und geurtheilt. Auch für die Schüler ſchien aber eine neue Aera angebrochen zu ſein und es läßt ſich nicht beſtreiten, daß gar Mancher einen Impuls für das Leben dadurch erhalten hat. Gar Mancher emanzipirte ſich bald von den politiſchen Kannegießern. Gar Mancher vertiefte ſich, nachdem die erſten Wochen vorüber waren, in ſelbſtſtändige Lektüre und Studien aller Art. Denn auch die Lehrer waren von der Strömung des Tages wahrlich nicht unberührt geblieben. Sie ſahen vielfach von dem vorgeſchriebenen Lehrplane ab und gerade darauf hat oft Segen geruht. Es hat wohl ſelten eine geiſtig angeregtere Generation gegeben als die, deren entſcheidende Entwicklung in die Jahre 1848 und 49 fiel. Auch die Schuldisziplin wurde durch dies alles gelockert. Aber ich erinnere mich nicht, daß in Rinteln dadurch ein nennenswerther Schaden entſtanden iſt. Als einſt eine Bürgerverſammlung das Grüßen durch Abnehmen der Kopfbedeckung abſchaffen wollte, begannen allerdings einige Schüler ihre Lehrer militäriſch zu grüßen. Es genügte aber ein Erlaß des Schuldirektors, um dieſem Unfug zu ſteuern.

Die Oſterferien 1848 verbrachte ich theilweiſe bei dem alten Pächter in Wichtringhauſen und theilweiſe in Celle. In Wichtringhauſen ging es verhältnißmäßig doch noch immer ruhig und patriarchaliſch zu. Als die Vorwahlen zum Reichstag — die Wahl war eine indirekte — vorgenommen wurden, wählten die Bauern auf Veranlaſſung des Pächters einſtimmig den Paſtor als Wahlmann für die Hauptwahl. Allerdings hatte etwas früher eine Bewegung unter den Hofarbeitern ſtattgefunden.

Doch war dieselbe durch einige Concessionen meines Oheims und namentlich dadurch mit leichter Mühe beendigt worden, daß die sommerliche Arbeitszeit von zwölf auf zehn Stunden herabgesetzt wurde. Daneben hatten die eigentlichen Bauern gar Manches zu raisonniren und nahmen auch dem Edelhofe gegenüber den Mund oft recht voll. Im Ganzen berührte mich Wichtringhausen aber auch damals wie ein Idyll aus dem vorigen Jahrhundert. Schon daß man nur zwei Mal in der Woche die Post aus Hannover durch die Bötin erhielt, wirkte abkühlend und beruhigend, und wenn die Zeitung auf besonderem Wege von dem $^3/_4$ Stunden entfernten hessischen Badeorte Nenndorf geholt wurde, so änderte auch das an unserem Stillleben nicht allzu viel. Unter die Bauern und Tagelöhner kamen noch gar keine Zeitungen.

Sehr viel anders stand es schon in Celle. Dort gingen die Wogen ziemlich hoch. Es fehlte nicht an Volksversammlungen. Die halbe Stadt trug schwarzrothgoldene Cocarden. Mit Erstaunen sah ich, wie mein im 46. Jahre stehender Onkel, der mir als Oberappellationsrath ganz besonders würdig vorkam, als Gemeiner die Flinte auf den Rücken und an der Bürgergarde Theil nahm. Alle Welt war in großer Erregung. Man stritt hin und her. Zum ersten Mal trat mir aber hier eine Richtung entgegen, die die ganze Bewegung mit großer Besorgniß verfolgte. Auch mein Onkel schüttelte den Kopf und meinte, die größte Gefahr drohe von der zu großen Ausdehnung des Wahlrechts. Wie wenig ich den Gegensatz meiner damaligen Auffassungen mit den Ideen meiner Kindheit empfand, wird dadurch bewiesen, daß ich meinem Onkel einst vertrauensvoll sagte, mein Vater würde sich gewiß auch innerlich über den jetzigen Umschwung freuen. Der würdige Oheim schien das aber nicht anzunehmen und meinte ablehnend, der Verstorbene werde doch über eine Menge von Dingen außerordentlich betrübt sein.

Der Onkel war altliberal und blickte mit großem Vertrauen auf Stüve, der damals als Ministerialverweser das hannöversche Staatsschiff lenkte. Das Gleiche galt ziemlich überall von den höheren Mittelklassen in Hannover, die Stüves Leitartikel in der

Hannoverschen Zeitung begierig zu lesen pflegten; und ich muß sagen, daß das zuversichtliche Vertrauen auf diesen einen schlichten Mann schon damals einen großen Eindruck auf mich machte. Doch bekam ich in den adligen Kreisen von Celle auch wesentlich andere Stimmen zu hören. Wenn man Stüve auch noch nicht direkt tadelte, so war die Kühle gegen ihn doch bei Vielen nicht zu verkennen und man überbot sich in diesen Kreisen gern mit dem Ausmalen einer möglichst unsicheren Zukunft. Man könne nicht wissen, hörte ich einen Herrn zu einem Officier sagen, ob er nicht über's Jahr in der kaiserlichen Hofburg stehe. Die Abschaffung des Adels wurde scherzend an die Wand gemalt und dabei geäußert, daß wir dann als Unterscheidungszeichen statt des „von" das Wort „Pack" annehmen sollten. Wenn sich ein Amtmann auf dem Lande energisch benommen hatte, so wurde das bejubelt, ohne daß man viel untersucht hätte, ob der Herr nicht zu weit gegangen sei. Ich benahm mich dem Allen gegenüber ziemlich zurückhaltend und vorsichtig. Eine Cocarde wagte ich mir nicht anzuschaffen. Ich begnügte mich mit einem schwarzrothgoldenen Ordensband von Metall, das man nach Belieben einknöpfen und wieder abknöpfen konnte. Als ich einmal einer älteren Dame gegenüber mit meinen Ansichten herausrückte, da hieß es, das seien Phantasien, die sich die jungen Herren machten; wenn sie aber demgemäß Opfer bringen sollten, so dankten sie dafür.

Noch in einer anderen Weise bot Celle des Interessanten für mich genug. Die deutschen Truppen begannen nach Schleswig-Holstein zu ziehen und die jetzt bis Harburg vollendete Eisenbahn brachte täglich Militärzüge aus den verschiedensten deutschen Ländern. Da gab es denn viel für mich am Bahnhof zu sehen. Ich verbrachte auf demselben den größten Theil meiner Zeit und lauschte zugleich den Kannegießereien der Anwesenden.

In den Sommerferien ging es dann selbst zu meinen Verwandten nach Holstein. Dies Mal gefiel es mir dort weit besser, als zwei Jahre früher. Ich wollte auch hier beweisen, daß ich ein ganz anderer Mensch geworden sei und bestrebte

mich, stets recht artig und bescheiden aufzutreten. Im Ganzen glaube ich auch damals mein Ziel für eine kurze Zeit wirklich erreicht zu haben. Mit der noch jugendlichen Stiefschwester meiner Mutter schloß ich große Freundschaft. Sie war in Goethes Dramen bewandert und ich habe durch sie zuerst von Rankes Geschichte der Reformationszeit gehört. Mit Interesse nahm sie meine Schilderungen von Rinteln entgegen und meinte, daß ich bei Heußners ja in Abrahams Schooße sei. Meine Klagen über die Rinteler Schüler beantwortete auch sie mit dem Rath, daß ich mir einen Kreis unter ihnen bilden solle.

Etwas kühl und verstandesmäßig nüchtern berührte mich das Leben in Holstein allerdings doch wieder. Es liegt etwas Wahres in dem, was Steffens in dieser Beziehung über Holstein sagt. So wunderbar aber sind auch hier die Dinge verknüpft, daß doch das in diesen Holsteinern liegende, wahrhaft Große und Ideale unverkennbar ist. Ich begreife vollständig den entscheidenden Einfluß, den Holstein auf den inneren Entwickelungsgang von Friedrich Perthes ausgeübt hat. Schon der Schwung, der 1848 durch das Land ging, imponirte mir gewaltig. Ich habe nie eine deutsche Aristokratie gesehen, die so, wie die holsteinsche in den Jahren von 1848—50, an der Spitze des Volks stand und von einer so großartigen Gesinnung getragen wurde. Jedermann war damals von dem Augustenburgischen Erbrecht so fest überzeugt, daß mir die Unanfechtbarkeit desselben stets ein Dogma geblieben ist. Der Whiggismus meiner holsteinschen Verwandten berührte mich in meiner damaligen Stimmung wohlthuend. Mein betagter Großvater war von Allen bei Weitem der konservativste.

Die politischen Gespräche rissen nicht ab und den Hintergrund bildeten die Ereignisse, die sich in der Nähe abspielten. Der ältere Bruder meiner Mutter war Mitglied der schleswigholsteinschen Ständeversammlung in Rendsburg und kam alle Sonnabend zu seiner in Bothkamp weilenden Frau herüber. Der jüngere stand im Felde. Es war noch vor dem Frieden von Malmö. Ein gewisser Stillstand war aber doch schon in den Operationen bemerkbar.

Bald nach meiner Rückkehr in das Rinteler Stillleben kam dann die Nachricht von dem Waffenstillstand von Malmö und von den Frankfurter Vorgängen, die sich äußerlich daran geknüpft hatten. Die Ermordung von Auerswald und Lychnowsky rief überall das lebhafteste Mitgefühl hervor und erschreckte in den weitesten Kreisen. Man wird sagen dürfen, daß von da an ein Umschwung der Geister in Deutschland begann. Heußner gab sich auch diesen Eindrücken mit seinem empfänglichen Gemüthe ganz hin. Ich erinnere mich noch sehr wohl des Spazierganges, auf dem er mir ausführlich von Auerswald und Lychnowsky erzählte. Auch auf mich blieb dies Alles nicht ganz ohne Rückwirkung. Da meine ganze Umgebung durch die Ereignisse abgekühlt und in ihren Hoffnungen herabgestimmt war, so vermochte auch ich meine Begeisterung nicht mehr ganz aufrecht zu erhalten. Ein wirklicher Umschwung trat damals für mich freilich nicht ein, und ich habe meine politische Richtung, so lange ich in Rinteln blieb, festgehalten, obwohl sich meine neuen Klassengenossen in Sekunda unter dem Einflusse eines genialen Lehrers, der selbst ein Schüler Vilmars war, bald einer „reaktionären" Richtung zuwandten. Dennoch aber ist gerade dieser Lehrer Blackert für meine ganze weitere Entwicklung entscheidend geworden. Vilmar erkannte, wie ich später hörte, seine Lehrbegabung in hohem Grade an. Er war Germanist und wußte die Freiheit, welche die Jahre 1848 und 49 gewährten, gut zu benutzen. „Wenn Sie etwas lernen," sagte er einst, „so lernen Sie es nicht, weil Sie auf dem Gymnasium sind sondern obgleich Sie auf dem Gymnasium sind." Im Sinne Vilmars begeisterte er fast alle seine Schüler für deutsche Sprache und mittelhochdeutsche Poesie. Ich persönlich wurde, als ich Michaelis 1848 nach Sekunda versetzt wurde, von dem, was Dr. Blackert in dieser Beziehung bot, ganz überwältigt. Nun begann auch in geistiger Hinsicht ein völlig neues Leben für mich. Wie schaal erschien mir jetzt das politische Kannegießern, wie inhaltslos und oberflächlich Alles, was ich bis dahin getrieben, wie unbedeutend das, was ich gelesen hatte! Zu Weihnachten wurde ich mit Vilmars Litteraturgeschichte beschenkt. Wie habe ich dieses

Buch verschlungen und wie blieb der Eindruck, den die Geschichte Friedrich des Großen auf mich gemacht hatte, hinter dem, was dies Buch mir war, zurück! So weit der mir gebotene geistige Stoff in Betracht kam, lernte ich intensiv arbeiten. Wir hatten auch Griechisch bei Dr. Blackert und er wußte auch hier den Gegenstand interessant zu machen. So war er z. B. außerordentlich geeignet zur Auslegung des Herodot. Seine Auslassungen über die Formen der griechischen Grammatik eröffneten mir ganz neue Gesichtspunkte. Ein hierbei im vergangenen Sommerhalbjahr nachgeschriebenes Heft eines etwas älteren Schulgenossen wurde von mir mit Eifer copirt und war vielleicht der erste Gegenstand, der mich zu scharfem Denken geführt hat. Höchst lehrreich war es mir, daß der ältesten wissenschaftlichen Grammatik der Griechen philosophische Begriffe zu Grunde lagen. Zunächst galt dies von der Kasuslehre. Begrifflich weit wichtiger aber waren für Dr. Blackert das Aktivum, Passivum und Medium des Verbums. Das erstere bedeutete ihm das subjektive Machen, das zweite die Hingabe an das Objekt, das dritte das geschichtliche Werden in der Wechselwirkung des Handelns und Leidens. Wie Vilmar so war auch ihm der Subjektivismus der Feind, den es eigentlich zu bekämpfen galt. Der subjektive Mensch war ihm der Rebell κατ' ἐξοχήν und die „Rebellion" nur die Folge des Subjektivismus. Gedanken, die ich um so begieriger ergriff, als ich sehr wohl fühlte, daß gerade ich am Subjektivismus kranke!

Im Dualis sah Dr. Blackert auch eine Aufhebung des Subjektivismus. Nur das Aktive und Passive zusammen bildeten die Persönlichkeit, auf die bei dem Menschen Alles abziele. Nur das Medium ruft das wahre geistige Leben hervor und begründet die Geschichte. „Sie müssen lernen lernen," rief Blackert uns einst zu. „Wie lernt man? Wenn man den Usus, die Erfahrung kennen lernt und darauf die ratio baut, wenn man von der Natur sich zur Idee erhebt. Aber lernen Sie allein und lehre ich allein? quod non! Wir lernen zusammen, wir lernen beide, Sie und ich. Das fühlt die Volks-

sprache, wenn sie lehren und lernen nicht trennt, wenn sie sagt: „ich lerne Latein“ und „ich lerne meine Schüler latein.“

Ich finde diese Worte in einem zweiten Büchelchen, in das ich das von Blackert selbst Vernommene einzutragen pflegte. Die Herodotstunde begann er darnach mit der Bemerkung, daß Herodot sehr wohl gewußt habe, was Geschichte sei. *τὰ γενόμενα ἐξ ἀνθρώπων*, das sich aus dem Menschen Entwickelnde, ist ihm dabei die Hauptsache. „Völker, die nicht selbständig denken und handeln, können keine Geschichte haben. *Γίγνομαι* bedeutet „werden“, sich entwickeln. Dasselbe, nämlich geboren werden, ist die Grundbedeutung des Mediums. Und eben dieses natürliche, organische Werden ist das, wovon die Geschichte handelt. — „Jede wahre That ist ein Produkt aus der Kraft des Menschen und des von Außen auf ihn einwirkenden Geistes, des Geistes Gottes. Will ein Mensch sich diesem entziehen, so arbeitet er bloß im Aktivum, so werden seine Thaten verkehrt und in der tieferen Bedeutung des Worts wirkungslos. Die Geschichte wird keine Notiz von ihnen nehmen und sie nicht als *γενόμενα ἐξ ἀνθρώπων* anerkennen.“ „Wenn die Menschen sich an kein gegebenes Gesetz binden, dann sprechen sie erst recht von der Majestät des Gesetzes. Ich verwette aber Alles, daß dies dann die rechten *ἄνομοι* sind. Solche Menschen machen Gesetze und die sollen ihren Leidenschaften dienen. Heute machen wir ein Gesetz, morgen heben wir es auf, wenn es uns nicht gefällt. Jeder, der sich gegen das Gegebene auflehnt, ist Rebell. Wer aber sein eigenes Gemachtes aufdrängt, ist Tyrann.“ Man solle dem Vater, dem Lehrer, dem Herrn gehorchen und sei sonst ein Rebell. Aber auch die wahre Größe bestehe im Dienen. Ein Hausherr, der nur von oben herab kommandire, herrsche gar nicht in Wahrheit.

„Die wahre Bildung“, heißt es ein anderes Mal, „besteht darin, daß der Mensch, daß das Volk nicht vergißt, was es früher gewesen. Ich werde nicht müde, Ihnen zuzurufen, wenden Sie sich dem deutschen Alterthum zu, unserem Alterthum mit seiner göttlichen und weltlichen Minne, mit seinen hehren Gesängen von seinen lieben alten Königen, mit dem Helldunkel seiner alten Wälder.

Je weiter Sie hinauf oder vielmehr zurückblicken in der Geschichte eines Volkes, desto hehrer, desto riesenhafter! Wir müssen staunend unser Haupt senken vor der Majestät jener Urzeit. Fortschritt ist eigentlich nur ein Rückschritt. Bildung ist nur die Verminderung jener alten Kraft. Je gebildeter, desto matter! — Als wir unsere Vergangenheit vergaßen, waren wir Barbaren. Als England seine Vergangenheit vergaß, war es roh. Nur wer seine frühere Entwicklung kennt mit ihren großen und kleinen Seiten, kann sich entwickeln."

„Wir wollen deutsch lernen, unsere liebe deutsche Muttersprache, die unsere lieben Väter sprachen und die wir noch sprechen. Kennen Sie einen Mann, der das jetzige Deutsch kann und versteht? — Nein! Dazu gehört die Kenntniß aller plattdeutschen, aller mittel- und hochdeutschen Dialekte, Holländisch mit allen Schattirungen, Englisch, Schwedisch, Dänisch, Norwegisch bis zum fernen Norden hinauf. Das ist die Ausdehnung dem Raume nach. Größer noch ist die Ausdehnung der Zeit nach. Tausende von Jahren spricht man deutsch. Unsere Sprache, wie wir sie in den gothischen Resten finden, ist schon uralt. Das sehen wir an den gothischen Ueberbleibseln des Duals, des Aoristes, des Mediums, die auf eine lange Entwicklung schließen lassen."

Von einem solchen intensiven Germanismus aus beurteilte Dr. Blackert dann auch die Fragen der inneren und äußeren Politik. So lange sich die Glieder eines Volkes noch als ein Ganzes fühlten, sei nichts anderes möglich als das Königthum, sagte er z. B. Denn in einem Fürsten sei das ganze Volk verkörpert. Wie die Epen das Volk in den alten Helden verkörpert sein ließen, so habe der Stamm in den Fürsten Gestalt angenommen. „Wenn die Theile sich trennen, entsteht Revolution." Eine jede neue Zeit, heißt es an anderer Stelle, werde durch die Buße eingeleitet. Damit beginne das elfte Jahrhundert. „Und wenn für uns eine neue Zeit beginnen soll, so sage ich: thut Buße." Im Aufsteigen seien wir allerdings nicht mehr begriffen. „Seit drei Jahrhunderten gehen wir so ganz sachte weg. Aber wir stehen im Greisenalter." „Unsere ganze

Zeit ist verkünstelt. Diese stets zunehmende Künstlichkeit kann aber nicht dauern. Wir sind jetzt in einer Zeit gleich der Griechenlands zur Zeit des archäischen Bundes, gleich der Kaiserzeit Roms. Je künstlicher die Welt wird, desto unbehaglicher wird es, in ihr zu wohnen. Die Gelehrsamkeit, der Luxus, der Reichtum, die Bildung, die Industrie, die Dampfmaschienen nehmen zu. Aber auch die Zerspaltung, die Herrschaft des Papiers, die Abgaben, das Proletariat, das geistige und leibliche Elend. Da ist nun weiter nichts zu klagen. Das ist so und damit holla!"

In den Fragen der auswärtigen Politik vertrat Blackert einen weltumfassenden Pangermanismus. England führe die uns ursprünglich stammverwandten Indier dem Christenthume zu. Deutsche hätten die „asiatischen" Russen gebildet, ja in gewissem Sinne erst zu Christen gemacht. So müsse Asien von uns aus gerettet werden. Dieses müsse rettungslos verfallen, wenn es nicht in zwei bis drei Menschenaltern erlöst werde. Sonst verfaule es. Die Erhebung der Ungarn werde dazu führen, daß Europa nach dem Osten dränge und die Türken nach Asien jage. Auch unsere eigenen Wirren wiesen uns auf diesen Weg. „So schreitet Gottes Reich trotz allen Getöses ewig und in bestimmtem Geleise vorwärts."

Es ist höchst merkwürdig, wie Blackert von diesem Germanismus aus zur Beantwortung der religiösen Fragen fortschreitet. Die Deutschen sind auch ihm das auserwählte Volk, die Erben Israels. Trotz aller Unwissenheit in den religiösen Dingen sei doch die Religion tief im Innern der Deutschen begründet. Kein Volk streite so viel wie wir über Religion. Selbst das Spotten über Religion ist Dr. Blackert ein Beweis, wie tief sie in uns begründet ist. Das sei nur das Bemühen, den starken Keim der Religion innerlich los zu werden. Leute, die zwanzig Jahre nicht in die Kirche gingen, seien trotz ihrer Unwissenheit doch oft sehr religiös. „Wir sind noch heute die Träger des Christenthums. Denn wir sind das sittlich reinste Volk. Wir prägen das Christenthum aus im innersten Familienkreise, erhalten das Feuer des Christentums tief im Innern und breiten

es aus. Wir sind auch die geistigste Nation. Fielen wir der Verwüstung anheim, so sänke Europa rettungslos. Denn das europäische Geistesleben hat seinen Kern in Deutschland. Rebellion ist Vernichtung des Geistes. Das Ende der Rebellion ist Communismus. Communismus aber ist die bloße Leiblichkeit. Bei uns sind jetzt die niederen Seelenkräfte herrschend. Noch eine Rebellion und es herrscht der Leib. Bei ganz geistigen Völkern ist Rebellion unmöglich." Es handle sich jetzt nicht wie im 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts darum, ob wir etwas mehr oder weniger vom Christenthum annehmen wollen, sondern um weit Ernsteres. „Erheben Sie sich zur Idee! Begeistern Sie sich für das deutsche Volk, so werden Sie sich auch nicht scheuen, den letzten Schritt zu thun und sich zu Gott zu erheben, dessen Geist Sie in der Sprache und in der ganzen Ueberlieferung unseres Volkes bewundern. Gehen Sie in allem, was Sie thun, fort bis zum Gipfel, bis zu Gott — und Sie werden Christen sein."

Aber auch bei diesem Ideengang bleibt Blackert nicht stehen. Es sind noch zwei weitere Gedanken allgemeinerer Art, an die er das Religiöse anknüpft. Die Kenntniß der Natur, sagt er, sei je weiter zurück, desto reiner. Wir müßten staunen über die aufgefundenen Berechnungen der Assyrer und Anderes mehr. Auch die Astrologie habe dabei ihre Wahrheit. Denn Sterne und Mond wirkten auf die Welt, brächten uns Kälte und Wärme. Die erhabendsten heidnischen Religionen und höherstehend als die griechische Mythologie — seien die alten Religionen des mittleren Asiens. Vom Christenthum abgesehen, werde man sagen dürfen: je später eine Religion, desto schlechter. Der Islam sei die schlechteste Religion, die es gebe: die Religion der Leidenschaft. Die alten Religionen seien dagegen alle von Gott. Die Leute fragten wohl, woher die Sprache, die je älter desto vollendeter? Woher die alte Mythologie, die alte Poesie? „Sie sind von Gott." „Dem Göttlichen in Geschichte, Sprache, Kunst und Wissenschaft müssen sie sich warm, mit Feuer und Begeisterung zuwenden. Dieses Göttliche ist das, was ich Inhalt nenne. Ueber dieses Göttliche läßt sich nicht streiten. Es

muß geglaubt sein. Weihen Sie sich diesem Göttlichen! Weihen Sie ihm Ihr Leben."

Auch seine Sprachphilosophie wußte Dr. Blackert für die Religion zu verwerthen. „Das Gute ist immer persönlich, ist die Verbindung von Geist und Körper. Auch alles Große ist Verbindung von Himmel und Erde, ist Medium, ist persönlich." „Ueberall sollen wir uns von und aus der Natur zur Idee, zu Gott erheben."

Viele Stellen beziehen sich auf den Preis der Kindlichkeit und des Unerforschlichen, die auch bei Vilmar eine Rolle spielen. Um die Griechen zu verstehen, sagte Blackert, müsse man recht kindlich sein. Die Römer hätten sie nie verstanden. Die wahre Poesie sei stets unerforschlich und unergründlich und man lese sie nie aus. Es freut mich, habe Goethe gesagt, daß die Leute so viel in meinem Faust finden, was ich nicht weiß. „Die wahre Poesie ist eben unbewußt, denn sie ist von Gott und nicht von Menschen."

In höchst eigenthümlicher Weise bekämpfte Blackert von diesem Standpunkte aus die Zweifelsucht und den subjektiven Kriticismus. Es sei des Menschen unwürdig, sagt er, alles zu negiren oder auch immer nur mit Einwürfen zu kommen. „Das ist rebellisch". Nein zu sagen, sei freilich das Bequemste. „Ich warne Sie auch vor dem Disputiren, weil in dem Disputiren immer eine Verneinung liegt." „Widersprechen sollte man nie. Ich widerspreche auch nie. Gänzlich widerlegen kann man nichts. Ein Stück Wahrheit ist in Allem. Keine Subjektivität kann die andere gänzlich widerlegen; wenigstens nicht so, daß jeder Einwand verstummt. Sagen Sie deshalb stets einfach: das ist meine Ueberzeugung. Sobald Sie beweisen wollen, kommen Sie in die Opposition und Negation. Wir müssen von der göttlichen Gewalt unserer Wahrheit überzeugt sein, die da siegen muß. Siegt sie nicht, so siegt sie durch Disputiren und Opponiren nimmermehr." „Glauben ist Unterordnung unter das Gegebene. Glauben ist: sich fügen."

Nirgends wird der lutherische Orthodoxismus kategorisch gefordert.

„In den Verhältnissen der christlichen Kirche," heißt es dagegen, „sind weniger Abirrungen von der Bibel als es scheint. Unsere ganze Kirchengeschichte ist nur ein Ausbau, eine Entwicklung des im neuen Testament Gesagten. Jede göttliche Wahrheit ist eben die Wurzel eines Baumes. Sie treibt einen Zweig am Baum, der aber nicht der Baum selbst ist. Wir dürfen uns keine Sekte als von diesem Baume ausgeschlossen denken. Denn auf völliger Unwahrheit kann ja keine Religion erbaut werden. Es muß uns genügen, wenn ein Mann nur bekennt, er wolle ein Christ sein. Denn wir sind alle einseitig. Wir müssen alle einseitig sein."

Das Prisma gebe eben viele Farben wieder, wenn die Sonne darauf scheine. Trotzdem hielt Dr. Blackert an der geschlossenen Kirchengemeinschaft fest.

„Ohne Excommunication kann keine Kirche bestehen. Der Staat, jede Anstalt, jedes Gymnasium excommuniciren. Und so ist es recht." „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Das Gewicht liegt auf den zwei oder drei. Der Mensch kann sich oft zum Gebet nicht erheben. Es muß Gemeinschaft da sein: Gemeinschaft, die die Menschen zum Ganzen ergänzt. Was ist es, das die Macht auf uns ausübt, wenn wir in die Kirche gehen? Die Gemeinschaft der Geister. Wenn jemand allein betet, so *kann* es sein, daß er nur Seelenschaden davon trägt."

Meine Aufzeichnungen zeigen, daß ich nicht alles, was Blackert sagte, ohne Weiteres acceptirte. Manches ließ ich bei Seite liegen. Bei Anderen kämpfte ich offenbar einen langen Kampf. Einiges verwarf ich. Aber das, was sich auf die innersten Fragen bezog, erschien mir meist als eine neue Offenbarung. Ich nehme keinen Anstand, es auszusprechen, daß ich noch heute innerlich auf dem damals gewonnenen Boden stehe: und das, was mir damals geboten wurde, hat nichts dadurch an Bedeutung für mich verloren, daß dem genialen Blackert als Menschen mancherlei Mängel und Fehler anhafteten und daß ich später eingesehen habe, wie das, was er uns gab, der Hauptsache nach eine Wiedergabe von Gedanken Anderer war. Sein

Ausgangspunkt waren ohne Zweifel die Vilmar'schen Anschauungen gewesen. Aber er hatte diese dann doch in wesentlichen Beziehungen weiter gebildet und verändert. Offenbar sollte es sich auf Vilmar beziehen, als Blackert uns einst in der Stunde sagte, die wahre Dankbarkeit gegen den Lehrer bestehe darin, daß man auf seinen Lehren fortbaue zum hehren Gottestempel der Idee, wenn unsere Resultate auch von denen des Lehrers abwichen. „Das muß man sich gefallen lassen. So habe ich's gemacht mit einem Lehrer, der über mir steht. So machen Sie es auch".

In der Religionsstunde trug Blackert das kirchliche Dogma „korrekt" vor. Aber die Bemerkungen, die er daran knüpfte, waren, wie man sieht, zu einem erheblichen Theil nichts weniger als „Vilmarisch". So verlangte Blackert durchaus eine Einseitigkeit von uns und war z. B. auch der Meinung, daß der strenge Lutheraner und strenge Reformirte dem Kern des Christenthums näher ständen als die Union. Er sagte aber nicht, wie man zur Einseitigkeit gelange und er hebt sein Prinzip zum guten Theil wieder auf oder giebt ihm doch einen ganz anderen Sinn, wenn er die verschiedenen Confessionen und Sekten als sozusagen gleichberechtigt hinstellt. Wie für die Wahrheit der alten Orakel, so trat er auch in gewissem Sinne für die Wahrheit der deutschen Mythologie und der deutschen Götter ein. Denn es müsse neben Gott auch andere höhere Geister geben; und der Islam zeige eben, wohin ein auf die Spitze getriebener Monotheismus führe.

Wenn ich heute die in jenen Jahren erschienenen Artikel des „Hessischen Volksfreunds" *) aus Vilmars Feder ansehe, so erstaune ich, wie weit doch vielfach das, was ich um jene Zeit in den Blackertschen Stunden niederschrieb, von Vilmar abwich. Merkwürdig ist aber freilich auch der Unterschied zwischen Vilmars früheren und späteren Aufsätzen. Je mehr die gehegten politischen Erwartungen getäuscht werden, um so

*) Vilmar hat einen großen Theil derselben 1858 unter dem Titel „Zur neuesten Kulturgeschichte Deutschlands" herausgegeben

mehr wendet sich Vilmars Hoffnung der Wiederaufrichtung der Autorität auf religiösem Gebiete zu. Wer möchte ihn hierin nicht verstehen? Wenn er aber auf dem politischen Gebiete seit dieser Zeit fast rein negativ wird und vor allem erst einmal die möglichste Strenge gegen die politischen Aufrührer empfiehlt*), so kommt etwas von Conrad von Marburg in den von Haus aus ganz anders angelegten und wahrhaft großartigen Mann.

Es war mir auch später unmöglich, mich an solchen Ausführungen zu erfreuen. Mein Hauptinteresse richtete sich aber gerade im Winter 1849 auf 50 nach einer ganz anderen Seite. Durch einen Zufall wurde ich auf die deutsche Mythologie geführt. Ich machte mir Auszüge aus dem auf diesem Gebiete bahnbrechenden Werke Jacob Grimms und versuchte die alten Göttersagen in den Hausmärchen nachzuweisen, die mir schon während des ersten Jahres meines Rinteler Aufenthaltes gemüthlich nahe getreten waren. Es hat sich eine größere Arbeit erhalten, die ich einst für meine Mutter gemacht. Siebzehn Grimmsche Märchen werden darin in der angedeuteten Weise erklärt. Das Ganze bildet eine Uebersicht über die deutsche Mythologie. Doch muß ich freilich sehr bezweifeln, daß die Vorrede meiner Mutter Freude gemacht hat. Wenn man von der Unentbehrlichkeit einer Mythologie für das Drama gesprochen hat, so erklärte ich die Mythologie für den Menschen überhaupt unentbehrlich. Ja, ich behauptete im Anschluß an einen philosophisch gemeinten Ausspruch Blackerts schlechtweg, es gebe wirklich Götter und unsere alten Mythen seien nicht blos wahr sondern auch wirklich. Das Ganze kam auf eine Emanationstheorie hinaus. Es war eine Art Neuplatonismus, zu dem ich hingeführt wurde, wie sich denn in der That eine Analogie zwischen diesem und der sogenannten Romantik nicht wird verkennen lassen. Man wird mein damaliges Streben höchst bedenklich finden. Ich suchte aber durch diese Studien

*) Vergl. z. B. a. a. O. den Aufsatz: „Was soll nun werden?“ aus dem Juli 1849.

Gott näher zu kommen und glaube, daß ich ihm auch wirklich dadurch näher kam. Es bleibt jedenfalls merkwürdig, wie sich meine Gedanken vor Allem dem religiösen Gebiete zuwandten und es ist mir stets eine Sehnsucht nach der Beschäftigung mit der Mythologie geblieben. Wenn ich nach Rinteln komme, so ist dessen Umgebung noch heute für mich von den Göttergestalten belebt, die mich vor fast fünfzig Jahren umrauschten.

Meine Schulaufsätze verarbeiteten alle die mir durch Dr. Blackert direct und indirect zugeführten Ideen. Ich hatte mich ganz in seine Terminologie hineingelebt. Die Aufsätze aus jener Zeit haben mir, wenn ich sie später einmal las, einen etwas eigenthümlichen Eindruck gemacht. Man hat schon damals gesagt, nur wer Blackerts Unterricht genossen habe, könne sie verstehen. Von systematischer Eintheilung war wenig darin zu finden. Alles wurde hingeschrieben, wie es mir gerade in den Sinn kam. Es wimmelte von Kraftausdrücken; und die der Grammatik entnommenen termini kehrten so oft wieder, daß Blackert sie häufig selbst durchstrichen hat. Aber die Aufsätze waren aus einem Guß und erhielten dadurch ihren Werth.

In einem während harten Winterfrostes geschriebenen Aufsatze, einem Briefe an einen Freund, erzählte ich von der mir zu Theil gewordenen Erscheinung des Winters, der sich mir gegenüber in einer Rede über die Misere der Zeit erging. „Ach traurige Zeit — was Ganzes das können die Leute nun einmal nicht vertragen; und wo ich hinkomme, da wird geschwögt: s' ist kalt Herr Nachbar! Und die Straßen sind leer; nur hier und da mal ein Dämchen und ein Herrchen bis über die Ohren in Pelz. Und sie schleichen so langsam und klagen — daß Gott erbarm. — Und der Sommer, — wenn der kommt, da sollte man meinen, das ist den Leuten recht. — Ja, fehlgeschossen! Ach die Hitze, die Hitze heißt es dann. 'S ist kein Mark mehr in den Leuten. Und wenn ich sie so reden höre, dann wird mir schlecht und der Unwille packt mich und ich nehme Reißaus. O! Schande über Dich, Geschlecht ohne Mark und Knochen!"

„So sprach der Alte," fährt der Brief fort, „und schüttelte

mit seiner Eishand treuherzig die meinige. Und wie ich so hinsehe — weg war er. Er hat Recht der Alte. Die ganze Schöpfung strebt nach der Persönlichkeit. Sie nimmt Gestalt an im Menschen. Und der ist seinem Wesen nach ein Ganzes, — ein Medium. Er ist ein persönliches Ganze mit Mark und Knochen, mit Geist und Leib. Und siehe da! Er giebt nun heute seine Persönlichkeit von selbst auf. Unsere ganze alte Zeit war eine Riesenzeit. Dann kam die Zeit des Mediums, der Persönlichkeit, der Menschlichkeit. Und wir? — Sind wir Zwerge? — Lieber Freund, ich weiß es nicht. Weißt Du es? Sage, was Du glaubst."

Solche Auslassungen hatten nun ohne Zweifel etwas Forcirtes und Manierirtes. Aber sie zeugen von dem, was mich erfüllte; und ich habe mehr Freude bei dem Niederschreiben meiner damaligen Aufsätze empfunden als später bei irgend einer meiner Arbeiten. Es war in jeder Hinsicht eine glückliche Zeit für mich. Ich empfing den Anstoß zu einer Bewegung, die nie wieder ganz aufgehört hat. Ich hatte den für mein Leben entscheidenden Impuls erhalten.

Wie aus dem Gesagten hervorgeht, fehlte es mir bei meinen Bestrebungen keineswegs an Genossen. Es war ein geistig angeregter Kreis von Schülern, der sich um den verehrten Lehrer gesammelt hatte; und mein Streben gab mir jetzt eine Stellung in der Klasse, wie ich sie bis dahin gänzlich entbehrt hatte. Am nächsten standen mir zwei aus dem eigentlichen Hessen — in Rinteln sagte man „aus Oberhessen" — herüber gekommene junge Leute: Kraushaar und von Lengerke. Es sind dies die Freunde, von denen ich oben anticipirend gesprochen habe. Der begabteste von Allen war Julius Levy, der sich später als Julius Rodenberg einen litterarischen Namen gemacht hat. Er dichtete schon damals viel und mit großer Leichtigkeit; seine Verse zeichnete ein großes Geschick und ein großer Wohllaut aus. Ich erinnere mich eines reizenden Sonnetts auf die Langeweile, das er einst in der Stunde machte. Bei allem zeigte er eine bedeutende Phantasiebegabung. Rodenberg hat vor einigen Jahren selbst in einem im „Hessenland" erschienenen Aufsatze von unserem Lehrer erzählt und

wie er damals in die unseren Kreis erfüllenden Ideen einging und von ihnen zehrte. Jenes Heftchen über die griechische Grammatik, das für mich eine so große Bedeutung gewann, war von ihm.

Die klassischen Studien kamen bei diesem Allen in Rinteln allerdings zu kurz. Aber ein litterarisches Kränzchen vereinigte uns jungen Leute zu einem gewiß löblichen Thun. Wir vertieften uns in die historischen Dramen Shakespeares. Dabei fehlte es weder an Gedichten von Rodenberg noch an Reden von mir. Rodenbergs „Dornröschen" verdankt seine erste Conception jener Zeit.

Auch außerhalb unseres Kränzchens gab es gemeinschaftliche Arbeiten. Mit meinem Freunde von Lengerke übersetzte ich die Gudrun in das Neuhochdeutsche. Ein Nachmittag, wo wir zu diesem Zweck ein stilles Plätzchen in den Bergen des rechten Weserufers aufsuchten, ist mir im Gedächtnis geblieben. Die Wanderungen mit meinem Mentor waren jetzt seltener geworden. Aber sie fehlten doch nicht ganz; und die durch Dr. Blackert erhaltene Anregung machte sich auf denselben dahin geltend, daß wir auf die Bauern, denen wir begegneten, fleißig achteten und unsere Gedanken darüber austauschten.

„Ich möchte Ihnen doch rathen," hatte Blackert gesagt, „herumzureisen in Deutschland, um zu sammeln, was Sie finden: Lieder, Sitten, Sagen — — — Alles." In diesem Sinne begann ich jetzt, das Volk zu studiren, Lieder und Sagen zu sammeln. Heußner trat der mir von Blackert gegebenen Anregung wieder durchaus nicht entgegen, sondern ging in einer mir heute bei ihm erstaunlich scheinenden Weise auf dessen Gedanken ein. Das damals von mir angelegte Sammelbuch — es war das dritte Büchelchen, das ich anlegte — ist über anderthalb Jahrzehnte von mir fortgeführt worden.

Ostern 1849 wurde ich confirmirt. Aber ich war so erfüllt von den mir zu Theil gewordenen Anregungen, daß die Confirmation und namentlich die Confirmationsstunden nur wenig Eindruck auf mich machten. Ich bedaure dies von Grund meines Herzens, muß aber allerdings auch sagen, daß jene Confirmationsstunden nicht dafür angethan waren, um damals einen Eindruck

auf mich zu machen. Daß die Politik jetzt sehr ihr Interesse für mich verlor, war dagegen gewiß ein Glück.

„Was haben Sie bei mir gelernt?“ hatte Blackert einen Schüler am Schlusse des Wintersemesters 1850 gefragt. Dieser war die Antwort schuldig geworden. „Ich will Dir antworten, lieber Blackert,“ schrieb ich darauf hin auf das letzte Blatt meines Büchelchens. „Ich habe eines gelernt. Aber nur eines. Aus alle dem, was Du mir gelehrt, da wuchs eines empor: ein Gedanke, eine Idee. Es ist die Idee, die Du unnachahmlich einfach hinstellst, wenn Du sagst: Seien Sie ein ganzer Kerl. Ja, das will ich werden mit Gottes Hülfe. Alle Welt versteht mich nicht. Sie thun Recht daran. Ich führe ein Leben der bloßen Idee, ohne Schranken, ohne Natur. Ich bin ein Rebell. Aber mein ganzes Streben läuft auf das eine hinaus, ein ganzer Mensch zu werden, der Schranken, der eine Persönlichkeit in sich trägt. Das ist der Samen, den Blackert in mein Herz gestreut hat. Es muß regnen und stürmen und die Sonne muß scheinen bis er aufgeht. Aber er wird aufgehen. Er sagte mir noch in einer der letzten Stunden: Sie sind mir noch immer nicht natürlich genug. Und er hat Recht. Die Zukunft wird zeigen, ob ich es vermag, dieses künstliche Reich herabzuführen in das Leben, in die Natur, daß es auch anderen sichtbar und greifbar, einen Körper, eine Schranke sich schaffe. — Und nun leb wohl, liebes Büchlein! Du hast mich manch Mal erquickt. Leb wohl! Lebt alle wohl, Ihr Lieben! Und auch Du, lieber Blackert, lebe wohl!“

Lüneburg.

Da ich in hannöverschen Staatsdienst treten sollte, so stand es längst fest, daß die Schule in Rinteln mit einer hannöverschen zu vertauschen sei. Der alte Plan meines Oheims, mich auf die Schule nach Celle zu bringen, war 1846 nur vertagt worden. Da der dortige Direktor Hoffmann, der eines besonderen Rufes genoß, nach Lüneburg versetzt wurde, so sollte ich nunmehr nach

Lüneburg. In dieser Form trat der Plan bei meiner Confirmation auf's Neue an mich heran. Mein Onkel fürchtete, daß ich in Rinteln verzogen und zu einseitig würde. Das Haus mit den vielen Mädchen schien ihm bedenklich. Meine Mutter dachte eigentlich anders. Aber sie hatte den Winter 1848 auf 49 in Kiel zugebracht und stand jetzt unter dem Einfluß meiner Großeltern. Man war schließlich in Bothkamp doch wieder nicht zufrieden mit mir gewesen. Namentlich als ich im Herbst 1848 meiner Mutter wegen zum zweiten Mal dorthin reiste, stellte sich dies Urtheil fest. Man fand mich noch gar zu klein und dabei doch wieder frühreif und vorlaut und sagte mit Recht, daß ich zu wenig von einem Jungen an mir habe. Ein politisches Gedicht in Hexametern, das ich wohl nicht ganz ohne Absicht im Zimmer der Großmutter hatte liegen lassen, gefiel auch nicht gerade. Im Winter 1848/49 waren dann begeisterte Briefe von mir über meine Stunden bei Blackert angekommen. Meine Mutter hatte Mittheilungen aus denselben gemacht. Natürlich hatten aber meine Großeltern den Kopf geschüttelt. Schon daß ich mich plötzlich der Grimmschen Orthographie ergab, mißfiel. Zu so etwas, meinte der Großvater, sei nur ein berühmter Mann berechtigt und nicht ein Junge. Blackert hatte in einer seiner Stunden den Ausdruck gebraucht, der Mensch bedürfe auf jedem Gebiete eines Erlösers. Ich hatte dies an meine Mutter geschrieben und unvorsichtiger Weise hinzu gefügt, für mich sei Dr. Blackert ein solcher Erlöser. Man kann sich denken, wie man im Bothkamper Kreise über eine derartige Aeußerung urtheilte. Nicht mein Erlöser sondern mein Teufel sei dieser Blackert, sagte die Großmutter. Kurz, es ward auch im holsteinschen Familienkreise beschlossen, daß ich von Rinteln fort müsse. Für Lüneburg war man freilich nicht gerade eingenommen, da man nach holsteinscher Art allem Hannöverschen nicht besonders grün war. Dagegen stieß meine Mutter mit dem Plan, mich auf ein würtembergisches Institut zu geben, das den wunderbaren Namen „der Salon" führte, natürlich wieder bei dem Onkel Langwerth auf Widerstand. In diesem Zwiespalt war meine eigene Meinung denn doch nicht ohne Einfluß. Ich

that eben das, was die Schüler der damaligen Zeit „Revolution machen“ nannten und was auch im Sinne Blackerts Revolution war, und benahm mich gewiß höchst leidenschaftlich und verkehrt.

Die Confirmation wurde mir hierdurch vollends verdorben. Aber der Instinkt, der mich trieb, war ohne Zweifel ein richtiger, und ich erreichte, daß Onkel und Mutter stutzig wurden und mich bis Michaelis 1849 noch in Rinteln zu lassen beschlossen. Michaelis tauchte dann die Frage wieder auf. Aber meine gute Mutter war inzwischen wieder zweifelhaft geworden und mein alter Lehrer Heußner mochte dazu auch wohl das Seinige beigetragen haben. Durch ihn ließ sie ein Gutachten des Dr. Blackert einholen. Dieser ließ mich damals kommen und sagte mir, man dürfe ein Bäumchen nicht verpflanzen, wenn es Blüthen trage, und er wisse, ohne daß ich es ihm zu sagen brauche, daß ich mich gern von ihm unterrichten lasse. Auch von Anderen wurden mir günstige Aeußerungen Blackerts über mich hinterbracht. Wie schlug mein Herz vor Freude! Wie fühlte ich mich in meinem Selbstgefühl gehoben! Bald kam dann die noch größere Freude, daß ich noch ein weiteres halbes Jahr in Rinteln bleiben sollte. Mein trefflicher Oheim war im Grunde des Herzens ein gar weicher Mensch, wollte mich nicht zur Verzweiflung treiben und lenkte doch noch einmal ein. Ich werde ihm auch das zeitlebens Dank wissen. Denn dies letzte Halbjahr ist für mich das entscheidende gewesen. Erst was ich da in mich aufgenommen, hat den innersten Kern meines Denkens und Fühlens gebildet und wird es bilden, so lange ich lebe. Mein Ziel war damals, mich der Germanistik zu weihen und ein recht tüchtiger Professor auf diesem Gebiete zu werden. Ich ahnte es dunkel, daß ich diese Absicht in Lüneburg nicht würde festhalten können und daß es dort überhaupt mit den Blüthen, die ich in Rinteln getrieben hatte, bald vorbei sein werde. Von allen Seiten wurde ich bedauert, daß ich in das Land der Heidschnucken, zu den kalten Hannoveranern gehen solle, die auch bei den Hessen wenig beliebt waren. Aber ich sah ein, daß ein fernerer Widerstand jetzt unnütz sei, und auch Dr. Blackert sagte mir, ich müsse auf eine hannöversche Schule, wenn ich in

hannöverschen Dienst wolle. Ich fing nun an, mir die Sache zurecht zu legen. Nach einer Ergänzung meines Wesens sehnte ich mich ja eben. Daß das geistige Leben bei mir eines Gegengewichts bedürfe, war, wie man sieht, einer der Fundamentalsätze, die ich mir aus Blackerts Philosophie abstrahirt hatte. Der Körper, die Wirklichkeit erschien diesem Realismus beinah als das Höhere. Ein Aufsatz, den ich damals schrieb, faßt die mir in Lüneburg gestellte Aufgabe in diesem Sinne. Es ist ein Dialog, von dem sich noch ein Bruchstück erhalten hat. „Ich will zu Allen reisen in Nord und Süd, das ist mein fester Vorsatz seit nun bald einem halben Jahre," sagt A. — B.: „Nun ja, und wenn Du dann mit hellen Augen es siehst, was es heißt: ‚Die Nation verkörpert sich in den Stämmen' und Du weißt, das ist das und das ist das, dann denk' an mich." — A.: „Ach Freund! Das ist ja wahr. Ich fühle es tief. Aber der Norden — auch ihn will ich bereisen — der kalte Norden, ist der auch eine Verkörperung?" — B.: „Freund! Du ziehst in die Ebene, in den kalten Norden, in die Heide. Der Norden wird Dich zurückstoßen; aber brich den Stab nicht über ihn. Der Süden ist der Geist Deutschlands, der Norden ist sein Leib. Beides allein ist nichts. Beides zusammen ist die Persönlichkeit. Was der Geist ohne den Körper ist, zeigen uns die Zwerge. Was der Leib ohne den Geist ist, zeigen die Riesen."

Der Abschied von Rinteln wurde mir durch solche Gedanken sehr erleichtert und auch die Liebe für mein Geburtsland Hannover regte sich wieder. Aber der Sprung von Rinteln nach Lüneburg war doch kaum ein geringerer als der von Elwille nach Rinteln. Wiederum sollte mich in Lüneburg eine neue Welt umgeben und diese mußte in der mannigfachsten Weise auf mich einwirken.

Etwas befangen langte ich nach Ostern 1850 in Celle an und fuhr noch befangener in Begleitung des Onkels am folgenden Tage von dort nach Lüneburg. Hier wurde ich bei einem Superintendenten Hölty, einem Neffen des Dichters, in einer sogenannten Pension untergebracht. Durch inständige Bitten hatte ich es erreicht, daß ich eine eigene Stube erhielt.

Das Haus, in dem ich wohnen sollte, war ein langes Gebäude, in dem sich drei verschiedene Pastorenwohnungen befanden. Es lag der schönen Johanniskirche gegenüber. Der Unterschied gegen das kleine Rinteler Bürgerhaus war ein großer. Innen war Alles sehr ordentlich und geräumig. Aber das Ganze machte auf mich einen etwas erkältenden Eindruck. Mein auf den Hof gehendes Parterrezimmer hatte etwas Düsteres. Die Familie, die dieses Haus bewohnte, bestand aus braven und ehrenwerthen Leuten. Auch fehlte es ihnen nicht an geistiger Anregung. Aber sie machten doch denselben erkältenden Eindruck auf mich. Der Herr Superintendent war ein ziemlich kleiner, wohlbeleibter Mann, den man mit großer Lebendigkeit, die lange Pfeife in der Hand, im Haus umher gehen sah. Die Religion mit der Philosophie zu vereinigen, war sein laut ausgesprochenes Ideal. Die älteste Tochter war an einen Gymnasiallehrer verheirathet; der älteste Sohn, der bereits Student war und sich meiner in den ersten Tagen annahm, war Dichter und seine Freunde behaupteten, daß die dichterische Ader stärker in ihm als in seinem Großonkel schlage. Warm bin ich in diesem Hause aber niemals geworden.

Die Stadt gefiel mir weit besser als ich geglaubt hatte. Ich konnte mich dem Eindruck dieser rothen Backsteingothik, obwohl mich niemand auf dieselbe aufmerksam machte, nicht entziehen. Doch war auch hier überall ein kaltes Moment vorhanden, von dem ich mir keine Rechenschaft zu geben wußte. — Die Gegend war weit hübscher als bei Celle und die nördliche Heide hatte mir schon 1846 nicht mißfallen. Aber ich konnte eines gewissen unbehaglichen, ja traurigen Gefühls in der Ebene niemals ganz Herr werden. Es war mir damals dort so zu sagen, als wenn ich gar nicht in der Welt sei.

Der Schuldirektor Hoffmann empfing mich mit Wohlwollen. Er war in der That ein verdienstvoller Mann, der den meisten Gymnasiallehrern seiner Zeit überlegen war. Selbst für die deutsche Sprache hatte er Sinn; wie er denn eine besondere Orthographie sich erdacht hatte, die ein Mittelding zwischen der Grimm'schen und der bis dahin üblichen war. Sein Geschichts-

unterricht war gut und anregend und ich verdankte denselben später viel. Er hat zuerst mein Interesse für die gothische Baukunst angeregt. In den deutschen Stunden lernte man einen guten Aufsatz schreiben und namentlich einen Periodenbau im Sinne unserer klassischen Litteratur. Alles war maßvoll an diesem Manne, ohne daß man über eigentliche Pedanterie hätte klagen können. Im Ganzen war es eine konservative und historische Richtung, die ihn auszeichnete. Auch würde man ihn heut zu Tage einen gemäßigten Großdeutschen genannt haben. Der Tapferkeit der Österreicher in den Revolutionskriegen ließ er Gerechtigkeit widerfahren und er hat wohl einmal in der Klasse von der Gefahr gesprochen, die der Existenz Hannovers von Seiten Preußens drohe, wenn dieses sich wirklich einmal über das Recht wegsetzen wolle. Ich sehe ihn noch vor uns stehen, den ziemlich kleinen und mageren Mann, der viel von Migräne geplagt wurde und deshalb keine ganz gesunde Gesichtsfarbe hatte: stets sehr gut angezogen, mit einem eigenthümlichen Lächeln docirend und dabei gewöhnlich einen Schlüssel in der Hand haltend.

Diesem Direktor Hoffmann nun mußte ich meine Aufsätze vorzeigen. Er sah sie an und meinte mit kühlem Lächeln: „das machen wir hier nun freilich etwas anders." Das Examen war auch hier sehr leicht und wurde, wie in Rinteln, im Hause bestanden. Ich kam wieder dorthin, wo ich bisher gesessen hatte, d. h. nach Obersecunda, obwohl ich in Rinteln, wie mir Blackert sagte, nach Prima versetzt worden wäre. Da ich meine Rinteler Studien nicht fortsetzen konnte, so wurde ich nun ganz faul und habe so leider noch anderthalb Jahre in Obersecunda verträumt. Direktor Hoffmann hätte mich vielleicht auf andere Wege zu bringen vermocht, aber er übte seinen Haupteinfluß erst in Prima aus.

Um so stärker war der der Mitschüler. Kaum war ich acht Tage in Lüneburg, als ich eine sogenannte Schülerkneipe mitmachen mußte. Ich hatte mich solchen Dingen schon in Rinteln nicht ganz zu entziehen vermocht. Aber noch niemals hatte ich des Guten zu viel gethan. Dies Mal begegnete mir

dies und die Sache war um so schlimmer, als ich noch am selben Abend am Theetisch des Herrn Superintendenten erscheinen mußte. Der Schwiegersohn war Klassenlehrer von Sekunda und an jenem Abend anwesend. Mit Recht wurde ich von ihm am anderen Morgen in's Gebet genommen. Es wurde mir diktirt, daß ich bis Pfingsten die Gartenwirthschaft von Westedt, wo die Schüler der oberen Klassen drei Mal in der Woche verkehren durften, nicht betreten solle. „Du hast bewiesen," hieß es, „daß Du sehr bestimmbar und der Verführung zugänglich bist." Ziemlich beschämt fügte ich mich in Alles.

Ganz anders aber war der Effekt jenes Nachmittags in Betreff meiner Stellung auf der Schule. Ich war damals meiner körperlichen Erscheinung nach noch ein Kind. Mein Haupthaar war außerordentlich lang und gewöhnlich nicht gerade in der besten Ordnung. Auch die Kleidung galt damals für nichts weniger als gewählt. Eine weiße Mütze mit einer Troddel bildete meine Kopfbedeckung. Meine Lebhaftigkeit und die mit meinem kindlichen Aussehen contrastirende geistige Entwicklung erregten Aufsehen. Als Rheinländer erschien ich hier erst recht als ein Wunderkind und mein ganzes Wesen galt hier für rheinisch. Gerade die älteren Primaner nahmen sich an jenem Nachmittage meiner an. Einer von ihnen — * * — hatte mich am Abend nach Hause begleitet und ich hatte bei dieser Gelegenheit alles Mögliche von dem in Rinteln in mich Aufgenommenen vor ihm ausgekramt.

Alles dies zusammen erhöhte meine Stellung auf der Schule, und als mir dann Westedts Garten auf fünf Wochen verboten wurde, wendete sich mir auch noch das Mitgefühl zu. Ich ward ein Gegenstand des Interesses, ja beinah eine Art Märtyrer der Schülerfreiheit. Wie erstaunte ich, als mich eines Abends * * zum Spazierengehen abholte! Offenherzig, wie ich war und von dem Entgegenkommen dieses älteren Schülers — er war Primus von Prima — berührt, schüttete ich ihm nun mein ganzes Herz aus und verhehlte dabei nicht, daß mich oft Stunden heimsuchten, wo mir recht schmerzlich zu Muthe sei. „Kleiner," sagte er mit seiner leisen, eindringlichen Stimme, „willst Du in

solchen Augenblicken zu mir kommen?“ Ich schlug ein und die Freundschaft war geschlossen.

* * holte mich nun jeden Abend während des Sommers zum Spazierengehen ab. Lüneburg war damals noch weit schöner als jetzt, wo Wälle und Gräben vertilgt sind. Ein Freund meines Freundes, Namens Keferstein, wohnte an einem Wallgraben; und wir sind in gar mancher herrlichen und mir unvergeßlichen Mondnacht von dessen Hause aus im Kahn auf dem Wasser gefahren.

Jetzt begann wieder ein neues Leben für mich. Mein neuer Freund ersetzte mir durch seine Reife in manchen Beziehungen den alten Lehrer Henßner. Auf zehn Jahre hin ist er mein neuer Mentor geworden. Andererseits ersetzte er mir aber auch meine Rinteler Freunde. Ja, die Innigkeit unserer Freundschaft übertraf bei Weitem Alles, was mir in dieser Beziehung in Rinteln geboten worden war. Unser in der That nicht ganz normales Verhältnis erregte Aufsehen in der ganzen Stadt. Man nannte uns die beiden **inséparables.**

Um unser Verhältnis zu begreifen, muß man sich den geistigen Proceß vergegenwärtigen, den die Schüler auf dem Lüneburger Gymnasium gerade so gut wie in Rinteln durchgemacht hatten, wenn er im Einzelnen auch wesentlich andere Formen zeigte. Auch hier hatte man sich Anfangs mit Begeisterung in die Bewegung von 1848 hineingeworfen. Von einem Lehrer wurde erzählt, daß er in der Bahnhofsrestauration, auf einem Tische stehend, die mit dem Zuge angekommenen Zeitungen vorzulesen pflegte. Wenn dies an dürrem Holze geschah, so brauche ich nicht zu sagen, wie es mit dem grünen aussah. Schließlich war es einmal sogar zu einer Art Verbrüderung zwischen den Schülern der beiden oberen Klassen und Handwerksgesellen gekommen. Man hatte sich in einem öffentlichen Garten gegenseitig Zeitungen gereicht und es hatten sich dadurch weitere Berührungen herausgebildet. Ein anwesender Lehrer wies die Schüler aus dem Garten. Die Handwerksgesellen baten, sich anschließen zu dürfen. Arm in Arm mit ihnen zogen die Schüler darauf durch die ganze Stadt. Die

Sache erregte das größte Aufsehen, hatte mancherlei Verhandlungen mit den Lehrern zur Folge und kam sogar in die Zeitungen. Die Zügel waren seitdem wieder schärfer von Seiten des Lehrercollegiums angezogen worden.

Im Gegensatz zum Johanneum war die Lüneburger Ritter-Academie von St. Michaelis stets eine Pflanzschule des streitbaren Royalismus gewesen. Ich könnte eine ganze Reihe von Männern des strengsten Konservatismus und darunter hervorragende Persönlichkeiten nennen, die in den letzten Jahren ihres Bestehens Schüler dieser Ritter-Academie waren. Gerade das Jahr 1848 und die Auflösung, die der Academie drohte, hatte die jungen Leute in ihrer Richtung bestärkt. Nun war die Ritteracademie, als ich nach Lüneburg kam, allerdings im Begriff, wirklich aufgelöst zu werden und zählte nur noch wenige Schüler. Aber ähnliche Auffassungen hatten sich von ihr aus zum Theil doch auch in den Kreisen des Johanneums verbreitet. Man erzählte auch von Gymnasiasten, die inmitten des Jahres 1848 die gelbweiße Kokarde statt der schwarzrotgoldenen getragen hatten. Verstärkt wurden diese Elemente durch die zahlreichen jungen, adligen Mecklenburger, die jetzt statt der Ritteracademie das Lüneburger Johanneum besuchten. Es war schon deshalb auch hier eine Reaktion nicht ausgeblieben.

Dieses waren aber verhältnißmäßig äußerliche Vorgänge und sie betrafen auch meist die nachrückenden Generationen. Weit wichtiger war der innere Proceß, der sich in denen vollzog, die sich 1848 begeistert und die Bewegung innerlich mitgemacht hatten. Mein neuer Freund war recht ein Spiegel dieses Processes. Er hatte zu einem Kreise von Schülern gehört, der ebenfalls durch das Jahr 1848 ungemein angeregt und in der selbständigen Entwicklung des Geistes gefördert worden war und fast durchweg durch tüchtige junge Leute gebildet wurde. Noch stand man damals in Deutschland unter dem Einfluß unserer großen Litteraturzeit und war gar weit von dem jetzigen Stadium entfernt, wo es vorkommen kann, daß in einer Klasse der Prima nur etwa Zwei Goethes Faust kennen, während Schopenhauer in zahlreichen Händen ist. * *, der, als ich ihn kennen lernte,

noch keine achtzehn Jahre zählte, war in den Werken unserer Klassiker in einer Weise belesen, wie mir dies später bei keinem Menschen je wieder vorgekommen ist. Als Sekundaner hatte er in Heine gelebt, war aber nun von ihm übersättigt, hatte sich Goethe zugewandt und ward nicht müde, mich namentlich auf diesen hinzuweisen.

Die Bildung meines neuen Freundes und seiner Genossen war natürlich eine klassische. Er gab der Iphigenie bei Weitem den Vorzug vor dem Götz und wußte z. B. mit Vilmars Litteraturgeschichte wenig anzufangen. Wenn ich ihn von der deutschen Mythologie unterhielt, so ließ ihn das kalt.

Der Kreis, zu dem * * im Sommer 1850 in Prima gehörte, war wohl noch liberal gesinnt, wenn sich natürlich auch Abstufungen geltend machten. Fast Alle waren bis dahin von August Lammers beherrscht worden, der um Ostern mit dem Rufe eines hoffnungsvollen jungen Mannes die Schule verlassen hatte. Er ist später Litterat geworden, redigirte verschiedene Zeitungen und gehörte zu den Mitbegründern des Nationalvereins. Als gereifter Mann ist er nach Bremen gezogen und hat sich dort bis zu seinem verhältnismäßig frühen Tode als Förderer gemeinnütziger Unternehmungen hervorgethan. Auch ihn lernte ich später in den Universitätsferien näher kennen. Nach meinem Urtheil reichte er an genialer Veranlagung und Tiefe bei Weitem nicht an ** heran. Es lag etwas Doktrinäres und Selbstgefälliges in seinem Wesen; und, da er zu herrschen gewohnt, so war er gewöhnlich etwas rasch mit seinem Urtheil bei der Hand. In der ganzen Erscheinung des untersetzten, wohlbeleibten jungen Mannes lag etwas von einem Professor; und ich habe ihn nie eigentlich liebenswürdig gefunden. An Reife und Kraft war er meinem Freunde überlegen, wie er denn auch wohl einige Jahre älter war. Er hatte auch philosophische Studien betrieben und galt für einen Pantheisten. Auch der Freund hatte Jahre lang unter seinem Einfluß gestanden. Es war ihm aber dann wie mit Heine gegangen. Er sehnte sich, sich von Lammers zu emanzipiren und es war sogar eine gewisse Bitterkeit gegen denselben bei ihm vorhanden.

Freilich hatten sich auch längst andere Einflüsse bei * * geltend gemacht. Seine älteren Brüder und namentlich sein Schwager, der in der Familie viel galt, waren hoch konservativ. Unter der zu Ostern abgegangenen Schülergeneration befanden sich doch Zwei, die ebenfalls einer konservativen Richtung huldigten und denen eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen war. Carl Sievers vertrat den Konservatismus auf religiösem Gebiet. Er war der Sohn eines Geistlichen, studirte zunächst Jurisprudenz, fungirte nach bestandenem Staatsexamen einige Zeit als Amtsgerichtsauditor, wurde dann aber noch Theologe und hat sich später als Superintendent und Mitglied der hannöverschen Landessynode hervorgethan. Er wurde schon in seiner Lüneburger Zeit allgemein als Lammers an geistiger Ausbildung nahestehend betrachtet. An Begabung war auch er ihm überlegen. Weit weniger vermag ich über August von Bothmer zu urtheilen, den ich nur selten im Leben gesehen habe. Aber auch von ihm sprach mein Freund stets mit Anerkennung. Er vertrat den politischen Konservatismus mit klarer Entschiedenheit im Sinne der hannöverschen Aristokratie.

Auch diese beiden hatten nun die Schule verlassen. * * trug das lebhafte Verlangen in sich, seiner Bildung einen Abschluß zu geben und sehnte sich dabei nach einer neuen Anregung. Der Direktor Hoffmann hatte ihm und auch noch einem anderen Primaner eine größere geschichtliche Aufgabe gegeben, indem er sie von allen anderen Aufsätzen für den Sommer entband. Es war das Leben Kaiser Heinrich IV., das * * nach Lambert von Aschaffenburg und Widukind von Corvei zu schreiben hatte. Das führte ihn zum Nachdenken über die verschiedensten Dinge und zur Concentrirung in sich selbst. Die Anregung, die ich ihm durch meine Begeisterung für das, was ich in Rinteln empfangen hatte, gewährte und die neuen Gedanken, die ich seiner Ideenwelt zuführte, waren für ihn in dieser Periode von einem nicht zu bestreitenden Werth. Gerade weil es etwas völlig Neues war, was ich diesen klassisch gebildeten jungen Leuten zu bringen vermochte, ist es mir damals vergönnt gewesen, Andere anzuregen. Die Begeisterung und die innere Ueberzeugung, mit der

ich Alles vortrug, machten um so mehr Eindruck, als alle Welt sich damals in einer Art von Katzenjammer befand.

* * war ein kleiner ziemlich schwächlich aussehender Mensch. Er hielt sich schlecht. Sein Gesicht war blaß und nicht gerade schön. Aber es zeigte die markirten Züge einer eigenartig entwickelten adligen Familie des Landes. Namentlich Nase und Mund waren scharf geschnitten. Ein schönes, tiefblaues Auge verklärte das ganze Gesicht und es sprach sowohl Geist als ein tiefes Gemüth aus diesem Auge. In der Haltung lag etwas Vorsichtiges und Reservirtes. Sein leiser Schritt hatte etwas, was an einen Eiertanz erinnerte. Dennoch aber lag in seinen Zügen ein gewisser Stolz. Den Kopf pflegte er im Gegensatz zu seiner sonstigen Haltung etwas erhöht zu tragen.

Er war ein weiches, gefühlvolles Kind gewesen. Den Vater hatte er früh verloren; die Mutter, die aus einer unadligen Militär- und Beamtenfamilie stammte, hatte diesen jüngsten Sohn in den ersten Jahren, wohl ohne es zu wollen, etwas verzogen. Die treffliche Frau hat mir einst erzählt, wie das Herz des Kleinen damals jedem entgegengeschlagen habe und wie er geneigt gewesen sei, jeden zu umarmen. Ein aus jener Zeit vorhandenes kleines Bild zeigte ihn als einen hübschen Knaben von zartem Ausdruck, mit schönen blonden Locken. Als er auf die Schule kam, war aber ein Umschlag eingetreten. Es ereignete sich das, was schon Goethe als das Schicksal wohlerzogener Knaben bezeichnet, die plötzlich in das wüste Schulleben versetzt werden. * * hatte sich bei seiner Zartheit so wenig als ich körperlich zu wehren vermocht und es fehlte auch ihm an wirklichen Genossen. Da hatte er sich in sich selbst und zu den Büchern zurückgezogen. Eine ängstliche Vorsicht im Verkehr war ihm eigen geworden. Innerlich fühlte er sich natürlich über die meisten seiner Mitschüler erhaben. Ein versteckter Stolz gehörte seitdem zu einem seiner hervorragendsten Charakterzüge und es verband sich damit eine gewisse Bitterkeit, die sich häufig in Witzworten und Sarkasmen äußerte, welche ruhigen und wohlgezielten Pfeilen glichen, gegen die schwer etwas zu machen war. Allmählich hatte er sich Bahn gebrochen. In seinen

Leistungen war er stets der Erste seines Jahrgangs. Da er im Grunde doch gutmüthig und für jedermann theilnehmend blieb, so hatte man ihn auch schätzen gelernt. Schon in den Jahren 1848 und 49 hatte er zur geistigen Aristokratie der Schule gehört. Als ich ihn kennen lernte, war seine Herrschaft unbestritten und er hat diese geistige Herrschaft später fast in allen Lebenslagen über einen größeren oder kleineren Kreis ausgeübt. Mit seinen Freundschaften war es ihm dagegen meistens nicht zum Besten gegangen. Er hat mir wohl gesagt, daß er auf eine ganze Reihe von Freundschaften zurückblicken könne, die sich zuletzt wieder aufgelöst hätten. In mir hoffte er nun ganz das, was er eigentlich suchte, zu finden. In meinem offenen, vertrauensvollen Wesen fand seine verschlossene niedersächsische Natur eine Ergänzung. Die für viele Freundschaften so gefährliche Frage, wer Ambos oder Hammer sein solle, war für uns von vornherein gelöst. Vertrauensvoll gab ich mich hin und * * hat Jahre lang fast wie ein Vater sich meiner Entwicklung angenommen. Daß er mich etwas überschätzte, soll nicht geleugnet werden. Das Gleiche mag aber wohl auch auf meiner Seite der Fall gewesen sein. Aber die Freundschaften, in denen man sich gegenseitig etwas überschätzt, sind ja gerade die, welche uns weiter zu bringen pflegen. * * hatte mich wahrhaft lieb und ich verdanke ihm den Abschluß meiner Jugendentwicklung.

Seine Richtung war, als ich ihn kennen lernte, trotz Allem doch eine moderne im Sinne der damaligen Zeit. Eigentlich entscheidend für ihn waren Goethes Auffassungen gewesen. Er setzte einen Stolz darein, jede Anschauung zu verstehen und einer jeden gerecht zu werden. Auch die Art des Directors Hoffmann trieb ihn nach dieser Richtung. Sie führte ihn aber auch dazu, fast jeder Auffassung nur eine relative Bedeutung zuzugestehen. Er stand mindestens an der Grenze des reinen Eklekticismus. So war er von der Schönheit unserer Kirchen tief berührt, wie denn in seiner Stube das Bild des Magdeburger Domes hing, den er einst gesehen. Der Gottesdienst sprach zu seinem Gemüthe und er vermochte sehr wohl das Christenthum zu würdigen. Aber * * hat mir in jener ersten

Zeit gestanden, daß er im Grunde des Herzens alles dies doch nur objektiv zu würdigen wisse. Die Gefahr lag nahe, daß er schließlich um jede eigene Ueberzeugung kommen und mit 18 Jahren im geistigen Sinne ein Greis nach der Art des gealterten Goethe werden würde.

Natürlich konnte * * eine solche Richtung nicht befriedigen. Eine Schwermuth lag über seinem ganzen Wesen und ich weiß, daß er schon damals von Stimmungen heimgesucht wurde, in denen er den Tod herbeiwünschte.

Gegen diese krankhaften Zustände reagirte seine im Grunde doch gesunde Natur. Darum hatte er auf die Entwicklung des christlichen Glaubenssystems durch jenen Sievers gelauscht. Darum hörte er jetzt auf das Evangelium von der Deutschheit. Es war ein langer und ernster Kampf, in dem sich * * in jenen Monaten befand und er hat mir später gesagt, daß ich es bei seiner verschlossenen Natur nicht geahnt, was er damals innerlich durchgemacht. Das, was Sievers und ich ihm gebracht, ergriff ihn auf's Tiefste. Aber er konnte sich nicht entschließen, Ernst damit zu machen. Es war eine ihm zu Theil werdende „Offenbarung", nach der er sich sehnte. In dieser Stimmung, habe ich ihn verlassen, als ich in den großen Ferien zu meiner Mutter nach Eltville reiste.

Seit 1847 war ich nicht in den Rheingegenden gewesen. Es hatte dabei eine Absicht zu Grunde gelegen, weil man mich für einen halben „Demokraten" hielt und nicht dem Einfluß der dort so viel stärkeren revolutionären Strömung aussetzen wollte. Ich reiste jetzt mit Karl von Bennigsen, der auch zu dem Kreise meines Freundes gehörte. Rudolf von Bennigsen war sein älterer Bruder und er sah an diesem, obwohl derselbe noch nicht in die Oeffentlichkeit getreten war, mit Stolz und Verehrung empor. Sein Vater war als hannöverscher Militärbevollmächtigter in Frankfurt angestellt und hatte auch während der Revolutionszeit dort eine Stellung behalten. Der Sohn hatte offenbar in den entscheidenden Jahren unter dem Einflusse der Paulskirche gestanden. Ich hatte eine aufrichtige Sympathie für diesen edel angelegten Jüngling, der seinen Ansichten nach

sehr liberal, als Mensch durch und durch Aristokrat war. Näher gekommen sind wir uns aber auch auf dieser Reise, bei der es über Köln und im Dampfschiff den Rhein hinauf ging, nicht. Er hat mir damals ganz offen gesagt, daß es mir an einer gewissen Gemüthlichkeit im Verkehr fehle und daß mir für gar Manches der Sinn abgehe. Ueber einzelne meiner Aeußerungen moquirte er sich und behandelte mich überhaupt eigentlich noch als ein Kind. Doch besuchte ich ihn von Eltville aus in Frankfurt und machte mit ihm eine Tour nach dem Feldberg. Ich erhielt in seinem elterlichen Hause den Eindruck eines wohlthuenden und geistig veredelten Familienlebens. Die älteste Schwester, die später einen Herrn von Leonhardi heirathete, war ein liebenswürdiges, geistreiches Mädchen.

Interessant war dann für mich eine kleine Reise nach Heidelberg. Voll Neugier, aber doch mit einer gewissen Scheu blickte ich auf all die rothen, weißen und gelben Mützen der Corpsstudenten, die später eine so große Bedeutung für mich gewinnen sollten. Einen Eindruck hat mir Heidelberg damals merkwürdiger Weise nicht hinterlassen. Höchstens berührte mich die Volksart, die mir eine doch schon erheblich südlichere Färbung als die des Rheinganes zu haben schien. Die Schloßruinen waren mir nicht alt genug und contrastirten zu sehr mit dem Ideal einer Ruine, das ich mir nach den rheinischen Ritterburgen gebildet.

Von dem Aufenthalt in Eltville weiß ich nicht viel zu berichten. Meiner Mutter trug ich mit dem ganzen Enthusiasmus der Jugend, die mir überkommenen Ansichten vor. Sie stutzte, meinte aber damals, ich solle bei meiner Richtung bleiben. Denn man müsse an dem festhalten, worin man einmal Kraft gefunden habe.

Schon auf der Rückreise traf ich mit meinem Freunde zusammen, der die Ferien auf dem schönen Gute seines Schwagers zugebracht hatte. Es war jetzt eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Er stehe, sagte er mir in seiner leisen, andeutenden Art, meinen Ansichten weit näher als es scheine. Auch für die Bauern und das Volksthum habe er Interesse gewonnen und sich überzeugt, daß ich Recht habe, wenn ich behauptete, daß die

Kultur der Bauern weit höher stehe, als es scheine, daß sie nur durch die Abwendung der gebildeten Klassen geistig verarmt seien. Einige Tage später erfuhr ich dann, daß der Umschwung, der sich bei * * vollzogen, noch weit tiefer ging. Der Kampf, der Monate lang in ihm getobt, war zu Ende. Plötzlich war ihm Alles klar geworden. Er habe sich immer nach einer Offenbarung gesehnt und über die Beschaffenheit einer solchen nachgegrübelt, sagte er. „Als mir aber eine Offenbarung zu Theil wurde, da wußte ich, was sie zu bedeuten hat."

Das ganze Wesen meines Freundes veränderte sich jetzt. Er wurde weit ruhiger und heiterer, legte die vielen Bücher bei Seite und wünschte sich dem wirklichen Leben zuzuwenden. Auf die bevorstehende Universitätszeit blickte er mit Verlangen und es war ihm eine große Freude, als der Vormund seine Einwilligung zu der Wahl von Heidelberg für die ersten Semester gab. * * ging jetzt fleißig in die Kirche. Von den Büchern war ihm jetzt keins lieber als Vilmars Schulreden, die er von mir erhalten hatte, für die ich es aber persönlich auch nie über eine platonische Liebe hinausbrachte.

Zuweilen las der Freund auch im alten Möser. Wie in allem Anderen, so vollzog sich auch in den politischen Auffassungen jetzt eine Wandlung bei ihm.

Hannover hatte in den Jahren 1848 und 49 eine ganz besondere Stellung eingenommen. Mit Stolz wies der Hannoveraner darauf hin, daß, von der Stadt Hildesheim abgesehen, keine eigentlichen Ruhestörungen vorgekommen seien. Nicht ohne Würde hatte der greise König Ernst August nachgegeben. Er sehe ein, hatte er in der entscheidenden Rede gesagt, daß er mit seinen „principels" nicht mehr durchkomme. Stüve war ein Altliberaler. Daneben lebte in ihm aber auch der Möserſche Geist und es kam durch ihn ein Element in die hannöversche Regierung, dessen alle anderen deutschen Märzministerien ermangelten. Alles vollzog sich in formell gesetzlicher Weise und man legte nach Stüves Vorgang auf diese „Rechtscontinuität" einen hervorragenden Werth. Die Reformen kamen zum Theil sehr langsam zu Stande. Unbewußt stand aber noch lange hin

Freund und Feind unter dem Einflusse des Elans, den Stüve dem hannöverschen Staatswesen gegeben hatte.

Wie die Entwicklung von 1848 eine langsame in Hannover war, so gehörte es auch zu ihren Eigenthümlichkeiten, daß sie weniger rasch als in anderen deutschen Ländern rückgängig gemacht werden konnte. Manche der unter Stüves Einfluß geplanten Reformen sind erst von den folgenden Ministerien durchgeführt worden. Manche Kreise waren von der Fortsetzung des altliberalen Regiments unangenehm berührt worden; aber die große Masse der Hannoveraner betrachtete sie mit Genugthuung und Stolz. König Ernst August stand in dem Zeitpunkt, von dem hier die Rede ist, auf dem Gipfel seiner Popularität. In Hessen blickten die Liberalen im Frühling 1850 mit Neid auf Hannover. Dort gehe es bei Weitem am Besten her, hieß es. Die hannöverschen Minister seien „Hochtorys", aber sie regierten verständig.

Auch mein Freund hatte bis dahin ähnlichen Auffassungen gehuldigt. Wie erstaunte ich aber, als er auch hier nun plötzlich umschlug und für eine entschiedene Reaktion eintrat! Ich vermag nicht zu beurteilen, wie weit der Einfluß seiner Brüder und seines Schwagers, der zu den Führern der Ritterschaft gehörte, dabei mit im Spiele war. Der tiefere Grund war doch jedenfalls ein anderer. * * wollte mit seiner bisherigen Richtung brechen und warf sich mit der Energie, die ihm in hohem Grade eigen war, in die entgegengesetzte Bahn. Gewisse Übertreibungen, die damals den Konservativen anhafteten, machte er nicht mit. Er wurde weder ein Absolutist noch ein Büreaukrat. Er sah die Bewegung von 1848 nicht, wie es damals vielfach Mode zu werden begann, als „eine große Schweinerei" an. Er war zu klug, um nicht die Bedeutung der Stüveschen Reformen einzusehen. Er wünschte, daß diese als Grundlage beibehalten würden; und wir haben bis zur Zeit des Ministeriums Borries den Traum von einem neuen, auf das Selfgovernment gegründeten Hannover weiter geträumt. Aber er kam in den Fragen der Tagespolitik damals zu immer schrofferen Auffassungen. Nachdem Preußen in Olmütz nachgegeben hatte, trat mein Freund

auch mit Wärme für die Wiederherstellung des Bundes ein. Es sollte zunächst einmal auf allen Gebieten, wie dies ja auch Vilmar wollte, die Autorität wieder hergestellt werden. Das Andere werde sich finden. Ueber die inneren Verhältnisse Hannovers haben wir wohl weniger gesprochen. * * hat aber später die aus großen Bauern bestehende erste Kammer Stüves als einen besonders starken Mißgriff getadelt. Das Gleiche gilt von manchen Bestimmungen der Justizorganisation; und es gab auch jedenfalls schon um 1850 noch andere Punkte, welche er bei den „Stüveschen Reformen" kritisirte. Auf die Reaktion in Hessen blickte er, schon weil Vilmar dabei betheiligt war, mit Interesse. Es bezog sich hierauf, als Karl Bennigsen einst mit Entsetzen klagte, mein Freund sei jetzt so weit gekommen, daß er — Hassenpflug vertheidige.

Durch dies Alles wurde natürlich auch zwischen uns eine ganz neue Situation geschaffen. Denn ich blieb dem Rest meiner liberalen Auffassungen noch immer getreu und war über des Freundes politischen Umschlag in hohem Grade erstaunt. Es kam jetzt zu täglichen Disputen zwischen uns, die nicht immer ganz friedlich verliefen. Es hat lange gedauert, bis ich nachzugeben begann. So viel ich mich erinnere, war der entscheidende Streitpunkt doch immer der, daß ich an dem preußischen Kaiserthum oder doch an einer preußischen Oberherrschaft festhielt und daß der Freund hiervon nichts wissen wollte. Er warf mir vor, daß ich nicht die Konsequenzen der Ueberzeugungen ziehe, die ich doch auf anderen Gebieten mit so großer Wärme zu vertreten wisse. Ich versuchte, ihm im Kleinen ebenfalls Inkonsequenzen nachzuweisen, was der Freund sich dann wieder gelegentlich verbat.

Die Weihnachtszeit hatte ich bei meinen Großeltern zugebracht. Schleswig-Holstein harrte damals in stumpfer Resignation des Einmarsches der österreichischen und preußischen Truppen; und die Trauer über dieses Ende der Angelegenheit hatte sich auch mir mitgetheilt. Jetzt sollten die Oesterreicher durch Lüneburg kommen und dort einen Halt machen. Wir Schüler waren sehr gespannt. Im Allgemeinen herrschte die

Abneigung gegen die fremden Gäste vor und ich theilte diese Auffassung.. * * aber äußerte sich zu meinem Erstaunen in einem anderen Sinne. Ich sähe ein Heer von lauter zusammengelaufenen Völkerschaften in den Österreichern, sagte ich. Der Freund aber entgegnete: „ich sehe nicht eine Armee von zusammengelaufenen Völkerschaften in ihnen, sondern ein Heer, das ‚Gott erhalte Franz den Kaiser' singt." Das Wort schlug bei mir durch. Endlich kamen die Kaiserlichen. Erst Wellington-Infanterie mit ziegelrothen, dann andere Infanterieregimenter mit blauen, purpurrothen, stahlgrauen und grünen Aufschlägen, „hechtgraue" Kaiserjäger aus Tyrol und zuletzt das berühmte Regiment Windischgrätz-Chevaux-légers, die von der Schlacht von Kollin her keinen Bart tragen durften; daneben Artillerie und ein unermeßlicher Train.

Jede Armee auf dem Marsche macht einen gewaltigen Eindruck. Diese Kaiserlichen hatten aber geradezu etwas Ueberwältigendes für mich. Schon daß diese Truppen ziemlich direkt aus dem Felde kamen, daß sie Pulver gerochen hatten, erhöhte den Eindruck sehr. Dann war aber auch über jenem alten kaiserlichen Heer von vor 1859 ein Zauber ausgegossen, an den die heutige österreichisch-ungarische Armee bei Weitem nicht heranreicht. Das, was ich empfand, war ganz derselbe Eindruck, dem Varnhagen von Ense da, wo er in seinen Denkwürdigkeiten auf das Jahr 1809 zu reden kommt, Worte verliehen hat. Die Tannenreiser auf den Käppis, die mannigfaltigen und so außerordentlich malerischen Uniformen, die weiße Infanterie, die praktisch gekleideten Jäger, die grünen Chevaux-légers mit den langen weißen Mänteln lieferten ein herrliches Gesammtbild. Dazu die prächtigen Fahnen mit dem alten kaiserlichen Doppeladler und Musikbanden, wie ich noch nichts Aehnliches gesehen hatte! Sie zählten bei den Linienregimentern meist achtzig Mann und hatten auch in der Umgegend von Mainz zur Zeit meiner Kindheit sehr viel zur Popularität der Oesterreicher beigetragen. Die Trommel wurde bei einer dieser aus dem Feld kommenden Musikbanden von einem Hunde gezogen, von dem Wundermären erzählt wurden.

Welch ein Anblick war es, wenn ein Bataillon einrückte! Der Kommandeur ließ dies dann dem Feldmarschalllieutenant Legeditsch melden, der in einem Gasthofe auf dem sogenannten Sande abgestiegen war und wohl selbst herunter kam. Liefen der marschirenden Truppe Straßenjungen in den Weg, so kam es wohl vor, daß der voranmarschirende Officier einem derselben einige mit der flachen Klinge aufzählte und dabei ruhig weiter marschirte. Wie feierlich war es dann, wenn auf dem Sande das „Gott erhalte Franz den Kaiser" gespielt wurde! Wie ernst und ehrerbietig sahen dann meist alle diese Soldaten drein! Namentlich die, welche nicht in Reih und Glied standen machten durch ihren Ernst einen Eindruck. Und dann Abends — welch herrliche Serenaden der großen Kapellen, bei denen das musikalische Temperament der österreichischen Nationalitäten zur Geltung kam! Auch machte das Ganze doch durchaus einen deutschen Eindruck; wie denn ja auch selbst Bismarck einst im Jahre 1866 die österreische Armee einem Ungarn gegenüber als eine deutsche bezeichnet hat.

Die Unterofficiere waren gewöhnlich schon bei Jahren. Unter den Officieren gab es verschiedene Typen; aber fast alle zeichnete eine herzgewinnende Leutseligkeit aus. Es war die Armee, mit der Radetzky seine Siege erfochten hatte, von der ich hier ein verkleinertes Bild vor mir sah; und es war dies auch die alte kaiserliche Armee aus dem Anfange des Jahrhunderts.

Mit einigen Soldaten suchte ich mich bekannt zu machen. Ich erinnere mich eines baumlangen Unterofficiers, mit dem ich auf dem Bahnhof ein Gespräch anzuknüpfen suchte. Mein Freund behauptete, ich habe den Leuten gewöhnlich ins Gesicht gesehen, um zu erspähen, ob sie blaue Augen hätten. Meine Kenntnis der süddeutschen Volksart kam mir sehr zu Statten. Ich suchte mein halb vergessenes Rheingauer Deutsch hervor, um mich verständlich zu machen. In einem Bierlokal, das uns Schülern eigentlich verboten war, lauschten wir den trotzigen Gesprächen der böhmischen Kavalleristen, die sich in ihrem Soldatenstolz ihrer wirklichen oder beabsichtigten Thaten gegen

die „Civilisten“ rühmten und dabei mit dem Säbel aufstampften. Die Kenntnis der deutschen Sprache fanden wir allgemein verbreitet; jeder Unterofficier insbesondere sprach sie ziemlich geläufig. Wenn ich mit den Soldaten auf die Jahre 48 und 49 zu reden kam, meinten sie wohl schmunzelnd: „Ja, ja! Sie haben alle dem Kaiser nicht mehr gehorchen wollen.“ Der Stolz über die jüngst davon getragenen Siege schien allgemein zu sein.

Nur ein italienisches und ein ungarisches Regiment machten bei alledem eine Ausnahme. Es trat dies aber doch sehr hinter dem Gesammteindruck zurück und ich kann persönlich nur von einem in unserem Hause einquartirten Officiersdiener reden, der sich gegnerische Ansichten merken ließ.

Gar angenehm war der Verkehr mit einem Hauptmann, der in unserem Hause wohnte. Der gutmüthige, behäbige Mann war erfüllt von warmer Loyalität für den jungen Kaiser, von dem Großes erwartet wurde. Die ganze Armee habe gemurrt, sagte er, als Franz Joseph sich vor seiner Thronbesteigung den Gefahren des Krieges in Italien ausgesetzt habe.

Die acht Tage des Durchzugs des etwa 20000 Mann starken Armeecorps gehören zu den interessantesten meines Lebens. Wohl keiner von den Schülern entzog sich ganz dem Eindruck. Ich erinnere mich z. B., daß auch ein hoch liberal denkender Primaner von geistiger Bedeutung sich von dem Schauspiel, das sich uns darbot, sehr berührt zeigte. Erst nach einigem Nachdenken setzte er hinzu, daß eine Denkart, wie die, welcher wir bei den österreichischen Soldaten begegneten, doch eigentlich keinen Werth habe. Auch der Director Hoffmann sprach in der Klasse mit Interesse von den Oesterreichern und setzte, wahrscheinlich durch das Gespräch mit einem Officier angeregt, auseinander, daß alles bei ihnen auf die — leichte Kriegführung berechnet sei. Ich bin überzeugt, daß nichts für Oesterreich in Hannover mehr Propaganda gemacht hat, als der Durchzug dieser 20000 Mann und daß dieser Durchzug wesentlich dazu beitrug, daß so viele Hannoveraner damals in österreichische Dienste traten: man schlug gegen das Jahr 1866 die Zahl der in der

österreichischen Armee aus Hannover stammenden Offiziere auf 7—800 an und sie sind noch heute nicht ganz aus ihren Reihen verschwunden. Ich war jetzt wieder Feuer und Flamme. Wie dem Freunde, so galt jetzt auch mir das an der Spitze der Reaktion stehende Oesterreich als berufen zur Herstellung einer neuen Ordnung und des alten Deutschlands.

Des Freundes Sieg in unseren langwierigen Dispüten war damit entschieden, wenn ich auch noch jahrelang an Konservatismus von ihm überboten wurde. Als ich in dem darauf folgenden Sommer nach Rinteln kam, jubelten meine zwei altheſſischen Freunde, daß ich nicht mehr ein „Preuß“ sei.

Auch eine sehr persönliche Seite hatte meine Umstimmung. Ich wurde jetzt immer mehr Hannoveraner. Die alte Liebe für das Land meines Vaters wurde jetzt wieder völlig lebendig bei mir und mein Freund drängte mich zu einem Verlassen der wissenschaftlichen Ziele und zu einer praktischen Thätigkeit für dieses Land. Hindernisse giebt es für die Phantasie der Jugend nicht; mit Leichtigkeit überspringt sie Berge. Wer wollte es uns Jünglingen verdenken, daß wir uns im Geiste schon als die Regeneratoren eines auf der Basis einer großdeutschen Gestaltung des Gesammtvaterlandes ruhenden Hannovers sahen? Mein Freund war nach seiner Art dabei der bei Weitem Zurückhaltendere. Aber ich sollte ausführen, was ihm vor der Seele stand. Er hat mir jahrelang nachher gestanden, daß ich, wenn er sich mit der Zukunft Hannovers beschäftige, stets damit in seinen Gedanken verknüpft sei. Jedenfalls ist er es gewesen, der mich für den praktischen Beruf gewonnen und zur Thätigkeit für Hannover bestimmt hat. Die Aufgabe, der ich mich innerlich widmete, war ohne Zweifel zu groß. Aber sie war mir durch die Freundschaft geweiht. Der Gedanke war, daß ich die geistigen Elemente, die ich in Rinteln in mich aufgenommen, jetzt in das Praktische übertragen sollte, und daß sie auch auf politischem Gebiete das Heilmittel für die aus den Fugen gegangene Zeit sein müßten. Das Hannoverland war dabei als der natürliche Ausgangspunkt gedacht. In dieser Form

haben die Ideen aus meiner Rinteler Zeit lange Jahre hindurch den Gedanken meines Lebens gebildet.

Bereits nach einem Jahr verließ mein Freund zu Ostern 1851 nach einem vortrefflichen Examen die Schule. Damit hatte auch für mich ein wichtiger Lebensabschnitt sein Ende erreicht. Nach drei Jahren des regsten geistigen Lebens folgte jetzt eine Zeit der Stagnation. Will man milde urtheilen, so wird man sagen dürfen, auf die Erregung sei eine Zeit des Ausruhens gefolgt. Im Grunde trat aber doch das ein, was ich bei meinem Fortgang von Rinteln gefürchtet hatte. Ich war noch nicht fähig, geistig allein zu stehen und doch nicht naiv genug, um, wie die Anderen, ruhig dahin zu leben. Als niemand mehr da war, der die Uhr meines geistigen Lebens aufzog, blieb sie stehen.

Recht einsam war ich freilich in Lüneburg zurückgeblieben. Immer mehr zeigte es sich, daß ich durch meinen Verkehr mit den älteren Schülern den natürlichen Rückhalt unter meinen Klassengenossen verloren hatte; und es trat dies um so mehr hervor, als ich auch Ostern 1851 nicht nach Prima versetzt worden war. Die Sache wurde sogar von Jahr zu Jahr schlimmer. Ich habe auch in Prima noch zwei und ein halb Jahr gesessen; und als ich glücklich zum primus omnium avancirt, war meine Stellung wieder auf einem recht niedrigen Niveau angekommen. Immer mehr lernte ich unter solchen Verhältnissen, das, was ich eigentlich dachte, in mich verschließen. Es bildete sich ein doppeltes Leben für mich heraus: ein inneres, das auf dem schriftlichen Verkehr mit dem Freunde beruhte, und ein äußeres mit meiner derzeitigen Umgebung. Es ist dies mehr oder weniger durch mein ganzes Leben so geblieben und niemand verkennt gewiß weniger als ich die Gefahren und Nachtheile eines solchen Weges. Aber was sollte ich machen? „Sie müssen Ihre Ideen ganz aufgeben“ hatte mir einst der doch so verständige Director Hoffmann gesagt. „Ich will, so viel es irgend geht, meine Gedanken den an mich gestellten Anforderungen

unterordnen," entgegnete ich. „Aber meinen ganzen Ideenkreis aufgeben — das kann ich nicht." „Das müssen Sie" replicirte der Director. Ich aber blieb dabei, daß ich das nicht könne und dürfe. Als ich dann diese Unterredung einem wohldenkenden Primaner mittheilte, der zu des Freundes näherem Umgang gehört hatte, trat dieser zu meinem Erstaunen auf des Directors Seite. Dieser habe ganz Recht, sagte er. Die Ideen, um die es sich handle, seien nur künstlich durch meinen früheren Lehrer in mich eingepfropft und ich sei nicht im Stande, sie zu bewältigen. Sie müßten von mir aufgegeben werden. Bei anderen Mitschülern kam ich, ehe ich das Schweigen gelernt, oft noch weit übler an. Wo sollte ich diesem Allen gegenüber Trost finden als bei dem in der Ferne weilenden Freunde? Wohl hatte ich ihn bei unserem mündlichen Gedankenaustausch oft ungeduldig gemacht. Aber jetzt aus der Ferne hatte er fast nur Worte des Trostes für mich. Wie hat es mich aufgerichtet, als er mir schrieb, er halte die Blackert'schen Ideen durchaus nicht für solche, die mir blos aufgepfropft und meinem eigentlichen Wesen fremd seien; er halte sie im Gegentheil dem Kern meines Wesens entsprechend! Der durch meine Schreibfaulheit nicht selten bedrohte briefliche Verkehr wurde durch solche Aeußerungen immer wieder von Neuem angeregt.

Mein tägliches Leben wurde aber von diesem Allen gar nicht berührt. Die Arbeit hätte mir in vielfacher Beziehung helfen können. Aber ich konnte die rechte Wendung nicht finden und blieb unpraktisch und weitschweifig, wenn ich einmal in den eigentlichen Lernfächern zu arbeiten versuchte. Aber auch zu solchen Versuchen kam es selten genug. Denn ich war in allen diesen Beziehungen nach einem trefflichen Ausdrucke in der Selbstbiographie von Claus Harms altfaul geworden und wurde es bis auf die letzten drei viertel Jahre der Schulzeit leider immer mehr. Wirkliche Mühe gegeben habe ich mir nur im Aufsatz und der Geschichte. In der Geschichtsstunde schrieb ich fleißig nach; im Aufsatz richtete ich mich äußerlich doch nach den Wünschen des Directors Hoffmann und unterwarf mich in sofern seiner Schulung. Es war mir zuletzt vergönnt, in beiden Fächern

seine Zufriedenheit zu erwerben. Auch hat der Segen nicht gefehlt. Die Grundlagen meiner geschichtlichen Kenntnisse sind in Lüneburg gelegt und ich habe dort gelernt, mich schreibend verständlich zu machen und mit Klarheit auszudrücken.

Auch einiger Reden, die ich in der Schule gehalten habe, muß ich hier Erwähnung thun. Aus einem noch erhaltenen Briefe geht hervor, daß sich Director Hoffmann einst über die Art meines Auftretens bei dem Reden und den Eindruck, den ich dadurch auf die Zuhörerschaft gemacht, günstig äußerte, wenn er auch den Inhalt nicht recht gelten lassen wollte. Die fragliche Rede behandelte die Blüthe der Holländer im 16. und 17. Jahrhundert. Diese, sagte ich, seien Deutsche und die Reformation habe in Holland gezeigt, wozu sie uns unter Umständen hätte führen können. Mit besonderer Entschiedenheit reclamirte ich dabei aber doch nicht blos die holländische, sondern die gesammte, durch Stahlstiche mir im größeren Umfange bekannt gewordene niederländische Malerei einschließlich der flämischen für Deutschland. Insbesondere war es auf Rubens abgesehen, dessen Kreuzigung Petri mir auf einer meiner Reisen in Köln einen gewaltigen Eindruck gemacht hatte.

Hiermit ist das, was ich von meinen Schulstudien anführen könnte, erschöpft. Da jedes Ding seine zwei Seiten zu haben pflegt, so wurde ich durch meine Trägheit in den klassischen Studien und der Mathematik vor deren nivellirenden Einflüssen bewahrt. Aber die Trägheit wirkt doch immer nachtheilig und ich vermochte so nicht einmal meine Zeit auszufüllen. Da sollte nun die Lektüre herhalten und der Freund hatte mich mit Entschiedenheit auf die schöne Litteratur hingewiesen. „Du mußt dies Alles lesen, Kleiner," sagte er mir.

Ich begann wieder mit Shakespeare und ging dann zu Goethe über. Auch die Goethischen Dramen waren rasch einige Mal durchgelesen. Schiller kannte ich schon aus meiner Rinteler Zeit. Nur der Wallenstein fand aber jetzt meine Beachtung. Den Tell vermag ich auch heute eigentlich noch nicht zu bewundern und die übrigen Schiller'schen Stücke hielt ich irriger Weise sammt und sonders für Jugendwerke. Götz, Tasso,

Iphigenie, der erste Teil des Faust und Wallenstein machen noch heute nebst den historischen Dramen von Shakespeare und allenfalls Hamlet, Macbeth und König Lear das kleine Repertorium der Stücke aus, die ich in meinem Hause zu lesen pflege.

Von Goethe ging ich zu Lessing über, dessen ruhige einfache Klarheit mir im Gegensatz zu der Ueberschwenglichkeit der meisten Schiller'schen Dramen sehr wohl gefiel. Die Lektüre eigentlicher Dichtwerke erreichte aber hier im Grunde schon ihr Ende. An kleinen Gedichten mich zu erfreuen, habe ich erst sehr spät gelernt; und ich bedarf für den Genuß an Dramen meist der gemeinsamen Lektüre oder doch der Anregung durch einen Anderen. Heines Buch der Lieder ist fast das Einzige, was ich an lyrischen Erzeugnissen damals in mich aufnahm. Ich scheute aber innerlich vor dieser Kost zurück. Uhland und Rückert kamen mir kaum vor Augen. Platen schreckte mich durch seine Kälte ab. Die verhängnißvolle Gabel legte ich wieder aus der Hand, weil sie mir gar zu unsinnig vorkam. In die Grabbe'schen Werke habe ich nur einmal einen Blick geworfen.

Weit länger fesselte mich die dichterische Prosa. Die prosaischen Hauptwerke Goethes sind von großem Einfluß auf mein Denken gewesen. Namentlich gefiel mir die italienische Reise. Die Wahlverwandtschaften las ich ohne Nachtheil für meine sittliche Entwicklung und ich lernte erst später einsehen, welchen verderblichen Kern sie bergen. Dagegen stießen mich die gar nicht enden wollenden Frivolitäten in Wilhelm Meister ab und auch heute vermögen mich nur der Schluß und „die Bekenntnisse einer schönen Seele" einigermaßen damit zu versöhnen. Auf Goethe folgte auch in der Prosa Lessing. Seine Abhandlung über die Gemmen, seine Streitschriften gegen den Hauptpastor Götze und namentlich seine Dramaturgie las ich mit Interesse. Zur Lektüre des Laokoon konnte ich mich dagegen wegen des klassischen Stoffes nicht entschließen. Die dichterische Prosa, die ich in mich aufnahm, ist mit dem Aufgezählten auch schon ziemlich zu Ende. Anführen könnte ich wohl noch Heines Harzreise und Andersens Märchen.

Wäre mein Freund noch in Lüneburg gewesen, so würde

es mir an Aufmunterung nicht gefehlt haben. So aber wandte ich mich doch wieder bald anderen Gebieten zu. Grimms Geschichte der deutschen Sprache, welche damals erschien, wurde angeschafft und mit Ausnahme des streng sprachlichen Theils verschlungen. Aber es fehlte mir für die Germanistik vollends jegliche Anregung. Die ganze Atmosphäre, die mich umgab, war eine humanistische und die Verbindung mit Dr. Blackert abgerissen. Nicht einmal germanistische Bücher wußte ich mir zu verschaffen. Das einzige Buch, das ich etwa noch als belebend für meine deutschen Studien nennen könnte, war Raumers Schrift über den deutschen Geist, die ich als Geschenk erhalten hatte. Etwas länger hielt ich bei der eigentlichen Geschichte aus. Aber auch bei dieser Lektüre fehlte es mir durchaus an Leitung. Ich las einige geschichtliche Werke, wie sie mir der Zufall in die Hand gab. Aber es fehlten dabei Auswahl und System ganz und gar.

Besser verhielt es sich mit den Lebensbeschreibungen, die ich meistens von meiner Mutter erhielt. Perthes Leben, dessen dritten Band ich freilich weit später gelesen habe, machte mir einen wahrhaft bedeutenden Eindruck und hat auch wesentlich zu meiner Bildung beigetragen. Ja, es gehört noch heute zu den Büchern, die ich immer und immer wieder in die Hand nehme. Auch die oben erwähnte Selbstbiographie des Claus Harms, den ich im Jahre 1846 persönlich in Holstein gesehen hatte, gefiel mir recht wohl. Varnhagens Denkwürdigkeiten habe ich erst später und die Memoiren des Ritters von Lang merkwürdiger Weise früher in Rinteln gelesen. Vehse, den man doch eigentlich auch hierher rechnen kann, kam mir in die Hand, wurde aber rasch wieder zur Seite gelegt.

Von den Biographien ging ich zu den Reisebeschreibungen über. Ich las Einiges von Kohl und Washington Irving. Beide befriedigten mich aber nur mäßig und ich kam deshalb unversehens auf Novellen und romanartige Werke, welche Sittenschilderungen enthielten. Die Arbeiten von Gerstäcker und Sealsfield fesselten mich. Einmal in Amerika, las ich aber auch die Flußpiraten und Onkel Toms Hütte, die damals Mode war. So weit haben

diese amerikanischen Schilderungen einen Einfluß auf mich ausgeübt, daß ich immer ein verhältnißmäßig günstiges Urtheil über Nordamerika bewahrt habe.

Ich kehrte in Lüneburg aber doch wieder bald zu den Schilderungen heimischer Zustände zurück. Die Bernsteinhexe konnte beinah für ein Original gelten und schloß sich an meine Rinteler Studien an. Sidonia von Borck von dem gleichen Verfasser folgte. Auerbachs Dorfgeschichten las ich wenigstens nicht ungern. Jeremias Gotthelf entzückte mich. Auch die Vagabunden von Holtei las ich. Ich kann nicht sagen, daß sie mir einen wohlthuenden Eindruck machten. Aber sie haben mich später zu anderen Schriften von Holtei geführt, die mich durch ihre Wahrheit stets angesprochen haben, wenn ich auch manche Aeußerungen und Schilderungen lebhaft bedauerte.

Wie der Leser aber sieht, war ich schon mitten in die Romane hineingerathen. Diesen verfiel ich jetzt immer mehr. Ich könnte manche Romane nennen, die ein für mich bleibendes Element enthielten; und ich kann mir das Zeugniß geben, daß ich immer darnach strebte, nur solche zu wählen und alle schlüpfrigen oder gar unsittlichen Bücher zu vermeiden. Der Inhaber der Leihbibliothek war mir bei der Auswahl behülflich. Vorzüglich waren es die besseren englischen Romane, denen ich mich — in deutscher Uebersetzung natürlich — zuwandte. Ich las aber doch auch Manches, das keinen inneren Werth besaß und, durch einen Mitschüler verleitet, langte ich wenigstens bei den drei Musketieren und dem Grafen von Monte Christo an. Ja, auch Sues Mystères de Paris habe ich gelesen, wenn sich auch nur noch eine dunkle Erinnerung davon bei mir erhalten hat.

Ganz abgesehen von dem Inhalt, reizte aber diese Romanlektüre meine Phantasie in sehr bedauerlicher Weise noch immer mehr, und ich kann meines späteren Freundes Klinggräff Urtheil*) über die Romane der Hauptsache nach nur unterschreiben. Insgeheim schämte ich mich auch meiner Romanlektüre und fühlte sehr wohl, daß sie nur dazu dienen sollte, eine innere und

*) Siehe „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes" I, 38 ff.

äußere Lücke in meinem Leben auszufüllen. Es gebe zweierlei Bücher, pflegte ich zu sagen: für die einen seien wir da und die anderen, zu denen namentlich die Romane gehörten, seien für uns da. Aber ich verfiel immer mehr dieser erschlaffenden Romanlektüre.

Und doch muß ich ein in meinen späteren Lüneburger Jahren gelesenes Buch nennen, das vom allerentschiedensten Einfluß auf mein Leben gewesen ist. Es war dies Riehls bürgerliche Gesellschaft. August Lammers hatte mich zuerst darauf hingewiesen. Dieser wandte nämlich schon damals allen sozialen Verhältnissen das lebhafteste Interesse zu. Ich erinnere mich, daß er Vehse das Wort redete, weil dieser gezeigt habe, daß auch in den Zeiten des Absolutismus nicht das Machtgebot eines Einzelnen, sondern das soziale Leben der Höfe die Welt regirt habe. So vertheidigte er auch Holteis Vagabunden und nannte die mich darin anwidernden Leute eine interessante Gruppe des Volks. Als Riehls bürgerliche Gesellschaft erschien, erkannte er sogleich ihre große Bedeutung und war objektiv genug, um sich an den ihm fremden Auffassungen nicht zu stoßen. Das sei ein Buch für mich, sagte er. Ich müsse es schleunigst lesen. Ich machte mich auch sogleich daran und fand meine Erwartungen weit übertroffen. Das Buch verschlang ich in der Art, wie ich Vilmars Litteraturgeschichte in Rinteln verschlungen hatte. Es gehörte seitdem zu den Büchern, die für mich grundlegend gewesen sind. Daß Riehl aus Nassau stammte, trug ohne Zweifel zu meinem Verständniß bei. Denn wenn ich jetzt auch wieder durchaus Hannoveraner sein wollte und meine entscheidenden Jahre in Rinteln zugebracht hatte, so bleibt es doch immer von der größten Bedeutung, in welchem Lande man seine Kindheit zugebracht und aus welchem Gesichtswinkel man zuerst die Welt angesehen hat. Irre ich nicht, so hing auch der Einfluß, den Goethe auf mich hatte, mit dessen rheinischer Landsmannschaftlichkeit zusammen; und ich bin immer der Meinung gewesen, daß Riehls Denkart mit der Goethes auf das Merkwürdigste zusammentrifft. Aber ganz hiervon abgesehen, war Riehls „bürgerliche Gesellschaft" das epochemachende Buch jener

Zeit. Der schon genannte Klinggräff pflegte zu sagen, daß Riehl viel mehr geleistet habe, als er selbst wisse und verstehe. Für zahlreiche junge Edelleute ist er insbesondere in den auf die Revolution von 1848 folgenden Jahren von der allergrößten Bedeutung geworden, wie ich leicht nachweisen könnte.

Der Abschnitt über die Aristokratie, der ohne Riehls Aufenthalt bei dem Grafen Giech*) in Thurnau wohl schwerlich so ausgefallen wäre, hat den Bestrebungen des deutschen Adels erst wieder ein Fundament verliehen und sie auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Mein Freund, der in Mitten seines Heidelberger Lebens durch mich auf Riehl hingewiesen wurde, meinte, Riehls Verdienst bestehe darin, daß er nachgewiesen habe, wie wir noch Kräfte genug in unserem Volke besäßen. „So lange wir noch Flegel haben, sind wir nicht verloren." In meinen Augen hat der Werth des Buchs stets darin gelegen, daß Riehl mit solcher Entschiedenheit und Klarheit für die Trennung der Gesellschaft vom Staate eintritt.

Ziemlich bald nach der bürgerlichen Gesellschaft las ich Riehls „Land und Leute". Es machte nicht ganz denselben Eindruck auf mich. Aber das, was Riehl über Nassau und den Rheingau sagte, entsprach meinen Jugendempfindungen und rief alte Antipathien wach. Der Eindruck des ersten Buchs ward immerhin durch den des zweiten verstärkt. Ich lebte mich jetzt dermaßen in Riehl ein, daß einer meiner späteren Studiengenossen auf mich hinweisend sagte: „das ist Riehl." Ich verdanke auch ihm einen großen Theil von dem, was ich als die Resultate meines Lebens bezeichnen möchte.

Dennoch muß ich auf einen Mangel der Riehl'schen Schriften aufmerksam machen. Sie stehen fast Allem, was das innere und äußere Leben bietet, mit „Göthischer Objektivität" gegenüber und ermangeln gerade darum eines gewissen Inhalts. Zur Religion wird schwerlich jemand durch sie geführt werden. Ich persönlich habe mich jahrelang durch Riehl verleiten lassen, mich

*) Es war dies der Bruder des bei der Schilderung meiner Kindheit erwähnten Stein'schen Schwiegersohnes.

nur an die äußere Erscheinung der Dinge zu halten, Alles rein geschichtlich aufzufassen, und eine tiefere Lösung auf den verschiedensten Gebieten so zu sagen prinzipiell bei Seite zu lassen. Die Superiorität, die man auf diesem Wege gewinnt, wird durch eine gewisse Kälte erkauft und der Pantheismus liegt diesem Wege wenigstens nahe genug. Auch auf diese Richtung paßt Hiltys Urtheil über die Richtung, die seit Spinoza die philosophischen, seit Hegel und Schopenhauer die von der abstrakten Philosophie berührten gebildeten Kreise beherrschte. Sie verflüchtigt die ethische Kraft, den Willen, das Gute zu verwirklichen. Und leider bot die Entwicklung, die ich in der Kindheit genommen, auch hierfür einen Anhaltspunkt. Das bei mir durch diese Richtung entstehende Manko empfand ich nur allzu wohl; und es führte mich das zu einer inneren Unruhe, die mir oft und viel geschadet hat. Wohl sehe ich ein, daß neben Goethe auch Blackerts Philosophie und Geschichtsphilosophie bei mir vorgearbeitet hatten. Aber das bei Blackert entscheidende theosophische Element fehlte bei Riehl ganz.

Die religiösen Studien eines Weltkindes, die Riehl veröffentlicht hat, zeigen, wie er ursprünglich von der Abstraction ausgegangen ist und daß auch Hegel dabei eine Rolle spielte. Einige der Aufsätze Klinggräffs, die ich im Jahr 1891 veröffentlicht habe, schlagen, so nahe sie sich mit Riehl berühren, einen, wie mir scheint, doch glücklicheren Weg ein. Gerade die warme Begeisterung, mit der sie geschrieben sind, machen ihren Werth aus. Riehl hat sich niemals für die Gothik prinzipiell erklärt; und wenn ich recht darüber nachdenke, so haben seine Schriften das Ideal des Deutschthums, das ich in mir trage, nicht verstärkt sondern jahrelang abgeschwächt und auf lange hin vielfach das Alte überhaupt an die Stelle des Deutschthums bei mir gesetzt. Meine Mutter klagte, daß ich mich einer reinen Verstandesrichtung hingegeben habe. Es lag etwas Wahres in diesem Vorwurf. Aber ich flüchtete mich in diese falsche Objectivität ja gerade, weil ich mir weder die Religiosität meiner Mutter anzueignen noch die in Rinteln empfangenen Eindrücke in meiner Vereinsamung weiter zu bilden

vermochte. Die Zukunft, hoffte ich, sollte mich zu dem religiösen Standpunkt meiner Kindheit zurückführen. Vorläufig aber wandte ich mich ganz nach Außen. Auch dies sollte eine Verkörperung sein. Aber der innere Kern der Dinge kam dabei zu kurz. Lange Jahrzehnte hat dieser auf meine spätere Lüneburger Schulzeit zurückzuführende Zustand bei mir angehalten.

Auch mit der Tagespolitik gab ich mich, seit der Freund eine andere politische Richtung bei mir zum Durchbruch gebracht hatte, wieder mehr ab. Der Eindruck, den die durchziehenden Österreicher auf mich gemacht, behielt seine Kraft und fand, wenn ich an den Rhein kam, Nahrung. Auch Riehls Lektüre regte die großdeutschen Ideen bei mir an. Von den gothaischen Plänen hörte ich kaum mehr reden: sie schienen damals gescheitert zu sein.

Um in meiner Vereinsamung in Lüneburg nicht der politischen Anregung zu entbehren, hielt ich mir die Allgemeine Augsburger Zeitung. Durch den Krimkrieg wurde mein Interesse in hohem Grade geweckt. Ich bewunderte die Politik des Grafen Buol und wünschte auf das Lebhafteste, daß sich Österreich und Preußen gemeinsam am Kriege gegen Rußland betheiligen möchten, um dadurch die Entscheidung herbeizuführen. Die Vereinigung der „Donaufürstenthümer" mit Österreich war mein sehnlicher Wunsch.

In diesen Zusammenhang gehören auch noch einige von mir gelesene Bücher: vor allem das treffliche Buch des Generals Schönhals über die beiden italienischen Kriege von 1848 und 49. Es wirkt die Begeisterung, die es bei mir erweckt hat, noch heute in mir nach. Es folgte „Hackländers Soldatenleben im Kriege", das sich auf den italienischen Krieg von 1849 bezieht. Um mich über den ungarischen zu unterrichten, mußte ich allerdings in das entgegengesetzte Lager gehen. Klapka's und namentlich Görgeis Memoiren erweckten mein Interesse kaum in geringerem Grade als das Buch von Schönhals. Meine österreichischen Sympathien wurden dadurch aber nicht abgeschwächt.

Für meine damaligen Auffassungen ist ein Brief charakteristisch, den ich dem Freunde, bald nachdem dieser in Heidelberg an-

gekommen, geschrieben habe. Preußen und Österreich, heißt es darin, hätten sich auf dem Slaventhume aufgebaut. An ihnen und leider auch an Rußland sei Napoleon gescheitert. Darin liege ein Fingerzeig. „Wenn wir Deutsche uns verjüngen, uns volksthümlich ergänzen wollen, so müssen wir uns Kräfte aus dem Osten zuführen, die wir uns unterbreiten und an deren Spitze wir uns stellen. Das haben Österreich und Preußen gethan und dem verdanken sie ihr Leben. So könnte durch die Verbindung mit dem Osten das aus sich selbst zum Schaffen eines Reichs zu schwache Deutschland sich regeneriren und wieder stark machen. Denn wir Deutsche müssen jene Völker beherrschen." Immer mehr hing ich österreichfreundlichen Gedanken nach. Einst verstieg ich mich so weit, daß ich in einem Briefe meine Freude über die zunehmende Macht der katholischen Fraction des preußischen Abgeordnetenhauses aussprach. Würde Preußen wirklich ein paritätischer Staat, so brauchten wir Protestanten keine Rücksicht mehr auf ihn zu nehmen und könnten dann ohne Bedenken für eine österreichische Spitze Deutschlands eintreten, schrieb ich. Kaiser Karl V. sei für mich eigentlich der tragische Held unserer Geschichte. Deutschland sei mit ihm zu Grunde gegangen. Es sei Schade, daß Goethe nicht Karl V. zum Gegenstand einer Tragödie gemacht, die dann mit Götz und Faust eine Trilogie gebildet und ein echtes deutsches Volksdrama geschaffen haben würde. Es sei Österreichs Beruf, auf Deutschland gestützt, an Englands Stelle zu treten und den germanischen Mittelpunkt Europas zu bilden. Vielleicht würde daraus auch eine neue konfessionelle Gestaltung für Deutschland entstehen.

Dies Mal hatte ich mich aber gründlich im Freunde geirrt. Ich hatte sein religiöses Gefühl und das ethische Ideal, das er in sich trug, verletzt. Er wies mich in der schroffsten Weise zurück.

„Sieh mal, ob Karl V., von Goethe verfaßt, ein deutsches Volksdrama begründet haben würde," antwortete er „und ob nach dem vorläufig noch sehr präsumtiven Hintritt Englands Oesterreich die Weltherrschaft erhalten wird, das sind für Dich gewiß ebenso wie für mich höchst müssige Untersuchungen. Ob

aber auch nur eine einzige Seele verloren geht, die sonst gerettet würde aus den Stürmen dieser Zeit in die ewigen Höhen des Friedens, durch die Anfechtungen des Katholicismus: das ist wohl eine ernste Frage und hierin frivol zu sein, kann Einen nur zum Bundesgenossen der Atheisten und Spötter machen."

Der Streit wurde dadurch geschlichtet, daß ich Wasser in meinen Wein goß und meine gewagtesten Sätze zurückzog oder doch so verklausulirte, daß nicht viel von ihnen übrig blieb. Erst nach Österreichs Niederlage von 1859, erst im Sommer 1860 ist ein ähnlicher Gegensatz zwischen dem Freunde und mir wieder aufgetaucht.

Von meinem äußeren Leben in Lüneburg ist wenig mehr zu berichten. Mit der „Verkörperung", die ich suchte, hatte es natürlich seinen Haken. Zu Reitstunden hatte ich keine Gelegenheit. Die Fechtstunden, die ich in der Kavallerie-Kaserne nahm, lieferten ein nur sehr geringes Resultat. Bei dem Turnen spielte ich stets eine traurige Figur. Nur das Schwimmen lernte ich jetzt und ich verdankte demselben manchen erfrischenden Augenblick. Von größerer Bedeutung blieb allerdings das Tanzen für mich. Ich bildete mich jetzt — immer von dem Walzer abgesehen — zu einem guten Tänzer aus. An den Bällen, welche wir Schüler mitmachten, fand ich viel Vergnügen, ohne jedoch durch irgend eine Neigung gefesselt zu werden.

Einen großen Genuß gewährte mir das kleine Theater, das im Winter in Lüneburg existirte. Es war zeitweise sehr gut besetzt. Wir Schüler konnten es nach Belieben besuchen und ich verdanke ihm meine Theaterkenntniß zum nicht geringen Theil. Einst gastirte die Seebach in Lüneburg, die damals dem Hamburger Theater angehörte und noch unbekannt war. Ich sah sie in der Waisen von Lowood und kann nicht ausdrücken, welch' bedeutenden Eindruck sie mir machte. Es war vielleicht das einzige Mal im Leben, wo ich einen wirklich großen Eindruck im Theater empfing. Der Hauptsache nach habe ich erst dreißig

Jahre später, als ich als Reichstagsabgeordneter in Berlin weilte, meine Theaterstudien fortgesetzt.

Mein Leben blieb auch jetzt das solideste, das man sich denken kann. Anfangs hielt ich mich an einige Schüler der Oberprima, die zu des Freundes nächstem Verkehr gehört hatten. Aber ein inneres Verhältniß wollte sich nicht zu ihnen herausbilden; und äußerlich hatte doch auch dieser Verkehr — namentlich so lange ich noch in Secunda saß — etwas Anormales. Ich hatte das Gefühl, daß ich doch nicht als gleichberechtigt neben diesen, wenigstens dem Klassenalter nach bedeutend älteren Schülern stand. Es folgten halbe Zerwürfnisse; und ich faßte schließlich den Gedanken, mir einen eigenen Kreis zu bilden, obwohl man gerade in solchen Sachen nie etwas künstlich machen sollte und obwohl meine Natur in doppeltem Maße für ein künstliches Machen ungeeignet war.

Ich suchte, auch wenn sie niederen Klassen angehörten, Fühlung mit den jungen Aristokraten zu gewinnen. Ja, ich ging noch weiter. Jede Klasse bestand gewöhnlich aus zwei verschiedenen Arten von Jünglingen: aus den sog. Genialen und den Kneipiers. Die Genialen hatten nach Allem, was ich bereits geistig erlebt und durchgemacht, wenig Anziehungskraft für mich; und es gehörte mit zu der Verkörperung, die ich erstrebte, daß ich mich, ohne eigentlich zu kneipen, schließlich für die Kneipiers entschied, obwohl Manches bei ihnen zu erinnern war. Zum Glück für mich mußten Einige von ihnen bald darauf die Schule verlassen. Der Kreis löste sich auf. Mich aber brachte der vergebliche Versuch um den Rest meiner Stellung. Man warf mir jetzt vor, daß ich mich nicht immer taktvoll benommen habe und es auch wohl an Entschiedenheit gegen diejenigen fehlen lasse, die mich angriffen oder neckten.

Auch über meine Ferienreisen möchte ich hier noch etwas sagen. Ich pflegte während der vier Jahre, die ich in Lüneburg zubrachte, Ostern und Michaelis nach Wichtringhausen, wo mein inzwischen abgegangener Oheim jetzt lebte, Pfingsten und Weihnachten nach Holstein und in den großen Ferien an den Rhein zu reisen. Von besonderer Bedeutung waren natürlich die Reisen

an den Rhein. 1851 besuchte ich von Frankfurt aus, wo meine Mutter damals lebte, den Freund in Heidelberg und machte mit ihm eine mehrtägige Tour in die Hardt. Alles regte mich bei diesem zweiten Besuche von Heidelberg in hohem Grade an. Dem Leben in Frankfurt vermochte ich dagegen keinen Geschmack abzugewinnen. Der Theil der Stadt, in dem wir wohnten, war zu modern, um mich anzuziehen. Nur der in der Nähe befindliche Eschenheimer Thurm that es mir an. Der Kreis, in dem meine Mutter lebte, bestand ausschließlich aus den „Stillen im Lande"; — und ich kann leider nicht sagen, daß ich eine innere Stellung zu denselben zu gewinnen wußte. Ich lebte jetzt ganz in Tasso und Iphigenie und habe meine gute Mutter durch Vorlesen daraus gar reichlich gequält.

1852 wurde ich in Eltville durch einen dem Hause nahestehenden Mann aufgefordert, ihm eine Zusammenstellung über die Geschichte meiner Familie zu liefern. Ich machte mich über die Hausbücher her und stellte, so gut ich dies vermochte, einen Abriß zusammen, der allerdings viel zu wünschen übrig ließ, aber doch mit geringen Abänderungen in den gothaischen Kalender übergegangen ist. Im Jahr 1853 nahm ich von Neuem diese Studien in die Hand und brachte in der That eine Familiengeschichte zu Stande, die allen meinen späteren Arbeiten auf diesem Gebiete zu Grunde gelegen hat. Ich habe Vieles hinzugefügt, was ich durch die mündlichen Mittheilungen des Onkels Friedrich erfahren hatte. Meine innere Befriedigung darüber, daß ich endlich doch einmal wieder producirte, war eine große. Allerdings meinte der Freund, als er meinen Enthusiasmus sah, etwas skeptisch, der Abstand zwischen einem solchen Studium und dem der deutschen Mythologie sei doch ein bischen gar groß. Aber diese Beschäftigung hatte den Vorzug, daß es sich dabei um ein Gebiet handelte, das ich ohne große Studien beherrschen konnte und das mit meinen späteren Pflichten auf das Engste zusammenhing. Gewiß wird es auch unter meinen Lesern Menschen geben, die über diese Dinge lächeln, und die Kluft zwischen ihnen und den Auffassungen, die mich um 1848 beherrscht hatten, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Ich

empfinde aber noch bis auf den heutigen Tag eine Ruhe und Befriedigung bei dieser in sich abgegrenzten und darum bescheidenen Beschäftigung, die mir kaum eine andere zu gewähren vermag.

Mein Verhältniß zu der Welt, in der meine edle Mutter lebte, wurde durch eine solche Beschäftigung allerdings nicht inniger. Alles Geschichtliche lag ihr fern, ja es stand ihr in gewisser Beziehung feindlich gegenüber. „In jedem Verhältniß," pflegte sie zu sagen, „liege etwas Unnatürliches;" und sie hatte ja mit den Verhältnissen „brechen" wollen. Von dem Kreise des rheingauischen Adels, in dem mein Vater sich glücklich gefühlt, hatte sie sich jetzt emancipirt und sie suchte ihren Umgang fast ausschließlich in geistlichen Cirkeln. Ich bin wahrlich weit entfernt, einen Tadel auszusprechen. Meine Mutter suchte auf diesem Wege das Reich Gottes und ich bin nicht blind für die relative Richtigkeit dieses Weges. Aber ein historischer Weg war dies nicht und er lag ebenso weit ab von meinem Evangelium der Deutschheit. Wer sich meine Lage klar macht, wird sich in mich hineindenken können und den Gegensatz, der zwischen Mutter und Sohn leider doch bestand, verstehen. Auf beiden Seiten lag Berechtigtes und Nichtberechtigtes. Ich wünschte, ein Reformator unseres Hauses im Riehl'schen Sinne zu werden, so auf meine Schwestern und auf — meine Mutter selbst einzuwirken. Diese aber war nicht zufrieden mit der Wendung, die ich in Lüneburg genommen. Mein Haar war ihr jetzt zu kurz geschnitten, meine Haltung zu stolz und abgemessen. Wenn ich mich gegen die von Schiller vertretene Richtung verschloß, so konnte ich kaum ein Verständniß für die zum Theil recht hübschen Gedichte meiner Mutter haben. Für meine politischen Ideen fehlte ihr dagegen jede Brücke. Konflikte konnten leider nicht ausbleiben und sind nicht ausgeblieben. Denn ich sollte doch wieder die Stütze der Familie sein und in allen möglichen Fragen trotz meiner Jugend den Ausschlag geben. Ich vertrat, so auffallend dies jetzt Manchem erscheinen wird, stets die praktischen Gesichtspunkte, und der Gegensatz ist durch dritte Personen häufig noch verschärft worden. Auf der Reaktion gegen meine Kind-

heit beruhte der Weg, den ich seit Rinteln eingeschlagen hatte. Es war doch außerordentlich schwer für mich, die kindlichen Pflichten gegen die Mutter damit zu vereinigen. Mir aber fehlte jedenfalls dafür die Mäßigung, die Selbstbeherrschung und die innere Sicherheit. Ich fürchtete stets, von meinem eigenen Wege abgedrängt zu werden. Die Pietät für das Andenken des Vaters hat mich nicht selten zur schroffen Opposition gegen die Mutter verleitet. Im Grunde war es der Kampf zwischen Idealismus und einem wenigstens prinzipiellen Realismus; und ich habe dabei oft sehr gefehlt. Es wird mir schwer, hier diesen Punkt zu berühren. Aber ich mußte es thun. Denn Mittheilungen aus dem eigenen Leben sollen in gewissem Sinne eine Beichte enthalten. Der geschilderte Kampf hat Jahre lang fortgedauert und in viele meiner Lebensbeziehungen störend eingegriffen, ohne daß ich in der Lage bin, es hier im Einzelnen nachzuweisen.

Zeitenweise gelang es meiner Mutter, mich in ihren religiösen Gedankenkreis hineinzuziehen. Im Ganzen und Großen war dies aber nicht der Fall und meine eigene Gedankenwelt stellte sich immer gar rasch wieder her. „Das ‚Ohne mich könnt Ihr nichts thun' versteht noch kein junger aufstrebender Mensch," sagt Hilty. „Ebenso wenig die Unmöglichkeit, das sinnliche Prinzip in sich zu Gunsten des geistigen ganz aus eigener Kraft zu überwinden. Eine solche frühreife Auffassung verleiht der Jugend ein Greisenantlitz und gehört nicht in den naturgemäßen Entwicklungsgang. Vollends die christliche Dogmatik hat für die Jugenderziehung nur einen geringen Werth." *) Meine Mutter empfand den Gegensatz auch auf diesem Gebiete nur zu wohl. Aber zu einem eigentlichen Aussprechen kam es hierüber nicht. Der eigentliche Kampf lag auf den Gebieten des täglichen Lebens. Die inneren Kämpfe, die meine Mutter damals noch zu führen hatte, verwirrten mich gewöhnlich auf das Höchste;

*) Siehe „Glück" von Prof. Dr. C. Hilty. Frauenfeld und Leipzig 1895. Theil II, Seite 264.

und ich war schließlich meistens froh, wenn der Aufenthalt am Rhein zu Ende ging.

Nur mit meiner ältesten Schwester hatte sich ein innigeres Verhältniß herausgebildet. Diese lebte aber in jenen Jahren meistens bei den Großeltern in Bothkamp, wo sie eben eine Norddeutsche geworden war. Ihr Charakter paßte dazu. Es lag etwas Ernstes und Schweres in ihr, obwohl sie nicht gerade zur Hypochondrie neigte. Eitelkeit kannte sie kaum. Besonders ausgeprägt war ein reges Pflichtgefühl. Nach dem Tode des Vaters hatte sie ihrerseits die Stütze der Mutter sein wollen. Das ging aber über die Kräfte des Kindes. Meine Mutter, die damals in Wiesbaden wohnte, schickte sie dort zur Schule. Das pflichtgetreue, von allem Gemeinen bis dahin unberührt gebliebene, skrupulös wahrhaftige Mädchen hatte dort aber viel zu leiden. Sie wußte sich so wenig als ich in solchen Verhältnissen zu helfen und ein gewisser Eigensinn ihrer Natur erschwerte ihr Alles noch mehr. — Als es in den engen Wiesbader Stuben meiner Mutter einen Winter über rauchte, stellte sich ein Husten bei ihr ein. Es wurde behauptet, daß der Widerwille gegen die Schule sie dazu geführt hätte, weniger, als es richtig gewesen wäre, gegen das Uebel anzukämpfen. Thatsache ist, daß der Husten einen nervösen Charakter annahm. Auch andere nervöse Erscheinungen stellten sich ein. Nur mit Mühe konnte sie einige Schritte thun. Meine Mutter kam auf den guten Gedanken, sie zu den Großeltern nach Holstein zu geben, damit sie dort in einer völlig neuen Atmosphäre ein neues Leben beginne. Der Versuch gelang. Die willensstarke Tante, deren oben Erwähnung geschah, nahm sich ihrer Erziehung in der treuesten Weise an. Meine Schwester genas und ich verdankte ihr in Bothkamp manche schöne Stunde. Im Jahre 1853 reiste ich zu ihrer Confirmation dorthin und begleitete dann Mutter und Schwester über Düsseldorf, von wo wir die Fliednersche Diakonissen-Anstalt Kaiserswerth besuchten, nach Eltville.

Unser damaliges Verhältniß gehört zu den schönsten und liebsten Erinnerungen meines Lebens. Die verständige, ruhige und praktisch nüchterne Art meiner tieffühlenden Schwester war

sehr wohl zu einer Ergänzung für mein übersprudelndes Wesen geeignet. Es fingen damals schöne Zeiten für uns an.

Wie der Leser sieht, ist die Erinnerung an meine älteste Schwester auch mit meinen Ferienbesuchen in Bothkamp verflochten. Von größerer Bedeutung ist der dortige Aufenthalt in jenen Jahren aber nicht für mich gewesen.

Ganz anders verhielt es sich mit Wichtringhausen. Noch immer ruhte für mich der gleiche Zauber über dem ländlichen Idyll, das mir hier entgegentrat. Die Ruhe und der Friede, die mich hier umgaben, berührten mich auf das Tiefste, und meine Phantasie fand dennoch Spielraum genug. Natürlich wirkte bei dem Allen die Ahnung mit, daß dies durch Lehnsverhältniß und Familienvertrag an den Mannesstamm gebundene Gut dereinst mein Eigenthum sein werde. Dem braven Onkel gab ich mich mit vollem Herzen hin.

Die Universität.

Heidelberg.

Endlich hatte das Schulleben sein Ende erreicht. Das Examen war besser ausgefallen, als ich gedacht hatte. Im Deutschen und in der Geschichte erhielt ich eine sehr gute Nummer. Das lateinische Exercitium, das stets meine crux gewesen, war diesmal doch leidlich ausgefallen. Ein griechisches wurde nicht geschrieben. Im Französischen halfen mir die von der Kindheit her bewahrten Kenntnisse. Es blieb also nur die Mathematik und es wurde hier dann zuletzt so schlimm nicht genommen. Mein Examen galt trotz Allem für ein gutes. Ich hatte das der Geschichte zu verdanken. Das ganze letzte halbe Jahr hatte ich repetirt und Zahlen auswendig gelernt und wußte das Gelernte mit einiger Lebhaftigkeit vorzutragen.

Der Abgang von der Schule war für mich eine wahre Erlösung. Denn ich zählte jetzt schon zwanzig und ein halbes Jahr und war geistig, wenn auch nicht in Betreff meiner Kenntnisse, der Schule schon seit Jahren entwachsen. Sieben und ein viertel Jahr habe ich auf den beiden Schulen zugebracht und ich hatte trotz allem Guten, das mir diese Zeit gebracht, die Misere unseres Schullebens doch so sehr kennen gelernt, daß ich eine Bitterkeit gegen unsere Schulen nie überwunden habe. Mit freudigem Hochgefühl schüttelte ich den Staub von meinen

Schuhen, als ich Lüneburg verließ. Bei mir stand es schon lange fest, daß ich nach Heidelberg und dort in das Corps der Vandalen eintreten wollte. Ich muß, um meine Stimmung in dieser Beziehung völlig zu erklären, etwas weit ausholen.

Mein Freund war in Gesellschaft Carl Bennigsens 1851 dorthin gegangen. Dieser war bei den Vandalen eingetreten, denen Rudolf von Bennigsen im Anfang der 40er Jahre angehört hatte. So war nun auch mein Freund mit dem Corps bekannt und dessen „Conkneipant" geworden. Mehrere Umstände hielten ihn ab, selbst in das Corps einzutreten oder, wie man dies nannte, aktiv zu werden. Aber in der Stimmung, in der er sich um 1851 befand, hatte er sich mit ganzer Energie dem, was ihm die „Vandalia" bot, hingegeben. Er wollte endlich einmal an Stelle der geistigen Arbeit, in die er sich allzu früh verloren hatte, wirkliches Leben genießen. Er suchte in der Zucht des Corps ein Gegengewicht gegen den Subjectivismus. Die geschichtliche Eigenart imponirte ihm und die männliche Selbstständigkeit des Ganzen war ebenfalls das, was er begehrte. Die Corps, schrieb er mir bald nach seiner Ankunft in Heidelberg, seien vielleicht das einzige aristokratische Institut, das es noch gebe und, richtig verstanden, fänden die Corps nur in diesem Prinzip ihren Halt. Ich selbst hatte bis dahin nur sehr unklare Vorstellungen vom Studentenleben gehabt. Insgeheim neigte ich wohl mehr zu den Burschenschaften, da meine Rinteler Bekannten fast sämmtlich Burschenschaftler geworden waren. Ja, es war sogar von meiner Mutter ein gewisses Grauen vor dem Studentenleben auf mich übergegangen; und auch die Spielereien meines Knappenbundes hatten mich, obwohl sie ja ursprünglich durch Erzählungen von studentischen Verbindungen angeregt worden waren, hierin nicht anderen Sinnes gemacht. Mit Erstaunen lauschte ich jetzt der unerwarteten Kunde von den Vandalen. Der Freund schilderte das ganze Leben auch weit harmloser, als ich gedacht. Unter all den Mitgliedern des damals ziemlich starken Corps kenne er keinen, schrieb er, auf den der Begriff des „flotten Corpsburschen" passe. Als ich einst einige Einwendungen machte, wurde mir

entgegnet, das Leben, das man führe, sei ein Leben der Freude; und dieses könne Gott nur wohlgefällig sein.

* * lebte in der That in Heidelberg auf und hatte durch dieses Heidelberger Leben sehr an Männlichkeit gewonnen. Den Vandalen zollte er Dankbarkeit und Treue: er ward seitdem nicht müde, Propaganda für sie zu machen. Jener Besuch, den ich im Sommer 1851 in Heidelberg machte, entschied die Sache bei mir. Der präsidirende Senior Schmidt aus Mecklenburg, machte mir gleich als ich ihm vorgestellt wurde, durch sein männliches und sicheres Wesen Eindruck. Das Lokal in der Reichskrone war allerdings dunkel und, wenn man's genau nehmen wollte, schmutzig. Jede Kneipenatmosphäre hatte für meine Geruchsnerven bis dahin etwas höchst Widerwärtiges gehabt. Aber die von der Decke hängenden Trinkhörner und die großen Hunde des Corps gefielen mir. Vor Allem sprach mich das Singen an. Das erste Lied, das wir sangen, war ein fast bardenartiges Jägerlied aus dem Anfange des Jahrhunderts und begann mit den Worten: „Heil dem Manne, der den grünen Hain des Vaterlands zur Heimath sich erkoren." In dem Gesammteindruck, den Alles auf mich machte, lag etwas, das mich alterthümlich und wohlthuend berührte. Ich mußte mich daran erinnern, daß mein Lehrer Heußner mir einst gesagt hatte, es liege in dem Studentenleben doch etwas entschieden Deutsches. Von allen Seiten kam man mir mit Freundlichkeit entgegen. Auch freute es mich, daß sich einige Hannoveraner unter den Vandalen befanden, und diese konnten sogar für hannöversche Charakterfiguren gelten. Der Gedanke, die goldrothgoldene Mütze zu tragen, war mir seitdem nicht mehr unsympathisch. Zu meinem Programme der Verkörperung paßte derselbe vortrefflich. So viel, was meine erste Bekanntschaft mit dem Corps betrifft!

Seitdem waren allerdings noch drei Jahre verflossen: ein Jahr länger als mein Freund und ich 1851 erwartet hatten. Aber dieser hatte doch dafür gesorgt, daß die Heidelberger Eindrücke bei mir wach erhalten wurden. Da ich geistig mit ihm fortlebte, so wurde ich von Allem, was sich auf die Vandalia bezog, auf dem Laufenden erhalten. Ja, man kann sagen, daß

ich systematisch von dem Freunde für das Corpsleben vorbereitet wurde. Auch hier sollte ich dasjenige leisten, was ihm zu thun versagt war. Verstärkt wurde der Einfluß, den das Corps während dieser drei Jahre aus der Ferne auf mich ausübte, noch dadurch, daß * *, dessen Einfluß in den Lüneburger Schülerkreisen noch groß war, bereits eine Reihe der vor mir abgehenden Schüler für die Vandalia gewonnen hatte. Auch von dieser Seite war ich diese Jahre her fortwährend durch die Vandalen-Atmosphäre berührt worden. Eine Gegeneinwirkung gab es bis kurz vor meinem Abgang nicht. Einer jener Söhne des Herrn von Ritter in Rüdesheim, mit dem ich einst den Knappenbund gegründet, war allerdings „Schwabe". Dieser schrieb im letzten Vierteljahr an mich und zwar in der sehr ersichtlichen Absicht, mich für sein Corps zu gewinnen. Die Schwaben waren damals recht im Gegensatz zu den niederdeutschen Vandalen das spezifisch süddeutsche Corps, ja das badische Landescorps. Dennoch wäre es nicht gerade unnatürlich gewesen, wenn ich bei einem Corps eingetreten wäre, dem mein alter Mitknappe angehörte. Aber wie völlig fern lag mir doch jetzt ein solcher Gedanke! Ich fühlte mich als Hannoveraner; ich wollte da sein, wo meine Schulgenossen auch waren; ich wollte den Weg gehen, den mein Freund mir gezeigt. Ritter antwortete ich in ausweichender Weise, wandte mich aber, als meine Reise feststand, an den in Lüneburg abgegangenen Mecklenburger Giffenig, der Vandale geworden war, und bat diesen, mich am Bahnhof abzuholen, damit ich nicht den Schwaben in die Hände falle.

Die Osterferien von 1854 verlebte ich theils in Eltville, theils in Frankfurt, wo meine Mutter gern Ostern feierte. Das Befinden meiner Schwester Frida warf leider einen Schatten auf die fröhliche Stimmung, in der ich mich befand. Der Winter hatte ihr manches Schwere gebracht. Schon in Frankfurt fand ich sie angegriffen, und in Eltville stellte sich dann der nervöse Husten wieder ein, von dem sie in Bothkamp glücklich geheilt worden war.

Etwa acht Tage nach Ostern traf mein Schulkamerad Bodo von Bülow bei mir ein. Auch er wollte nach Heidelberg, neigte aber mehr zu einem süddeutschen Corps, weil sein Vater, der,

wie manche hannöversche Officiere, nach der Legionszeit studirt, in Erlangen ein Interesse für das süddeutsche Leben gewonnen und dem Sohne, dieses einmal kennen zu lernen, gerathen hatte. Aber am Bahnhof in Heidelberg wurden wir von Giffenig und dem zweiten Chargirten abgeholt. Da auch ein Schwabe am Bahnhof war, so hielten wir unseren Einzug gleichsam wie im Triumphe. Niemand war froher als ich, da ich diesen glücklichen Anfang als meine That betrachten konnte. Mit leichter Mühe fanden wir Wohnungen in der nach dem Neckar mündenden Dreikönigsstraße und somit im damaligen Vandalenviertel. Schon die Bauart der Häuser heimelte mich an, da die steinernen Treppen in einen inneren Außengang mündeten, der sich nach oberdeutscher Art an dem Hause oben herzog. Schräg gegenüber lag die Reichskrone, oder wie man in Heidelberg sagte, die „Reichskanone", wo die Vandalen bei meinem Besuch vor drei Jahren gekneipt hatten.

Neben mir im Hause wohnte ein vierzigjähriger Mecklenburger Gutsbesitzer: ein Herr von Levetzow, der mit einem Herrn von Jasmund nach Heidelberg gekommen war und dort lange Semester blieb. Der kleine, untersetzte Mann hieß κατ' ἐξοχήν „der alte Vierbursch" und hatte Quasten mit unseren Farben an seiner Pfeife. Er war ein echter Mecklenburger und in seinen Auffassungen von jenem eigenthümlich mecklenburgischen Realismus, aber durchaus Edelmann und von großem Eifer für das Corps beseelt. Da ihm die mecklenburgische Findigkeit auch nicht fehlte, so war er ein nicht unwichtiger Factor im Kreise der Vandalia. Er hat sich meiner, so lange ich in Heidelberg blieb, treulich angenommen und war in der ersten Zeit ein Führer für mich: hatte man etwas an mir zu bemängeln, so ist wohl er es gewesen, der mir dies gesagt und mir dadurch einen eigentlichen Tadel erspart hat.

Am Nachmittage unserer Ankunft hatten sich mehrere Vandalen zu einem Kartenspielchen bei ihm eingefunden. Man kam zu mir herüber, um sich den neuen Fuchs anzusehen. Ich erinnere mich von denen, die ich so zuerst kennen lernte, namentlich des Seniors von Westrell. Er stammte aus Neu-

Vorpommern und war eine höchst ritterliche Erscheinung: groß, kräftig, in jeder Beziehung energisch, dabei von jenem eigenthümlichen Ausdruck, den man bei den nicht slavisch aussehenden Persönlichkeiten der Ostseegegenden, wenn sie ein starker Wille auszeichnet, häufig begegnet, und der unter Umständen den Zügen den Ausdruck von etwas Bösem geben kann. Mit Wärme hatte Westrell sich an das Ehrenmitglied von Klinggräff angeschlossen.

Abends ging es natürlich auf die Kneipe, die sich jetzt im goldenen Horn am Neckarthor befand. Sie sah etwas freundlicher und reinlicher aus, als die in der Reichskrone, war aber für den Kreis, der sich dort allabendlich versammelte, außerordentlich eng. Einen Kneipdiener gab es noch nicht; die Bedienung hatten zwei ältere Kellnerinnen, die sehr gut behandelt wurden. Bilder decorirten in leidlich geschmackvoller Weise die Wände; der hufeisenförmige Tisch war mit Absicht außerordentlich schmal, damit man sich gut unterhalten konnte. Die Hunde tranken das weggegossene „Tropfbier".

Ich saß neben dem zweiten Chargirten Hurtzig, der ein hannöverscher Landsmann und früher bei den Bremensern aktiv gewesen war. Sein Vater war Superintendent zu Dorum im Lande Wursten an der Wesermündung, aber in seiner Jugend Militär und ein Kamerad meines seligen Vaters gewesen. Hurtzig begrüßte mich als „Landsknochen" mit Herzlichkeit und war einer der Ersten, der mit mir Brüderschaft getrunken. Er war ein rechter Vertreter jenes Typus, dem man an der Elbe- und Wesermündung häufig begegnet, und ein Niedersachse durch und durch. Schon dieser niedersächsischen Urwüchsigkeit wegen hatte er ein Verständniß für die Vandalia. Seine bereits in Göttingen gesammelten Erfahrungen gaben ihm eine gewisse Superiorität über die fast sämmtlich jüngeren Corpsburschen. Das Ehrenmitglied von Klinggräff war an jenem Abend nicht anwesend, weil er zur Auerhahnjagd in den Schwarzwald gereist war. Natürlich interessirten mich namentlich die Corpsburschen und ich wurde, wie mir dies älteren Menschen gegenüber stets zu glücken pflegte, rasch mit ihnen bekannt.

Simon aus Köln, der wie Hurtzig später in der national-liberalen Partei eine Rolle gespielt hat, besaß die Kölner Gewandtheit, daneben aber, da seine Eltern aus dem Norden stammten, auch niederdeutsche Eigenschaften und namentlich eine große Treue. Er war der beste Gesellschafter, ließ sich gelegentlich auch necken, hatte aber viel Takt und brachte dem Corps Innigkeit entgegen. Der Stralsunder Struck war ein kleiner, aber schon ziemlich ältlich aussehender Balte, der mit Westrell von der Schule her eng verbunden war und sich sowohl durch Reellität als durch Vorsicht und Zähigkeit auszeichnete.

In Verbindung mit den Neuvorpommern prävalirte das mecklenburgische Element. Es herrschte auf der Kneipe jener eigenthümliche Humor, der später durch Reuters Schriften so bekannt geworden ist. Zuweilen begegnete man dem mecklenburgischen Platt. Auch unter den Füchsen des vorigen Semesters, den sog. „Brandfüchsen", waren vortreffliche Elemente und ziemlich bei allen hatte man den Eindruck der Solidität, so daß ich meines Freundes Urtheil auch jetzt wieder vollkommen bestätigt fand. Selbst das Trinken fand ich weit mäßiger, als ich ursprünglich gedacht hatte. Das Abendessen bestand damals gewöhnlich aus einem Stück Wurst, einem Schweinerippchen oder dergleichen. Man pflegte sich das, in Papier eingewickelt, von einem Metzger, der sich selbst allerdings Charcutier nannte, zu holen.

Auch die Eleganz der Vandalen war eine äußerst mäßige. Die rothen Vandalenmützen sahen bei Einigen nicht gerade schön aus. Ein besonders „patenter" Anzug war beinah verpönt, wie denn die Vandalen nicht den Ehrgeiz besaßen, ein vornehmes Corps, wie die Saxoborussen und mehr oder weniger auch die Westphalen, sein zu wollen.

An den beiden folgenden Tagen lernten Bülow und ich dann auch das Leben außerhalb der Kneipstunden kennen. Zu Mittag aß man damals für 24 Kreuzer in dem Gesellschaftslokal der sogenannten „Harmonie". Ein Weinzwang bestand nicht und nur am oberen Ende des Tisches, wo der Senior saß, wurde Wein getrunken. Eine Conditorei war allerdings

vorhanden. Ihre Räume waren aber so klein, daß zehn bis zwölf Menschen im Hauptzimmer kaum Platz fanden, was bei einem Corpsbestand von etwa zwanzig nicht viel sagen will. Auch besaß das Corps kein eigenes Zimmer in dieser Conditorei und mußte den Raum deshalb häufig noch mit einigen Fremden theilen. Der Conditor Thiele war ein echter Pfälzer von der älteren Art, mit glatt rasirtem und etwas geröthetem Gesicht und erschien stets im weißen Zuckerbäckercostüm. Die Hauptperson war aber seine vom Niederrhein stammende Frau, die das ganze Corps bemutterte und in der That einen gewissen Rückhalt für die jungen Leute bildete. Ihr zu Ehren nannte man das ganze Lokal „die Thiele".

In einem ähnlichen Verhältniß zum Corps stand „die Felix" in dem eine kleine Stunde von Heidelberg entfernten Dorfe Hanschuhsheim. Eigentlich hieß sie „Felitz" d. h. Felicitas und war die Tochter des „rothen Ochsenwirths" Brunner. Erst um das Jahr 1850 war sie für das Corps entdeckt worden. Den Norddeutschen zu Liebe hatte sie seitdem eine in der That vortreffliche rothe Grütze zu machen gelernt, die schon allein nach Hanschuhsheim zog. Sie war ein im Grunde häßliches und schon damals nicht mehr junges, pfälzisches Bauernmädchen. Aber ihr guter Verstand, ihr Bauernhumor, ihre Gutmüthigkeit und ihr Geschick zum Regieren machten sie für die Studenten ganz unbezahlbar und sie hat vier Jahrzehnte hindurch nicht blos für die Vandalen, sondern für einen großen Kreis von Heidelberger Studenten ihre Bedeutung gehabt. Allzeit war sie aufgeräumt und, wenn sie uns einmal ausschalt, so verrauchte ihr Zorn doch bald. Für die Einzelnen interessirte sie sich mit warmem Herzen. Gesunder Mutterwitz und eine echte Originalität zeichneten sie aus. Ihre oberdeutsche Art, ihr schon ans Allemannische anklingender Dialekt berührte gerade die Norddeutschen aufs Angenehmste. Scherzend wußte sie die Wahrheit vor den Kopf zu sagen und sie hat dadurch oft zur Corps-Erziehung der nach ihrer Ansicht stets „tappigen Füchse" beigetragen. Aber sie wußte sich in Jeden zu finden. Auch Bülow und mir gefiel es natürlich bei der „Felix".

Der dritte Tag war noch nicht vorüber, als wir uns zum Eintritt bei den Vandalen entschlossen. Noch am gleichen Tage erfolgte unsere Aufnahme als „Renoncen".

Einige Tage später kam ein in Grau gekleideter, etwa 30 Jahre zählender, hoch gewachsener Mann Abends auf die Kneipe, wurde von allen mit „Papa" angeredet und mit wahrem Jubel begrüßt. Es war Klinggräff, der seinen Auerhahn glücklich erlegt hatte und in fröhlicher Jägerstimmung unter uns trat.

Ich habe diesem ungewöhnlichen Mann an einer anderen Stelle eine Biographie gewidmet.*) Ich muß aber doch auch hier Einiges von ihm sagen, weil er sowohl für das Corps als für mich selbst von der größten Bedeutung geworden ist.

Friedrich von Klinggräff war 1825 auf dem Gute Schollendorf in Schlesien geboren. Sein Vater gehörte einer mecklenburgischen Familie an, deren jüngerer Zweig im vorigen Jahrhundert in Schlesien ansässig geworden war. Er hatte die Freiheitskriege mitgemacht und lebte in den Ideen, die durch dieselben wach gerufen waren und bekanntlich in Schlesien besonders tiefe Wurzel geschlagen hatten. Als die ältere Linie der Familie ausstarb, vererbten sich die mecklenburgischen Güter auf ihn. Er verbrachte die letzten Jahren seines Lebens vorzugsweise in Mecklenburg.

Die Mutter war eine jener edlen weiblichen Naturen, an denen jene Zeit so reich war. Die Erziehung des Knaben war in der Kindheit eine beinah ausschließlich weibliche gewesen. Aber sein Streben war, dem meist in der Ferne weilenden Vater nachzueifern, der der Welt für einen Sonderling galt, dessen Auffassungen aber tiefe waren. Der Knabe wandte sich dem Vater um so mehr zu, als der ältere Bruder einer moderneren Auffassung huldigte und dadurch in einen gewissen Gegensatz zum Vater gerieth. In seinem eigenen Verhältniß zum Vater wurzelten, wie Friedrich von Klinggräff es oft aussprach, dessen ganze Auffassungen. Er war recht eigentlich der Epigone

*) Siehe: „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes" von Freiherr Langwerth von Simmern I. S. 1—134.

und Schüler jener Richtung, die zur Zeit der Freiheitskriege emporgekommen und mit der wir damals die Franzosen geschlagen haben. Die Begeisterung für alles Deutsche blieb stets der Kernpunkt in Klinggräffs geistigem Leben. Einen besseren Patrioten hat es schwerlich jemals gegeben. Außer dem Vorbild des Vaters waren es die Eindrücke der ihn umgebenden Natur, die auf den Knaben gewirkt hatten. Schollendorf war ein Waldgut und lag, von allem Verkehr entfernt, nicht weit von der Grenze Posens. Dort zwischen den deutschen Hinterwäldlern sei er aufgewachsen, pflegte Klinggräff zu sagen. Seine Begeisterung für den Wald wurzelte auch in diesen Kindheitseindrücken.

Von den Einflüssen, die sich in der spätern Schülerzeit bei ihm geltend machten, muß vor Allem der des Professors der deutschen Geschichte Stenzel erwähnt werden, der dem mütterlichen Hause befreundet war. Wahrscheinlich hat sich Klinggräff auch schon in jenen Jahren mit altdeutscher Dichtung beschäftigt: das Nibelungenlied und Walther von der Vogelweide sind ihm alle Zeit liebe Begleiter durch das Leben gewesen. Die klassischen Studien blieben ihm dagegen auch in Halle antipathisch. Nach bestandenem Maturitätsexamen bezog Klinggräff im Jahr 1845 die Universität Heidelberg. Er galt, da er inzwischen Eigenthümer des einen der beiden väterlichen Güter in Mecklenburg geworden und Schollendorf zum Verkauf bestimmt war, schon damals für einen Mecklenburger und es fehlte nicht an Empfehlungen für die als mecklenburgisches Landescorps geltenden Vandalen.

Erst drei Jahre vorher war die Vandalia gegründet worden; aber mit der ausgesprochenen Absicht, die altstudentischen Traditionen aufrecht zu erhalten. Die Seele des Ganzen war der zum Ehrenmitgliede erhobene Mecklenburger Howitz. Das Corps genoß schon damals eines hervorragenden Rufes. Vor Allem zeichnete es sich durch eine gewisse Exclusivität aus. Klinggräffs Herz erfaßte das Corps mit der ihm eigenen Kraft. Hier fand er corporatives und deutsches Leben. Hier fand er eine echte Ueberlieferung aus unserer Vergangenheit. Den größten Ein-

fluß auf Klinggräff übte stets Howitz aus. Er hat einst eine Reise nach der Schweiz mit diesem gemacht und wußte die Anregung, die er dem kraftvollen und interessanten Manne verdankte, nicht genug hervorzuheben.

Das Jahr 1848 fand Klinggräff als Senior der Vandalen. Die Krisis war auch für das Corps eine gefährliche, und daß dasselbe diese Krisis glänzend bestand, ist wesentlich Klinggräffs Verdienst. Die Studenten bildeten in jenen unruhigen Zeiten eine bewaffnete Truppe, die auch noch im Jahr 1849 zur Erhaltung der Ordnung in Heidelberg beigetragen hat. Klinggräff war dessen Anführer. Es mag dahin gestellt bleiben, ob von Jena oder Heidelberg aus die erste Anregung zu dem Kösener S. C. ausging, der jetzt den Mittelpunkt der deutschen Corps bildet. Nach Klinggräffs eigenen Mittheilungen war aber der entscheidende Impuls von Heidelberg ausgegangen und hier war es Klinggräff gewesen, der den sich darauf beziehenden Beschluß veranlaßt hatte. Es war auch in studentischer Beziehung alles ins Wanken gerathen und es galt zunächst festzustellen, welche Verbindungen noch als Corps zu betrachten seien. Klinggräff pflegte gern von der Zusammenkunft zu erzählen, die in Folge dieser Bestrebungen in Jena damals stattfand und auf der alles Spätere dann beruhte.

Erst 1849 hatte er nach einem Studium von vier Jahren Heidelberg verlassen. Er begab sich zu dem Bruder nach Mecklenburg und hat auf dessen Gute Kemnitz $2^1/_2$ Jahre verlebt. Wichtige Jahre für seine innere Entwicklung! Er huldigte bis dahin einer gemäßigt liberalen Richtung und pflegte sich einen Konstitutionellen zu nennen. Auf die Paulskirche hatte er die größten Hoffnungen gesetzt. Aber die Enttäuschungen waren auch ihm nicht erspart geblieben. Er pflegte zu erzählen, wie er voll Begeisterung einst nach Frankfurt gefahren sei, um den Verhandlungen beizuwohnen, und wie ihn das Gezänk in der Paulskirche dann so schmerzlich enttäuscht habe. In dem mecklenburgischen Stillleben hatte er nun Muße, über Alles, was er in so unmittelbarer Nähe erlebt und mit angesehen, nachzudenken. Es war die Zeit, wo gerade die besseren und edleren

Geister Einkehr bei sich hielten und sich über die Gründe klar zu werden suchten, warum so viele edle Bestrebungen schmählich gescheitert waren. Es waren die auch für mein Leben entscheidenden Zeiten, denen Bücher wie Riehls Werke und Perthes' Leben ihren Erfolg verdankten. Zunächst sind es wohl Radowitz „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche" gewesen, die Eindruck auf Klinggräff machten. Dann aber wendete er sich mit Begeisterung Riehl zu. Noch mehrere Jahre später pflegte er zu sagen, er gehöre keiner Partei an und finde nur in Riehl einen Parteigenossen. Die mecklenburgische Verfassung imponirte ihm, und er hat ihren germanischen Grundgedanken stets festhalten wollen, wenn er auch Reformen verlangte, und sich an dem mecklenburgischen Verfassungsleben praktisch wenig betheiligte. Obwohl die preußischen Sympathien seiner Kindheit noch vorhanden waren, so nahm er doch in den Tagen von Bronnzell Partei für Österreich, das ihm das historische Prinzip zu vertreten schien.

Inzwischen hatte das Corps der Vandalen nach Howitzens Tode Klinggräff zum Ehrenmitgliede erwählt und dieser fühlte sich verpflichtet, sich seines Corps wieder anzunehmen. Im Jahre 1851 ging er zum zweiten Mal nach Heidelberg und blieb dort noch einmal vier Jahre bis Michaelis 1855. Das Verhältniß zu den „Aktiven" ward ein wahrhaft väterliches. Sein moralischer Einfluß war unbegrenzt, und er ist damals wie später unzähligen Menschen ein sittlicher Halt im Leben gewesen.

In beinah systematischer Weise wurde die nähere und fernere Umgegend Heidelbergs durchstreift. Vor Allem richteten sich die Excursionen dahin, wo es ein altes Gebäude gab. Der Zauber dieser Excursionen unter Klinggräffs Leitung war unbeschreiblich; und jeder empfing dabei eine Anregung zum Studium von Land und Leuten und zum Studium deutscher Kunst. Das ganze Leben wurde durch Klinggräff veredelt und erhielt durch ihn einen idealen Schwung. Er verstand es, sein Corps zu vertiefen und diesem dadurch eine innere Bedeutung zu verleihen, die gewiß kein anderes Corps in dieser Weise

besaß. Und je erfrischter sich alle fühlten, um so solider wurde natürlich auch das ganze Leben.

Klinggräff verfolgte seine Absichten mit der ihm eigenen systematischen Ruhe und Zähigkeit. Dabei kam ihm die Bescheidenheit seines Wesens und sein Wohlwollen für Jedermann außerordentlich zu Statten. Er hat wohl gesagt, das Corps sei in früheren Jahren eine Schule für ihn geworden, weil er sich habe unterordnen lernen; in späteren aber dadurch, daß er gelernt habe, von seiner Superiorität keinen erdrückenden Gebrauch zu machen. Nie wurde er heftig. Immer wußte er das Berechtigte in den Ansichten des Anderen anzuerkennen. In fast sokratischer Weise verstand er es, aus dem Anderen das, was er haben wollte, herauszulocken, so daß Keiner beherrscht zu werden glaubte. Dazu die männliche, zielbewußte Persönlichkeit des großen, echt germanisch aussehenden Mannes mit dem edlen blauen Auge! Dazu die moralische und patriotische Anregung, die ein Jeder täglich von ihm empfing und das stets Originelle und doch Naturwüchsige seiner Auffassungen! Ob der seltene Mann wohl begeisterte und willige Schüler um sich zu schaaren vermochte?

Klinggräff war ein Seitenstück jener Burschenschaftler, die von der Universität aus das deutsche Volk regeneriren wollten. Sein Gedanke war, daß durch das Leben auf den Universitäten auf die Entwickelung der deutschen Nation eingewirkt werden müsse; und die vom Staate völlig selbstständige Corporation schien ihm dafür das geeignetste Mittel. Von den alten Burschenschaftlern unterschied er sich dadurch, daß seine Gedanken auf einer durchaus geschichtlichen und insofern auch realistischen Grundlage ruhten.

Auch auf mich machte Klinggräff gleich vom ersten Augenblick an einen gewaltigen Eindruck. Freilich war derselbe mit einer gewissen Scheu verbunden. So gern ich sprach, so wenig wagte ich doch ein ernstes Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

In dieser Zurückhaltung wurde ich dadurch bestärkt, daß mir nach einiger Zeit durch Levetzow angedeutet wurde, ich solle

mich mehr mit den Füchsen abgeben, als ich dies bis dahin gethan hatte. Eine Reihe von „krassen Füchsen", mit denen sich das Corps sehen lassen konnte und darunter auch noch ein Hannoveraner hatten sich nämlich eingefunden. Mit dem Antrittscommers begann das eigentliche Corpssemester.

Ich will hier noch Einiges über unser gewöhnliches Leben sagen. Man frühstückte damals noch zu Haus und gewann dadurch Morgens zwei Stunden, in denen man sich auf sich selbst besinnen konnte. In das Colleg zu gehen, wurde deshalb nicht allzu schwer und ich habe in meinen drei Semestern dasselbe doch mit einiger Regelmäßigkeit besucht. Mußte man der Mensuren wegen „schwänzen", so wurden die Lücken nach dem Heft eines Nebenmannes gewöhnlich nachgeschrieben. Ich darf sagen, daß ich doch einen gewissen Ueberblick über das Recht erhalten hatte, als ich im August 1855 Heidelberg verließ.

Der Besuch des Frühschoppens war ein äußerst mäßiger und selbst im Sommer selten mehr als die Hälfte des Corps dabei versammelt. Der officielle Fechtboden war nur einmal am Tage. Allerdings mußte ich Nachhülfestunden nehmen, weil ich auch in Heidelberg nur sehr geringe Fortschritte im Fechten machte. Viel erreichte ich aber auch in diesen Privatfechtstunden nicht und man beruhigte sich bald bei dem Gedanken, daß der kleine „Langsimmern" doch einmal nicht viel Fechten lernen werde. Ueberhaupt kann ich es gar nicht genug hervorheben, wie viel Rücksicht man auf meinen zarten Körper nahm. Niemals hat man mich durch einen nächtlichen Schabernack beunruhigt. Auch anderer Quälereien entsinne ich mich nicht.

Der Nachmittagskaffee wurde bei „der Thiele" getrunken. Dann pflegte ich mich auf eine bis anderthalb Stunden zurückzuziehen. Dann ein großer Spaziergang in die Berge, der häufig bei der „Felix" endigte! Dann regelmäßig zur Kneipe! Diese dauerte aber, wenn nicht „Freinacht" erbeten wurde, nur bis 11 Uhr. Um $^3/_4$ 11 mahnte die „Lumpenglocke", daß es bald Feierabend sei; und um 11 erschien, wenn wir nur einen Augenblick säumten, ein Pedell, um Allem ein Ende zu machen.

Ueber die Stellung, die das Corps damals im S. C. einnahm, kann ich natürlich nur nach dem äußeren Eindrucke urtheilen. Ich hatte aber das Gefühl, daß dieselbe gerade damals eine beherrschende war. Vor Allem trug Westrell dazu bei. Nach dem, was ich hörte und sah, konnten auch die etwa fünfzig Mann starken Schwaben damals nicht gegen ihn aufkommen, obwohl sie einen tüchtigen Senior besaßen und obwohl ihnen die große Zahl alter, commentkundiger Corpsburschen in allen diesen Semestern sehr zu Statten kam. Auch bei den sogenannten „Krähereien" auf der Mensur, d. h. bei den Wortgefechten zwischen den Secundanten oder Zeugen schien mir die Ueberlegenheit stets auf Seiten der Vandalen zu sein und ich verfolgte diese Dinge mit weit größerem Interesse als die Mensuren selbst.

Erst am 14. Mai kam ich zu einem Briefe an den Freund. „Sein Versprechen muß man halten," heißt es darin, „deshalb zwinge ich mich auch jetzt, so schwer es mir fällt, dazu, für einen Augenblick mich aus dem Getreibe herauszureißen, dem ein krasser Fuchs ergeben zu sein pflegt. Ich bin denn faktisch mit Bülow bei den Vandalen eingetreten; und zwar sehr bald, da schon nach sehr kurzer Zeit es uns beiden nicht mehr zweifelhaft sein konnte, was wir zu thun hatten. — — — — Auch habe ich in der ganzen Zeit dasselbe Urtheil über die Vandalen bewahrt, das ich mir gleich Anfangs gebildet und das genau mit dem günstigen Vorurtheil übereinstimmt, das ich mit hierher brachte. — — — Ich halte es meinerseits kaum für möglich, daß irgendwo ein besseres Corps existirt. Die Mehrzahl sind sehr solide, sehr „wöhnliche" *), nette und feine Menschen. — Es sind einige hervorragende Persönlichkeiten darunter. — — Die allgemeine Stimme soll uns hier als das tüchtigste Corps bezeichnen. — — — —

Alle Corpssachen haben für so einen krassen Fuchs natürlich großen Reiz, Es ist allerdings wahr, daß Einem Manches

*) Ein hannöverscher Ausdruck für das, was man sonst gemüthlich nennt. Doch dachte man dabei an eine gewisse niederdeutsche Färbung der Gemüthlichkeit.

sonderbar oder doch sehr fremdartig erscheinen muß. Aber das ist ja gerade das Wunderbare des Studentenlebens, dieses Lebensstadiums, das so ganz und gar aus den übrigen Weltverhältnissen herausgerissen ist. Es steht mitten zwischen dem Scherz der Kindheit und dem Ernst des Mannes und vereint Beides zu einem ganz kuriosen Ganzen. Mir scheint, diese Vereinigung kann aber nur durch das Corpsleben geschehen, weil sonst diesem Leben der Ernst fehlt. Denn die Corps zeichnen sich durch gleichsam kriegerischen, genossenschaftlichen und mittelalterlich-traditionellen Charakter ja eben vor allen Verbindungen aus und werden dadurch zur besten Schule. Dieser kriegerische und dieser traditionelle Charakter erwächst aber zum großen Theil aus dem studentischen Duell, das Fremden leicht als eine Lächerlichkeit, als ein Spiel erscheint. Es ist aber ein Spiel, auf dem eben der Ernst des Corpslebens beruht. —

Dies sind so ungefähr meine Gedanken, mit denen ich es entschuldige, daß jegliches andere Interesse des wirklichen Lebens für den Augenblick bei mir zurücktritt. Mir erscheint unser hiesiges Leben als ein heiteres Vorspiel unseres kommenden, indem wir dabei für den Moment eine Wichtigkeit erlangen, wie wir sie später nicht als gereifter Mann haben." —

Vor Allem war es die große Solidität, was mir gefiel, und der anständige, sittliche Ton, der weit über das, was ich von der Schule her gewohnt war, hinausging. Dazu kam dann das einträchtige Zusammenhalten des ganzen Corps und dessen Stellung in der Studentenschaft. Früh schon legte ich bei meinen germanistischen Auffassungen und meinen hannöverschen Tendenzen auch ein großes Gewicht auf das landsmannschaftliche Prinzip. Ich sah in der Vandalia die Vertreterin des niedersächsischen Stammes und hatte um so mehr ein Verständniß für das niedersächsische Corps auf der süddeutschen Universität, als das Eigenthümliche meiner Familie doch eben darin bestand, daß sie eine hannöverische Familie am Rhein darstellte. Auch die Exclusivität der Vandalia gegen Außen entsprach dem Leben, das meine Familie am Rhein führte und nicht minder der familienartigen Beschränkung, die ich selbst stets gesucht

habe. Gar oft im Leben und gerade auch wieder in meinen letzten Lüneburger Schuljahren war ich unzart behandelt worden und ich hatte oft gefühlt, daß man sich hinter meinem Rücken über mich aufhielt. Um so wohler that mir die Art, wie ich hier behandelt wurde. Es richtete mich auf, daß ich überzeugt sein konnte, richtig zu handeln, wenn man mir nicht das Gegentheil sagte. Ich erkannte bald, daß ich im Corps einen Halt gewonnen hatte, der mir bis dahin gefehlt und wie die Unterordnung unter ein Ganzes mir innerlich und äußerlich wohl that. Immer mehr auch schwanden die Zweifel an mir selbst, mit denen ich mich Anfangs noch gequält hatte. Denn ich fühlte, daß es mir gelingen werde, mir das anzueignen, was man von mir verlangte. Ich darf ohne Ueberhebung sagen, daß man mir im Leben immer wohl gewollt hat, wenn ich mich geben konnte, wie ich war und wenn ich mit vollem Herzen dabei war. So ging es mir auch hier. Unter den Menschen, die sich meiner freundlich annahmen, nenne ich außer Levetzow und Hurtzig auch Struck, der seit Pfingsten als zweiter Chargirter an des inaktiv gewordenen Hurtzig Stelle getreten. Im Hintergrund stand bei alle dem wohl von vornherein Klinggräff.

An täglichen Spaziergängen fehlte es bei gutem Wetter nie. Klinggräff gab dabei eine so rasche Gangart an, daß ich kaum mitkommen konnte. Besonderes Vergnügen machte das sogenannte „Schneftern", d. h. das Aufsuchen von Richtwegen, die bei uns Schneider oder Schnefter hießen. Häufig kletterten wir, was damals noch erlaubt war, auf den Mauern des zum Schloß gehörenden Otto-Heinrichsbaues umher.

Auch an mehrtägigen Touren fehlte es nicht. Unvergeßlich wird mir die Pfingsttour in die Pfalz sein, die wir mit sogenannter Selbstdirektion, d. h. mit Wagen, deren Kutscher wir selbst waren, machten. Die Fahrt ging über Dürkheim und Neustadt nach Kaiserslautern, Zweibrücken, Dahn, Annweiler und zurück über Speyer. In Neustadt kamen zwei alte Corpsbrüder aus der Zeit von Klinggräffs Aktivität hinzu. Alles Erdenkliche wurde jetzt aufgestellt. Einmal kauerten wir uns eines Abends spät nach Türkenart um eine auf der Erde stehende Punsch-

bowle, und sangen dazu ein gar seltsames Lied, dessen Refrain wir dadurch begleiteten, daß wir uns taktmäßig in die Höhe schnellten. Sogar auf das Dichten verlegten wir uns. Wenn die Insassen des einen Wagens ihre Verse fertig hatten, so fuhren sie an dem anderen vorüber und sangen diesem ein Spottlied zu.

Nach dem Melibocus und Heilbronn führten uns zwei andere Touren. Zahlreich waren die Sonntagsausflüge. Bei einem derselben bin ich Klinggräff unerwarteter Weise näher getreten. Es war bei dem Besehen einer alten Burg hoch oben auf einem Berge, daß wir uns aussprachen. Ich erinnere mich, daß Klinggräff mir erstaunt sagte, wie er sich freue, aber wie unerwartet es ihm auch sei, in mir einen Gesinnungsgenossen zu finden.

Das Interesse für die Gothik, das in Lüneburg bei mir angeregt worden war, erhielt jetzt eine neue Nahrung. Zum ersten Mal wieder seit jener Reise, die ich als Knabe gemacht, versuchte ich zu zeichnen. Daneben wurden Land und Leute im Riehl'schen Sinne studirt. Es war wieder eine Periode, an die ich nicht ohne Rührung zurückdenken kann. Jetzt endlich war die Zeit gekommen, wo ich an meine Rinteler Anfänge wieder anknüpfen konnte. Es bot sich mir hier in der That die Gelegenheit, meine damaligen Ideen auf ein praktisches Feld zu übertragen und auf diesem zu bethätigen. Mein Leben hatte wieder einen Inhalt gewonnen.

In den Herbstferien machte ich mit zwei „Confüchsen" — es waren zwei Greifswalder, jüngere Brüder des später so berühmt gewordenen Professors Billroth — eine Reise durch Tirol und Salzburg. Auch dies war wieder ein Ereigniß für mich. Ich hatte das Geld dazu schon Jahre lang von allerhand Geschenken u. s. w. zusammengespart, so daß ich nur eines verhältnißmäßig geringen Zuschusses bedurfte. Eine längere Reise hatte ich seit 1846 nicht wieder gemacht und eine größere Fußreise überhaupt noch nie. Die Alpen kannte ich auch noch nicht und nicht minder wirkte der Gedanke auf mich, daß ich jetzt zum ersten Mal österreichisches Gebiet betreten sollte.

Ueber den Bodensee kommend, begannen wir in Bregenz

die Wanderung. Wie hatte ich auf dem Dampfschiff die dunklen Vorarlberger Alpen, auf die wir losfuhren, angestaunt! Der doch noch ziemlich niedrige Pfänder kam mir wie ein sehr hoher Berg vor. Daß wir in diese Bergwelt hinein sollten, erfüllte mich mit freudigen Schauern. Ganz eigen kam mir Alles vor, als ich dann den österreichischen Boden betreten hatte. Wir wohnten mitten im Ort in einem ziemlich alterthümlichen Wirthshause, das zugleich die Post war. Alles war schon wesentlich anders, als ich das gewohnt war. Aber darin lag gerade der Zauber. Auch der Ort berührte mich ganz eigenthümlich. Auf Schritt und Tritt wurde man an etwas andere Lebensgewohnheiten und etwas andere Verkehrsbeziehungen erinnert. Der Blick von dem oberhalb der Stadt liegenden Gebhardsberg auf den Bodensee war herrlich.

Des anderen Tages ging es dann wirklich hinein in die Berge: zunächst nach dem Bregenzer Wald. Hier glaubte ich schon mitten in den Alpen zu sein. Die Häuser waren fast ganz von Holz und erhielten durch den überdeckten breiten Gang an der einen Seite, den sogenannten Schupf, ein ganz eigenartiges Ansehen. Ohne Hofräume und Düngerstätten über grüne Matten ausgestreut, gewährten sie den lieblichsten Anblick. Das Volk trug ganz allgemein Nationaltracht. Niemals habe ich schönere Leute und ein edleres Volksthum gefunden als dort. Dabei machten die Menschen einen ungewöhnlich intelligenten Eindruck. Die Gesichtszüge waren sehr fein, der Teint fast so weiß wie in Holstein, der ganze Typus blauäugig und blondhaarig und fast ohne jede Beimischung. Alle Dörfer hatten rein deutsche Namen und endigten mit Ausnahme des Hauptorts Schwarzenberg sämmtlich auf au. In Schwarzenberg selbst wurde man durch ein von ihr gemaltes Bild an Angelika Kauffmann erinnert, deren Vater von hier stammte. Interessant war der Bregenzer Wald auch dadurch, daß die Schweden, welche im dreißigjährigen Kriege bis hierher vorgedrungen, von den dortigen Bauern überfallen und geschlagen worden waren. In Allem und Jedem hatte man den Eindruck eines ungebrochenen Volksthums. Ich mußte geradezu an Schilderungen denken, wie sie

uns aus dem griechischen Alterthum überliefert sind. Ich halte diese Bregenzer Wäldler für die edelsten unter allen Allemannen.

Am dritten Tage stiegen wir über eine Wasserscheide nach dem Lech, um so an die Arlbergstraße zu kommen. Niemals bin ich später so sehr von der Alpennatur überwältigt worden, wie hier. Oben kehrten wir in eine Art Sennhütte ein. Ich lenkte das Gespräch auf die Politik. „Gott läßt Österreich nicht untergehen," sagte ein Mann in mittleren Jahren zu uns. Ich führte über Alles ein genaues Tagebuch, das ich leider nicht mehr habe, das aber durchaus im Riehlschen Sinne geschrieben war.

Am Lech und in Stuben fanden wir schon eine sehr verschiedene Volksart. Den Arlberg passirten wir mit der Post. Drüben in Tirol war der Unterschied noch weit in die Augen springender und ich war, offen gestanden, doch recht enttäuscht. Wir machten von Landeck aus die Fahrt nach Meran im Stellwagen. Die Häuser waren hier überall von Stein, die Orte eng und stadtartig. Die Leute im Oberinnthal und Oberetschthal — letzteres heißt bekanntlich der Vintschgau — hatten trotz ihrer deutschen Sprache etwas entschieden Fremdartiges. Ueberall schien Gütertheilung zu herrschen. Von der Nationaltracht waren kaum schwache Reste übrig geblieben. Auch fand ich namentlich das Vintschgau trocken und reizlos. Interessant wurde mir die Fahrt durch einen Advokaten aus Botzen. Ich benutzte die Gelegenheit, um mich über Land und Leute zu unterrichten. Unser Reisegefährte wohnte im Sommer in einem Dorfe oberhalb Botzen und lud uns ein, ihn zu besuchen.

Von Meran an änderten sich wieder Volksart und Menschen. Die Bauernhäuser waren größer und zeigten mehr Holzwerk. Das Ganze wurde gemüthlicher. Hier begann wieder eine echte National-Tracht: die des Andreas Hofer, mit dem runden Hut und der rothgefütterten Jacke. Man sagte mir, daß es auch hier wieder geschlossene Höfe gebe, die bei der Erbtheilung nicht zertrümmert würden. Je mehr wir uns Botzen und dem Eisack näherten, desto sichtbarer wurden all diese Spuren des Deutschthums. Offenbar hatte das Eisackthal einen Weg für die Fluthen der Völkerwanderung gebildet und diese hatten hier das ursprüng-

lich rhätische Element in hohem Grade weggeschwemmt. Um den Sandwirth von Passeyr für das Deutschthum zu retten, bildete ich mir ein, daß auch durch das Passeyrthal, das bekanntlich bei der Burg Tirol und Meran mündet, eine deutsche Einströmung stattgefunden habe.

Alles dies wurde, soweit die Zeit es mir gestattete, in meinem Tagebuch behandelt. Mehr und mehr entzückte uns aber auch die südliche Vegetation. In einem Orte zwischen Meran und Botzen waren die Weinreben über die Straße gezogen. Ueberall sah man Weinberge, Nußbäume und zahme Kastanien. Es ist lächerlich, Botzen eine italienische Stadt zu nennen, da die eingesessene Bevölkerung durchaus deutschredend ist. Aber einen entschieden südlichen Stempel trägt das Land hier allerdings.

Wir besuchten von Botzen aus wirklich unseren Stellwagengefährten in seinem Dorf, wo er mit zwei Schwestern Haus hielt. Da es Sonntag war, so gingen wir Nachmittags auf die Schießstätte und sahen zu, wie die Bauern nach der Scheibe schossen. Unser Wirth war ein feiner und kluger Mann von rhätischem Typus. Wir erfuhren auch jetzt wieder Vieles von ihm. Aber er war ein malkontenter Liberaler. Das Bild, das er von den österreichischen Verhältnissen entwarf, stimmte wenig mit dem, das meine Phantasie sich entworfen hatte. Dabei zeigte sich ein ausgesprochener Gegensatz gegen Wien und das Wienerthum. Einer meiner preußischen Reisegefährten meinte, es scheine, daß man wie in Preußen so auch in anderen Ländern gegen die Hauptstadt eine gewisse Gegnerschaft nähre. Ich will nicht leugnen, daß das, was unser Hauswirth in dieser Beziehung sagte, einen Eindruck auf mich gemacht hat: als ich neun Jahre später Wien kennen lernte, sah ich es von vornherein mit einem gewissen Vorurtheil an.

Es kann übrigens sein, daß ich unseren Wirth durch mein Ausfragen in Verbindung mit meiner Begeisterung für alles Österreichische genirte. Wir blieben die Nacht bei ihm. Zu unserem Erstaunen war er am anderen Morgen aber verschwunden. Er hatte französischen Abschied genommen, ließ uns

grüßen und sein Bedauern aussprechen, daß er in Geschäften früh nach Botzen herunter gemußt habe.

Unsere von Heidelberg mitbekommene Reiseronte — nach Reise-Handbüchern zu reisen, war damals noch bei den Vandalen verpönt — hätte uns nun den Eisack entlang und über den Brenner nach Innsbruck geführt. Man redete uns hier in Tirol aber zu, unseren Weg wieder nach Meran zurück, von da über den Oetzthaler Ferner und durch den östlichen Theil des Oberinnthals zu nehmen. Die Tour führte durch das Passeyrthal. Lange gingen wir dann über ein Eisfeld. Erst hier waren wir in die Hochalpenwelt eingetreten. Aber mich berührte dies Alles völlig anders, als das, was ich bei der Wanderung durch den Bregenzer Wald und von da nach Stuben gesehen hatte. Unsere Führer — wir hatten deren drei und darunter auch eine Frau — waren mir ungemüthlich und zeigten eine Lebendigkeit, die in meinen Augen wieder etwas Fremdes hatte.

In Gurgl übernachteten wir bei dem Geistlichen, der das Quartier für Fremde herzugeben pflegte. Während mich in Vorarlberg die Schauer der Gebirgswelt über mich selbst hinweggehoben hatten, fühlte ich mich im Oetzthal vereinsamt: ich begann mich nach der Heimath zu sehnen. Auch hier war Alles offenbar von rhätischem Stamm, wenn auch die romanische Sprache im westlichen Tirol völlig ausgestorben ist. Die Leute schienen mir hier etwas Unfreundliches zu haben. Etwas Dumpfes lag über Land und Leuten.

Innsbruck heimelte mich deutsch an. Wie interessirte mich nicht das goldene Dacherl und das, was in Ambras noch von den ehemaligen Sammlungen zurückgeblieben war! Hier in Innsbruck trafen wir auch wieder österreichisches Militär. Unterhalb Innsbrucks hatte Alles vollends einen durchaus deutschen Charakter und ebenso am Achensee und im Zillerthal: die doch wenigstens zum Theil von Holz gebauten Häuser und sogenannten Heustadel auf den Matten hingestreut, Wohlhabenheit und geschlossene Höfe und bald wieder jene andere Tracht, die wir von unseren Badeorten als „Tiroler" Tracht kennen! Die Leute waren kräftig, heiter und freundlich. So blieb es, mit Aus-

nahme des Pinzgaus, wo es uns wieder weniger gefiel, auf der ganzen Reise bis Salzburg.

Eigentlich hatten wir über München zurückreisen wollen. Da aber dort die Cholera herrschte, so fuhren wir mit der Post nach Regensburg, das mich sehr anregte und dann über Würzburg, das ich freilich nur im Dunkeln kennen lernte, an den Rhein. Als ich ins Rheingau zurückkam, sah ich dieses zum ersten Mal mit etwas freundlicheren Augen an. Denn ich betrachtete es jetzt, wo ich den wirklichen Süden Deutschlands hatte kennen lernen, als ein, wenn auch verwässertes, Stück Oberdeutschland. Mein Interesse für Österreich hatte sich auf dieser Reise trotz jenes Botzener Advokaten nicht verringert. Die österreichischen Alpenländer setzte ich in Riehlscher Art in eine Parallele mit unseren Seegegenden; und es wurde mir nicht schwer, eine große Menge von Aehnlichkeiten heraus zu finden. Nicht die Seegegenden überhaupt schienen mir freilich für diese Analogie zu passen, sondern nur unsere Nordseegegenden. Das echte Oberdeutschland und das echte Niederdeutschland, das seien die Pole, meinte ich, um die sich unsere Geschichte zu drehen habe. Ich schrieb etwas später einen kleinen Aufsatz über die Zukunft Hannovers. Darnach sollte dieses einen niedersächsischen Bund gründen und an dessen Spitze treten. Damit wurde der Wunsch verknüpft, daß es ihm gelingen möchte, das Göttingensche — die Größe stimmte freilich nicht ganz — mit Oldenburg zu vertauschen. Ich dachte damals z. B. auch an eine Österreich in Ostfriesland zu gewährende Flottenstation.

Mein zweites Heidelberger Semester stand schon als ein Wintersemester hinter dem ersten etwas zurück. Westrell, Struck und Giffenig hatten uns verlassen. Simon war Senior. Göring, unser zweiter Chargirter, war der Sohn eines altpreußischen Beamten in Münster und ein heiterer, liebenswürdiger, wohldenkender Mensch. Dritter wurde Raspe: ein Mecklenburger, den eine Gemüthlichkeit und eine Biederkeit, wie man sie doch nicht häufig im Leben findet, auszeichneten. Unter den Corpsburschen dieses Semesters möchte ich noch den Oldenburger Lehmann nennen: einen stillen, in sich gekehrten Menschen, der

sehr musikalisch war und mich wegen seines Ernstes und seiner Solidität anzog.

Nach Außen hin wurde unsere Stellung schon dadurch eine weit ungünstigere, daß drei Schwaben bei den der Zahl nach auf ein Minimum reducirten Westphalen, um diese „zu halten", eintraten. Die Westphalen brachen in Folge dessen das „Cartell" mit uns ab und traten in ein solches mit den Schwaben. Da diese außerdem auch in einem Cartell mit den Saxoborussen standen, so bildete sich ein studentischer Dreibund heraus, der lange hin vorhielt und den Schwaben, die nun einmal als der Gegensatz von uns erschienen, die Majorität im Senioren-Convent sicherte. Auch bei dem „Krähen" auf der Mensur hatten wir jetzt weniger Glück als früher. Aber die innere Tüchtigkeit des Corps blieb dieselbe. Klinggräffs Einfluß war beinah noch gestiegen. Auch Simon schloß sich aufs Engste an ihn an.

Noch vor Weihnachten hatte ich meinen ersten Waffengang oder, studentisch zu reden, meine erste „Mensur" zu bestehen. Ich erhielt einen Schmiß in das Kinn, den der Paukdoctor, um die Zahl der Nadeln im Mensurbericht nicht zu vermehren, ungenäht ließ. Diese eine Mensur wurde als genügend für die Reception erachtet. Noch im Januar wurde ich mit vier Anderen in das engere Corps recipirt. Der Act der Reception machte einen höchst feierlichen Eindruck und ich habe nie vergessen, was vom Senior damals zu uns gesagt wurde.

An Ausflügen in die Umgegend fehlte es auch im Winter nicht ganz. Klinggräff war unermüdlich im Entwerfen von Plänen dazu und besaß darin geradezu eine Virtuosität. Hatten wir kein weiteres Ziel, so gingen wir zu unserer „Felix" und ließen uns bei ihr einen „Schoppe Reie" und „Käschte geräscht"*) geben. Uebrigens gab es zuweilen auch noch nach der Kneipe eine Excursion. Es kam vor, daß Klinggräff, um sich von einem Unwohlsein zu kuriren, dann noch im Schnee auf den Heiligenberg stieg.

Auch einer Schlittenfahrt des gesammten S. C., d. h. der

*) Geröstete Kastanien.

gesammten Corps und eines studentischen Begräbnisses erinnere ich mich. Letzteres fand Abends statt. Studentische Trauermarschälle in altüberkommener Tracht leiteten den Zug. Wir trugen sämmtlich Fackeln. Wie feierlich war es, als diese dann auf dem Universitätsplatz zusammengeworfen und das „Gaudeamus igitur“ dazu angestimmt wurde!

Der, den wir so bestatteten, hatte uns Vandalen im Leben ferngestanden. Noch vor dem Schluß des Semesters aber traf uns eine Trauernachricht, die uns recht nahe berührte. Karl von Bennigsen war zu Göttingen in einem Pistolenduell geblieben. Eine Deputation von nicht weniger als acht Corpsbrüdern — Klinggräff an der Spitze — wurde nach Göttingen abgesandt. Ich befand mich mit bei der Deputation und habe bei dieser Gelegenheit Göttingen zum ersten Mal kennen gelernt. Daß dies keine günstige Gelegenheit war, liegt auf der Hand und ich sah denn auch in der That Göttingen mit keiner freundlichen Brille an. Alles erschien mir klein, eng, prosaisch.

Eigentlich hätte ich mit meinen Corpsbrüdern nach Heidelberg zurückkehren müssen. Aber mein Großvater hatte mich meiner Schwester Frida zu Liebe, welche jetzt wieder in Holstein weilte, zu sich für die Osterferien eingeladen und ich zog es vor, die Zeit bis zum Beginn der Ferien bei meinem Freunde * * zuzubringen, der jetzt im Hildesheimschen auf dem schönen Wohldenberge als Auditor lebte. Heut zu Tage, wo man streng auf den Schluß des Semesters hält, wäre es nicht möglich gewesen, so einfach von Heidelberg wegzubleiben. Aber Klinggräff und die übrigen Corpsburschen, die mit nach Göttingen gekommen waren, erhoben keine eigentlichen Einwände und man hat mir mein Wegbleiben in Heidelberg wenigstens nicht allzu übel genommen.

Ich verbrachte auf dem Wohldenberge eine Woche: die ganze Gegend war von Schnee bedeckt. „Das Amt“ lag einsam, ziemlich hoch über einer hügeligen Ebene. Außer dem Amthaus war nur noch ein Krug vorhanden, in dem der Auditor und nun auch ich wohnte. Weil die Gegend noch bewaldet, so war die Aussicht auch im Winter eine schöne. Aber man fühlte sich

dort oben im Schnee gewaltig vereinsamt. Der Freund und ich hatten uns fast ein Jahr lang nicht gesehen und natürlich viel zu erzählen. Karl Bennigsens Tod hatte * * tief erschüttert.

Vom Wohldenberg reiste ich mit einem kurzen Aufenthalt in Lüneburg nach Holstein und kam dort unerwarteter Weise wieder zu einem Begräbniß.

Ich hatte geglaubt, daß mein Großvater mit seiner Familie von Kiel bereits nach Bothkamp übergesiedelt, erfuhr aber dort, daß er erkrankt und in Kiel noch zurückgeblieben sei. Ich eilte dorthin. Schon die Berichte der Leute in Bothkamp hatten mich aber das Schlimmste befürchten lassen. Mein Großvater lebte noch und ich habe ihn auch noch gesehen. Aber sein Zustand war ein hoffnungsloser und er ist nach wenigen Tagen gestorben. Meiner Schwester war es eine große Freude, daß ich gerade in diesem Augenblick bei ihr sein konnte. Aber ihr Leiden hatte sich diesmal in Holstein nicht gebessert und sie hatte schon damals die Ahnung von ihrem eigenen frühen Tode.

Ich entwarf in jenen Kieler Tagen ein Lebensbild meines edelen Großvaters und suchte ihn dabei in seiner socialen Bedeutung zu fassen und zu schildern.

Nach einem kurzen Besuch in Eltville traf ich wieder in Heidelberg ein. Niemand hatte sich dort noch die Frage beantwortet, an wen die „Chargen" jetzt zu vertheilen seien. Die Meinungen schwankten. Da tauchte plötzlich der Gedanke auf, daß einer der beiden Gebrüder Billroth, der geeignete Kandidat für die erste Charge sei. Die beiden waren Zwillingsbrüder, beide Theologen und hießen wegen ihrer großen Ähnlichkeit „der Eine" und „der Andere": der, den wir ins Auge faßten, war „der Andere." Was ihn auszeichnete und ihm schließlich die Majorität verschaffte, war ein großer sittlicher Ernst, der schon in seinen Zügen ausgedrückt war. Vermuthlich ist es doch wieder Klinggräff gewesen, der, ohne daß wir es merkten, unsere Wahl leitete. „Zweiter" wurde Ursinus aus Magdeburg und „Dritter" Bülow.

Ob Billroth seiner Aufgabe vollkommen gewachsen war, bleibe dahingestellt. Nach Außen zu repräsentiren verstand er

wohl in einem kaum genügenden Maße und auch nach Innen war er keine durchschlagende Persönlichkeit. Aber er war ein ernster, sittenstrenger und im tiefsten Sinne des Worts frommer Mensch. Seine Aufgabe als Senior hat er so hoch gefaßt, wie dies selten vorkommen wird. In rührender Weise legt die Lebensbeschreibung davon Zeugniß ab, die er seinem Zwillingsbruder nach dessen Tode widmete. Er sagte darin, daß er und sein Bruder als Geistliche das für die Menschheit erstrebt hätten, was sie im Corps für einen beschränkten Kreis gewollt.

Es liegt auf der Hand, welchen Einfluß ein solches Streben auf das Corps haben mußte. Und gerade weil Billroth bei der Leitung des Corps nicht sehr hervortrat, hat sein indirekter, ich möchte sagen missionirender Einfluß große Wirkungen gehabt. Wie er auch in Nebendingen veredelnd einzuwirken suchte, bewies er z. B. durch die Gründung eines Singkränzchens.

Ein von Billroth sehr verschiedener Mensch war der gleichfalls verstorbene Ursinus. Er war in Beziehung auf unsere Traditionen, wie ich es wohl aussprechen darf, ein etwas fremdes Element und stand an der Spitze einer Gruppe, die sammt und sonders den östlichen Gegenden angehörten. Wenigstens in den kleinen äußeren Dingen, auf die ich aus Grundsatz einen so großen Werth legte, neigte er zu Neuerungen und er hat manche derselben, trotz meines lebhaften Widerspruchs, durchgesetzt. Seine ganze Lebensauffassung war aber auch eine moderne. Ich befand mich fortwährend im Streit über die Prinzipien der Fuchserziehung mit ihm. Wenn ich die „Fuchszucht" und die Interessen der Gesammtheit betonte, so sprach er von der Berechtigung der Individualität und hatte eine Art Menschenrechte auch für das Corpsleben im Auge. Aber er war ein begabter, klar denkender, geistig angeregter und energischer Mensch; dabei innerlich wahr, begeisterungsfähig und an Reife uns Anderen überlegen. Er hat später denn auch eine rasche Beamtenkarriere gemacht und starb in verhältnißmäßig doch noch jungen Jahren als Geheimer Oberregierungsrath im preußischen Eisenbahnministerium.

Auch Ursinus ergriff unser Corps in seiner Art mit

Wärme und einem Verständniß, das ich gerade bei solchen Naturen nicht selten gefunden habe. Er hat mir einst gesagt, jedes Corps halte sich natürlich für das beste; aber er sei fest überzeugt, daß wir das beste seien.

Ich war trotz unserer Gegnerschaft immer gut Freund mit Ursinus und fand sonderbarer Weise oft mehr Verständniß bei ihm als bei denen, welche eigentlich zu mir hielten. Durch seine Klugheit und sein feuriges Streben wurde er jedenfalls ein nützliches Element. Ja, auch seine Neuerungssucht bildete einen Gährungsstoff, der genützt und zu dem Proceß, der sich in unserer Mitte vollzog, beigetragen hat.

Wiederum ein ganz anderer Mensch war Bodo von Bülow. Er war der Typus eines Alt-Hannoveraners und von kerniger Denkart. Sein gesundes und niemals bestochenes Urtheil, seine Solidität, sein praktisches Geschick, eine zurückhaltende Vorsicht und eine Kaltblütigkeit, die sich nie hinters Licht führen ließ, machten ihn zu einem wichtigen Mitgliede des Corps-Convents. Weder für sich noch für Andere überschätzte er jemals die Gunst einer Lage; aber er war auch ein Feind aller unnützen Klagen. Bei seiner Ordnungsliebe, seiner Accuratesse und seinem Talent für alles Geschäftliche ist er ein trefflicher Kassenführer gewesen. Wir hielten in allen Corpsangelegenheiten treu zusammen, so daß er mir zu einer rechten Stütze ward. Im darauffolgenden Semester wurde Bodo Bülow erster Chargirter und begann damit die Reihe der aus Hannover stammenden Senioren, die von Einfluß auf die Entwicklung des Corps gewesen sind.*)

Die Vandalen besaßen damals einen ausgezeichneten Schläger. Es war dies Karl Bennecke, der in der Gegend von Magdeburg auf dem Lande zu Hause war und zu den Kraftnaturen gehörte, denen man ehedem auf den deutschen Universitäten begegnete und die hoffentlich noch nicht ganz ausgestorben sind. Er hatte mancherlei Eigenthümlichkeiten, ja Excentricitäten und

*) Bodo von Bülow ward später großherzoglich mecklenburg-schwerinscher Staatsrath und leitete als solcher lange Jahre das Finanzministerium in Schwerin.

wurde im Beginn des Semesters, weil er energisch arbeiten wollte, inactiv. Aber er war und blieb alle Zeit ein wichtiger Factor für das Corps. Denn er gab sich Klinggräffs Ideen mit ganzer Wärme hin und es verband sich bei ihm damit in bewußterer Weise als bei Anderen der Gedanke an eine Regeneration unseres Vaterlandes. Als gegen den Schluß des Semesters eine Corpsangelegenheit einen guten Schläger erforderte, ist er wieder eingetreten und war mit Herz und Hand dabei. Bennecke gehörte zu denjenigen, die ich als „Urvandalen" zu bezeichnen pflegte und er hat bis auf den heutigen Tag sein Interesse für das Corps stets in der wärmsten Weise bethätigt.

Unter den neuen „Brandfüchsen", die nun bald als „Jungburschen" in das engere Corps eintraten, muß ich zwei hervorheben, die nachgehends von Bedeutung für das Corps geworden sind. Das eine war Jasper von Bülow aus Schwerin*): wegen seiner schwarzen Haare im Gegensatz zu dem blonden Lüneburger Bülow „der schwarze Bülow" genannt. Er war eine edle, innerliche Natur: still, zurückhaltend, milde und liebenswürdig. Jeder mußte ihn gern haben. Klinggräff rechnete ihn zu den tiefen und bedeutenden Menschen, denen es nur schwer werde, „abzukochen". Die nöthige Entschiedenheit des äußeren Auftretens hat er sich erst allmählich angeeignet. Er hatte etwas Feines und in gewissem Sinne Elegantes, ohne jedoch je manierirt oder junkerhaft zu werden. Eine hochstehende Persönlichkeit sagte bei seinem frühen Tode von ihm, er sei eine jener innerlich vornehmen Naturen gewesen, die so selten würden. Jasper Bülow ist später wiederholt Senior und den Vandalen eine rechte Corpsmutter gewesen. Er hielt an den strengsten Corpsprinzipien fest und wußte die Corpsbrüder, ohne daß sie es merkten, dafür zu erziehen.

Wiederum einen Gegensatz zu ihm bildete Lucius, der sich später als Parlamentarier und preußischer Ackerbauminister einen Namen gemacht hat. Er war im Ganzen von der gleichen Denkart und Haltung wie Ursinus, an den er sich eng anschloß.

---

*) Er starb 1878 als Hofmarschall in Strelitz.

Lucius fühlte sich sehr als Thüringer. In gewissem Sinne befand auch er sich in einer Opposition gegen die alten Corpstraditionen der niederdeutschen Vandalen; er war noch neuerungssüchtiger als Ursinus. Aber er war ebenfalls begeisterungsfähig, energisch, ehrliebend, treu und dabei gewandt, zu jedem Unternehmen aufgelegt und zu gebrauchen. Seine mitteldeutsche Liebenswürdigkeit machte ihn stets gern gesehen.

Ein ganz vortreffliches Material besaßen wir an den neu hinzugekommenen krassen Füchsen. Ihre Zahl war sehr groß, so daß sich der Bestand des Corps auf einunddreißig hob. Das entscheidende Moment war die große Zahl von Hannoveranern, die sich unter den neuen Füchsen befand. Rechnete man die Corpsburschen hinzu, so bestand über ein Drittel des Corps aus Hannoveranern oder doch aus solchen, die von hannöverschen Schulen abgegangen waren.

Aus Niedersachsen waren die Vandalen 1842 gegründet worden. Aus den „Hanseaten" waren sie hervorgegangen, die sich kurz vorher aufgelöst hatten. Der Name Vandalen ist, wie ich hier zur Erklärung bemerken will, die altstudentische Bezeichnung der Mecklenburger und beruht auf einer Verwechslung von Wenden und Vandalen. Aber Mecklenburg hatte mit zu dem niedersächsischen Kreise gehört und noch heute ist die niedersächsische Volksart bekanntlich in Mecklenburg besonders kräftig ausgebildet. Klinggräff meinte wohl, wir müßten statt Vandalen eigentlich Niedersachsen heißen. Auch Hannoveraner waren deshalb stets unter den Vandalen gewesen, und Alles, was von Göttingen kam, pflegte ursprünglich zu ihnen zu gehen, wenn sie dort auch den verschiedensten Corps angehört hatten. Auch Senioren waren schon früher mehrere Hannoveraner gewesen: ich nenne darunter Rudolph von Bennigsen. Der Schwerpunkt lag aber doch in Mecklenburg und Hamburg.

Mit der Eisenbahnzeit hatte das Jugendalter des Corps sein Ende erreicht. Etwa seit dem Jahre 1850 waren fremde Elemente in dasselbe eingeströmt. Die Gefahr lag nahe, daß die gewandteren Thüringer und Märker, namentlich wenn sie von berlinischen Elementen getränkt waren, für die Corps-

traditionen verderblich werden könnten. Da war es nun wichtig, daß die Hannoveraner in größerer Zahl wie bisher in das Corps eintraten. Gerade die aus dem hannöverschen Binnenland Kommenden besaßen im Ganzen mehr geistige Gewandtheit als die Mecklenburger, Neu-Vorpommern und selbst die Hanseaten, und konnten deshalb ein Gegengewicht gegen die Thüringer und Märker bilden. Dennoch aber waren sie echte Niedersachsen und wurden durch ihre Traditionen nach den Hansestädten und Mecklenburg hingezogen. War das Glück gut, so konnte eine auf die Länge doch unvermeidliche Vergeistigung des alten Wesens vielleicht gerade von den Hannoveranern ausgehen. Diese sollten, wie ich hoffte, durch die Vandalia an die Seegegenden gefesselt und dem eigentlichen Beruf der Niedersachsen wiedergegeben werden. Denn ich faßte ja jetzt Hannover als Nordseeland. Auch ein Holsteiner befand sich unter den von der Lüneburger Schule Gekommenen; und ich habe, wenn auch nicht damals, so doch später, die sehr entschiedene Hoffnung gehabt, daß auch Holstein in Zukunft zu dem Rekrutirungsbezirk der Vandalen gehören würde. Endlich sei hier noch erwähnt, daß zu den Neuen auch zwei Westphalen gehörten, die in dem dann folgenden Semester noch Andere nachgezogen haben. Die Rechnung auf die Westphalen gehörte ebenfalls zu dem Kreise meiner Gedanken. Man wird diese vielleicht als Spielereien bezeichnen. Ich meinte es aber sehr ernst damit; und jedenfalls hingen solche Auffassungen zum Theil mit meinen innersten Ideen zusammen.

Auf unserer Kneipe wurde es jetzt recht voll. Niemals vielleicht gab es mehr Konkneipanten bei unserem Corps als in jenem Sommer. Die beiden Alten: Levetzow und Jasmund waren noch da. Auch drei frische Mecklenburger Konkneipanten kamen hinzu, von denen zwei im folgenden Semester „activ" geworden sind. So waren auch mehrere fremde Corpsburschen allabendlich auf unserer Kneipe, von denen ich namentlich zwei Göttinger Bremenser hervorheben möchte: beides tüchtige Menschen und gewiß nicht ohne Einfluß auf den Geist des Ganzen. Ferner nenne ich den sehr originellen Bruder eines früheren Vandalen, Namens Herrmann, der von Klinggräff geschätzt wurde und schon

seines Humors wegen allgemein beliebt war. Endlich hatten wir alle diese Semester her den Süddeutschen Schäfer als Konkneipanten unter uns: einen Mediziner aus dem badischen Oberland mit schon beinah schweizerischem Dialekt, der aber trotz Allem zu den Niederdeutschen paßte. Seine Treue, sein sittlicher Ernst, sein stilles, anspruchsloses Auftreten und sein Gemüth machten ihn uns lieb.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung waren die Engländer, die damals häufig auf unsere Kneipe kamen. Ein gewisser Hall, den wir das Corpsbeaf nannten, hatte den ersten Anstoß gegeben. Diese Engländer waren dann immer zahlreicher geworden, so daß sich eine gewisse Opposition gegen ihr Eindringen in unserem Kreis geltend zu machen begann. Es waren aber durchweg anständige und innerlich feine Menschen, denen die englische Gentilität Gesetz war. Vor dem deutschen Studentenleben hatten sie gewaltigen Respect, wie ich denn stets gefunden habe, daß kein Volk für unser Studentenleben so viel Verständniß und Interesse besitzt als eben die Engländer. Namentlich Bennecke war mit einem derselben befreundet und es hatte das dann auch einigen gesellschaftlichen Verkehr mit englischen Familien zur Folge.

Einst luden uns die englischen Studenten zu einer Art Kneipabend, bei dem ihre eigenthümlichen Sitten und ihre originellen Gesänge mein Interesse erregten. Einige der letzteren haben sich noch lange Jahre in unserem Gedächtniß erhalten und wurden auch wohl gelegentlich von uns gesungen.

Der Kneipverkehr mit den Engländern hörte freilich in den folgenden Semestern bald auf. Im Sommer 1855 trugen sie aber unstreitig zur Belebung bei. Es war in der That ein buntes und in seiner Art höchst angeregtes Leben, das unter diesen vierzig Menschen pulsirte.

Auf der Mensur bekamen wir freilich wie gewöhnlich „unsere Prügel.“ Es hieß, Alles komme nur darauf an, daß man die Prügel mit Anstand hinzunehmen verstehe. Auch das durch den Dreibund der Schwaben, Saxoborussen und Westphalen gestörte Gleichgewicht des S. C. wurde nicht wieder hergestellt. Wir kamen jetzt über die Stellung einer ehrenvollen Opposition

nicht hinaus. Es ist dies eine Reihe von Semestern so geblieben. Uns focht aber auch das nicht an, da es uns nur um die innere Tüchtigkeit zu thun war, und am Ende dieses Jahrzehnts sind wir dann auch durch den Senior von Holleben — auch ihm haben Klinggräff und das Corps den Impuls für das Leben gegeben — wieder zu einer nach außen führenden Stellung gelangt.

Unser tägliches Leben war im Ganzen doch wie im Jahr vorher. Es mag wohl etwas lauter hergegangen sein. Doch erinnere ich mich z. B., daß ich persönlich noch weniger als das Jahr vorher trank. Touren haben wir wieder viele gemacht. Doch hinterließen sie natürlich nicht den gleichen Eindruck wie die des ersten Jahres bei mir. Einige Mal wurde Nachts bei Fackelschein in einem Gewölbe des Schlosses „übergekneipt". Dinge dieser Art pflegten von Klinggräff auszugehen, der z. B. auch den vergessenen „Fürsten von Thoren" bei uns wieder einführte. Ich fühlte mich jetzt in diesem Leben völlig heimisch.

„Wo anders läge denn," schrieb Riehl in jenen Jahren in seiner „Familie", „die vielgepriesene Poesie des Kneiplebens der Studenten als in dem völlig häuslichen Behagen, das sich damit verknüpft? **Ou peut on être mieux qu' au sein de sa famille?** — Das ist der Gedanke, der den deutschen Burschen zum Wirthshaus zieht: aus dem elterlichen Hause ist er zum ersten Mal hinaus in die Fremde gekommen, er steht allein, Heimweh beschleicht ihn; da schafft er sich eine neue Familie in der Corpsbrüderschaft, ein neues Haus in der Kneipe. Nun ist seine häusliche Sehnsucht befriedigt, nun ist er doch irgendwo daheim. Tritt der Student nach vollendetem Studium ins bürgerliche Leben über, dann fühlt er als vereinzelter Mann in der Regel so lange ein Heimweh nach der Familie seiner akademischen Genossen, bis er sich selbst eine Familie, ein Haus gründet." * * setzt in einem Briefe, den er mir Ende Juni geschrieben hatte und in dem er diese Worte reproducirt, hinzu: „Das sind genau meine Gedanken. — — — Mir ist es auch dabei um den sittlichen Halt eines familienhaften, möglichst engen Zusammenlebens, um die Unterordnung und die Ein-

lebung des Einzelnen in die Zucht und Sitte des Ganzen zu thun."

Zwei Angelegenheiten von größerer Wichtigkeit haben uns in jenem Sommer beschäftigt: der Kösener S.C. und der im August zu feiernde große Commers unseres Corps. Beides war im Grunde etwas Neues. Der Kösener S.C. war freilich die Konsequenz jener 1848er Zusammenkunft in Jena. Die Sache hatte seitdem aber geruht. Nun sollte sie wieder in Angriff genommen werden. Auch Heidelberg hatte seine Vertreter zu schicken. Was in Kösen beschlossen wurde, weiß ich nicht genau. Es ist aber damals erst der Kösener S. C.-Verband gegründet.

Auch der große Commers war in dieser Weise etwas Neues. Mit großer Spannung sahen wir demselben entgegen. Wir studirten mit Eifer die Corpsgeschichte und suchten uns die Namen unserer alten Leute — „alte Herren" sagte man noch nicht — zu merken. Auch das Corps sollte in jeder Weise in die richtige Verfassung für den Empfang seiner Gäste gesetzt werden. Neue Fahnen, eine neue Corpstafel mit den Bildern unserer bisherigen Kneipen wurden angeschafft. Wir wandten uns einem neuen Kaffeelokal zu und da wir wegen einer Differenz mit unserem Kneipwirth das „Horn" verlassen mußten, so wurde auch eine größere Kneipe — es war wieder die Reichskrone — gemiethet. Und wie äußerlich, so suchten wir uns auch innerlich in die richtige Verfassung für die wichtigen Tage zu setzen. Das Corps sollte in jeder Beziehung bei den alten Leuten Ehre einlegen. Wie bei Gelegenheit der Sendung nach Kösen, so wurden auch jetzt wieder die Corpsprinzipien vielfach durchgesprochen. Klinggräff hatte oft bedauert, daß unsere im Jahre 1842 sehr in der Eile abgefaßte „Konstitution" so ungenügend sei. Unter diesen Verhältnissen ist es gewesen, daß ich einst im Corpsconvent den Antrag stellte, zur Bearbeitung einer neuen Konstitution eine Kommission niederzusetzen. Mein Antrag wurde angenommen. In einem halben Jahre sollte die Kommission Bericht erstatten. Ich sah eine Anerkennung darin, daß man mich nach Bodo Bülows Vorschlag in dieselbe wählte. Ein solcher Auftrag schien mir ein schöner

Abschluß für mein Heidelberger Leben zu sein. Es mußte mir bei dieser Arbeit die von mir selbst sonst so sehr beklagte frühe Entwickelung ausnahmsweise zu Statten kommen.

Der große Commers und die Berührung mit unseren alten Leuten gaben mir einen neuen Impuls. Das war auch wahrlich keine zusammengewürfelte Gesellschaft. Alles aus einem Guß und alle von Liebe für das Corps und „Papa Klinggräff“ erfüllt. Da ich in der Corpsgeschichte besonders Bescheid wußte, so konnte ich auch schon deshalb mehr als ein Anderer die alten Leute ausfragen und mich in ihren Gedankengang einweihen lassen.

Ich mußte, weil mein Onkel darauf bestand, am Schluß des Semesters Heidelberg verlassen. Unter den noch frischen Eindrücken dieses Commerses habe ich mich dann aber im nächsten Semester an meinen Konstitutionsentwurf gemacht.

Um die Sachlage völlig zu begreifen, darf auch hier die Entwicklung der fünfziger Jahre nicht aus den Augen gelassen werden. Wie für das gesammte Leben unserer Nation, so ist auch für das studentische Leben das Jahr 1848 zu einem Wendepunkte geworden. Einerseits waren die Corps bis zu diesem Jahre nur geduldet und nicht öffentlich anerkannt: die vollen Farben durften auf den meisten Universitäten nicht öffentlich getragen werden und man wähnte noch immer, daß auch die Corps Träger revolutionärer Gesinnung seien. Andererseits waren sich die Corps selbst des Ernstes ihrer Aufgabe keineswegs hinlänglich bewußt. Die Gefahr, die jetzt in Folge eines erdrückenden Formalismus auf ihnen lastet, existirte freilich nicht. Aber das Ganze wurde mehr als ein großer jugendlicher Scherz betrachtet. So streng man an den Ehrbegriffen fest hielt, so leicht nahm man es doch mit einer Menge von anderen Dingen. Das Leben im Corps war ohne Zweifel wilder, origineller und studentischer als jetzt. Aber die Pflichten und die Idee des Corps traten noch sehr zurück. Alle Einrichtungen waren noch jugendlicher und flüssiger. Eine Begeisterung, wie sie zu meinen Zeiten für das Corps vorhanden, gab es nach Klinggräffs Ausspruch nur bei einzelnen Corpsbrüdern. Das hatte seit dem Jahr 1848

anders zu werden begonnen. Die Corps mußten sich, wenn man diesen Ausdruck gestattet, auf ihre Lebensaufgabe besinnen, falls sie in dem Zusammenstoß und in der Konkurrenz mit anderen studentischen Elementen ihre Existenz behaupten wollten. Alles trug dazu bei, den Formen des Corpslebens eine größere Festigkeit zu verleihen. Es ist dies eben die Strömung, die zu dem Kösener S. C.-Verbande geführt hatte.

Wie das Kleine sich mit dem Großen berührt, so war diese Strömung aber nur ein Theil der Bewegung, welche die Geister nach dem Jahre 1848 und theilweise auch schon in diesem Jahre erfaßt hatte. Dieses war nahe daran gewesen, alle Verhältnisse umzustürzen und hatte an Allem und Jedem gerüttelt. Ein positives Resultat war aber nur in einem sehr beschränkten Maße, der Hauptsache nach gar nicht, erreicht worden.

Man begann deshalb sich auf sich selber wieder zu besinnen und die Güter sich klar zu machen, die unser Volk in den überkommenen historischen Einrichtungen noch besaß. Es war dies der Gegenzug gegen das Revolutionsjahr. Auf allen Gebieten machte sich in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre das Bestreben geltend, von den Doktrinen hinwegzukommen und auf die wirklichen Fundamente unseres nationalen Lebens zu bauen.

Klinggräff hatte jetzt den festen Entschluß gefaßt, Heidelberg am Schluß des Sommer-Semesters zu verlassen. Das Wiedersehen der alten Freunde gelegentlich des großen Commerses hatte er noch abwarten wollen. Gerade die Berührung mit diesen wird ihn aber in dem Wunsche bestärkt haben, endlich Hand an das Werk einer Umarbeitung der Konstitution zu legen. Mit meinem Antrage sprach ich, ohne mich mit Klinggräff verabredet zu haben, nur aus, was er wünschte.

Das, was ich im Entwurf gegeben habe, waren der Hauptsache nach die Klinggräff'schen Gedanken. Einzelne Parthien enthalten aber doch auch selbstständige Vorschläge von mir. Das Ganze war etwas schärfer und polemischer gehalten, als dies Klinggräffs Art war. Der theoretische Ausdruck der Prinzipien und Ideen gehörte mir persönlich an. Natürlich war ich überhaupt weit mehr Theoretiker als Klinggräff; und es fehlte dabei

auch nicht an einer Leidenschaftlichkeit, die er verwarf. Ihm war ich nur dadurch überlegen, daß ich den geistigen Zusammenhang seiner Corpsideen mit den geschichtlichen und konservativen Gütern, die es nach 1848 zu vertheidigen galt, damals noch besser übersah oder doch besser zu begründen wußte. Freilich muß ich betonen, daß mein eigener Verfassungsentwurf in vielen Punkten auch der Abschluß für das Streben einer Gruppe im C. C. des Sommers 1855 war. Die Ideen, die meine Gesinnungsgenossen und mich leiteten, waren etwa folgende.

Wir wollten die größte Strenge in sittlicher Beziehung und erstrebten auch deshalb ein frisches Leben und ein auf hohe Ziele gerichtetes Streben. Wir wollten die größte Strenge bei der Reception der „Renoncen" und noch mehr bei der ins engere Corps. Klinggräff pflegte den Satz zu vertreten, daß gerade, wenn ein Corps schwach sei, eine doppelte Vorsicht bei den Receptionen geboten erscheine, weil bei einem schwachen Corps ein Einzelner so viel mehr zu schaden vermöge. Es genüge nicht für eine Reception, sagte ich, daß „nichts gegen den Betreffenden vorliege." Umgekehrt müsse etwas *für* ihn vorliegen. Wie könne man denn sonst eine brüderliche Gesinnung den Neuaufgenommenen gegenüber verlangen? **„In dubiis pro minimo!"** Wie wir die Reception erschwerten, so wollten wir aber auch die Ausschließung aus dem Corps möglichst erleichtern.

Wir waren uns bewußt, in gewissem Sinne etwas Höheres und durchaus etwas Anderes zu sein und zu wollen als — alle anderen Corps. Ich persönlich würde damals Jedem abgerathen haben, einem anderen Corps als dem unsrigen beizutreten. Ich betrachtete das unsrige so zu sagen als das einzige Corps, wo es sittlich erlaubt sei, Corpsstudent zu sein. Die, welche zu mir hielten, gingen so weit wohl nicht; aber wir kamen praktisch doch ziemlich zu demselben Resultat. Namentlich den Heidelberger Corps gegenüber erstrebten wir die strengste Exclusivität. Das sogenannte „Spinatisiren" oder „Seichen" mit anderen Corpsstudenten war im höchsten Grade verpönt.

In jeder Beziehung wollten wir die Eigenthümlichkeiten der Vandalia aufrecht erhalten und ausbilden. Unser Instinkt sagte

uns, daß dies Bestreben uns Kraft verleihe. Bei mir persönlich war der Riehlsche Begriff der „Eigenart“ das bewußte Motiv für meinen corpsstudentischen Particularismus. Je fester und schroffer dieser ausgebildet wurde, um so sicherer schien mir das Corps seinen Zweck zu erfüllen.

Wahrlich nicht für mich persönlich allein suchte ich in der Corporation das Heil; sondern ich erblickte in der Corporation und in deren Pflege das Heil für die Zeit. Ich fürchte, daß mancher Leser über dies Alles wieder lächeln und der Ansicht sein werde, daß ich all diesen Dingen eine Bedeutung zumesse, die ihnen absolut nicht zukomme. Sie hängen aber so eng mit meinem Lebensgange zusammen, daß ich sie schon deshalb nicht übergehen konnte. Sie liefern aber auch, wie ich glaube, einen Beitrag zu der geistigen Entwicklung in der verschrieenen Reactionsperiode der fünfziger Jahre.

Die Tradition des Corps war uns so zu sagen das Höchste. Es gäbe eine Unzahl durch den Gebrauch längst festgestellter Grundsätze von der größten Wichtigkeit, sagte ich, denen man mit dem besten Willen in der Konstitution keinen Platz anweisen könne. Das Corps sollte eine persönliche Individualität, eine „Persönlichkeit“ werden, der sich der Einzelne völlig unterordnen und in der er aufgehen solle.

Unter diesen Gesichtspunkt fiel für mich auch die Landsmannschaftlichkeit. Ich war der Ueberzeugung und bin es noch heute, daß die sichere Ergänzung des Corps und mehr noch dessen Eigenart nur durch die Landsmannschaftlichkeit eine feste Begründung erhalten könne. Meine germanistischen Auffassungen ließen mich die einzelnen deutschen Stämme als die Träger unserer Geschichte und unserer Eigenart betrachten. Die Landsmannschaftlichkeit der Corps schien mir nur ein Ausdruck des gleichen Princips zu sein. Wir mußten die unsrige freilich sehr weit fassen. Eine Linie etwa von Düsseldorf bis Greifswald sollte nach Klinggräff von jeher als die Südgrenze unseres Ergänzungsbezirks gegolten haben; und ich faßte, wie der Leser sieht, den Begriff noch etwas enger. „Wie jeder Mensch, so muß auch jede Corporation, sagte ich, einen bestimmten

Charakter haben, der allerdings auch ohne Einseitigkeiten nicht denkbar. Dieser wird ihm dauernd nur durch die Landsmannschaftlichkeit gesichert." Was unter unserer Landsmannschaftlichkeit zu verstehen sei, sage unsere Tradition, die auch hier die Konstitution zu interpretiren habe, deutlich genug. Ich vermied eine schärfere Präcisirung aus Rücksicht auf diejenigen Vandalen, welche nicht unseren Stammgegenden angehörten. Denn ich leugnete nicht, ja es lag am Tage, daß wir auch schon damals ganz vortreffliche Elemente aus den Gegenden, die ich abwehren wollte, erhalten hatten.

Mein Entwurf fand mehr Anklang in Heidelberg, als ich irgend erwartet. Freilich fehlte viel, daß man jetzt mit der Schaffung einer neuen Konstitution gleich Ernst gemacht hätte. Man war der Ansicht, daß in der Form, die ich gewählt, der Entwurf jedenfalls nicht acceptirt werden könne; und auch viele Detailvorschläge, die ich gemacht, fanden keine Gnade vor den Augen der Corpsbrüder. Dazu kam dann die niederdeutsche Bedächtigkeit und Schwerfälligkeit. Auch will ich nicht verschweigen, daß man Anfangs wenig Zeit zu eingehenden Berathungen fand. Der Sommer 1856 war für das damals besonders zahlreiche Corps wieder einmal eine etwas wildere Zeit. Dann aber war ein Rückschlag erfolgt. Jasper Bülow machte die Durchberathung der neuen Konstitution zu einem Erziehungsmittel; und dabei wurde, wenn auch nicht formell, so doch materiell und den Gedanken nach mein Entwurf zu Grunde gelegt. Zu einem Resultat kam es aber doch auch jetzt noch nicht. Die Arbeit blieb noch einmal liegen. Erst fünf Jahre später, d. h. etwa in der vierten studentischen Generation kam die Sache zu einem Abschluß. Es ist dies auch das Verdienst des Seniors Theodor von Holleben; und Klinggräff ist dabei noch einmal wieder thätig gewesen. Die Energie, die Holleben*) in dieser Sache entwickelte, kann nicht genug anerkannt werden und meine ersten Beziehungen zu ihm datiren von da.

Das, was schließlich zu Stande kam, war in gewissem

*) Jetzt deutscher Botschafter in Washington.

Sinne ein Seitenstück und ein Konkurrenzwerk zu der Schaffung des Kösener S. C. und zu Allem, was damit zusammenhing. Was unseren landsmannschaftlichen Charakter betrifft, so begnügte man sich mit der kurzen und mir, wenn ich an Riehl und dessen Dreitheilung Deutschlands dachte, etwas bedenklichen Erklärung, daß wir ein norddeutsches Corps seien. Aber die Interpretation durch die Corpstradition war doch auch hier nicht ausgeschlossen. Der Hauptsache nach war ich in hohem Maße befriedigt. Durch das langsame Zustandekommen der Konstitution blieb ich noch lange in einer regen Verbindung mit dem Corps und meine Thätigkeit für dasselbe war eigentlich nach meinem Abgang von Heidelberg belangreicher als in Heidelberg selbst. Mehr als einmal bin ich noch dorthin gereist. Als die Konstitution wirklich zu Stande kam, war ich selbst freilich schon in eine ganz andere Lebensperiode eingetreten und beinahe ein anderer Mensch geworden.

Göttingen.

Die Herbstferien nach meinem Abgang von Heidelberg brachte ich am Rhein zu. Ich erhielt in Eltville den Besuch meines Freundes und unternahm mit diesem eine Moselreise. Von Coblenz aus machten wir bei dieser Gelegenheit einen Abstecher nach Ems, wohin meine Schwester Frida geschickt worden war. Ihr Zustand hatte sich auch jetzt nicht gebessert. Die verschiedenartigsten Kuren wurden vorgeschlagen. Theils aber wies meine Schwester dieselben zurück, theils sprachen andere Gründe dagegen. Nach vielem Hin und Her, bei dem mir wieder die ausschlaggebende Rolle zufiel, blieb man schließlich bei dem Gedanken stehen, sie nach Nizza zu schicken. Der treue Onkel Friedrich entschloß sich, sie dorthin zu begleiten. Ich brachte meine Schwester bis nach Mannheim und überlieferte sie

ihm dort. Bald darauf bezog ich die Universität Göttingen. Im Ganzen sind die fünf Semester, die ich dort zugebracht habe, eine Fortsetzung meiner Heidelberger Zeit gewesen. Die erstere verhält sich darin zu der Heidelberger, wie die Lüneburger zur Rinteler. Doch war sie durch einige Momente ausgezeichnet, die zu den Heidelberger Einflüssen hinzukamen, aber mit Göttingen großentheils nichts zu thun hatten.

Ende Oktober 1855 bin ich dort eingetroffen. Zwei ältere Corpsbrüder, von denen ich Wilhelm von Lenthe, der jetzt eine hervorragende Stellung im Reichsjustizamt einnimmt, nenne, nahmen mich äußerst freundlich auf, und dazu kam dann noch der Heidelberger Zeitgenosse Lehmann. Wir hielten zusammen und gefielen uns in einer gewissen Fronde gegen unser Kartellcorps, dessen Tüchtigkeit wir anerkannten, bei dem wir aber doch den Idealismus und die reformatorischen Pläne vermißten, welche die Vandalen zu dem machten, was sie waren. Gerade in diesem ersten Göttinger Semester habe ich sehr wenig von dem Studentenleben mitgemacht, da meine Corpsbrüder sich ganz dem Studium ergeben hatten. Dagegen kam in den Bällen und überhaupt im Gesellschaftsleben ein neues Element hinzu. Ganz hatte dasselbe in Heidelberg nicht gefehlt. Aber die dortige Gesellschaft war sehr wenig einheitlich, da sie sich einerseits aus den Professorenfamilien, andererseits aus Engländern zusammensetzte. Auch war die Opposition gegen Bälle und Gesellschaftsleben weit verbreitet. In Göttingen war dies Alles ganz anders. Schon daß der Ort abseits von dem großen Weltverkehr lag, machte einen großen Unterschied. Fremde Familien, die sich dort vorübergehend aufgehalten hätten, gab es kaum; und von den Engländern war vollends keine Rede. Allerdings bestand die Göttinger Gesellschaft auch aus zwei Gruppen, die in manchen Beziehungen getrennt waren: den Beamten- und Professorenfamilien. Der Ort war aber doch zu klein, als daß eine völlige Trennung möglich gewesen wäre. An den Bällen, die in ziemlicher Zahl stattfanden, nahmen beide Gruppen gemeinsam Theil. Seit Alters hatten die Studenten daneben einen ziemlich starken Familienverkehr; und ich glaube sagen zu

dürfen, daß er ihnen im Ganzen zum Segen gereichte. Wohl weiß ich, daß ein gewisser Gegensatz zwischen Studenten- und Familienleben besteht. Klinggräff wollte Beides streng geschieden wissen. Es ist aber gewiß nicht gut, wenn ein junger Mann sich gar zu lange dem Familienleben entfremdet, und es wird ihm sehr heilsam sein, wenn er sich ab und an wieder an die feinere Sitte des Hauses erinnert und wohlerzogene Frauen auf sich wirken läßt.

Ich wurde von vornherein in diesen Verkehr hineingezogen, da ich Verwandte in Göttingen besaß und außerdem durch den Onkel Friedrich empfohlen wurde, der einst in Göttingen als Justizrath gestanden hatte. In den dann folgenden Semestern kamen auch noch Heidelberger Zeitgenossen bei diesem Verkehr hinzu, und ich muß gestehen, daß er zu den angenehmsten Erinnerungen aus meiner Göttinger Zeit gehört. Einst habe ich auch eine Harzreise in Gesellschaft einer Familie über Osterode unternommen, wo mein Freund jetzt als Auditor stand. Wir fuhren bei schrecklichem Regen „nach Grund*) ohne Grund auf grundlosen Wegen", wie * * sich ausdrückte, gelangten schließlich aber doch nach Clausthal und sogar nach Harzburg.

Auch der Prinzen will ich hier, wo ich von dem Gesellschaftsleben rede, Erwähnung thun, die vom Sommer des nächsten Jahres an in Göttingen studirten. An erster Stelle sind die beiden hessen-darmstädtischen Prinzen Ludwig und Heinrich zu nennen, von denen der erstere später als Ludwig IV. den Thron bestiegen hat. Wie die meisten dieser Prinzen waren sie für das Studentenleben eigentlich noch zu jung. Man hätte sie höchstens für Primaner halten mögen, wenn sie auch die gesellschaftlichen Formen eines späteren Alters besaßen. Sie waren mit einem ziemlichen Train in Göttingen erschienen und gaben häufig recht angenehme Diners, an denen auch ich und einige meiner Corpsbrüder Theil nahmen. Ein Herr von Grolmann war ihnen als Führer beigegeben und sie standen, wie es schien, unter dessen scharfer Kontrole. Man sah den Prinzen an, daß

*) Es ist die Harzstadt Grund gemeint.

eine edle Mutter ihre Erziehung geleitet hatte. Aber einen bedeutenden Eindruck machten sie nicht.

Ganz anders war der Erbprinz von Schwarzburg-Rudolstadt, der später ebenfalls zur Regierung gekommen ist. Seine Züge hatten etwas Edles und erinnerten auffallend an die des Königs von Hannover, mit dem er verwandt war. Aber er zeigte schon damals eine große Neigung für das Kneipleben. Ich erinnere mich eines fröhlichen Soupers, an dem ich mit vielen anderen Studenten Theil nahm. Der dem Prinzen beigegebene Leutnant von Schlichting hatte eine sehr scharfe Bowle gebraut. Schließlich setzte sich Se. Durchlaucht ans Klavier und spielte ein Lied, dessen Refrain „'s geht doch nichts über Rudolstadt" war und von uns brav mitgesungen wurde.

Unter den sogenannten „kleinen Prinzen" ist außer dem Prinzen Isenburg-Birstein, der in den achtziger Jahren von sich reden gemacht hat, namentlich der Graf von Stolberg-Wernigerode — der spätere Fürst — zu nennen. Er erschien fast noch wie ein Knabe, machte aber einen sehr angenehmen Eindruck. Wenn ihm von einigen Seiten Stolz vorgeworfen wurde, so habe ich das auf die schwierige Stellung des mediatisirten hohen Adels schieben zu sollen geglaubt.

Mit dem Arbeiten sollte es natürlich bei mir jetzt Ernst werden. Ganz ohne Kenntnisse war ich nicht mehr. Privatim hatte ich mich nun freilich mit dem römischen Recht, dem die Vorlesungen des ersten und zweiten Semesters ausschließlich gegolten hatten, eigentlich nicht beschäftigt. Aber Weihnachten 1854 waren mir Grimms Rechtsalterthümer geschenkt worden. Dies war doch wieder ein Gebiet, auf dem ich zu Hause war, und ich habe mich gleich in den Weihnachtsferien über das treffliche Werk hergemacht und Excerpte aus demselben begonnen. Ich stieß wegen der Einrichtung des Buches zuerst auf die Standesverhältnisse. Die Excerpte gestalteten sich deshalb zu einem wunderbaren Ding, da ich z. B. für das Erstgeburtsrecht das alte Testament heranzog und so zu einer Art Adelsgeschichte kam. Wenn ich dann im Sommer 1855 deutsches Privatrecht bei Renaud hörte, so kam das solchen Studien einigermaßen zu

Statten. Auch im Herbst hatte ich sie in Eltville fortgesetzt. Sie vor Allem lagen mir jetzt während des Winters im Sinne. „Es kommt mir," schrieb ich am 4. März an den Freund, „nur darauf an, daß ich alle diese Materien einmal durchdenke. Bei meiner Natur giebt es dazu eigentlich keinen anderen Weg, als daß ich reproducirend verfahre und ich komme nur weiter, wenn ich bei dem, was ich in mich aufnehme, zugleich producire." — Der Brief enthält dann Gedanken zu einer Socialgeschichte des nordwestlichen Deutschlands und namentlich Hannovers. Ich hielte, heißt es darin, die reelle Untheilbarkeit für das Ursprüngliche. Diejenigen Söhne, welche durch Begründung eines eigenen Hausstandes aus der väterlichen „Munt" heraustraten, hätten an der Theilung des väterlichen Erbes nicht mehr Theil genommen. „Die Söhne, welche zu Hause blieben, bildeten allerdings eine Art condominium, aber unter der Vorstandschaft des Aeltesten. Als die Verhältnisse sich klärten, wurde der Aelteste entweder alleiniger Herr und Eigenthümer oder er trat als bloßer condominus in die Ganerbschaft zurück."

Gedanken, die mich von da an unabläßlich verfolgten, für die Fortsetzung meiner eigentlichen Fachstudien aber kaum von irgend welchem Werth waren! Sie haben mich eher von denselben abgehalten. Denn es erschien mir jetzt schier unmöglich, mich in die Pandekten wirklich zu vertiefen. Das Resultat war, daß ich mich schon recht bald einem Repetitor in die Hände gab, einem jüdischen Professor, der wie man sagte, die Jurisprudenz ellenweise verkaufte, aber von einem nicht abzuleugnenden praktischen Geschick war.

In den Osterferien des Jahres 1856 und dann noch einmal im Sommer desselben Jahres wurde das etwas philiströse Göttinger Leben durch Reisen nach Nizza unterbrochen. Da der Zustand meiner Schwester sich dort als ein hoffnungsloser herausgestellt hatte, so wünschte mein Onkel, daß ich sie noch einmal besuche. Als man meine Schwester im Sommer dem Tode nahe glaubte, rief mich dann meine Mutter, die nun an des Onkels Stelle getreten war, zum zweiten Mal nach Nizza. Ich habe beide Reisen über Paris und Marseille gemacht und

nur das zweite Mal den Rückweg über Turin und Genf genommen. Mein Horizont wurde durch diese Reisen außerordentlich erweitert. Vielleicht war dies sogar in einem zu hohen Grade der Fall. Denn das Reisen hat mir von diesem Augenblicke an nicht mehr so viel Freude wie früher gemacht, da der Reiz, den Ueberraschungen auf uns ausüben, allzu sehr abgestumpft worden war. Paris, über das ich mir einen einigermaßen genügenden Ueberblick verschaffte, war mir unheimlich. Aber ich will nicht verhehlen, daß Frankreich, von Paris abgesehen, trotz meines Germanismus, einen gewissen Eindruck auf mich machte. Ich habe auf meiner ersten Reise ein ganzes Buch über meine Erlebnisse zusammen geschrieben. Meine Betrachtungen galten vorzugsweise den Franzosen selbst, und ich ließ diese häufig redend auftreten. Da ich sprachlich gebildet war, so erfaßte ich die Eigenthümlichkeiten rasch genug, und meine Lebhaftigkeit machte mich geeigneter zur Nachahmung der französischen Sprechweise als dies gewöhnlich bei Deutschen der Fall. Man hat mir merkwürdiger Weise wiederholt gesagt, ich hätte im Sprechen Aehnlichkeit mit den Parisern; und Mitreisende in der Post von Nizza nach Marseille wollten mich zu meiner großen Beschämung, wenn auch nicht der Abstammung, so doch der Art nach zum Franzosen stempeln. „Vous êtes français“ meinten sie. „Cela se répand.“

Eigentlich schön konnte ich die französischen Gegenden, welche ich durcheilte, nicht finden, wie denn Deutschland an Naturschönheiten Frankreich ohne Zweifel weit überlegen ist. Marseille war mir höchst ungemüthlich. Die Gegend von Nizza und noch mehr die von Mentone, die beide damals noch italienisch waren, hatten dagegen für mich etwas Bestrickendes. Auch die Fahrt über den Col di Tenda nach Turin und dann über den Mont Cenis nach Genf werden mir im Gedächtniß bleiben.

Ich bin das zweite Mal zehn Wochen in Nizza gewesen. Denn bald hatte es sich gezeigt, daß das Ende meiner Schwester noch nicht so nahe war, als man geglaubt, und ihr Zustand hatte sich nur wenig verändert, als ich Nizza im Oktober zum zweiten Mal verließ. Es ist mir in vieler Beziehung wiederum

peinlich, über diese Wochen zu reden und ich fasse mich deshalb kurz. Die seit der Konfirmation von ihr eingeschlagene Richtung hatten meine Schwester Frida und mich allmählich ein wenig getrennt, da ich ihren religiösen Auffassungen nicht zu folgen vermochte. Später waren noch andere Dinge hinzugekommen, bei denen ich es gut gemeint hatte, aber doch wohl nicht ohne Schuld war. Die langwierige Krankheit hatte meiner Schwester natürlich die Jugendfrische genommen, und es ging auch dadurch eine Brücke, die zwischen uns bestanden hatte, verloren. In Nizza war sie dann in einen völlig pietistischen Kreis gerathen. Die Kirche, zu der sich derselbe hielt, war eine waldensische, der Pfarrer aber ein reformirter Franzose, so daß das kirchliche Leben, dem ich hier begegnete, etwas Dilettantisches und Subjektives erhielt. Herr Pfarrer Pilate war eine ungewöhnliche Persönlichkeit. Man behauptet, daß er in der Junischlacht von 1848 wenigstens als Seelsorger und Krankenpfleger auf den Barrikaden der Aufständischen gestanden habe; und es ließ sich nicht leugnen, daß er diese in der Unterhaltung zu vertheidigen suchte. Vorher aber hatte ihm Lamartine als Minister des Auswärtigen in der provisorischen Regierung eine Stelle als Gesandtschaftssecretär angeboten. „Je suis déjà ambassadeur“ hatte Pilate geantwortet. Erstaunt fragte Lamartine: Von wem? „Je suis ambassadeur du Christ,“ entgegnete Pilate. Nach der Junischlacht war er dann nach Amerika gegangen, hatte dort geheirathet, war aber nach Europa zurückgekehrt und hatte an der église Vaudoise in Nizza die Pfarrerstelle erhalten.

Der noch ziemlich jugendlich aussehende Mann war des Sommers gewöhnlich von Kopf bis zu Fuß in gelben Nanking gekleidet, wozu der gelbe Sonnenschirm und Strohhut vortrefflich paßten. Da Bärte damals in Deutschland bei der Geistlichkeit noch nicht vorkamen, so machte mir auch sein Vollbart, der übrigens nicht ganz dunkel war, einen besonderen Eindruck. Einen Ornat gab es nicht in der église Vaudoise. Er wurde durch einen schwarzen Salonanzug ersetzt. Ebensowenig gab es natürlich Hostien. Statt der Kanne fungirte eine gewöhn-

liche Weinflasche und statt des Kelchs ein Wasserglas. Dem entsprach auch die innere Einrichtung des „temple Vaudois.“ Dies war ein weiß angestrichener Betsaal, dem jeglicher Bilderschmuck fehlte. Da an den Wänden Bibelsprüche angebracht waren, so bekam das Ganze einen moscheeartigen Charakter. Die Lieder, welche wir sangen, hatten zum Theil wohlbekannte weltliche Melodien; wie ich mich z. B. erinnere, ein Lied nach der Melodie: „Gott erhalte Franz den Kaiser“ gesungen zu haben.

Herr Pilate zeigte als Kanzelredner große Gaben. Seine Worte waren oft von zündendem Feuer und es sprach Ueberzeugung aus ihnen. Aber auch die Predigten hatten etwas Fremdes für mich. Pilate hatte etwas von einem Peter von Amiens, und man konnte auch bei ihm in einzelnen Momenten an das „l'étendard élevé“ der Marseillaise denken, das mir später bei einem katholischen Prediger im Straßburger Münster nicht aus dem Sinne wollte. Wie allen fortgeschrittneren Reformirten, so war aber auch Herrn Pilate ein glühender Haß gegen alles Katholische eigen. Ich glaube, daß er den Katholicismus für direkt heidnisch hielt. Bei alledem war er aber eine edle Persönlichkeit. Er hatte auch eine aufrichtige Verehrung für den selbstlosen, frommen Sinn meiner geduldig leidenden Schwester. Aber er verstand sie freilich nicht ganz und hatte z. B. gar kein Verständniß für die Nüchternheit, für die einfache Pflichterfüllung, für den Humor und das Schwere, das in ihrem norddeutschen Charakter lag. Er und die Seinigen machten so zu sagen eine Heilige aus meiner Schwester und verkündeten ihr Lob nach allen Seiten. Wie man sich denken kann, konnte sie mir auf diese Weise nicht näher gebracht werden. Und dies war um so weniger der Fall, als mir gar kein Geheimniß daraus gemacht wurde, daß meine zweite Reise nach Nizza vor Allem deshalb veranlaßt worden war, weil man hoffte, daß Herr Pilate in religiöser Beziehung einen Einfluß auf mich ausüben werde.

Gleich in den ersten Tagen begann dieser mit mir zu reden. Es sei, meinte er, noch zu keiner Entscheidung bei mir

gekommen. „J'aimerais bien un peu pousser.“ Das war nun freilich auch nicht der Weg, um mich zu gewinnen. Ich fühlte wohl, daß mir etwas fehle, und ich wäre gern zu einem festeren religiösen Standpunkt gekommen. Aber das, was mir hier geboten wurde, stand doch wieder in einem zu schroffen Gegensatz zu der Gedankenwelt, in der ich lebte, und zu den Traditionen, die ich heilig hielt. Schon meine mythologischen Studien und die theosophische Anregung, welche ich erhalten hatte, wiesen auf völlig andere Wege. Ich setzte Herrn Pilate meine von Rinteln her festgehaltenen, durch Riehl etwas umgestalteten Ansichten und meine Liebe für das Mittelalter auseinander. „Vous avez un tendre pour la barbarie,“ entgegnete er. Die in Lüneburg bei mir eingetretene Wendung verstand er übrigens zu unterscheiden. „Ici cela tourne“. Als ich ihm mit dem Goethischen Satze kam, daß es weniger darauf ankomme, was man glaube, als daß man glaube, hatte ich es vollends mit ihm verschüttet. Unsere Unterhaltungen blieben resultatlos und mit Schmerz gewahrte ich, daß dies noch eine weitere Entfremdung zwischen meiner Schwester und mir zur Folge hatte. Ihr im Kern so edles Bild hat unter diesen Umständen leider weniger auf mich gewirkt, als es hätte wirken sollen. Nur ein praktischer Rath von ihr machte Eindruck auf mich. Ich solle die Jurisprudenz aufgeben, sagte sie; denn sie sehe, daß dabei doch nichts herauskomme. Ich habe dem Onkel Friedrich gegenüber von dieser Aeußerung Mittheilung gemacht. Der aber wollte nichts davon hören, meinte, meine Schwester sei ein gutes Mädchen, verstehe aber nichts von solchen Sachen.

Kurz vor Weihnachten, etwa 11 Wochen nachdem ich Nizza zum zweiten Mal verlassen hatte, ist meine Schwester dort gestorben. Ich erhielt die Nachricht von ihrem, mir in jenem Augenblicke doch unerwarteten, Tode auf der Rückreise von Heidelberg, wohin ich wegen der Konstitutionsarbeiten gemußt hatte, und bei meinem alten Lehrer Heußner, der jetzt unweit der Schwalm in Ottrau als Pfarrer stand. Ihr Gott ergebener Tod brachte mir nicht die Verinnerlichung, nach der ich mich sehnte. Doch aber faßte ich gute Vorsätze für das fernere Leben. Einer der-

selben bezog sich auf das entschiedene Aufgeben der Romanlektüre, in die ich in Göttingen wieder zu verfallen drohte, und ich habe diesen Vorsatz, von Krankheitsfällen abgesehen, im Allgemeinen gehalten.

Mein studentischer Verkehr hatte sich inzwischen recht angenehm in Göttingen gestaltet, da immer mehr von meinen Coätanen aus Heidelberg herüberkamen. Wir waren oft zu zwölf und mehr Vandalen, und die meisten von uns trugen auch für gewöhnlich ihre rothen Mützen und ihre goldrothgoldenen Bänder. Wie der blonde, so kam nach einigen Semestern auch der schwarze Bülow nach Göttingen und es kam durch Fritz von Bülow auch noch ein rother Bülow oder, wie wir eigentlich sagten, „rother Vagel" hinzu. Denn jeder Bülow hieß bei uns „Vagel," was eigentlich die plattdeutsche Uebersetzung des Wortes Vogel war und sich auf die Helmzier der Bülows beziehen sollte, die bekanntlich durch einen Vogel Bülow gebildet wird. Dieser „rothe Vagel" war einer der zwei Konkneipanten aus dem Sommer 1855, von denen ich sagte, daß sie später aktiv geworden seien.

Fritz von Bülow war ein ziemlich blasser, magerer, langaufgeschossener Mensch mit rothen Haaren. Ernst und still ging er für gewöhnlich umher. Aber er besaß einen sehr anziehenden trockenen Humor, einen guten klaren Verstand und einen auf religiöser Grundlage ruhenden sittlichen Ernst. Er hing mit großer Liebe an Jasper Bülow, dessen Schulgenosse er gewesen war. Für das Corps ist er dadurch von Bedeutung geworden, daß er sich mit besonderem Eifer der Fertigstellung der Konstitution annahm.

Unter unseren jüngeren Genossen will ich hier nur noch den früh verstorbenen Louis von Grote nennen. Er war einer jener hannöverschen Füchse aus meinem letzten Heidelberger Sommer und mir schon von der Lüneburger Schule her bekannt. Grote hatte einen noch weit eigenthümlicheren Humor

als der „rothe Vagel“ und war als Gesellschafter unbezahlbar. Er war von Haus aus steif und forcirte, da er einst in dem Blochmannschen Institut zu Dresden gewesen, in den äußeren Formen etwas zu sehr den Edelmann, verspottete sich darüber aber fortwährend selbst, indem er die Barone Prudelwitz und Strudelwitz nachahmte, die damals ständige Charakterfiguren des Kladderadatsch waren. Er bewegte sich meistens in scherzhaft hochtrabenden Ausdrücken. Wenn er einen Einspänner bestellen wollte, so bestellte er z. B. „ein Quadrupedaneum.“ Seine Hände sollten ihre Größe vom Lanzenschwingen seiner Vorfahren haben. Es war oft geradezu ein Donquichote-Humor in ihm und wir nannten ihn deshalb „Don Louis“. Wer von seinen alten Genossen könnte den Trefflichen mit seinem Prudelwitz-Humor und seiner damit nur scheinbar kontrastirenden Melancholie vergessen: der äußeren Erscheinung nach beinah ein spanischer Hidalgo, seinem Wesen nach aber ein aufrichtiger, einfacher und bescheidener Deutscher? Er schwärmte für alles Ritterliche und Große, war aber seiner Natur nach auf einen Kreis näherer Freunde angewiesen. Auch er fand in dem gegen Außen abgeschlossenen Corps ganz, was er suchte, und behauptete wenigstens später, daß er immer verstehe, was ich wolle.

Wir Vandalen hatten, wie ich sagen darf, eine sehr geachtete Stellung in Göttingen und man hat wohl scherzend gesagt, daß wir dort das stärkste Corps seien. Ein gemeinsamer Mittagstisch vereinigte uns. Sogar ein Konkneipant fand sich für uns in der Person eines Hannoveraners, der in seinen Lebensauffassungen trefflich zu uns paßte. Besonders schloß ich mich an den ernsten und mannigfach gebildeten jungen Menschen an.

Unser Leben war harmlos und doch zugleich frisch. Bei den meisten meiner Genossen kamen auch die juristischen Studien nicht zu kurz. Unsere Unterhaltungen drehten sich fast immer um Heidelberg, wo unser Herz noch immer war. Der Einfluß, den wir auf unser Corps ausübten, läßt sich nur dem vergleichen, der später von den Berliner „alten Herren“ ausging.

Meine persönliche Stellung war jetzt eine um so angenehmere, als mir der Entwurf der neuen Konstitution ein ge-

wisses Ansehen verschafft hatte. Doch blieb ich in mancher Beziehung noch immer das Corpskind.

Das Jahr 1857 brachte eine große Veränderung für mich. Noch vor dem Tode meiner Schwester war ich 23 Jahre alt und nach nassauischem Recht majorenn geworden. Um Pfingsten 1857 wurde mir die Verwaltung der rheinischen Güter feierlich übergeben. Mein guter Onkel war dazu ins Rheingau herüber gekommen. Die Administration hatte mit ganz außerordentlichem Erfolg in den zwölftehalb Jahren gewirthschaftet. Die Expropriation durch eine Eisenbahn in der Nähe des Marcobrunn und ein Legat meines verstorbenen Großvaters Bülow hatten Kapitalien in die Hände der Verwaltung gelegt. Die väterliche Erbschaft meiner Mutter war es aber vor Allem, was unsere Verhältnisse verbesserte. Endlich kam nun noch im Jahr 1857 nach elfjährigem Warten ein gutes Weinjahr hinzu, so daß ich mit recht günstigen Aussichten die eigene Administration begann.

Schon in den vorhergehenden Jahren hatte mir meine Mutter die Jahresabrechnungen gezeigt. Ich hatte daraus ersehen, mit welcher Accuratesse die ganze Verwaltung geleitet wurde und welcher Schwung in derselben herrschte. Meine Phantasie bemächtigte sich auch dieses Gegenstandes. Ich hatte gar manche Stunde bereits vor dem Jahre 1857 in allerhand Zahlen und Plänen verträumt und es hatte sich schon längst zwischen mir und dem Verwalter Presber, der jetzt thatsächlich das Ganze leitete, ein Verhältniß herausgebildet.

Eigentlich kein Rheingauer, sondern ein sogenannter Ueberhöhischer aus der Wispergegend unweit des römischen limes, war dieser in sehr frühen Jahren an die Oberschultheißerei in Eltville als Schreiber gekommen und hatte sich in dieser Stellung die mannigfachsten Kenntnisse, namentlich einen Einblick in den äußeren Gerichtsgang und überhaupt eine große Gewandtheit in Geschäften, erworben. Nach dem Tode meines Vaters hatte man ihn als Verwalter angenommen, und er hatte sich mit einem wahren Feuereifer und einer unglaublichen Anstelligkeit in diesen ihm bis dahin fremden Beruf und das, was Herr Thurneyssen

begehrte, hineingefunden. Eine Musterverwaltung war das Ziel, nach dem er strebte.

Herr Presber war ein kleiner, schwarzer Mann mit gelbem Teint. Er war von einer außerordentlichen Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit. Wenn er einmal sich etwas vorgenommen hatte, so mußte er es durchführen. Rücksichten kannte er dann nicht und er hatte einen Hang zur Intrigue und zu allerhand kleinen Mittelchen, die ihm manche Feindschaften eingetragen haben. Vieles hatte er mit dem französischen Bourgeois gemein. In den öffentlichen Angelegenheiten hatte er, von seiner hart protestantischen Gesinnung abgesehen, keine eigentliche Richtung. Unsere Weine, pflegte er zu sagen, — das sei unsere Politik. Seinen Fehlern standen aber geradezu bedeutende Eigenschaften zur Seite. Er war, um es mit einem Worte zu sagen, ein — Genie und es ist gar nicht denkbar, in sachlicher Beziehung einen besseren Verwalter zu finden. Presber hat die Weinberge auf eine Höhe der Kultur gebracht, wie es im Rheingau damals doch nur höchst selten vorkam. Auch alle Eingaben an die Behörden verfaßte er selbst und bedurfte fast nie eines Advokaten. Sein persönliches Interesse betonte er niemals.

Es konnte nicht ausbleiben, daß er Einfluß auf mich ausübte. Auch in kleineren Dingen suchte ich mich nach seinen guten Seiten zu richten. Meinen Familienberuf ergriff ich mit derselben Begeisterung, wie ich das Corps ergriffen hatte und suchte auch auf dieses Gebiet meine Ideen zu übertragen. Ein neues Ziel ergab sich mir hier. Herr Presber war voll meines Lobes und es wäre vielleicht besser gewesen, wenn ich nicht durch das bevorstehende Examen von dieser Thätigkeit gleich wieder abgelenkt worden wäre. Die Grundgedanken und Pläne aber, die ich damals in mich aufgenommen, habe ich auch für mein ganzes Leben festgehalten und sie sind mir in schweren Momenten ein Halt gewesen. Im letzten Grunde war es der Gedanke, das durchzuführen, was mein Vater und meine Großmutter erstrebt hatten. Ich fühlte mich geistig mit ihnen dadurch verbunden; und dies schon allein gab mir Kraft. Das Bild

meines Vaters stand mir bei Allem, was ich that, vor der Seele.

Dennoch würde man sich irren, wenn man glaubte, meine Gedanken hätten sich jetzt wieder mehr dem Rheingau zugewandt. Ich sah diesen vor wie nach mit Riehls Augen an. Da ich an Wichtringhausen noch nicht denken konnte, so hatte ich den Wunsch, ein neues Gut in Hannover zu kaufen.

Unsere Familie war immer wenig zahlreich gewesen. Der Mannsstamm wurde jetzt nur noch durch mich und meinen Onkel vertreten. Starb die Familie nicht mit mir aus, so lag es also an mir, die Traditionen und den Inhalt, der in derselben lag, festzulegen und weiter auszubilden. Die Poesie der Adels-Geschichte veredelte mir das Ziel, das ich erstrebte. Ich faßte meinen Beruf im Sinne dessen, was Riehl in seiner „Bürgerlichen Gesellschaft" über den Adel geschrieben hatte. Und auch die speciellen Ideen, die ich im Corps zu verwirklichen bestrebt gewesen, übertrug ich jetzt auf die Familie. Die Idee der Korporation war es gewesen, für die ich mich in Heidelberg begeistert hatte. Auch die Familie betrachtete ich aber als eine solche Korporation, und sie erschien mir als die unterste Stufe jeder korporativen Gliederung des deutschen Volks. Will man eine solche Auffassung Aristokratismus nennen: — ich habe nichts dagegen. Aber ich denke darin heute noch ebenso wie vor 40 Jahren und ich weiß, daß im Stillen gar viele mit mir darin übereinstimmen, daß unser Volk aristokratischer Mittelpunkte auf jedem Gebiete und im weitesten Sinne bedarf, wenn es nicht völlig verrohen und verwildern soll, um dann schließlich der Herrschaft jedes Zufallscäsaren anheim zu fallen, in dessen Hände die Staatsmaschine geräth. Denen, die mich ob solcher Aeußerungen verunglimpfen, möchte ich die Frage entgegenhalten, ob etwa der Freiherr von Stein anders gedacht hat.

Daß ich meine neue Stellung vor 40 Jahren ein bischen zu hoch anschlug, war wohl nicht gerade unnatürlich und es wird bei einem einzigen Sohne, der seinen Vater früh verloren hat, wohl meistens so sein. Das Verhältniß zu meiner Mutter wurde freilich hierdurch nicht besser und blieb fortgesetzt ein

ungelöstes Problem für mich. Diese konzentrirte ihr gesammtes Denken und Fühlen auf den einen Punkt, auf den auch nach meiner Ueberzeugung zuletzt Alles ankommt. Aber sie übersah meines Erachtens die Zwischenglieder, auf denen doch, so lange wir hier auf Erden sind, die Dinge beruhen. Bei dem, was mir am Herzen lag, wurde mir regelmäßig entgegengehalten, daß dies Alles für den Himmel doch so gar keinen Werth habe. Wenn ich nach der Natur strebte, so galt meiner Mutter die Natur ja eben als das Sündliche.

Zwischen ihr und der Administration hatte immer ein kleiner Krieg bestanden. Herr Presber hatte sich in Folge dessen an mich als das aufgehende Gestirn angeschlossen, und ich muß gestehen, daß ich in vielen Dingen der Administration Recht gab. Hinter dieser stand aber der Onkel, der doch als das Haupt der Familie betrachtet wurde.

Es ist schon wiederholt von diesem Onkel Friedrich die Rede gewesen und ich muß hier noch Einiges über ihn sagen.

Sein ganzer Typus war um ein Geringes niedersächsischer als der meines Vaters und namentlich das Haar etwas heller. Auch seine Gesichtszüge waren etwas abweichend. Aber aus dem kleinen Auge leuchtete die gleiche Liebe. Auch bei ihm war ein ungewöhnlich tiefes Herz die hervorragendste Eigenschaft. Dabei besaß er ein außerordentlich richtiges und selbstständiges Urtheil und trotz seines zurücktretenden und bescheidenen Wesens eine große Männlichkeit und Ritterlichkeit der Gesinnung. Die Pflicht in dem alten strengen Sinn, wie er im Anfang dieses Jahrhunderts wieder in Deutschland emporgekommen, war seine oberste Richtschnur. Alles Sentimentale lag ihm vollständig fern und er betrachtete jede gute Handlung nur „als verfluchte Pflicht und Schuldigkeit.“ Aber in jener Weichheit und Tiefe des Gemüthes lag auch seine unbewußte Poesie. An sich lag ihm die Poesie sonst freilich etwas fern. Er gehörte zu jener damals nicht seltenen Klasse von Menschen, die in das Trauerspiel nicht gehen mochten, weil sie dadurch zu sehr gerührt würden. Ueberhaupt hatte er sich die hannöversche Nüchternheit und Ruhe anzueignen gesucht, so daß ihn Fernstehende wohl für einen Philister

zu halten pflegten. Aber wenigstens mit der Ruhe verhielt sich die Sache ganz anders. Diese war nur scheinbar. Im Grunde war Onkel Friedrich ein lebhafter, heftiger, ja sogar sanguinischer Mensch, und er hatte jahrelanger Arbeit an sich selbst bedurft, um sich eine völlige Herrschaft über seine Affecte anzueignen. So pflegte er z. B. zu gestehen, daß er nur deshalb so kritisch und vorsichtig geworden sei, weil es für ihn nichts Schrecklicheres auf Erden gebe, als die Enttäuschung.

Entscheidend war es wohl für seine Entwicklung gewesen daß er vom zweiten bis achten Jahre getrennt von beiden Eltern aufgewachsen war. Er muß sich früh daran gewöhnt haben, Alles in sich zu verschließen und hinter Anderen etwas zurückzustehen. Beständig pflegte er mir in späteren Jahren die Rücksichtnahme gegen Andere einzuschärfen. Er kannte keinen größeren Fehler als die Eitelkeit und liebte es, alle Fehler auf diese zurückzuführen.

Daß er mit acht Jahren zeitweise wieder zur Mutter kam, hatte ihm eine tiefe Liebe für diese eingeflößt. Wie mein Vater, so kannte auch er nichts Höheres als sie. Er hatte deshalb trotz seiner specifisch hannöverschen Außenseite doch auch eine große Liebe für unser rheinisches Gut. Auch er hing mit ganzem Herzen an der Familie, wenn er dies auch zuweilen verbarg. Die Freiheitskriege fielen in Friedrichs elftes bis dreizehntes Jahr. Sie waren epochemachend für sein patriotisches Empfinden gewesen, und die dann folgenden Jahre hatten die empfangenen Eindrücke nur befestigt und vertieft. Er ging ungefähr von den Ideen aus, die die alten Burschenschaften beseelten. Es fehlte dabei auch nicht an einem demokratischen Zuge.

Da sich Friedrich nach dem Tode der Mutter sehr einschränken mußte, so stand er in seiner Jugend schon social in einem gewissen Gegensatze zu den meisten hannöverschen jungen Edelleuten, und auch dies ist nicht ohne Rückwirkung auf seine Ansichten geblieben. Von Wichtigkeit waren aber dann die Jahre gewesen, die er als Justizassessor in Hannover zubrachte. Wie mein Vater hatte er dort zu dem gemüthlichen Kreise der

Tante Hedemann gehört. Er fiel durch sein stilles Wesen auf und die Tante nannte ihn „maulfaul".

Aber mit dem feinsten Verständniß pflegte er Alles aus seiner Ecke zu beobachten. Auch er kam damals mit dem Hofe des Herzogs von Cambridge, der sein Pathe war, in Berührung und bewahrte diesem stets eine jugendlich warme Anhänglichkeit. Seine etwas ältere und von seiner Mutter erzogene Cousine Ahlefeldt war der Herzogin Hofdame. Ihre Lebendigkeit, ihr scharfer Verstand und eine sie gut kleidende Lebensfrische machten sie zu einer Erscheinung, die jeden Kreis zu beleben verstand. Sie und den stillen jungen Mann verband eine schwesterliche Freundschaft, die sich bis in das späteste Alter in wahrhaft rührender Weise bewährt hat. Das Jahr 1837 und die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes hatten Friedrich in die Reihe der liberalen Opposition geführt, und er wurde auch in späteren Jahre nicht müde, zu wiederholen, daß dies der unheilvollste Akt gewesen sei, der jemals in Hannover vorgekommen. Alles hatte sich vereinigt, um aus Friedrich, nachdem er Hannover wieder verlassen, einen Einsiedler im Sinn der regeneratorischen und nach unserer Ausdrucksweise liberalen Ideen aus dem Anfange dieses und dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu machen.

Aber sein praktischer Sinn, und mehr noch seine strenge Selbstzucht bildeten doch auch wieder ein Gegengewicht gegen dies Alles. So hatten seine Sparsamkeit und seine Ordnungsliebe dazu geführt, daß er seine Verhältnisse außerordentlich regelte und schließlich ein leidlich vermögender Mann wurde. Da er aber nicht heirathete, so schrieb er schon bei dem Tode meines Vaters an meine Mutter, daß er für ihre Kinder arbeite. Damit wurde er, ohne daß er es merkte, in aristokratischere Bahnen und zu dem zurückgelenkt, was seine Mutter gewollt hatte. Alles, was ich für die Familie that und thun wollte, fand den lebhaftesten Anklang bei ihm und berührte sein Herz. Es war ihm ganz recht, wenn die Familie in der Welt wieder eine Stellung bekam, und er freute sich sogar, wenn ich dabei tausend Dinge that, die er persönlich nicht thun mochte.

So lange er im Staatsdienste stand, machte ihn sein Pflichtgefühl zum Büreaukraten. Er hatte aber 1851 zum größten Erstaunen der Welt seine Stelle als Oberappellationsrath niedergelegt und war seitdem vollends ein Einsiedler geworden. Doch darf man freilich nicht denken, daß er sich ganz auf seinem Gute vergraben habe. Dieses war nur sein Domizil. Er suchte jetzt aber die Einsamkeit in der weiten Welt, indem er im Sommer ein bis zwei Bäder oder Sommerfrischen aufsuchte und den Winter fast regelmäßig in einer deutschen Stadt als Einsiedler lebte. Das Resultat ist schließlich gewesen, daß er ein ständiges Logis in Wiesbaden nahm, wo er wenigstens die Wintermonate regelmäßig zubrachte. So weit war er zu der Zeit, von der hier die Rede ist, noch nicht gekommen. Wohl aber hatte dieses Leben ein neues Element in ihn hineingebracht. Seine Umgangsformen waren leichter, seine Auffassungen weit weniger herb geworden.

Ich persönlich war dem Onkel von Haus aus nicht sympathisch gewesen und habe das gar manches Mal schmerzlich empfunden. Meiner Mutter konnte er es nicht vergeben, daß diese mich zu frühe angeregt und eine eigentlich kindliche Denkart nie bei mir habe aufkommen lassen. Ich aber ließ mich nicht abschrecken und schloß mich mit vollem Bewußtsein an den Onkel. In diesem erblickte ich den Vertreter meines Vaters, dem ich nun einmal nacheifern wollte. Die Aehnlichkeit zwischen diesen Beiden schien mir so groß, daß sie mir in der Erinnerung so zu sagen zu einer Person verschmolzen. Ich bedurfte durchaus einer männlichen Leitung und meine Natur fand eine Ergänzung in der nüchternen und doch tiefen Art des Onkels, wie ich eine solche in der Art meines Vaters einst gefunden hatte.

Und wie es zu gehen pflegt, so hat meine aufrichtige Ergebenheit die Antipathie des Onkels allmählich besiegt, und schließlich war ich doch auch der, auf dem die Fortexistenz der Familie beruhte. Mit meiner Uebernahme der Güter steigerte sich die Innigkeit unseres Verhältnisses. Schmunzelnd theilte der Onkel mir mit, wie lobend sich Herr Presber über meinen Eifer und meine Thätigkeit für das Familiengut geäußert habe. Leider

mußte aber auch dieses Verhältniß zum Onkel eine gewisse Spitze gegen die Mutter richten. Auch sie war dem Onkel schon von Haus aus wenig sympathisch gewesen. Er sah in ihr nur die Idealistin. Ihre Lebhaftigkeit machte ihn innerlich unruhig. Eigentlich bedauerte er, daß mein Vater sich nicht eine praktischere Frau gewählt habe, und er meinte, daß sie zu sehr ihren geistigen Interessen lebe. Auch die Art ihrer Frömmigkeit widerstrebte ihm, da er noch lange Zeit einer rationalistischen Auffassung huldigte. Andererseits vermochte aber auch meine Mutter dem äußerlich trockenen und so oft kritisirenden Onkel nicht gerecht zu werden. Sie sah nur den nüchternen Praktiker in ihm.

Man kann sich denken: es mußte manche bedenkliche Folgen haben, daß ich mich, zwischen Mutter und Onkel gestellt, mit solcher Entschiedenheit für diesen entschied. Hinter dem Onkel wiederum stand fast die ganze Verwandtschaft, die über die einschlagenden Familienverhältnisse nicht wesentlich anders urtheilte. Es gab mir eine falsche Stellung, daß ich mich gewissermaßen als Anwalt der Verwandten betrachtete und mich auch dadurch gehoben fühlte. Meine arme Mutter empfand es aber natürlich nicht ohne Schmerz, daß ich ihr entfremdet sei, und kämpfte mit um so größerer Lebhaftigkeit für ihren Einfluß auf meine beiden jüngeren Schwestern, denen gegenüber ich mich in einer fast väterlichen und darum auch verantwortlichen Stellung fühlte. Wirklich Schlimmes wurde vermieden. Ich kann es nicht genug betonen, daß die Fragen von Mein und Dein niemals zwischen meine Mutter und mich getreten sind, und ich verdanke dies lediglich ihrer Generosität.

Trotz der angedeuteten Mißstände habe ich doch auch gerade im Herbst 1857 eine glückliche Zeit in Eltville verlebt. Alle Welt war hoch erfreut über das endlich eingetretene gute Weinjahr. Recht nach dem alten Fuß meiner Kindheit sollte Alles bei der Weinlese gehalten werden. Eine der ersten Eintragungen in mein neues Hausjournal betraf eine neue Herbstfahne, und ein Wappen durfte natürlich auf derselben nicht fehlen. Herr Presber knurrte und machte mir eines frühen

Morgens, als ich noch im Bette lag, eine Scene, bei der es bis zu Thränen auf seiner Seite kam. Aber ich setzte im Großen und Ganzen doch meinen Willen durch.

Auch angenehme Gäste belebten in jenen Herbsttagen unser altes Haus. Und zu alle dem kamen dann auch noch Einladungen, welche mir bewiesen, daß ich, rheingauisch zu reden, jetzt eine Nummer hatte und keine Null mehr war. Auch jene Tage gehörten zu den wirklich glücklichen meines Lebens. Nur allzu bald riefen mich aber die Studien nach Göttingen.

Weihnachten kam ich nicht an den Rhein, weil ich des nahe bevorstehenden Examens wegen die Zerstreuung fürchtete.

Es gab aber doch eine Materie, die mich jetzt in Göttingen in hohem Grade neben meinen Studien beschäftigte und mich von diesen mehr abzog, als es eine Reise an den Rhein in der Weihnachtszeit gethan hätte. Es war dies wieder die Politik und das Lesen der Zeitungen. Der Umschwung, der in den hannöverschen Verhältnissen eingetreten war, lenkte mich verhältnißmäßig wenig ab, obwohl ich kein Anhänger des Ministeriums Borries war und von meinem Freunde in dieser Stimmung bestärkt wurde. Aber die auswärtige Politik nahm jetzt mein Interesse in nur allzu hohem Grade in Anspruch.

Zu den Eigenthümlichkeiten des Göttinger Lebens gehörte das dortige Museum mit seinen Zeitungen und Zeitschriften. Die meisten meiner Bekannten waren Mitglieder desselben und auch die winterlichen Vergnügungen hingen durch die sogenannten Museumsbälle mit diesem Institut zusammen. Das Gebäude, in dem es sich befand, war einst von dem Griechenfreunde Ottfried Müller nach der Art eines altgriechischen Hauses erbaut worden. In ihm habe ich zuerst eigentliche Zeitungsstudien gemacht. Gleich nach dem Mittagsessen pflegte ich mich dorthin zu begeben, um dort meinen Kaffee zu trinken. Selten aber bin ich in der letzten Zeit vor dem Ablauf von ein bis zwei Stunden weggekommen. Die Auswahl der Zeitungen war eine

außerordentlich große und ich eignete mir schon damals die Fähigkeit an, eine Menge derselben zu durchfliegen und den Extract davon in mich aufzunehmen.

Meine Göttinger Semester fielen in die Zeit während des letzten Abschnitts und nach dem Krimkriege. Mein Freund und ich jubelten, daß Rußland durch Österreich von der Donaumündung abgedrängt worden war und ich verfolgte ja seit meiner Lüneburger Zeit mit leidenschaftlichem Interesse den Gedanken, daß Österreich, welches bekanntlich vorübergehend in die Donaufürstenthümer eingerückt war, diese dauernd erwerben solle. Die Gegenzüge der russischen und bald auch der französischen Politik entrüsteten mich.

„Die neue Konstellation, die sich allmählich in der großen Politik vorbereitet," schrieb ich dem Freunde, „begrüße ich mit Freude. Endlich treten doch zwei große Liguen in den Vordergrund, bei denen unser Einer von ganzem Herzen Partei nehmen kann: Romanen und Slaven gegen Germanen. Wenn Preußen auf eigene Hand sich dieser vernünftigen Gruppirung entziehen will, so ist das allerdings sehr traurig. Aber ich bin überzeugt, das die Sache schließlich damit endigt, daß Preußen auf Österreichs Seite tritt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es lenkt jetzt die große Politik auf die Position wieder ein, von der sie nur die Tendenzreiterei der Revolution und der heiligen Allianz abgedrängt hat. — Ebenso verderblich als die heilige Allianz müßte für uns eine dauernde Allianz der Westmächte sein, in der ich nur das Gegen- und Afterbild der ersteren sehe.

Daß über kurz oder lang ein Kampf zwischen einer germanischen und einer romanisch-slavischen Ligue in unserem Welttheil entstehen wird, glaube ich sicher. Ich glaube an einen Krieg um die einzige vernünftige Frage, um die alte Frage, um die sich eigentlich die europäische Geschichte seit der Völkerwanderung dreht: ob wir Deutschen die Welt beherrschen sollen oder nicht."

In einem etwas späteren Briefe heißt es: „Wo, bei welcher

Großmacht jetzt in dieser Zeit des Kongresses meine Gedanken weilen, brauche ich wohl nicht zu sagen. Ich bin wüthend über die Haltung unserer deutschen Presse, die von der Kreuzzeitung bis zur Kölner Zeitung Chorus macht mit den französischen Blättern gegen — Österreich. Daß die Leute es niemals begreifen wollen, wie eine gemeinsame deutsche Politik im Orient in Ungarn, in Italien, in den Donaufürstenthümern, in Polen, in unseren Elbherzogthümern das einzige Mittel ist, um wenigstens eine Art Gesammtheit herzustellen, daß alle äußere Politik auf die Frage der Herrschaft über den Nachbarn hinauskommt, daß eine solche Politik Kraft giebt, weil sie auf Ideen beruht und weil man mit Ideen herrscht! Wir sollten den italienisch-französischen Gedanken deutsch-österreichische — ich nenne sie lieber blos deutsche — Gedanken entgegensetzen. —

Wenn unsere Haltung so fortgeht, so sage ich: Wer anders treibt denn Österreich zur Undeutschheit als wir selbst, indem wir ihm den Rücken zuwenden?

Uebrigens fange ich an, es bei der grenzenlosen Isolirung Österreichs, wie sie sich auf dem Kongresse zeigt, für wenigstens möglich zu halten, daß Österreich doch einen Fehler durch seine Nichtbetheiligung am Kriege beging. Jetzt hat es Alle gegen sich. Rußland ebenso sehr, als wenn es ihm direkt den Krieg gemacht hätte. Preußen aus Neid wegen der entscheidenden Rolle, die Österreich gespielt. Die Westmächte, namentlich Frankreich, im Gefühle, von Österreich überlistet zu sein, im Unmuth darüber, daß sie einen Krieg geführt, der ihnen wohl viel Ehre und Ruhm, der aber Österreich den vollsten Gewinn gebracht hat. — Gerade, daß man sich dessen in Wien bewußt ist, daß man sich bewußt ist, in altüberkommener Art einmal wieder das Zünglein an der europäischen Gleichgewichtswage gewesen zu sein, muß Napoleon reizen. Ueberlistet wird man in Paris nicht sein wollen. Es wird der Welt nicht zweifelhaft bleiben dürfen, wer als der eigentliche Sieger, als der Höhere dastehe, das Napoleonische Frankreich oder das legitimistische Österreich. Man wird deshalb dieses Österreich, dessen stolze Haltung schon vor dem Kriege verdroß, und das ja Na-

poleons ehemalige Heirathspläne durchkreuzte, demüthigen wollen. Der chevalereske Sinn der Franzosen wird nur zu gern darauf eingehen, wenn man ihnen sagt, ihre Nation habe geblutet, Österreich habe nichts gethan, als in noch nicht einmal ganz ehrlicher Weise zu diplomatisiren und trage nun den Löwenantheil nach Hause. — Und in der That: ganz richtig halte ich Österreichs Vorgehen auch den Westmächten gegenüber nicht. Wenigstens verstehe ich es nicht ganz, wie Österreich den bekannten Vertrag mit den Westmächten schließen und nachher sich doch dem Kriege entziehen konnte.

Ich urtheile nicht definitiv ab, denn ich kenne die Acten nicht; und ich sehe vollkommen ein, welche gewichtige Erwägungen dagegen sprachen, daß Österreich sich vom übrigen Deutschland in seiner Politik vollkommen trennte und mit dem revolutionären Frankreich gegen den alten Verbündeten von 1813 und 1849 zu Felde zog. Und daß ich bei meiner entschiedenen Gegnerschaft gegen das slavische Zarenreich und seinen fünfzigjährigen Einfluß in Deutschland, bei meiner Gegnerschaft gegen den Absolutismus des russischen Militärstaates mit dem haut goût seiner höheren Gesellschaft, — daß ich endlich bei meinem Wunsche, Österreich den Löwenantheil an der zukünftigen türkischen Beute zufallen zu sehen, — eine Betheiligung am Kriege zu Gunsten Rußlands als einen Selbstmord Österreichs aufgefaßt hätte, der es seiner Zukunft im Osten beraubt und zugleich seine deutsche Stellung tief erschüttert haben würde, — brauche ich wohl nicht erst zu sagen. — Was ich erhofft, war eine feste österreichisch-preußische Allianz als mitteleuropäische, als deutsche Gruppe zwischen dem russischen Koloß und den Westmächten, und die Entscheidung des Krieges in letzter Instanz durch actives Eingreifen im österreichischen Interesse. — Es scheint, daß dieser Plan, wie er sicher auch in Wien gehegt ward, an Preußen gescheitert ist; man kann vielleicht aber auch sagen, weil Österreich für den ihm winkenden, immensen Gewinnst Preußen kein Aequivalent bieten konnte, das nicht Österreichs Stellung in Deutschland untergrub.

War aber eine gesammtdeutsche Politik nicht möglich, so

scheint jetzt der Erfolg zu zeigen, daß Österreich ohne Preußen an der Seite der Westmächte in den Kampf hätte ziehen müssen, daß dies wenigstens das kleinere Uebel für Österreich war. —

So trüge denn das arme Österreich wieder die Nachtheile seiner zu komplicirten Lage. So wäre es dadurch im Nachtheil, daß es zu deutsch und zu legitimistisch, zu kaiserlich-stolz gesinnt war für die Allianz mit einem Napoleon und mit Sardinien. — Trat es activ in den Krieg ein, so konnte es die Donaufürstenthümer erhalten. Jetzt hat Sardinien ihm bei den Westmächten den Rang abgelaufen. — Die Donaufürstenthümer aber — wenn die erst einmal eine selbstständige, freiheitliche Entwicklung erhalten, dann ist es mit unseren Hoffnungen vorbei: zumal wenn bis dahin andere Konstellationen der Politik eintreten." — — — — — — — — — — — — —

Meines Freundes Auffassungen in der auswärtigen Politik waren den meinigen sehr ähnlich. „Der gegenwärtige Krieg," hatte er mir im Spätherbst 1854 nach Heidelberg geschrieben, „dessen Tragweite kein Sterblicher übersehen kann, wird wahrscheinlich die Feuerprobe sein, in der die Goldwährung deutscher Kraft sich herausstellen muß. Meine persönlichen Sympathieen sind im Lager der Engländer. Denn trotzdem ich dieses Volk im Frieden hasse, muß ich es doch im Kriege bewundern. Es sind die Sieger von Talavera und Salamanca, die Sieger von Waterloo, die Helden, an die gerade uns Hannoveraner eine persönliche Sympathie knüpft, die hier ein Unternehmen, in das französische Leichtfertigkeit sie verstrickt hat, mit dem edelsten Blute der ersten Geschlechter ausbaden müssen. Das stolze, leider erdichtete Wort der alten Garde (die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht) fällt mir jedes Mal unwillkürlich ein, wenn diese englischen Regimenter mit ruhigem Paradeschritt unter dem Regen der Kartätschen daherschreiten. Meine politischen Sympathieen dagegen sind überhaupt vom Kriegsschauplatz entfernt und weilen nur bei Österreich." Der Freund hielt den jungen Kaiser für den Mann unserer Zukunft. Die Welt werde noch Wunderdinge sehen von dem jungen Aar, der jetzt seine Fittiche rege.

„Daß der Friede vorläufig zu Stande gekommen, freut mich herzlich," schreibt er bei der Nachricht des Friedens am 4. April 1856. „Ich hielt die Fortdauer des Krieges nur für störend für eine Entwicklung der Dinge, die sich jetzt im Orient zur definitiven Entscheidung der orientalischen Frage ganz allmählich in Friedenszeiten vorbereiten wird. Ist dann Alles zur Entscheidung reif, dann wird der Kampf noch einmal in ungleich größerer Heftigkeit und zwischen theilweise anderen Mächten entbrennen. — — — Ich betrachte deshalb diesen Frieden lediglich als einen langen Waffenstillstand, der von allen Betheiligten gut benutzt werden muß."

Lehrjahre.

Ostern 1858 verließ ich Göttingen. Ich hatte das gewiß richtige Gefühl, daß ich nun lange genug auf der Universität gewesen sei, und gab dem auch gelegentlich Ausdruck. Von neuen Hoffnungen beseelt, traf ich in meiner Geburtsstadt Hannover ein, wo ich mein Examen zum „Auditor" machen sollte. Die Hauptsache war, daß mich dort mein Freund erwartete, der daselbst sein zweites Examen zu bestehen hatte.

Ich traf in Hannover aber auch noch einen großen Kreis von anderen jungen Juristen, die entweder vor einem der beiden Examen standen oder dort stationirt waren. Die damals im Lande Hannover aufgewachsene Generation war eine hoffnungsreiche und von starken Impulsen beseelt. In mancher Beziehung war es deshalb ein Kreis, wie ich einem solchen weder vorher noch nachher im Leben begegnet bin, und ich habe sehr viel frohe Stunden in demselben zugebracht. Wir aßen gemeinsam im „Odeon"; Abends gingen wir wohl in einen der öffentlichen Gärten, die sich damals auf einem etwas moderneren Fuß einzurichten begannen. Bei schlechtem Wetter oder in den späteren Abendstunden vereinigte uns dann wieder ein in Mode gekommener Keller. Wenn ich je extravagirt habe, so war es damals. Es wurde meistens recht spät, ehe wir nach Hause kamen.

Der Kreis, in dem ich mich bewegte, war der Hauptsache nach auch durchaus kein fremder für mich. Es befanden sich

darunter viele alte Bekannte und eine Reihe von Vandalen oder doch von solchen, die in engeren Beziehungen zu diesen gestanden hatten. Ich darf wohl sagen, daß mein Freund die bedeutendste Persönlichkeit unter allen war und er verstand es auch hier, sich zu einer gewissermaßen herrschenden Stellung emporzuschwingen. Neben ihm ist besonders von der Osten zu nennen. Er war ein liebenswürdiger, edel denkender, tiefer und mannigfach gebildeter Mensch, der sich später lange Jahre hindurch eines bedeutenden Einflusses in hannöverschen Kreisen erfreute. Auch er ging von der Litteratur aus. Auch er hielt zu Goethe. Durch seinen Vater, an den er sich aufs Innigste anschloß, besaß er Beziehungen zur alten romantischen Schule und deren Epigonen. Durch diesen hing er auch mit dem Kreise zusammen, der 1848 die Kreuzzeitung gegründet, und sein Konservatismus hatte in folgedessen eine etwas andere Färbung, als man in Hannover gewöhnt war. Ich gewann in Osten allmählich einen neuen Freund.

Unter den jungen Leuten, die zu unserem Kreise gehörten will ich nur noch einen nennen: Louis von Hammerstein. Er war einige Jahre vorher in Folge der Anregungen, die er als Student empfangen, katholisch geworden. Wir ahnten aber nicht, wie bald der stille, fleißige, bescheidene Mensch, den Alle gern hatten und achteten, aus unserem Kreise scheiden sollte. Nach gut bestandenem zweiten Examen trat er zum Erstaunen aller Welt in den Jesuitenorden ein. Er ist jetzt ein viel genannter Schriftsteller seines Ordens und als solcher in weiten Kreisen bekannt.

Hammerstein und ein aus der Gegend von Meppen stammender Katholik: ein Herr von Exterde, der später in österreichischen Civildienst getreten ist, sekundirten meinem Freunde und mir, wenn wir bei unseren politischen Gesprächen für Österreich eintraten. Osten pflegte dagegen mit großer Zähigkeit für Preußen zu plädiren und wurde dabei von einem Herren von Stockhausen, der später zu einer hervorragenden Stellung im preußischen Justizdienst aufgestiegen ist, unterstützt. Die Uebrigen standen zwischen unseren Ansichten in der Mitte. Die

Zukunft mußte erst zeigen, auf welche Seite sie sich wenden würden.

Eine um so größere Uebereinstimmung herrschte dagegen auf dem Gebiete der inneren Politik. Im Gegensatz zu den heut zu Tage vielfach verbreiteten falschen Auffassungen ist es gewiß von Interesse, daß wir, obwohl sich unser Kreis der Hauptsache nach aus Gliedern des hannöverschen Adels zusammensetzte, fast alle Gegner des Ministeriums Borries waren. Auch ich blieb jetzt in dieser Gegnerschaft nicht zurück. Derjenige von uns, der am meisten zur Regierung neigte, war kein Adliger. Durch * *, welcher Fühlung mit der ersten Kammer hatte, wußten wir, daß dort eine ähnliche Stimmung herrsche. Auch ist es in der That nicht zu viel gesagt, wenn der bekannte Schriftsteller O. Meding, der übrigens nichts mit der adligen Familie dieses Namens zu thun hat und ein eingewanderter Preuße ist, in seinen Denkwürdigkeiten sagt, die liberale Opposition gegen das Ministerium Borries sei von den Feudalen flankirt worden. Mit Erstaunen vernahmen wir es, daß ein hessischer Konservativer aus dem Kreise der Vilmarschen Gesinnungsgenossen, der in jener Zeit einmal nach Hannover kam, sich mit dem hannöverschen Regierungssystem einverstanden erklärt haben solle.

Die in Hannover zugebrachten Monate bildeten eigentlich den Abschluß meiner Studentenjahre. Daß dies nur ein Abschluß der Vergangenheit war, ahnte ich freilich damals nicht. Der Himmel hing mir voll Baßgeigen und ich dachte, daß das Leben immer noch schöner werden würde.

Auch in anderer Beziehung bot der lange Sommeraufenthalt in Hannover viel Anregendes für mich. Ab und an wurde das Theater besucht, dessen bedeutendste Kraft jetzt die Seebach war. Eine werthvolle Ergänzung meines Lebens bot das Haus der Frau von Arnswaldt, das damals vielleicht den interessantesten Kreis in sich vereinigte, den die Stadt Hannover besaß. Frau von Arnswaldt war eine katholische Westphälin und die Schwester der Brüder Werner und August von Haxthausen. Annette von Droste-Hülshoff war ihre Nichte. Zu den Hausfreunden

ihres elterlichen Hauses hatten die Gebrüder Grimm gehört. Dort im Paderbornschen waren die plattdeutschen Märchen der Grimmschen Sammlung niedergeschrieben, und die Haxthausenschen Geschwister hatten sich in hervorragender Weise dabei betheiligt. Ihre später erschienene Korrespondenz mit den Gebrüdern Grimm legt ein Zeugniß für die Innigkeit dieser Verbindung ab. Diese Haxthausenschen Geschwister sollen auch zu „des Knaben Wunderhorn" beigesteuert haben.

Der verstorbene Legationsrath von Arnswaldt, den ich persönlich nicht mehr habe kennen gelernt, war ein protestantischer Hannoveraner. Er hatte sich in seiner Jugend mit der mittelhochdeutschen Dichtung beschäftigt, sich später aber ganz dem religiösen Gebiete zugewandt. Es existirt eine theologische Schrift von ihm, die mit großer Anerkennung genannt wird. Dem Staatsdienste entsagte er früh, um sich ganz einer geistigen Beschäftigung zu widmen. Das Arnswaldtsche Haus enthielt große Schätze an Büchern und Bildern. Auch gerade für altdeutsche Kunst besaß man hier ein lebhaftes Interesse. Die Heirath des Herrn v. Arnswaldt mit einer Katholikin hatte keinen Mißton sondern nur ein anregendes Element in dies Alles gebracht. Auf religiöser Grundlage hatte sich hier in der Stille der dreißiger und vierziger Jahre ein reges geistiges Leben entwickelt. Wie man mit den Gebrüdern Grimm und den Romantikern in Verbindung stand, so gingen hier auch die hervorragendsten Konservativen Norddeutschlands ein und aus. Ich habe hier Vilmar zuerst persönlich kennen lernen. Eine Schwester Hassenpflugs, — es ist die, der wir das Leben einer rheinischen Katholikin, der Margarethe Verflassen, verdanken — gehörte von jenem westphälischen Kreise her zu den Freundinnen des Hauses. Auch z. B. mit Viktor von Strauß in Bückeburg wurden Beziehungen unterhalten. Fast Alles, was in Hannover auf eine gewisse geistige Ausbildung Anspruch machte, stand in Beziehung zu diesem Hause; und man konnte auch Leute darin treffen, deren politische und religiöse Richtung eine andere war.

Ostens Vater gehörte zu den geistig verwandten Haus-

freunden und es waren auch diese Beziehungen auf den Sohn übergegangen. Eingeführt wurde ich aber nicht durch ihn, sondern durch den Sohn des Hauses, unserem Göttinger „Konkneipanten", der jetzt in Hannover mit mir sein Examen machte. Ich habe im Arnswaldt'schen Hause höchst angenehme Stunden zugebracht und werde dafür stets eine dankbare Erinnerung bewahren. Ich fand hier ein geistiges Leben, in dem ich zugleich doch ein Stück des alten Hannovers aus der Zeit meines Vaters sah.

Bis ich mein Examen bestanden hatte, war beinah das Ende des Monats Juli herangekommen. Ich machte darauf mit den Gebrüdern von Arnswaldt eine Reise nach Dänemark und lernte bei dieser Gelegenheit auch Mecklenburg kennen, von dem mir Mitschüler in Lüneburg und Corpsbrüder in Heidelberg so viel erzählt und das mir gleichsam wie ein geheimnißvolles Land vorkam. Obwohl ich Holstein kannte, so imponirte mir dies Land, in dem es so zu sagen nur Güter giebt, doch. Die Art und namentlich der Dialekt der Mecklenburger frappirten mich so sehr, daß einer meiner Reisebegleiter behauptete, ich hätte schon nach drei Tagen einen mecklenburgischen Dialekt angenommen.

Seeland gefiel uns wegen seiner Frische und seinen herrlichen Bäumen sehr und es erfreute mein Herz, daß man trotz der damaligen Erbitterung der Dänen überall mit Deutsch durchkam. Der Rückweg wurde von mir und meinem Göttinger Coätanen über Kiel und Lübeck genommen. Zuletzt brachte ich dann mit Mutter und Schwestern einige Wochen auf Bothkamp zu. Wir sahen damals den großen Kometen, den man wohl auf das Jahr 1859 gedeutet hat. Etwa am letzten September traf ich zu Iburg im Osnabrückschen ein, wo ich als Auditor angestellt worden war.

Ich hatte eine Anstellung in einer derjenigen Gegenden Hannovers gewünscht, die ich noch nicht kannte. Es hing dies mit meinen Ideen für die Zukunft Hannovers zusammen, die ich in den nördlichen und westlichen Theilen des Landes suchte und ich war in Erinnerung an Möser schließlich auf das Fürstenthum Osnabrück verfallen, dessen Schönheit seiner Zeit auch auf Friedrich Perthes solchen Eindruck gemacht hatte. Als

ich in Bothkamp war, hatte sich die Sache entschieden. * * schrieb mir, Hammerstein sei sehr vergnügt, mich in seiner osnabrückschen Heimath untergebracht zu sehen.

Ich war noch nie in jenen westlichen Gegenden gewesen. Es waren schöne Herbsttage, als ich in dem Amtssitze Iburg eintraf. Die Gegend entzückte mich in der That. Iburg liegt auf dem Wege nach Münster, an den südlichen Vorbergen des eine Fortsetzung des Teutoburger Waldes bildenden Osnings. Der nördlich von Iburg gelegene Dörenberg war wahrscheinlich eine altheidnische Kultusstätte und dem Donnar geweiht. Südlich beginnt die große Münsterische Ebene, die erst in der äußersten Ferne durch ein leicht angedeutetes, blaues Gebirge wieder begrenzt wird. Iburg war ursprünglich ein Kloster gewesen und dann in ein Schloß der Bischöfe umgewandelt. Hier hatten der erste welfische Bischof von Osnabrück und seine Gemahlin: die pfälzische Sophie lange Hof gehalten, und man zeigte noch die Stube, in der die erste Königin von Preußen geboren ward. Es mochte mit dem alten Hof noch zusammen hängen, daß die unmittelbare Umgebung zwischen dem Schloß und dem Dörenberge wie ein Park anzusehen war. Eine Reihe alter Fischteiche war in Wiesen umgewandelt und gewährte mit den dazwischen liegenden Holzungen und den nach westphälischer Art zerstreuten Häusern das reizendste Bild.

Das war nun Alles recht gut. Aber ein junger Assessor, mit dem ich in Lüneburg auf der Schule zusammen gewesen und mit dem ich jetzt hier wieder zusammentraf, drückte gleich von vornherein erhebliche Zweifel darüber aus, ob es mir in Iburg gefallen werde. Man lebe nicht von der Gegend, meinte er skeptisch; und es war mir bisher auch in meinen glücklichsten Zeiten nicht möglich gewesen, das Leben mit Anderen einfach zu nehmen und die Reflexion mit allen ihren nachtheiligen Folgen von demselben fern zu halten.

Iburg war ein ganz kleiner Ort und auch noch nicht einmal ein Flecken. Es besaß aber die vollzählige Büreaukratie eines Amtssitzes und zahlreiche andere Honoratioren: einige dreißig Besuche sollte der Auditor bei seiner Ankunft machen.

Die Frage war, in wie weit es mir möglich sein würde, mich diesen neuen Verhältnissen zu accomodiren. Allerdings hatte mein bisheriger Lebenslauf gezeigt, daß ich die Fähigkeit, mich zu accomodiren, besaß. Aber ich verhehlte mir nicht, daß gerade hierin eine Gefahr lag. Einmal, so schien mir, mußten diese Wandlungen und Häutungen ein Ende nehmen. Ich konnte nicht ein weicher Thon in den Händen derer, welche mich formen wollten, bleiben. * * hatte mich in meinen Schülerjahren bei dem, was mir begegnete, auf den Stolz verwiesen und diesen, wenn er in den richtigen Grenzen gehalten werde, als eine unumgängliche Lebensbedingung bezeichnet. Auch ihm selbst gegenüber vermißte er zuweilen diesen Stolz bei mir. Wäre ich durchaus auf den Staatsdienst angewiesen gewesen, so würde ich mich doch irgendwie gefunden und noch einmal gehäutet haben. Aber es stand doch jetzt schon im Gegensatz zu dem früher Beabsichtigten fest, daß die juristische Karriere nur ein Durchgang für mich sein sollte. Ich hatte mich in Eltville stets in einem Gegensatze zur Büreaukratie gefühlt. Ich sah als Anhänger Riehls wie als Epigone der alten Rheingauer Reichsritter in der Büreaukratie die eigentlich zu bekämpfende feindliche Macht. Dazu kamen die studentischen Einflüsse, die ich so lange und so intensiv auf mich hatte wirken lassen. Der Kampf gegen das Philisterthum erschien mir als der gleiche Kampf wie der gegen die Büreaukratie. Aber noch mehr! In Heidelberg und nicht minder in Göttingen war die Abschließung in den Kreisen meines Corps recht eigentlich das gewesen, was ich gewollt. Keiner von allen meinen Genossen hatte die Exclusivität so sehr zum Prinzip erhoben als ich. Sie war die Lebensluft gewesen, in der ich athmete. In dem Kreise des hannöverschen Odeons erblickte ich gewissermaßen eine Uebertragung meines Heidelberger Corps nach Hannover, und ich habe in der That lange Zeit ernstlich daran gedacht, daß sich aus dem ersteren eine Vereinigung und somit ein Corps für das spätere Leben entwickeln könne. Welche Melodie sollte ich mir aber nun auf den Kreis machen, in den ich in Iburg versetzt war? Hätte Iburg im Alt-Hannöverschen gelegen, so

hätten sich noch eher Fäden dargeboten, mittelst deren ich mich hätte zurecht finden können. Schon das Westphalenthum, das mich in den niederen und mittleren Schichten umgab, war doch nicht das Hannoveranerthum, an dem ich von Kindheit an hing. Das Gefühl des Heimathlichen wollte mir nicht kommen. Allerdings waren die Beamten fast ausnahmslos aus dem östlichen Hannover. Kaum einer von ihnen zeigte aber jenen althannöverschen Typus, der mir in meinem Vater und meinem Onkel entgegen getreten und der auch zahlreichen Männern von der Schule des Konduktors Lüdeking mehr oder weniger eigen war. Zu meiner Familie fehlte vollends jede Beziehung und ebenso wenig ließ sich irgend eine zu meiner zweiten Famile: zur Heidelberger Vandalia entdecken. Auch nicht eine einzige wirkliche Idee trat mir in dem, was mir geboten wurde, entgegen, da ich auch für das Bauernthum kein Verständniß gewahrte. Ich sei nun auch einmal in der Fremde, sagte ich mir, und müsse in der Fremde meine Eigenart und meinen Charakter bewähren.

Die Frage war nur, ob ich dazu die Vorschule, ob ich, wie ich damals war, die Fähigkeit dazu besaß. Dies war leider nicht der Fall. Wollte ich mich gegen die mich jetzt umgebenden Einflüsse innerlich verschließen, so mußte ich der Offenheit ein Ende machen und ebenso der Lebendigkeit, der ich mich seit Jahren wieder ohne Bedenken hingegeben. Wohl hatte ich mich auf der Schule zuletzt gewöhnen müssen, Alles in mich zu verschließen. Aber es stand mir nicht und ich glaubte nun endlich dieser traurigen Rückschläge enthoben zu sein. Es war mir in meiner Studentenzeit und zuletzt noch in Hannver so Manches gelungen, daß ich mir dachte, es könne mir nun auch weiterhin nicht fehlen. War ich doch nun endlich ein junger Mann und hatte ich doch einen Besitz hinter mir, der mich einigermaßen unabhängig machte.

Leider aber war meine Rechnung eine irrige. Um so auftreten zu können, wie es mir vor der Seele stand, mußte ich imponiren können. Da aber fehlte es eben. Gerade auf meiner kindlichen Art hatte mein Einfluß in Heidelberg und Göttingen

zum großen Theil beruht. Dem Schweren, was das Leben hat, war ich mit mehr oder weniger Bewußtsein ausgewichen. Zuletzt hatte der Aufenthalt in Hannover mit dem Rückhalt, den mir der ältere Freund gewährte, die verschiedensten Illusionen bei mir hervorgerufen. Es konnte nicht ausbleiben, daß zu dem inneren Gegensatz, in dem ich mich den Iburgern gegenüber befand, auch bald ein äußerer kam und in diesem letzteren seinen Ausdruck fand. Im Verkehr mit den Familien des Oertchens trat dies Alles noch nicht in besonders peinlicher Art hervor. Es gab Menschen, die mich bemitleideten. Eine ältere Dame sagte mir, ich passe nicht nach Iburg und müsse nun einmal in den Kreisen bleiben, in denen ich aufgewachsen sei. Aber der Verkehr mit den unverheiratheten Herren — da saß es. Die gemeinsame Mittagstafel fand ich sehr bald außerordentlich ungemüthlich. Die Unterhaltungen interessirten mich nicht, und ich versuchte sie wohl mehr, als es meiner Stellung angemessen war, auf andere Gegenstände zu lenken. Denke ich heute über die Sache nach, so ist es mir wahrscheinlich, daß ich mich unsicher fühlte und dieses Gefühls dadurch Herr zu werden suchte, daß ich viel redete und eine Sicherheit in mein Benehmen zu legen trachtete, die meinen Empfindungen keineswegs entsprach. Natürlich kam ich damit nicht weit und ich vermuthe wiederum, daß mich dies dazu geführt hat, meinen Ton noch zu erhöhen und mein unbefangen sein sollendes Auftreten zu verschärfen. * * hielt mir später vor, ich habe den Kavallerieofficier auf dem Lande kopiren wollen. Das aber sei aus äußeren und inneren Gründen für mich unmöglich gewesen. Daß ich häufig von Iburg abwesend war, machte die Verstimmung gegen mich natürlich noch größer. Bald glaubte ich dieselbe nicht mehr ignoriren zu können.

Ich beschloß, an dem Mittagstisch nicht mehr Theil zu nehmen. Wie erschrak ich aber, als ich erfuhr, daß in dem kleinen Orte gar kein anderer Mittagstisch zu finden war und daß ich auch kein Essen auf die Stube bekommen konnte! Ich mußte an dem Tisch des Herrn Hiltermann bleiben, nahm aber von da an der Unterhaltung fast gar nicht mehr Theil und zog

mich völlig in mich zurück. Wohl ist gelegentlich einmal der Versuch gemacht worden, der vorhandenen Spannung ein Ende zu machen. Aber schon der Gedanke an mein Corps ließ mich Alles, was einer Demüthigung ähnlich sehen konnte, von der Hand weisen. Auch die kleinen Tanzvergnügungen des Oertchens, an denen ich trotz Allem Theil nahm, und der Club, dessen Besuch ich der Zeitungen wegen nicht aufgab, änderten nichts an der Sachlage.

Meine amtliche Thätigkeit bot fast nichts, was mich interessirt hätte. Die Behandlung der Bauern in den Schöffengerichtssachen mißfiel mir durchaus. Einer meiner Vorgesetzten verurtheilte regelmäßig da in die höchsten Strafen, wo das Rechtsgefühl des Bauern in dem, was er gethan hatte, kein Unrecht fand. „Gerade darum sollt Ihr eine hohe Strafe haben, weil Ihr nicht einseht, daß Ihr Unrecht habt," pflegte er zu sagen.

Wäre ich mehr beschäftigt gewesen, so würde meine Berufsarbeit mir gewiß einiges Interesse gewährt haben. Das, was von mir verlangt wurde, war aber doch auch zu wenig, als daß damit meinem Bedürfniß nach Beschäftigung hätte genügt werden können. Die Hauptsache blieb das Protokollführen. Erkenntnisse erinnere ich mich nur eine geringe Zahl verfertigt zu haben. Die langen Winternachmittage und Winterabende saß ich nun meist, ohne durch Arbeiten für das Gericht in Anspruch genommen zu sein, allein in meinem kleinen und gewöhnlich überheizten Zimmer. Natürlich wandte ich mich wieder der Lektüre zu. Ich habe damals auf des Freundes Empfehlung „Was ich erlebt" von Steffens gelesen; und es hat dies bändereiche Werk einen dauernden Eindruck bei mir hinterlassen. Doch ist die Erinnerung an jene Zeit mir so sehr durch einen grauen Schleier verhüllt, daß ich kaum weiß, ob ich dort noch etwas anderes gelesen habe. Nur daß ich mir Mösers Werke, in die ich schon in Lüneburg einen Einblick gethan, damals anschaffte, erinnere ich mich noch. Von den patriotischen Phantasien kann man aber nicht allzu viel auf einmal lesen; und an Mösers Osnabrückische Geschichte habe ich mich damals wohl noch nicht

gewagt. Nur einen Ueberblick über die alten ländlichen Verhältnisse des Osnabrückschen habe ich mir an der Hand von Möser verschafft; und dies ist insofern für mich von Werth gewesen, als mir diese alterthümlichen und darum höchst merkwürdigen Verhältnisse seitdem kein todter Begriff mehr waren.

Bei allen anderen Büchern ist es mir zweifelhaft, ob ich sie nicht im Winter darauf gelesen. Anführen könnte ich nur die Memoiren der Kaiserin Katharina II., die mich aber freilich auf ein ganz anderes Gebiet führten.

Allerdings setzte ich jenes Rinteler Büchelchen fort, in das ich allerhand Eintragungen über Land und Leute machte. Ich kam aber nicht viel weiter als bis zu einigen Zusammenstellungen über die Bauernnamen des Osnabrückschen, die dort bekanntlich mit den Höfen vererben und darum sehr alt sind.

Zu einer geistigen Arbeit war ich in meiner damaligen Stimmung unfähig, da zu den Leiden meines Iburger Aufenthalts auch noch persönliche Erlebnisse hinzukamen, von denen hier nicht die Rede sein kann. Schon jetzt war der Zustand, in dem ich mich befand, ein gar trauriger. In vieler Beziehung war das, was ich durchmachte, eine erneute Auflage der kindlichen Misere des Jahres 1846. Freilich eines war besser als damals. Ich erstrebte jetzt etwas. Aber gerade dieses Streben war doch wieder die Quelle meiner Leiden. Ich war in einen Kampf eingetreten, von dem ich recht gut fühlte, daß er ein hoffnungsloser für mich sei.

Tu ne cede malis,
Sed contra fortior ito.

Ich habe diese Verse erst später kennen lernen. Aber es drückt sich in dieser stoischen Heidenweisheit meine damalige Stimmung aus. Ich wollte mir dadurch helfen, daß ich mich sozusagen in den Stolz hüllte. Daß dieser unproduktiv bleibt und keine innere Erquickung zu geben vermag, sah ich noch nicht ein.

Mitten in diese persönlichen Kämpfe hinein fielen die ersten

Vorboten des italienischen Krieges von 1859. Sie haben in meiner damaligen Lage zunächst erfrischend auf mich gewirkt. Daß wir einem Kriege gegen Frankreich entgegen trieben, war schon längst eine weit verbreitete Ueberzeugung. Als eine Reihe von Truppenmanövern, zu denen auch die Zusammenziehung des zehnten Armeecorps bei Nordstemmen gehörte, im Sommer 1858 stattfand, deutete dies der Artikel einer offiziösen Zeitung als Drohung gegen Frankreich. „Ganz Deutschland starrt in Waffen," hieß es. Die Worte, die Napoleon III. bei dem Neujahrsempfang an den österreichischen Gesandten von Hübner richtete, riefen dann eine allgemeine Bewegung in Deutschland hervor. Noch standen die orientalischen Angelegenheiten im Vordergrunde des Interesses, und es herrschte damals noch eine so gesunde Antipathie gegen Rußland, daß schon Napoleons Hinneigung zu diesem eine allgemeine Parteinahme der Deutschen gegen ihn hervorrief. Auch in dem kleinen Iburg war die Erregung groß. Um bei dem bevorstehenden Kriege sichere Nachrichten zu erhalten, abonnirte der Iburger Club auf die — Wiener Zeitung.

Die Bewegung, welche Deutschland ergriffen hatte, fand auch bald einen Ausdruck in vielen deutschen Ständeversammlungen. Allen voran ging die bayerische, in der Herr v. Lerchenfeld in der rühmlichsten Weise hervortrat. Auch in Hannover blieb man nicht zurück. Nur in Preußen blieb es still. Die Allgemeine Zeitung, die ich damals wieder hielt, meinte unter Bezugnahme auf Georg von Vincke, ein Ruf sei aus dem Lerchenfeld erschollen: „Wann tönt es wieder in dem Vinckenwald?" Bald zeigte es sich, daß diese Lauigkeit von der Regierung ausging. Allmählich schlugen auch die hervorragenden liberalen Zeitungen — die Kölnische voran — um, und man konnte bemerken, auf welche Seite sich nun die öffentliche Meinung in Preußen wandte. Ich erinnere mich, da ich Ostern nach Frankfurt zu meiner Mutter reiste, einer Unterhaltung auf dem Bahnhof in Minden, die mir darüber keinen Zweifel ließ.

In Frankfurt war alles in großer Erregung. Es wimmelte

von Extrablättern. Der Krieg war thatsächlich erklärt. Jetzt waren alle Iburger Leiden von mir vergessen.

„Schickt nur Gefahr vom Osten bis zum West,
Wenn Ehre sie vom Nord zum Süden kreuzt",

rief ich aus. Ich erinne mich eines sehr heftigen Disputs mit der Frau des französisch-reformirten Geistlichen in Frankfurt. Ich wurde so scharf, daß meine gute Mutter höchst unangenehm davon berührt wurde.

Diese stand auch im Verkehr mit dem Hause des nassauischen Gesandten. Es war dies der frühere Minister von Dungern. Er war ein biederer, rechtschaffener Charakter von echt deutscher Art; die Frau eine gefühlvolle Dame nach der Weise der 20er und 30er Jahre. Meine Schwester Ella war mit zweien der Töchter konfirmirt und innig befreundet. Auch ich kam jetzt wieder in dies Haus. Was ich aber hier erfuhr, lautete nicht sehr tröstlich. Man sagte mir, die Reise des Erzherzogs Albrecht nach Berlin sei mißglückt.

Im Hause mit meiner Mutter wohnte der hessische Minister Abée, der damals auch als Bundestagsgesandter fungirte. Ich kam auch öfter mit ihm zusammen. Bei meiner Rückreise nach dem Norden fuhren wir bis Kassel in demselben Koupee. In der Beurtheilung der augenblicklichen Lage fanden wir uns durchaus. Der Minister war erstaunt über das Interesse, mit dem ich die Dinge im Detail verfolge und namentlich die Stimmung des Publikums studire; und ich hätte gewiß Karriere machen können, wenn ich damals in hessische Dienste getreten wäre.

Abée war ein gutmüthiger Sanguiniker, dem man seine französische Abkunft anmerkte. In die diplomatischen Kreise paßte er freilich nicht und mir sind ziemlich harte Urtheile aus diesen über ihn zu Ohren gekommen. Aber er war ein begeisterungsfähiger Mensch und von jenen Anschauungen der Vilmarschen Schule erfüllt, die auch bei mir den Ausgangspunkt bildeten.

Abée bestätigte mir das Mißlingen der Mission des Erzherzogs Albrecht. Zum ersten Mal wurde ich durch ihn auf

Herrn von Beust aufmerksam gemacht. Dieser war in jenen Tagen auf der Rückreise von Paris durch Frankfurt gekommen und dort das Orakel der Herren vom Bundestag gewesen. Abée hob hervor, welche große Rolle Beust während des orientalischen Krieges gespielt habe.

Nach Iburg begab ich mich nur, um mich meinen dortigen Vorgesetzten zu empfehlen. Ich war auf meinen Wunsch versetzt worden. In meiner Eingabe hatte ich um einen größeren Ort gebeten und wurde in Folge dessen dem Amtsgericht Harburg zugewiesen. Es wird Ende April gewesen sein, als ich dort eintraf.

Ich wurde an meinem neuen Bestimmungsort zunächst mit Untersuchungssachen beschäftigt. Es erschien mir ominös, daß mein erstes Protokoll die Sektion einer Leiche betraf; und es sollte die Untersuchung, um die es sich hierbei handelte, in der That unangenehme Folgen für mich haben. Der Erschlagene war ein alter, mäßig beleumundeter Arbeiter auf dem Bahnhof gewesen und hatte den Streit durch das Stehlen eines Beils hervorgerufen. Seine äußere Verletzung war nur eine geringe. Es handelte sich um die stets so schwierige Frage, ob ein Todtschlag oder eine Körperverletzung mit tödtlichem Erfolge vorliege. Bei der Augenscheinsbesichtigung kam es zu einer Differenz zwischen meinem Vorgesetzten und mir. Wir einigten uns nicht, und der Amtsrichter hat sich dann offenbar über mich beschwert. Auch noch heute bin ich überzeugt, daß ich in der Hauptsache Recht hatte. Doch ließ ich mir, allerdings ohne daß ich es wußte, einen Formfehler zu Schulden kommen. Ich wurde zunächst einem anderen Amtsrichter zugewiesen und nach zwei bis drei Monaten von Harburg nach dem nahen Winsen an der Luhe versetzt. Wenn mir in Harburg kein Erkenntniß zu machen aufgetragen wurde, so mochte auch das mit jenen Differenzen zusammenhängen.

Daß die Sache schließlich zu einer Versetzung führen würde,

ahnte ich allerdings während des größten Theils meines Harburger Aufenthalts nicht. Aber ich fühlte natürlich, daß dieser Anfang kein guter sei.

Auch jetzt zog ich mich auf mich selbst zurück und erregte schon dadurch das Erstaunen der Menschen. Geistige Anregung gab es ebenso wenig als in Iburg, und da jener Amtsrichter mit zur Tischgesellschaft gehörte, so wirkte die zwischen uns herrschende Verstimmung auf mein Verhältniß zu dieser zurück. Zu dem Allen kamen dann aber gerade in Harburg die politischen Ereignisse. Es läßt sich denken, wie sie mich jetzt auf das Tiefste erregten. Schon daß es so gänzlich an Siegesbotschaften von Seiten der Österreicher fehlte, war traurig genug. Auch außerhalb Preußens war wenig mehr von der franzosenfeindlichen Aufwallung des Winters zu verspüren. Zunächst war ein schlaues Klügeln an die Stelle getreten. Nach der Schlacht von Magenta begann sich die öffentliche Meinung immer mehr auf die Seite der Italiener und Franzosen zu stellen. Als ich in jenen Tagen auf der Eisenbahn fahren mußte, erstaunte ich über die Gespräche, die ich über die Niederlage der Österreicher zu hören bekam. „Es giebt noch mehr! Es giebt noch mehr!“ rief man. Höhnend war davon die Rede, daß es in Hannover junge Adlige gebe, die nicht übel Lust gehabt hätten, mit in das Feld zu ziehen. Ich erwiderte, daß ich auch zu dieser Klasse von Menschen gehöre und ließ mir vom Schaffner auf der nächsten Station ein anderes Koupee geben.

Nach der Schlacht von Solferino wurde die Sache erst recht toll. Die Konservativen verstummten. Auch die zurückhaltenderen und älteren Liberalen verbargen ihren Jubel kaum mehr. Ich erinnere mich eines älteren Herrn, der mir die ersten Telegramme über die Niederlage von Solferino in die Hand gab und seine helle Freude kaum unterdrücken konnte. Es war eine Scene, die in die in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts herrschende Stimmung zu versetzen geeignet war.

Dagegen sah ich in den österreichischen Niederlagen die Zertrümmerung der Hoffnungen, die ich für unser deutsches Vaterland gehegt. Eine innere Stimme sagte mir, daß das Alles

weiter führen müsse, daß es mit dem alten historischen Europa und mit der von mir erträumten deutschen Oberherrschaft in Europa vorbei sei. Der Friede von Villa Franca vollendete dann meinen Kummer.

Eine Fülle von Bedenken und Skrupeln wurden jetzt bei mir wach. Alles fange bei mir an, zweifelhaft zu werden, schrieb ich damals und ich müsse Alles noch einmal durchdenken. Wie alle Konservativen, so hätten auch wir Götzen nachgejagt. Manches, was ich für Wahrheit gehalten, sei ohne Zweifel ein Spiel der Phantasie gewesen. Es finden sich in meinen Briefen an den alten Freund Aeußerungen, die jedenfalls sehr unlegitimistisch klingen. Dennoch aber — so bald ich mich aus dem Negativismus und den Zweifeln aufraffte, konnte ich doch nur die alten Gedankengänge weiter spinnen.

Die Sommerferien brachte ich am Rhein zu. Dann ging ich nach meinem neuen Bestimmungsort im Städtchen Winsen. Dieses liegt an der Grenze der lüneburgschen Elbmarsch. Ueber eine Wiesenfläche herüber präsentirt sich dem auf der Bahn Vorüberfahrenden das alte Schloß, in dem zur Zeit des dreißigjährigen Krieges Tilly Hof gehalten hat, ansehnlich und würdig. Die nahe Elbe und die jenseits derselben gelegenen Vierlande bieten dem Spaziergänger höchst angenehme Zielpunkte. Wie elend und unglücklich fühlte ich mich aber in diesem Winsen!

Das, was ich hier fand, war eine neue Auflage von Iburg. Der Mittagstisch war noch kleiner als dort. Ueber meinen Amtsrichter konnte ich nicht im Mindesten klagen. Aber eine eigentliche Stellung wußte ich mir nicht zu verschaffen. Einzelnes von dem, was mir begegnete, mag ich überschätzt haben. Wieder beschloß ich, mich von dem Mittagstisch zurück zu ziehen. Hier in Winsen vermochte ich Essen auf meine Stube zu bekommen und war somit wenigstens allein.

Natürlich kamen aber so die mich quälenden Gedanken, die

jetzt auch durch keine politische Erregung mehr abgehalten wurden, in doppeltem Maße über mich.

Wie in Harburg, so machte ich auch hier keine Erkenntnisse. Daß ich auch in Winsen nicht bleiben konnte, wurde mir klar. Da ich mich nicht wieder um eine Versetzung bei dem Justizministerium bewerben mochte, so blieb mir nichts übrig, als um meine Uebernahme in die Verwaltung zu bitten. Und sobald ich mich nur einmal zu etwas entschlossen hatte, hob sich auch wieder meine Stimmung.

Ich begann nun Ordnung in meine Papiere zu bringen und fertigte z. B. allerhand Verzeichnisse an, die mir auch später noch von Nutzen gewesen sind. Auch der Lektüre wandte ich mich wieder zu und habe z. B. in jenen Tagen Goethes Annalen und eine kurze Lebensbeschreibung von Scharnhorst gelesen, den ich als meinen allerspeciellsten Landsmann betrachtete. Auch Riehls Buch von der „Arbeit" habe ich in Winsen kennen gelernt.

Endlich wurde ich in die „Verwaltung", obwohl diese schon damals eine Elitekarriere sein sollte, aufgenommen. Graf Borries war es, dem ich dies trotz meiner gewiß mäßigen Zeugnisse verdankte. Er war ein persönlich integerer Mann, dem es gewiß nicht an vielen guten Eigenschaften gebrach. Er kannte das Land, besaß Arbeitskraft und war nicht ohne Geschick für die laufenden Verwaltungsgeschäfte. Mich empfing er mit Wohlwollen. Aber der Eindruck, den er mir machte, entsprach genau dem Urtheil, das man heute allgemein über ihn fällt. Er erschien mir als ein praktischer, zäher Büreaukrat und durchaus als ein Vorläufer jener preußischen Administration, die wir später in Hannover kennen lernen sollten. Von tieferen Ideen war auch bei ihm keine Rede. Er sang das Lob der „Verwaltung" und endigte mit einem ziemlich kräftigen Seitenhieb auf die Justiz und ihren Formelkram.

Auf meinen Wunsch war ich wieder in eine größere Stadt und zwar nach Osnabrück versetzt worden. Ehe ich Winsen definitiv verließ, hatte ich einen unerwarteten Besuch von Klinggräff. Weit entschiedener als ich hatte er während des Krieges an den Eintritt in die österreichische Armee gedacht, und es

trieb ihn, als dieser in so unbefriedigender Weise zu Ende ging, unaufhaltsam nach dem Süden. Er sehnte sich, etwas für das Vaterland zu thun und hoffte, in dem ihm so lieb gewordenen Süddeutschland sich die Fähigkeit dafür zu erwerben. Auch meiner hatte er in diesem Zusammenhange gedacht. In einem Briefe, den ich auf einem Umwege erhielt, schlug er mir ein Rendezvous vor. Da ich nicht abkommen konnte, so lud ich ihn nach Winsen ein, ohne eigentlich daran zu glauben, daß er kommen werde. Ich hatte in dem Briefe aber einige Andeutungen über meine Lage und Stimmung gemacht, denen Klinggräff nicht widerstehen konnte. Ganz unerwartet stand er eines Morgens vor mir. Ich hätte ihm ja einen so tollen Brief geschrieben, sagte der alte Heidelberger Papa, und da hätte er kommen müssen. Jetzt erst, hier in Winsen, wurde die Grundlage zu unserem späteren Verhältniß gelegt. Unser Briefwechsel riß nicht wieder ab.

Klinggräffs Besuch hat mich damals gestärkt und einen Moment über mich selbst hinweggehoben. Aber ich mußte in Winsen noch aushalten. Erst Ende Oktober langte ich in Osnabrück an, das etwa zwei Stunden von meiner ersten Station Iburg entfernt ist. Es war mir natürlich angenehm, nicht wieder in eine ganz neue Gegend zu gelangen. Wäre ich zuerst nach Osnabrück gekommen, so ist es höchst wahrscheinlich, daß ich mich dort acclimatisirt und daß mir ein großer Theil des Schweren erspart geblieben wäre, das ich in den dreizehn Monaten, die ich jetzt dem Staatsdienste angehörte, durchgemacht hatte. Um so angenehmer mußte mir gerade jetzt Osnabrück sein, da ich hier mit Corpsbrüdern wieder zusammentraf.

Aber die Seele erholt sich nicht so leicht, wenn sie einmal von Stimmungen beherrscht worden ist, wie es die meinige im letzten Jahre gewesen war. Man fand mich elend aussehend und abgemagert. Allgemein fiel es auf, daß ich meine Toilette vernachlässigt habe. Oft vergaß ich die wichtigsten Dinge. Man nannte mich mißtrauisch und klagte darüber, daß ich bei der geringsten Veranlassung gereizt würde.

Wieder drängt sich mir die Frage auf, woran es mir

damals fehlte und wodurch ich mir hätte helfen können. Ich habe niemals eine völlig genügende Antwort zu geben vermocht. Denn es ist nun einmal so, daß wir uns nur annähernd Rechenschaft über das, was uns fehlt, geben können. Alle die Mängel, die mir bei meinem eigenthümlichen Entwicklungsgang anklebten, hatten sich eben geltend gemacht. Verhängniß und Schuld mochten dabei schwer zu scheiden sein.

Die Universitätsjahre waren glückliche gewesen. Jetzt aber kam ich mir in der Welt wie ausgestoßen vor, und das Schlimme war, daß ich noch immer kein moralisches Band sah, das mich mit der Mehrheit der mich umgebenden Menschen verbunden hätte. Nicht einmal ein entschiedenes hannöversches oder speziell osnabrückisches Gefühl trat mir damals entgegen. Meine Adelsideen mußte ich meist in dem tiefsten Winkel des Herzens verschließen. Von meinem Corps konnte ich nur mit den Corpsbrüdern sprechen. In der Tagespolitik ging es mir noch schlimmer. Die Gedanken, die mich drückten, die Ueberzeugung, daß das Jahr 1859 einen verhängnißvollen Wendepunkt für unsere gesammte Entwicklung bilde, konnte ich niemand offenbaren und noch weit weniger das tiefe Interesse und den Schmerz, den ich bei der Entwicklung der Dinge in Österreich selbst empfand.

Der Kreis, in dem ich mich für gewöhnlich bewegte, zählte treffliche Männer. Aber mir kam es vor, als wenn die Meisten in der Tretmühle des Dienstes und der Eintönigkeit des täglichen Lebens verödeten. Und was konnte es in der That Ertödtenderes geben als eine Parthie 66 zum Kaffee und einen Spaziergang nach einem der Vergnügungsorte der Umgegend und selbst eine Kegelparthie. Der Familienverkehr bot etwas mehr und ich war noch immer ein leidenschaftlicher Tänzer. Aber auch hier wurde ich nicht warm.

Der Dienst bot mir vielleicht noch weniger als der in der Justiz. Mein Vorgesetzter war ein alter Ostfriese von kerniger Gesinnung und kindlichem Gemüth, der gern bei seinen studentischen Erinnerungen verweilte und, wenn er gut aufgelegt, von

einem höchst eigenthümlichen Humor war. Dem bureaukratischen Wesen war er in seinem Inneren abgeneigt und er pflegte namentlich gegen eine allzu große „Fiskalität“ zu eifern. Mir ist er vom ersten Augenblick an mit Wohlwollen entgegengekommen und ich hatte Sympathie für den originellen, alten Herrn. Man erzählte sich, daß er außerordentlich heftig werden könne. Mir persönlich ist nichts davon entgegen getreten. Er blieb immer gleich gütig für mich. Aber ernstlich beschäftigt hat auch er mich kaum. Ich erinnere mich nicht, daß ich während der $1\frac{1}{2}$ Jahre meines Osnabrücker Aufenthalts eine irgendwie nennenswerthe Entscheidung verfaßt habe. Das meiste waren reine Formsachen. Auch das Protokollführen fiel hier für gewöhnlich weg.

Alles kam nun wieder darauf an, ob ich mich privatim zu beschäftigen verstand. Ich versuchte es jetzt in der That mit Mösers Osnabrückscher Geschichte. Ich habe auch Manches daraus gelernt. In Verbindung mit den „Patriotischen Phantasien“, die ich auch wieder zur Hand nahm, hat sie seitdem ein Moment in meinem Gedankenkreis gebildet. Auch Stüve muß ich in diesem Zusammenhang nennen. Er lebte leider so zurückgezogen, daß ich niemals in eigentlichen Verkehr mit ihm gekommen; und ich bin auch nur vorübergehend mit dem sehr kleinen Kreise der ihm näher Stehenden in Beziehung getreten. Aber im Hintergrund stand doch seine Persönlichkeit stets in dem alten Osnabrück, wenn sich auch die Konservativen etwas skeptisch und beinah spöttelnd über ihn äußerten. Er hielt in einem der beiden Winter, die ich dort zubrachte, historische Vorträge, welche als eine Ergänzung zu den Aufsätzen über Osnabrückische Spezialgeschichte betrachtet werden können, die in dem Organ der historischen Gesellschaft Osnabrücks von ihm erschienen sind. Wie er mir später in einem Briefe vom Jahre 1868 geklagt, bin ich der einzige Jurist gewesen, der an seinen Vorlesungen theilgenommen, obwohl er gerade auf die jungen Juristen gerechnet hatte. Auch hatte ich erst sehr spät und ganz zufällig von diesen Vorträgen gehört und habe nur zwei Mal an denselben theilgenommen, da ich später durch andere Dinge daran

verhindert wurde. Jene Abende werden mir aber im Gedächtniß bleiben.

Wir saßen alle an einem langen Tisch. Stüve präsidirte an dessen oberen Ende und sprach ohne jedes Pathos, als wenn er in einer Magistratssitzung referire. Es ist bekannt, daß er ein kleiner Mann war. Sein Gesicht war außerordentlich fein geschnitten und zeigte einen überaus klugen Ausdruck. Die Stimme war nicht stark. Der Gegenstand des Vortrags betraf den Niedergang der städtischen Gemeinwesen Westphalens im 15. und 16. Jahrhundert. Der Grundgedanke war, daß dieser Niedergang durch die Trennung des Adels und Bürgerstandes hervorgerufen sei. Als er auf die Thatsache zu reden kam, daß die Stadt Osnabrück bis zu einem gewissen Zeitpunkt unter den reichsfreien, später aber nur unter den landsässigen Städten aufgeführt werde, sagte Stüve, er sei überzeugt, daß seine Amtsvorgänger der Stadt einen großen Dienst damit zu erweisen geglaubt, daß sie dem Bischof die Reichssteuer für die Stadt zugeschoben hätten. Fein und vielleicht nicht ohne Selbstkritik war dabei die pessimistische Bemerkung, daß niemand alle Beziehungen zu überschauen vermöge und daß deßhalb im politischen Leben gewöhnlich das nicht geschehe, was eigentlich geschehen solle. Alles, was Stüve sagte, war klar und präcis, wie ihm denn z. B. Beust bei der dem Abschluß des Drei-Königs-Bündnisses vorhergehenden Konferenz das Zeugniß ertheilt, daß er nicht blos tapfer Stand gehalten, sondern auch an Schärfe der Auffassung und des Ausdrucks dem General von Radowitz nicht nachgegeben habe.

Auch mit der Landwirthschaft beschäftigte sich Stüve um 1860; und sein politischer Einfluß hatte von jeher nicht zum geringen Theile darauf beruht, daß er auch der Anwalt der Bauern gewesen war. Jetzt war er die Seele des landwirthschaftlichen Vereins in jener Gegend und ich habe eine oder zwei Excursionen desselben mitgemacht, an denen auch der aus Hannover herüber gekommene Graf Borries Theil nahm. Ich erinnere mich, daß unter Stüves Leitung damals Pläne und

und Risse für die praktischeste Einrichtung eines Osnabrücker Bauernhauses gemacht wurden. Bei einer dieser Excursionen hatte ich auch eine persönliche Unterhaltung mit Stüve. Wir sprachen über den materiellen Aufschwung, den Alles heut zu Tage nehme und ich bemerkte, daß die Leute sich irrten, welche da meinten, daß es mit diesem Fortschritt ewig so fortgehen werde. Offenbar hatte ich eine Saite berührt, welche Widerhall bei Stüve fand. Er lächelte und drückte mir seine Zustimmung mit einem kurzen Worte aus. Das ist Alles, was ich aus persönlicher Wahrnehmung von dem bedeutenden und mir so sympathischen Manne erzählen kann, mit dem ich weit über ein Jahr die Luft derselben Stadt athmete. Meinem Freunde schenkte ich damals Stüves „Wesen und Verfassung der Landgemeinden in Niedersachsen und Westphalen". In meiner Dedikation heißt es: „Zur Erinnerung an alte und hoffentlich nie aufzugebende Hoffnungen und Träume". Das, was Stüve erstrebte, war eigentlich eine Gemeindeautonomie, und er hoffte dadurch dem Büreaukratismus ein Ende zu machen, den er als eine das europäische Festland erdrückende Last bezeichnete. Es sollte überall von unten auf mit dem Einfachen und Leichteren begonnen werden. Die richtige Behandlung der Untergebenen war seiner Ansicht nach die Hauptaufgabe der Oberbehörde. Diese sollte erst dann einschreiten, wenn ein Strafgesetz verletzt werde und erst dann die Ordnung der Verhältnisse in die Hand nehmen, „wenn eine Beschwerde erfolgt." Mit Energie trat Stüve für die Geschlossenheit der Höfe ein. Sie sollten nur mit Einwilligung der Gemeinde verkleinert werden dürfen. Diese sollte auf die drei Klassen der spannhaltenden Bauern, der kleineren Grundbesitzer und der nicht mit Grundbesitz Angesessenen gegründet werden. Daneben solle der größere Grundbesitzer entweder der geborene Gehülfe des Gemeindevorstehers sein oder eine Virilstimme im Gemeindeausschuß haben. Das Domizil-, Gemeinde- und Armenwesen sollte völlig Gemeindesache sein. Der Armenunterstützung steht ein erziehendes Eingreifen des Ortsvorstandes zur Seite. Doch ist die Armenunterstützung der Gemeinde durchaus nur subsidiär. Sie tritt jedenfalls nur ein, wo andere

Kassen nicht ausreichen. Ein absolutes Recht auf Armenunterstützung verwirft Stüve.

Daneben will er eine Gesetzgebung über Erb- und Familienrecht, die den Auffassungen des Landmanns entspreche. Der Selbsthülfe müsse wieder ein größerer Raum gewährt werden. Ein Gemeindegericht mit sehr weitgehenden Befugnissen sollte das Ganze krönen, und es sollten vor dieses Gemeindegericht z. B. alle Besitzstreitigkeiten gehören. Auch für die Gemeindeverfassung verwirft Stüve eine einheitliche, schablonenartige Gesetzgebung.*)

Der Irrweg, den er in Beziehung auf die Zusammensetzung der ersten Kammer einschlug, ist wegen des dadurch provocirten Widerstandes der Ritterschaften verhängnißvoll geworden und man darf sich um so mehr über diesen Irrweg Stüves wundern, als er in seinem Buche über die Verfassung der Landgemeinden verlangt, daß die Gemeinden, die Amtsvertretungen und die Provinzialstände auf gleicher Grundlage ruhen sollen.

Man kann Stüve vorwerfen, daß er das außerhannöversche Deutschland nicht genügend kannte. Aber es lag andererseits gerade sein Vorzug darin, daß er der echte Sohn seines Landes war. Und wer will es etwa leugnen, daß dieser Sohn der rothen Erde durch und durch ein Deutscher war und als deutscher Patriot dachte und fühlte?

Wäre es nach Stüves Sinn gegangen, so würde Hannover eine höchst eigenthümliche und seiner Stammesart angemessene Gestaltung erhalten haben. Diese hätte allerdings einen so zu sagen republikanischen Beigeschmack besessen und würde große Opfer auferlegt haben. Aber die Entwicklung würde ein treffliches Bollwerk für die germanische Freiheit in Niederdeutschland gewesen sein. Auch zu den englischen Traditionen Hannovers würde sie gepaßt haben. „Die Verbindung Hannovers mit Eng-

*) Siehe: Stüves „Wesen und Verfassung der Landgemeinden und des ländlichen Grundbesitzes in Niedersachsen und Westphalen". Jena bei Frommann 1851, Seite 277, und meine Veröffentlichung: „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes" II, 161 ff.

land," sagt Graf Beust mit Recht, „so wenig dieselbe eine sachlich politische war, brachte gleichwohl überall die freiere englische Auffassung der Dinge zum Ausdruck." *) So hatte sich auch der Oppositionsmann Stüve in ein treffliches Verhältniß zu König Ernst August zu setzen gewußt. „Diese kleine Stüve ist eine ganz famose Kerl," sagte König Ernst August von ihm.**)

Eingehend studirt habe ich Stüves Buch allerdings erst in einer sehr viel späteren Zeit. Da ich im Lande Hannover und obendrein in Osnabrück lebte und Möser zur Hand hatte, so begriff ich aber schon damals sehr wohl, was Stüve wollte. Die vortreffliche Vorrede wirkte trotz meiner Stimmung begeisternd auf mich und ich vertiefte mich um so mehr in Mösers Geschichte.

Bald aber freilich stockte ich auch hier wieder. Klinggräff machte mich in einem seiner Briefe auf Roth von Schreckenstein aufmerksam, den er in Nürnberg persönlich hatte kennen lernen. Ich schaffte mir nun dessen Geschichte der Reichsritterschaft und die des Patriziats an und las beide Bücher mit Interesse durch. Auch durch einen rheinischen Bekannten wurde ich wieder auf die Adelsgeschichte hingewiesen. Im Gegensatz zu der Iburger Zeit verfing doch schon wieder Lektüre bei mir. Als ich dann aber Auszüge aus Roth von Schreckenstein zu machen anfing und zu reproduziren suchte, zeigten sich doch unerwartete Schwierigkeiten. Nicht einmal meine Gedanken zusammen zu halten vermochte ich und mein Arbeiten kam mir wie ein Holzhacken vor. Trotzdem setzte ich es mit einiger Konsequenz fort und hoffte, daß doch ein gewisser Segen darauf ruhen werde.

Abends pflegte ich mich dann wieder litterarischen Büchern zuzuwenden. Ich las jetzt mit mehr Auswahl als in meiner Schülerzeit und hatte mir schon in Göttingen von * * ein Bücherverzeichniß geben lassen, nach dem ich mich einigermaßen gerichtet habe. Damals in Osnabrück habe ich unter Anderem Goethes Leben von Lewes und Holteis Leben gelesen. Auch — Werthers Leiden nahm ich wieder zur Hand.

*) Siehe Graf Beust „Aus drei Viertel Jahrhunderten" I, 12.
**) A. a. O. S. 92.

Mein Hauptinteresse war aber freilich vor wie nach bei der Politik. Der Gedanke, der mich in der Beurtheilung der Ereignisse und Tendenzen jetzt leitete, war der, daß ein einheitlicher Nationalstaat das größte Unglück sei, das Deutschland begegnen könne. Denn ich war überzeugt, daß er das germanische Sonderleben, daß er die Selbständigkeit der Einzelnen und Korporationen gerade so gut wie in Frankreich durch seine Büreaukratie erdrücken müsse. Diejenigen, die dies nicht verstehen oder nicht verstehen wollen, möchte ich darauf hinweisen, daß Riehl noch in seinen neuesten Schriften im Anschluß an eine Betrachtung über das Elsaß den Particularismus als die eigentliche Wurzel des Deutschthums hinstellt. So dachte ich auch in den Jahren 1859 und 60. Das Deutschthum, dem meine Liebe galt und dem ich meine Kräfte widmen wollte, schien mir aufs Engste mit dem Particularismus verknüpft; und ich war fest überzeugt, daß ein großer, einheitlicher Nationalstaat oder, wie man damals sagte, der Einheitsstaat die germanische Freiheit und mit ihr alle die edelen und tiefen Eigenschaften hinwegschwemmen müsse, die uns vor den anderen Nationen der Welt auszeichneten.

Nun zielte allerdings der gothaische Bundesstaat, den der Nationalverein erstrebte, zunächst nicht auf den Einheitsstaat. Aber es war mir so wenig als * * und Klinggräff zweifelhaft, daß das Preußenthum die übrigen Staaten in einem gothaischen Bundesstaat erdrücken und schließlich absorbiren müsse. Es war für uns deshalb das A und das O unserer Ueberzeugungen, daß jede Gestaltung Deutschlands, welche Österreich ausschließe, zu verwerfen sei. Auch als Hannoveraner glaubte ich diese Garantie für die Existenz der Mittelstaaten nicht entbehren zu können. Von der Gefahr einer Vergewaltigung Hannovers durch Preußen war seit 1848 immer gesprochen worden. Meinem ganzen Charakter nach vermochte ich aber nicht in der Hingabe an Preußen eine Schutzwehr hiergegen zu erblicken; und wie mein Hannoveranerthum mit der Treue für das Andenken meines seligen Vaters und mit den besten Traditionen meiner Kindheit zusammenhing, so glaubte ich ein rechter Deutscher nur dann sein zu können, wenn ich ein rechter Hannoveraner sei.

Denn nur wer ein rechter Hannoveraner, Hesse, Württemberger, Bayer u. s. w. sei, sei auch ein rechter Deutscher. Auch der Gegensatz zwischen Osten und Westen war für mich bei der ganzen Frage von Bedeutung. So vielgestaltig sonst meine Lebensbeziehungen waren, so war ich doch durch und durch ein Westdeutscher, und in dem Begriff des westdeutschen Elements vereinigten sie sich alle. Konnte ich dafür sein, daß der Schwerpunkt Deutschlands nach dem Osten jenseits der Elbe verlegt würde?

Am wenigsten schien mir gerade der preußische Staat geeignet zu sein, um eine Garantie gegen die Gefahren zu bieten, die das gothaische Programm unter allen Umständen in sich schließen mußte. Ich hatte nichts gegen die älteren Hohenzollern und fand mich auch noch zur Noth mit dem großen Kurfürsten ab. Aber mit Friedrich dem Großen schien mir ein, um nicht zu sagen deutschfeindliches, so doch dem deutschen Wesen fremdes Element in den preußischen Staat hineingetragen zu sein. Hier stimmte ** durchaus mit mir überein; und er ist es z. B. gewesen, der mich diesen letzteren Unterschied machen und auch den großen Kurfürsten von dem Philosophen von Sanssouci zu unterscheiden gelehrt hatte. Wie Klinggräff, bei dem doch der geborne Preuße immer nachwirkte, dachte, ist aus der Veröffentlichung aus seiner Mappe zu ersehen. Wie sollte es möglich sein, fragten wir uns, daß von dem französisch gebildeten Philosophen von Sanssouci, dem Freunde Voltaires und der Encyclopädisten der Keim für eine wirklich nationale Entwickelung Deutschlands hätte gelegt werden können? So erschien es uns auch als durchaus natürlich, daß Friedrich der Große im Anschluß an Frankreich seinen Siegeslauf begonnen habe; und der Baseler Friede war uns nur eine Konsequenz dieser Haltung. Auch von Friedrichs des Großen Verhältnis zu Katharina II. und daß dieses Verhältniß es doch eigentlich war, das zu den Theilungen Polens geführt hatte, wußte ich wenigstens so viel, um dies Alles von Grund des Herzens zu bedauern, wenn ich mir auch die Detailkenntnisse hierüber erst in einer späteren Zeit erworben habe. Wie sollte es möglich sein, daß Deutschland

auf diesem Wege zu einer wirklich deutschen auswärtigen Politik gelange?

Noch viel weniger schien uns aber eine innere deutsche Politik auf Friedrichs des Großen Wege zu liegen. Es genügt die oberflächlichste Kenntniß seiner Verwaltung, um zu erkennen, daß sie der germanischen Freiheit und dem Selfgovernement nicht blos äußerlich, sondern in ihren tiefsten Motiven feindlich gegenüber stand. War es nicht natürlich, daß der uns verhaßte Staatsbegriff, „der Racker vom Staat," wie Friedrich Wilhelm IV. gesagt, seit Hegel so tiefe Wurzeln in diesem preußischen Staatswesen geschlagen hatte? Schon der centralisirende Einfluß von Berlin und daß gerade eine Stadt von dem Charakter Berlins den Mittelpunkt des preußischen Staates bildete, war für uns Deutschthümler entscheidend. Den Gedanken, daß die Hohenzollern mit einem Tropfen sozialistischen Oels gesalbt seien, hätten wir nicht auszusprechen gewagt. Aber dieser Satz spricht eben das aus, was wir mit mehr oder minderer Klarheit fühlten; und auch dies schon mußte für uns entscheidend sein. Daß wir Unrecht hatten, wird erst dann erwiesen sein, wenn der Staatssozialismus Deutschland nicht mehr bedroht.

Wohl war uns Friedrich Wilhelm IV. in mehr als einer Beziehung sympathisch gewesen. Aber er regierte nicht mehr selbst; und ganz davon abgesehen, war er doch auch nicht die Persönlichkeit, um uns mit wahren Hoffnungen zu erfüllen. Sein Vater: König Friedrich Wilhelm III. erschien uns in seinem einfachen und bescheidenen Wesen als ein echter Deutscher und wir liebten ihn schon deßhalb, weil sein Name so eng mit den Befreiungskriegen verknüpft ist. Der Prinz-Regent, der dann im Januar 1861 als König Wilhelm I. den preußischen Thron bestieg, schien uns von einem ähnlichen Stoff wie sein Vater zu sein. Wir achteten seine Charaktereigenschaften. Aber wir fühlten vom ersten Augenblicke an, daß er in einer völlig anderen Welt als wir lebe, und die Haltung Preußens während des Krieges von 1859 war nur dazu geeignet gewesen, uns in dieser Ueberzeugung zu bestärken.

So machte mich schon die Berechnung im Jahre 1860 zu einem fast leidenschaftlichen Anhänger Österreichs. Daß die 1848, 49 und 50 niedergeworfenen Tendenzen seit den österreichischen Niederlagen von 1859 ihr Haupt wieder erhoben — das zeigte jedes Zeitungsblatt. Daß in Italien die Revolution einen Thron nach dem anderen umstürzte, konnte uns wahrlich nicht gleichgiltig lassen. Wir sahen darin den Triumph des revolutionären Prinzips und es war uns unzweifelhaft, daß dies auch nach Deutschland hinübergreifen werde. Die Vernichtung des europäischen Rechts in Italien mußte doch von den verhängnißvollsten Folgen sein. Unser deutsches Gefühl empörte sich gegen die Erstarkung der romanischen Elemente Europas und gegen das Uebergewicht, das Frankreich im letzten Kriege in einem weit höheren Grade noch als durch den Krimkrieg errungen hatte. Es galt erst einmal die europäische Revolution und die romanische Welt niederzukämpfen. Ganz Europa und vor Allem Deutschland hatte sich nach der Revolution von 1848 wenigstens im Prinzip wieder auf den Boden der Wiener Verträge gestellt. Es konnte nach unserer Ueberzeugung nichts Gutes dabei herauskommen, wenn wir jetzt den Boden dieser Verträge direkt oder indirekt preisgaben. Die rückläufige Bewegung der fünfziger Jahre, die in meinen Augen so Großes hervorgebracht und der ich persönlich fast Alles verdankte, beruhte auf der Behauptung und Neubefestigung dieser Verträge und hing aufs innigste mit Radetzkys Siegen zusammen, die man 1848 und 49 auch in den konservativen Kreisen Preußens — man hat sie damals in der Presse wohl geradezu als schwarzgelbe bezeichnet — als den eigentlichen Stützpunkt für den Umschwung in Deutschland begrüßt hat.

Wohl hatte das Jahr 1859 viel von den Wiener Verträgen hinweg gespült. ** hätte in Norditalien gern einen größeren Staat hergestellt gesehen, der nicht von dem Hause Savoyen regiert würde. Die Hauptsache erschien uns beiden aber, daß wenigstens irgendwie gegen die Revolution Front gemacht werde. Ob wir Unrecht hatten, wird man erst dann

entscheiden können, wenn die Gefahren, die uns heute bedrohen, völlig überwunden sind.

Wir wünschten 1860 ein Eingreifen in die italienischen Verhältnisse. Wir wünschten aber in einem noch höheren Grade den Krieg gegen Frankreich selbst, das wir im Gegensatz zu den in den konservativen Kreisen und auch in Österreich herrschenden Ansichten als den eigentlich zu bekämpfenden Feind betrachteten. Ein Krieg des gesammten Deutschlands gegen Frankreich erschien uns als das größte Glück, das Deutschland begegnen könne. Ein solcher Krieg, so meinten wir, sollte Österreich, Preußen und das übrige Deutschland wie im Jahre 1813 innerlich einigen; und wir hofften auch, daß ein solcher Krieg uns wie im Anfang des Jahrhunderts zu unserer Eigenart zurückführen, den welschen Rost von uns abstreifen solle, der uns angefressen hatte. In diesem Sinne waren auch wir für einen „frischen, fröhlichen Krieg". Ohne Österreich konnte aber nach unserer Ueberzeugung ein solcher Krieg gegen Frankreich, Italien und vielleicht auch Rußland nicht geführt werden. Dem Herandrängen der fremden Völker von Westen und Osten gegenüber bedurfte es aller Deutschen, bedurfte es der beiden Großmächte. Auch konnte nur Österreich zu einem Kriege, wie wir ihn begehrten, den Anstoß geben. Dieses war nun einmal durch seine Interessen und Traditionen zum Vorkämpfer des europäischen Konservatismus bestimmt. Wollte man etwa in Preußen das Bollwerk des Konservatismus erblicken, so hieße das, die Pferde hinter den Wagen spannen, argumentirten wir; denn es war auch jetzt wieder klar geworden, daß Preußen nur die Oberherrschaft in Kleindeutschland im Auge hatte, und es erschien mir geradezu als ein schlechter Witz, wenn die Nationalvereinler deducirten, Deutschland müsse unter Preußen geeinigt werden, weil es sich 1859 gezeigt habe, wie Österreich und Preußen sich nicht zu einigen vermöchten. Erst hätten Preußen und die Preußenfreunde Österreich nur unter der unmöglichen Bedingung des thatsächlichen Verzichts auf seine deutsche Stellung helfen wollen, und nun solle Preußen zum Dank dafür die alleinige Oberherrschaft in Deutschland erhalten.

Wohl erklärten sich die preußischen Konservativen und die Kreuzzeitung gegen die italienische Revolution. Es war die Zeit, wo der preußische Adel dem König von Neapel jenen Ehrenschild zum Geschenk machte und ich hoffte auch in der That mit den preußischen Konservativen gehen zu können. Hielt ich doch in meiner Osnabrücker Zeit statt der Augsburger Allgemeinen die Kreuzzeitung und die Berliner Revüe, und ich erinnere mich, wenigstens in der letzteren Artikel gelesen zu haben, die meinen Ansichten über Preußen nahe kamen. Ich vermochte aber nach den Erfahrungen des Jahres 1859 nicht zu glauben, daß die preußischen Konservativen die Kraft haben würden, den preußischen Staat in die Bahnen einer konservativen auswärtigen Politik zu lenken.

Gab es ein Heilmittel für die herandrängende Revolution, so sah ich dieses nur in der Wiedererstarkung Österreichs. Diese aber war nur möglich, wenn es aufs Engste mit Deutschland verbunden, wenn es eben ein Theil Deutschlands blieb. Denn ohne den Rückhalt der übrigen Deutschen waren die Deutsch-Österreicher nicht stark genug, um dessen deutschen Charakter und damit dieses selbst zu erhalten. Und hier setzte dann die Liebe für Österreich ein. Auch Klinggräff hegte dieselbe trotz seiner preußischen Geburt. ** war es gewesen, der mich in den Jahren 1850 und 51 für Österreich gewonnen hatte, weil es an der Spitze der gegen die Revolution sich richtenden Bewegung stand. Bei mir lag die Sache freilich etwas anders. Die Liebe für Österreich hatte mich umgekehrt erst zum Großdeutschen gemacht. War aber dieses Österreich nicht jetzt schon seit Jahren meine stille Liebe? Hatte ich in ihm nicht einen Ersatz für das mystische Element gesucht, das ich zu meiner Rinteler Zeit in den germanistischen Studien gefunden hatte? Hing nicht auch diese Liebe mit den Traditionen meiner Kindheit zusammen? Würde nicht auch mein seliger Vater jetzt auf der Seite Österreichs gestanden haben? Und konnte ich dieses Österreich, das seit acht Jahren einen so großen Raum in meinem Gedankenleben eingenommen hatte, jetzt zur Stunde der Noth im Stich lassen? Auch die Gefühlspolitik hat ihre Berechtigung. Jedenfalls wird sie in solchen Momenten stets ausschlaggebend sein.

Österreich war für mich das Land unserer alten Kaiser: es ist bekannt, daß Rudolph von Habsburg der Taufpathe Kaiser Friedrich II. war. Die ghibellinischen Tendenzen waren auf die Habsburger übergegangen und seit Kaiser Max und Karl V. mit Bewußtsein gepflegt worden.

Es war die deutsche Geschichte, die ich in Österreich liebte. Ich hielt es für unhistorisch, unsere alte Geschichte mit dem Sturze der Hohenstaufen abzuschließen und sie mit dem Jahre 1740 oder etwa auch mit dem Jahre 1640 erst wieder zu beginnen. Daß Österreich und die Habsburger in den langen Jahrhunderten seit Rudolf I. fortwährend zurückgedrängt worden waren, sagte in meinen Augen gar nichts. Ich bin wahrlich nicht der erste Mensch, dessen Ideal in der Vergangenheit liegt. Ich weiß sehr wohl, daß ein solcher Standpunkt gewaltige Gefahren mit sich bringt. Aber es hat allgemein anerkannte Männer gegeben, die auf einem solchen Standpunkt gestanden und sich doch Jugendfrische bewahrt haben. Und Demjenigen, dem das Ideal nun einmal in der Vergangenheit liegt, wird die Geschichte nur ein langsames Zurückweichen, eine langsame Auflösung sein. Erst späte Jahrhunderte vielleicht werden entscheiden, ob dieser Standpunkt ein falscher war.

Österreich verdankte das alternde Reich, wenn es Ludwig XIV. und der Revolution mit Ehren Widerstand geleistet. Wir hatten es stets in der unerhörtesten Weise im Stich gelassen. Wir hatten seinen Bestrebungen in den deutschen Angelegenheiten seit Jahrhunderten die unendlichsten Schwierigkeiten bereitet; und gerade diejenigen Historiker hätten sich dabei konsequenter Weise für Österreich erklären müssen, welche jeden Partikularismus verwerfen. Nicht groß, aber ehrenwerth war das alte Reich unter Österreichs Führung zu Grunde gegangen und wir übrigen Deutschen trugen die eigentliche Schuld daran.

Nun ist der österreichische Kaiserstaat — auch Springer, den ich freilich damals noch nicht kannte, giebt dies zu — ein Abbild unseres alten Reichs und nur der Nimbus der alten Kaiserkrone hatte diese vielsprachigen Länder herangezogen und zu einer gewissen Einheit, wie sie namentlich in der Armee hervor-

trat, zusammengeschweißt. Nur diese Traditionen hielten Österreich zusammen. Wir aber mußten uns der Kontinuität unserer Entwicklung berauben, wenn wir uns von Österreich trennten. Vor allem in dem Kaiserhause lebten die alten Traditionen und Klinggräff, der doch die Habsburger stets als Lothringer bezeichnete, hielt diese, wenn einmal ein einheitliches Reich hergestellt werden solle, zur Oberherrschaft historisch berechtigter als die Hohenzollern. Eine solche Oberherrschaft wollten wir aber keineswegs. Wie ** schon Anfangs der fünfziger Jahre dachte, haben wir gesehen. Klinggräff hielt sich schon als geborener Preuße verpflichtet, allen solchen Gedanken auf das Entschiedenste entgegenzutreten und verlangte eine skrupulöse Gleichstellung Österreichs und Preußens. Selbst das ausschließliche Bundespräsidium Österreichs verwarf er. Es war schwerlich mehr als eine Velleität gewesen, wenn ich früher mit verwegeneren Gedanken gespielt hatte. Schon längst hielt ich sie für unmöglich und eine weitere Ausbildung des deutschen Bundes für das einzig Praktische.

Wie eine Weiterbildung auszusehen habe, darüber machte ich mir wenig Gedanken. Ganz leicht erschien mir die Aufgabe nicht und ich verhehlte mir nicht, daß auf mancherlei berechtigte nationale Wünsche dabei verzichtet werden müsse. Aber wo stehe es denn geschrieben, daß Deutschland zu einer Einheit berufen sei, wie sie einem großen Theil der Gebildeten seit 1848 vorschwebe? Gerade in Folge unserer Decentralisation hätten wir einen so großen Einfluß auf die uns benachbarten Länder ausgeübt, und es sei doch sehr wohl möglich, daß schon ein wesentlich größeres Maß von Centralisation den besten Seiten der deutschen Natur widerspreche und von Gott nicht gewollt sei. Der Verzicht darauf sei ein Opfer, meinte **, das wir dem sonst in seiner Existenz bedrohten Österreich zu bringen schuldig seien. Jedenfalls erschien mir die Trennung von Österreich, auch wenn sie von oben kam, als eine Revolution; und ich verwarf jede deutsche Reform, wenn dieselbe nur durch eine Revolution verwirklicht werden könne.

Mehr als ein Nothbau konnte es freilich nicht werden,

was wir begehrten. Aber ein solcher Nothbau erschien uns eben als die eigentliche Realpolitik. Wolle man weiter gehen, so müsse das zu einem doch absolut zu vermeidenden Kriege gegen Österreich und zur Verbindung mit den Elementen führen, die wir ja gerade bekämpfen wollten. Es lag auf der Hand, daß sie einen solchen Sieg nicht so leicht wieder aus der Hand geben würden. Auch schienen uns die Ideen der germanischen Freiheit und das Selfgovernement noch lange nicht entwickelt genug, als daß wir hätten hoffen können, sie schon auf ein neues Deutschland angewendet zu sehen.

Da erschien es doch gar viel wichtiger, daß erst einmal die nichtdeutschen oder doch nur halbdeutschen Länder Österreichs germanisirt und für die deutsche Kultur gewonnen würden. Namentlich die Germanisierung des Donauthales erschien wichtiger und jedenfalls weit ungefährlicher, als die Zukunftsmusik eines gothaischen Bundesstaats. Erst nach einer solchen Germanisirung hielten wir die Macht der Deutschen für stark genug, um Rußland gegenüber den Platz auf die Dauer zu behaupten. Aber auch so wie Österreich jetzt aussah, bedurfte seiner Deutschland, um mit England und Skandinavien die pangermanische Allianz ins Leben zu rufen, die der Welt germanische Gesetze geben sollte.

Man sieht, daß der Hinweis auf die nichtdeutschen Nationalitäten Österreichs keinen Eindruck auf uns machen konnte. Daß nur Deutschsprechende zu Deutschland gehören sollten, erschien mir als eine verkehrte und unausführbare Theorie. Wäre es nach mir gegangen, so würde ganz Österreich einschließlich der Länder der Stephanskrone in den zu reformirenden deutschen Bund eingetreten sein. Auch von diesem zunächst doch chimärischen Plane abgesehen, blieben freilich die Katholiken in der Mehrheit, so lange Österreich zu Deutschland gehörte. Dies aber konnte vollends keinen Eindruck auf mich machen. Klinggräff verwarf den gothaischen Bundesstaat nicht in letzter Linie gerade darum, weil der Protestantismus dadurch eine zu ausschließliche Oberherrschaft in Deutschland erhalten mußte. Auch ich war jetzt nur sehr bedingt für die Reformation. Es war

so zu sagen ein weltlicher Katholicismus, dem ich huldigte. Wenn man heut zu Tage Gustav Adolph als einen Vorläufer des neuen deutschen Reichs feiert, so würde ein solches Argument bei uns wahrlich nicht für den gothaischen Plan gesprochen haben. Klinggräff und ich waren die entschiedensten Gegner von Gustav Adolphs Einmischung in die deutschen Angelegenheiten. Seine persönlichen Eigenschaften erkannten wir willig an. Es entsprach aber unserem Gedankengang bis zu einem hohen Grade, wenn der, damals uns noch unbekannte, Onno Klopp in seinen nach 1866 erschienenen Schriften Friedrich dem Großen nichts Schlimmeres glaubte nachsagen zu können, als daß er der Nachfolger Gustav Adolphs sei. Die Politik des Prager Friedens von 1635 schien mir für die Zeit des dreißigjährigen Krieges die einzig richtige.

Das Verhältniß der Katholiken und Protestanten sei nun einmal in Deutschland thatsächlich so wie es sei, sagte ich mir weiter und man müsse auch jetzt dieses Verhältniß als von Gott gewollt hinnehmen. Auch kannte ich die in dem Protestantismus liegenden Kräfte zu gut, als daß es mir einen Augenblick hätte zweifelhaft sein können, daß er sich von dem Katholicismus nicht unterdrücken ließe. Dieses wäre auch dann nicht zu befürchten gewesen, wenn ganz Ungarn und Galizien mit zum deutschen Bunde gehört hätten. Diese Gefahr war um so weniger vorhanden, je loser das Gefüge des zu reformirenden Bundes blieb. Ganz davon abgesehen erschien aber auch die geistige Ueberlegenheit der West- und Norddeutschen über die deutsche Südostmark und nun gar über die dahinter wohnenden Völker des Ostens viel zu groß, als daß an eine Beugung oder Schädigung des Protestantismus zu denken gewesen wäre.

Daß die Völker Österreichs im Allgemeinen auf einer niedrigeren Stufe stehen, ließ mich gerade die Verbindung mit Österreich wünschen. Die mitteldeutschen und namentlich die südwestlichen Theile Deutschlands *haben sich im Sinne Riehls ausgelebt*. Der Osten muß uns verjüngen, und ich hatte aus den Schriften Riehls heraus gelesen, daß dieser doch vor Allem deshalb großdeutsch gesinnt sei.

Die Bestrebungen des Nationalvereins erschienen uns neben

solchen Gedanken nur als bedenkliche Zetteleien. Im günstigsten Falle mußte das, was man im Nationalverein verfolgte, von dem Ziele, das uns vorschwebte, abführen. Und wie kleinlich erschien doch ein Kampf um die Oberherrschaft Preußens neben dem großen Ziele einer Niederwerfung der Revolution und der Verlegung des europäischen Schwergewichts in ein Großdeutschland von der Nordsee bis zum schwarzen Meer! Dieser Ziele wegen erschien der Krieg unvermeidlich und er durfte nicht hinausgeschoben werden. Vor Allem drängte die Entwicklung der Verhältnisse in Italien dazu, die meinen Gedanken einen neuen Impuls und eine neue Energie verliehen. Mit Leidenschaftlichkeit predigte ich den Krieg gegen Napoleon.

„Niemand in Deutschland leuguet es eigentlich noch," schrieb ich am Ausgange des Winters an den Freund **, „daß der Sturm vor der Thür ist. Es erwächst daraus für uns Alle, wie mir scheint, die Pflicht, uns bei Zeiten klar zu machen, was wir wollen. Dies ist die Veranlassung, daß ich mich mal wieder mit politicis an Dich wende. Vor Allem möchte ich mich, wenn es möglich, von meinem ewigen Grübeln durch die Medicin von Ideen abbringen.

Wenn ich auf politica komme, so muß ich vorausschicken, daß ich im tiefsten Grunde mich allerdings von Instinkten und gewiß subjektiven Bedürfnissen leiten lasse und daß ich mir klar bewußt bin, in dem, was ich suche, auch ein Gegengewicht und ein Heilmittel für mich selbst zu suchen; wie ich andererseits glaube, daß über hundert Jahre ziemlich alle Gebildeten meine Fehler mehr oder minder haben müssen, wenn wir nicht umkehren. Endlich weißt Du, daß ich eine Kühnheit des Gedankens liebe und gern *versuche*, bis zu welcher Schroffheit sich Konsequenz durchführen läßt. Das Alles pro introitu!

Darüber werden wir nun wohl einverstanden sein, daß in der gegenwärtigen europäischen Krisis nur ein festes Programm positiver Ideen zum Siege führen, uns helfen kann. Daß einem solchen Programm Napoleon allein seine Ueberlegenheit verdankt, daß Napoleon nur durch Ideen geschlagen werden kann, das sagt jetzt jeder. Etwas länger sind wir uns wohl schon darüber

einig. — Ferner darf ich als feststehend annehmen, daß die Verhältnisse so verhängnißschwer liegen, daß kaum Napoleons Tod den Frieden retten, die Krisis hinausschieben kann. Man hat lange genug gequacksalbert. Das Jahr 1859 hat dem wohl für immer ein Ende gemacht. Durch die Abtretung der Lombardei, die Revolution in Mittelitalien, die Demüthigung Österreichs, den Sieg Napoleons ist der Anfang der Krisis besiegelt. An einem Punkte ist das mühselig gehaltene Flickwerk zerrissen. Es muß und wird das weiter führen. — Ferner werden wir darin einer Meinung sein, daß sich Alles und Alles seit vorigem Neujahr zum Schlechten gewandt hat. Wir sind abgespannt und ohne irgend einen treibenden Gedanken. Die Begeisterung ist weg, die Einigkeit verschwunden. Nachträgliche Hetzereien, ein in Schillerfesten und Nationalvereinen aufflackernder Patriotismus, zweifelnde Stumpfheit und Parteigetriebe sind an die Stelle — ich sage nicht einmal der Begeisterung des vorigen Frühlings — sondern des Argwohns und der bewußten Feindseligkeit gegen Napoleon getreten. Man findet sich eben darin, daß Napoleon die Welt regiert. — Zudem erheben überall die radicalen und liberalistischen Richtungen ihr Haupt und vergiften die Nationalsache. Schon hört man das bedenkliche Wort von der Solidarität der italienischen und der deutschen Einheit; und alle neuesten Schritte Napoleons begegnen bei den Liberalen einer mit Besorgnis gemischten Schadenfreude. Am schlimmsten sind endlich die Rückwirkungen auf die inneren Zustände Österreichs. — Einmal zugegeben, daß wir uns mit den Franzosen schlagen müssen, ist es demnach in die Augen springend, wie falsch und unrecht es war, Österreich im Stiche zu lassen. — Ebenso fällt, glaube ich, der Vergleich zu unseren Ungunsten aus, wenn wir die jetzige Lage mit der Zeit etwa nach 1801 vergleichen. Freilich schämen wir uns heut zu Tage mehr wie damals und die sittliche Idee des Vaterlandes ist jedem geläufiger. Andererseits kann die ganz veränderte Stellung und Lage Rußlands, — — — kann die Macht der modernen, Napoleon überall verbündeten Ideen nicht hoch genug angeschlagen werden. Allen diesen Dingen gegenüber tritt allerdings die Frage mit Ernst

an uns heran, wofür wir denn kämpfen, ob wir befugt und verpflichtet sind, uns den napoleonischen Gedanken feindlich in den Weg zu stellen. Ich gestehe, daß ich nicht glaube, daß Napoleon uns bedrohen wird, wenn er sein Ziel der Weltsupremätie auf einem anderen Wege, d. h. im Wege der Allianz erreichen kann. Daß sich dies Österreich und Preußen gegenüber nicht gründlich ohne Krieg erreichen läßt und daß schon deshalb bald der zweite Krieg folgen muß, bezweifle ich nicht. Aber wir sind doch wohl verpflichtet, zu fragen, wofür wir denn eigentlich kämpfen. Wenn Napoleon uns unsere Existenz läßt, allenfalls unsere Einheitsbestrebungen begünstigt, in der ganzen Welt die Nationalitätsprinzipien und die modernen Ideen triumphiren läßt und dann schließlich aus der Welt eine schöne Friedensconföderation macht, was ist dagegen einzuwenden? Mir scheint, daß wir nur dann einen Kampf vertheidigen können, wenn wir positive Ideen entgegen zu setzen haben. Welche sind diese? In wessen Namen rufen wir Krieg? Das s. g. konservative Prinzip, dieser offizielle Konservatismus kann es nicht sein. Er hat keine Ziele, er hat nur wenig Gedanken, er ist tief von dem Cäsarismus angefressen. Er kommt auf langsamerem und langweiligerem Wege zu gleichen Resultaten wie der Napoleonismus. Eben so wenig ist der sog. Rechtsstandpunkt derjenige, der Napoleon gegenüber genügt. — — — Die Erhaltung des status quo ist eben eine bloße Negation, die schließlich unterliegen muß. Ich gestehe, daß in dieser Beziehung jeder neue Sieg der modernen Prinzipien und der neuen Weltzuschneidung mir ein Trost ist, weil die Dinge eben am allerwenigsten so stehen bleiben konnten, wie sie waren, weil das Gewitter eben einmal toben und verheeren muß, ja fast möchte ich sagen, weil die konservativen Ideen dadurch aufhören, reine Negation zu bleiben, sondern wieder positiv werden. Ebensowenig kann — wie ich einst wollte — der Nationalegoismus alten Stils der Grund für einen Krieg sein. Was denn aber in aller Welt kann den Krieg rechtfertigen? *Allein die welthistorische Aufgabe der Deutschen.* Wir müssen Napoleon entgegentreten, weil mit jedem seiner Siege französische

Denkart einen neuen Sieg erficht, weil mit jedem seiner Siege die großen stolzen Ideen von 1813 in den Hintergrund gedrängt werden, weil das Werk von 1813 und 1815 nun einmal, verbunden mit der durch unsere großen Dichter geschaffenen geistigen Atmosphäre, die Grundlage unserer nationalen Existenz bildet, weil die verhaßten Verträge von 1815 nun einmal trotz aller ihrer Mängel eine germanische Weltordnung enthalten und für uns die einzige historische Basis bilden, auf der wir aufbauen können, weil endlich ihre Zertrümmerung und der vollständige Sieg einer romanisch-slavischen Weltordnung nothwendig eine Erschlaffung unserer besten Kräfte zur Folge haben muß, die uns vollends die Erfüllung unserer Aufgabe unmöglich macht."

Die weit verbreiteten, ja im Grunde auch bei uns dominirenden Tendenzen des Nationalvereins und die matte Stimmung, die auch in den gut gesinnten Kreisen Hannovers meistens herrschte, schmerzten mich nicht weniger als den Freund. Mein ganzer Zorn galt aber zunächst einmal den Österreichern selbst. Mit fieberhafter Spannung verfolgte ich die Vorgänge in Österreich. Entwickelte sich mit Energie ein allgemein-österreichisches Gefühl, so waren wir Alle gerettet. Schon die Eröffnung des verstärkten Reichsraths erfüllte mich mit Hoffnungen. Sie wurden getäuscht. Weder die Feudalen noch der Siebenbürger Maager sprachen das Wort, nach dem ich mich sehnte, aus. Das Oktoberdiplom schien mir ein trefflicher Ausgangspunkt, und ich tadelte die österreichischen Liberalen, die nichts davon wissen wollten, aufs Entschiedenste. Aber auch die Dezemberverfassung erfreute mich. Sie schien mir viele Vorzüge vor unseren Verfassungen zu haben. Aber auch auf diesem Wege konnte die „Palingenesis" Österreichs liegen, von der eine, einige Zeit vorher erschienene Broschüre geredet hatte. Meine Hoffnungen wandten sich jetzt Schmerling zu. Aber nun begannen die Feudalen zu opponiren und die Liberalen unterstützten Schmerling nicht in genügender Weise. Bei der Regierung, bei der Dynastie nur glaubte ich den guten Willen zu sehen. Aber die Unterthanen ließen sie von allen Seiten im Stich.

Es kochte in mir, wenn ich nur daran dachte. Ich habe meinen guten Oberamtmann einst bei einem Ausflug, den wir zur Feststellung der hannöversch-preußischen Landesgrenze unternahmen, durch den Ausbruch meines heftigsten Zornes über „die undankbaren österreichischen Parteien und Völker" in sprachloses Erstaunen versetzt. Es war der Ausdruck meiner tiefsten Empfindung. Und hatte ich etwa Unrecht, wenn ich fühlte, daß diese inneren Kämpfe, daß dieser Kriticismus und Negativismus Österreichs innere Kraft aufreiben und zerstören mußten?

Wie traurig mich die politischen Verhältnisse noch immer machten, wird man nach dem Vorstehenden sich denken können. Leider aber brachte ich doch noch immer zu viele Stunden in dem Lesezimmer des Osnabrücker Klubs zu. Erwähnen will ich hierbei, daß ich in demselben häufig mit Windthorst zusammentraf, der als pensionirter Minister damals in Osnabrück lebte und in dessen Haus ich einen Besuch gemacht hatte. Ich habe manchmal neben ihm gesessen, wenn er 1860 die Berichte aus Italien las. Er schüttelte dann wohl den Kopf und sagte ziemlich vernehmlich: „Ja, was soll man dazu sagen?" Da ich innerlich den Menschen auswich, so knüpfte ich keine Unterhaltung mit ihm an, obgleich ich damals wohl ganz mit seinen Anschauungen übereingestimmt hätte.

Das ist ja nun freilich die Frage, ob ich mit diesem innerlichen Ausweichen richtig gehandelt, ob ich recht damit gethan habe. Es ist eine alte Wahrheit, daß, wer die Menschen meidet, sie verkennen wird. Auch widersprach dieses Zurückziehen meiner Natur, die, wie die meines Vaters von Haus aus eine gesellige war, und ich beraubte mich dadurch vollends dessen, was ich bedurfte: der Anregung von Außen. Aber es war das nun einmal das Mittel, mit dem ich mich gegen die mich umgebende Welt wehrte und ohne das ich mich in derselben zu verlieren fürchtete.

Daß ich nicht liebenswürdiger dabei werden konnte, daß ich auf diesem Wege den Menschen ein Räthsel bleiben mußte,

war mir klar. Mit dem offenen Auftreten in Iburg war ich nicht durchgekommen und es war eine ängstliche Bescheidenheit an dessen Stelle getreten, hinter der sich mein Widerspruch gegen Dinge und Menschen versteckte. Ein Mann, der es gut mit mir meinte, hat mir damals gesagt, es liege etwas in meinem Wesen, das die Leute unbewußt herausfordere, mich zu necken. Nichts suchte ich mehr als dies hintanzuhalten. Dennoch aber kam es zuweilen dazu und zwar um so mehr, als ich in allen äußeren Dingen vom Jagen und Fahren bis zum Salatanmachen das Alltägliche zu lernen und nach jener alten Theorie der Verkörperung mich auszubilden trachtete.

Bei den meisten Versuchen ist nicht viel herausgekommen. Wohl aber ist es von wichtigen Folgen gewesen, daß ich mir ein paar Pferde und eine Equipage anschaffte. Ursprünglich hatte es ein Reitpferd sein sollen. Aber man rieth mir zu einem Paar leichter Kutschpferde, da man wohl mit Recht annahm, daß ich es trotz der Reitstunden, die ich in Göttingen genommen, zu keinem großen Reiter mehr bringen werde.

Mit dieser Equipage begann nun allerdings eine neue Periode für mich. Die Hauptsache war, daß ich jetzt Touren in der Umgegend und in Folge dessen auch Besuche auf den Gütern des Adels machte. Erst jetzt vermochte der Zauber des Osnabrücker Landes auf mich zu wirken. Auf den Rittersitzen und in den Familien, die sie bewohnten, gefiel es mir gar wohl. Das war der Hauptsache nach nun doch endlich einmal wieder die Atmosphäre meiner Kindheit und ganz etwas Anderes als die büreaukratischen Kreise, in denen ich mich seit meinem Eintritt in den Staatsdienst fast mit Ausschließlichkeit bewegt hatte. Auch bei Hammersteins Bruder auf Schloß Gesmold bin ich damals gewesen. Besonders gefiel mir die Schelenburg, die das wirklich einzigartige Bild einer Wasserburg aus dem 16. Jahrhundert mit einem Donjon aus dem 13. darbietet. Herr von Schele war der Sohn des älteren und der Bruder des jüngeren Ministers von Schele und ein interessanter, in vielen Beziehungen eigenartig entwickelter Mann. Er war in jüngeren Jahren hannöverscher Officier gewesen. Seinen Ausgangspunkt bildeten

die Ansichten des Vaters. Im Laufe der Zeit waren diese dann aber doch durch manche andere Anschauungen und Erlebnisse durchkreuzt und modificirt worden. Unsere Ueberzeugungen wichen in wesentlichen Punkten von einander ab. Gerade da, wo ich hoffte, begegnete ich meist dem Pessimismus. So war Herr von Schele, um Eins zu nennen, ganz von jener tiefgehenden Antipathie gegen Stüve erfüllt, die den meisten Osnabrücker Edelleuten eigen war. In manchen Dingen war er andererseits modernen Auffassungen zugänglicher als ich. Aber eins verband uns: die Liebe zur Geschichte. Seit Mösers Zeiten hatte sich ein echt historischer Sinn und ein lebhaftes Interesse für die Socialgeschichte im Osnabrückschen erhalten. Bei den Edelleuten war begreiflicher Weise zunächst eine Beschäftigung mit der Standesgeschichte daraus geworden. Auch gerade die beiden Minister von Schele hatten sich mit Eifer derselben gewidmet und der damalige Burgherr auf Schelenburg war nicht zurückgeblieben. Er las fast Alles, was über die Geschichte der deutschen Stände erschien. Ein Gespräch über die Schöffenbar-Freien, die Rachenburgi oder die Kölner Richerzechheit war ihm die liebste Unterhaltung. Auch über die Osnabrückschen Verhältnisse habe ich durch ihn in mannigfacher Beziehung Aufschluß erhalten.

Es lebten starke Traditionen in dem Hause Schelenburg. Manches war aber doch sehr verschieden von den Eindrücken, die ich in meiner Kindheit empfangen hatte. Der Vergleich mit den Holsteinern lag für mich nahe und die Ähnlichkeit mit ihnen auf der Hand. Aber es spielte die Geschichte in der ganzen Bildung der Osnabrücker eine weit größere Rolle. Auch war die Anregbarkeit größer. Wenn in Holstein noch der naive Liberalismus einer vergangenen Zeit herrschte, so war hier in dem hannöverschen Westphalen schon das ganze Leben durchzogen und beherrscht von dem aufgenöthigten Kampf gegen die Zeit und ihre Strömungen. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese westphälischen Adelsfamilien im Allgemeinen eine größere Geschichte als die im Calenbergschen*) und Lüneburgschen hatten.

*) Das südliche Hannover.

Und es fiel doch auch für mich ins Gewicht, daß die Erinnerungen an das alte Reich weit stärker bei ihnen als in Alt-Hannover vertreten waren. Dagegen fehlten die englischen Traditionen.

Sehr wohlthuend war mir der Verkehr mit den Damen des Hauses, in denen mir echte Weiblichkeit entgegentrat. Sie standen dem eigentlich hannöverschen Typus näher; und die noch jugendliche Stiefmutter der beiden erwachsenen Töchter war sogar eine Althannoveranerin. Die gutartigen und wohlerzogenen jüngeren Kinder, unter denen ich mich besonders mit dem Sohne beschäftigte, waren wieder von einem etwas anderen Schlage.

Zuerst war ich mit meinem zweiten Vorgesetzten in dienstlichen Angelegenheiten nach Schelenburg gekommen. Es hatte mir aber so gut gefallen, daß ich bald auf eigene Faust mit meinem Wägelchen dorthin fuhr. Ich verlebte einen glücklichen Tag. Mich ergriff der Gedanke, daß die älteste der beiden Haustöchter vielleicht die rechte Frau für mich sei. Ich sehnte mich nach einem entscheidenden Schritt. Konnte es für mich damals einen entscheidenderen Schritt geben, als eine Heirath und der mir untrennbar damit verbunden erscheinende Austritt aus dem Staatsdienst?

Ich bin aber im Sommer höchstens noch ein drittes Mal nach Schelenburg gekommen. Denn * * hatte mir vorgeschlagen, mit ihm eine Reise ins Salzkammergut zu machen, bei der Eisenach und Nürnberg auf dem Hinwege berührt werden sollten. Eine solche Reise, hatte er gemeint, sei uns beiden vielleicht recht dienlich. Mitte Juni wurde sie angetreten.

Es war das erste Mal, daß mein Freund nach Beendigung seiner Heidelberger Studienzeit wieder nach dem Süden kam. In Nürnberg lernte ich jetzt durch Klinggräffs Empfehlungen Roth von Schreckenstein persönlich kennen, der damals der zweite Direktor des germanischen Museums war. Der oberdeutsche Kreis, in den wir durch ihn eingeführt wurden, berührte mich höchst angenehm. Eine interessante Persönlichkeit war auch Herr von Bibra. Sein Haus, das er nach Art der Nürnberger

Häuser eingerichtet hatte, entzückte mich. Ueberhaupt erhielt ich einen nachhaltigen Impuls von Nürnberg.

In Regensburg erneuerte ich die alten Eindrücke. Von Passau nach Linz fuhren wir auf dem Dampfschiff. Das war nun wieder ein anderes Stück Österreich, das ich zu sehen bekam. An Großartigkeit ließ sich die Donau wohl nicht mit dem Rhein vergleichen. Die bewaldeten Berge mit ihren noch erhaltenen Burgen machten aber zuweilen den Eindruck einer Waldeinsamkeit, die mich mit Wonne erfüllte. Linz und mehr noch Salzburg schienen uns schon etwas Italienisches zu haben. Im letzteren Orte wohnten wir der Eröffnung der Eisenbahn nach Wien bei und sahen bei dieser Gelegenheit den Kaiser Franz Joseph und den König Max von Bayern. In Gastein saßen uns Herr von Prokesch-Osten und Herr von Beust gegenüber. Letzterer sah damals noch sehr jugendlich und gut aus. Lächelnd erzählte er interessante Geschichten aus der „guten alten Zeit."

Natürlich sprachen der Freund und ich auch viel über die Verhältnisse Österreichs. Ersterer sah sie noch ungünstiger als ich an und glaubte in einem offenen, rückhaltlosen Brechen mit dem Alten allein die Hoffnung für Österreich sehen zu sollen. Sei es möglich, die in Österreich liegenden latenten Kräfte zum Durchbruch zu bringen, so würde allerdings eine Bildung von eigener Art und ganz besonderem Werth die Folge davon sein. Als seine Hoffnung ihn in Hannover getrogen, habe er sie auf Österreich gesetzt. Aber auch hier sehe er jetzt Alles grau.

Die Krone der Reise bildete der Königsee, den wir auch Gelegenheit hatten, von einem hohen Punkte auf der Ostseite zu übersehen. In München widmeten wir uns ganz der Pinakothek.

Leider wirkte aber meine Hypochondrie auf mein Verhältniß zu dem alten Freunde. Auch dieser war in sehr gedrückter Stimmung. Der Krieg von 1859 hatte ihn kaum weniger als mich erschüttert und auch er fand in seiner damaligen Lebensstellung niemand, der ihn aufgerichtet hätte. Dennoch muß ich es aussprechen, daß die Hauptschuld von den mannigfachen Differenzen, die auf dieser Reise auftauchten,

auf meiner Seite lag. Ich glaubte mich auch in diesem Verhältniß als Mann bewähren zu sollen. Andererseits wollte sich meine Stimmung auch durch die Reise nicht wirklich heben. Der Freund dagegen war traurig, daß er mir nicht helfen könne. Alle meine neuesten Erlebnisse, meinte er, kämen davon, daß ich in den kleinen Dingen nicht streng genug gegen mich sei. Er glaube dies sagen zu dürfen. Erst als er mich vor einigen Jahren mit meiner Mutter zusammen in Eltville gesehen, habe er den Grund meiner Fehler erkannt. Er liege in einer allzuweichen Behandlung in der Kindheit.

Solchen Sätzen setzte ich wenig Widerspruch entgegen. Aber es schien mir, daß dadurch nicht geholfen sei; denn ich wollte mir ja alles Mögliche aneignen, wußte es nur nicht anzufangen. Wenn ich den Freund aber aufmerksam machte, wie meine Leiden eben darauf beruhten, daß ich das mir Fehlende mir anzueignen gesucht habe und daß darin doch ein innerer Aufschwung liege; so antwortete er mir, ich sei dabei den verkehrten Weg gegangen und habe mit den nach Außen hin glänzenden Seiten begonnen.

Auch unsere politischen Auffassungen stimmten weniger zusammen, als wir dies bei'm brieflichen Verkehr wahrgenommen hatten. Ein Punkt wurde schon hervorgehoben. Der Freund war jetzt aber auch wieder viel liberaler als ich, so daß die Rollen abermals umgetauscht waren. Der Unmuth über das Regiment des Grafen Borries und die Niederlage der Österreicher im Vorjahre mochten gleichmäßig dazu beigetragen haben. Doch ist es mir nicht zweifelhaft, daß auch das Leben in den liberalen Beamtenkreisen dabei mitgewirkt hatte. In mancher Beziehung sah mein Freund geradezu mitleidig auf unsere früheren Anschauungen herab. Wir hätten, sagte er, uns ein System gebildet, ohne die Dinge hinreichend zu kennen. Das Höchste, was er zugestand, war, daß er die Zähigkeit anerkenne, mit der ich an den alten Gedanken festhalte. Auch er wollte die echt germanischen Ideen. Aber das war der Streit, ob die Feinde und der Gegensatz dieser Ideen vor Allem im liberalen Lager zu suchen seien und nicht mindestens ebenso sehr im konservativen. Ueber die hannöverschen Verhältnisse urtheilte ** doch noch

pessimistischer als über die österreichischen. Er sagte mir einst, es sei ihm klar, wir würden, da wir nichts Eigenes hervorzubringen verstünden, schließlich eine preußische Provinz werden. Ueber Preußen, das er nicht liebte, äußerte er auf der Reise, wie er überzeugt sei, daß dort im nächsten Kriege ungeahnte Talente sich entwickeln würden. Man kann sich denken, daß mich alle diese Urtheile nicht gerade angenehm berührten. Manches nahm ich halb schweigend hin. Oft aber glaubte ich litem contestiren zu sollen. Hinsichtlich des Disputirens befolgte ich aber die Rathschläge Blackerts, hatte deshalb auch nie disputiren gelernt und ich will deshalb nicht behaupten, daß ich immer die richtigen Waffen gebraucht habe.

Ein positives Resultat hat jedoch für mich diese Reise gehabt: ich kam zu dem Entschluß, den Staatsdienst zu verlassen. Den Ausschlag hat hier noch einmal der Freund gegeben. Er habe geglaubt, sagte er, daß der Staatsdienst eine Schule für mich sein solle. Aber er sehe ein, daß er sich geirrt. Offenbar könne ein längeres Verbleiben im Staatsdienst mir nichts nützen. Noch sei ich jung genug, um mir auf meinem Gute einen anderen Wirkungskreis zu schaffen, wenn ich mit sittlichem Ernst darangehe und mich nicht blos von meinen Lieblingsneigungen leiten lasse. Je mehr neue Pflichten ich mir auferlege, um so besser sei es und auch er halte es für das Beste, eine Heirath mit dem Abgang zu verbinden. Die Welt könne dann auch nicht sagen, daß ich einfach aus der Schule gelaufen sei. Fräulein von Schele kannte er nicht. Aber er bestärkte mich, Ernst zu machen.

Bald nach der Reise ist er krank geworden. Der Brief, den der Freund mir unmittelbar nach seiner Rückkehr geschrieben, ergriff mich durch seine sanften Vorwürfe. Ich brachte seine dann folgende Krankheit — die Aerzte nannten es ein gastrisches Fieber — damit in einen gewissen Zusammenhang und habe ihn noch einmal in Celle, das er bald verlassen sollte, besucht. Ich fand den Freund besser, aber geistig und körperlich sehr abgespannt. Die zum Theil gewiß berechtigten Vorwürfe ertrug ich jetzt gern, und ich darf sagen, daß wir in Frieden geschieden

sind. Meine Heirathsabsichten erhielten noch einmal eine Sanktion. Es war das letzte Mal, daß ich den Freund sehen sollte.

Ich kann mich über das nun Folgende wieder nur mit großer Zurückhaltung äußern. Zunächst setzte ich meine Bemühungen in Schelenburg eifriger fort. Durch meine Reise und andere Dinge lag aber eine längere Zeit zwischen meinen jetzigen und meinen früheren Besuchen. Die älteste Tochter reiste nach Hannover. Schließlich wandte ich mich in einem Briefe an die Mutter und bat diese um eine Unterredung in einer mir wichtigen Sache. Sie wurde mir gewährt und ich sprach mich in derselben aus. Acht Tage später sollte ich wieder kommen. Inzwischen trat aber das Schreckliche ein, daß **, dem ich in den Weihnachtsferien von Eltville aus noch einmal einen langen, eindringlichen Brief und dann von Osnabrück aus ein kurzes Mahnwort geschrieben, Ende Januar sich das Leben nahm. Die Leiche wurde erst dreiviertel Jahre später in der Aller gefunden. — — — — — — —

Man kann sich denken, in welcher Stimmung ich mich verlobt habe und wie dies Alles auf meinen Brautstand zurückwirken mußte. Aber ein langes Hinausschieben der Verlobung war nicht möglich, da die von mir Erkorene sich inzwischen bejahend ausgesprochen hatte und in Folge dessen nach Schelenburg gekommen war. Die Verlobung fand am 12. Februar 1861 in der alten Schelenburg statt.

Wanderjahre.

Die zwischen meiner Verlobung und Verheirathung liegenden Monate waren für mich mit mancherlei Unruhe verbunden. Ich beschleunigte meinen Austritt aus dem Staatsdienste, um aus den mir drückenden Verhältnissen herauszukommen. Wie ich wiederum den Staub von meinen Füßen schüttelte, kann man sich denken. Insofern hatte ich allerdings meinen Charakter bewährt, als ich ungebeugt und mir geistig treu bleibend aus dem Dienste schied. Aber nach mehr als einer Richtung hin war dieser Sieg doch zu theuer erkauft.

Etwa sechs Wochen blieb ich in Schelenburg, wohin sich auch meine jetzt älteste Schwester Ella begeben hatte. Dann reiste ich mit meiner Schwiegermutter, meiner Braut und meiner Schwester nach Eltville. Ich blieb hier einige Wochen, in denen mit einem Wiesbader Baumeister allerhand Pläne für das Eltviller Haupthaus verabredet wurden. Zum ersten Mal kam es hier zu einer ernsteren Differenz zwischen mir und dem Verwalter. Dieser war nicht für meine Baupläne, die ihm, so beschränkt sie auch waren, doch schon zu weit gingen. Namentlich war er aber unzufrieden damit, daß ich einen Baumeister angenommen hatte. Er war gewöhnt, daß ich Meinungsverschiedenheiten gegenüber, bei denen das Geld in Frage kam, schließlich nachgab. Dies Mal aber blieb ich fest, da es sich für mich um Pläne handelte, die ich lange mit mir herumgetragen. Der Verwalter konnte es nicht unterlassen, kleine

Intriguen gegen meine Absichten zu spinnen. Als Alles nichts half, machte er seinem Unmuth in mancherlei Aeußerungen und Ausrufungen Luft und es war dies der erste Beginn einer Verstimmung zwischen uns, die neun Jahre später zu einer Kündigung geführt und mir manche Stunde verbittert hat.

Auch meine Mutter wollte bauen, da sie in das von meinem seligen Vater gekaufte Nebenhaus ziehen wollte. Hier leitete Herr Presber den Bau. Wir alle aber mußten Eltville schleunigst verlassen, damit bis zum Spätherbst noch Alles fertig werden konnte. Meine Mutter ging nach Schwalbach und bezog dann für einige Wochen eine Wohnung in Biebrich. Schwierig war es für mich, eine passende Beschäftigung für den Sommer zu finden. Mein Wunsch war gewesen, auf ein halbes Jahr eine Universität zu besuchen. Aber mein Onkel widersetzte sich diesem Plan. In meinen Abgang hatte er sich gefunden: er habe erwartet, sagte er, daß ich diesen Entschluß fassen würde. Aber daß ich nun noch einmal studiren wollte, leuchtete ihm nicht ein. Er fürchtete, daß mich dieses zu sehr von meinem eigentlichen Beruf abführen und zu einem Dilettanten machen würde. Durch Privatlektüre könne ich dasselbe erreichen, was die Universität mir zu bieten vermöge.

Da ich selbst leider keinen bestimmten Plan für meine Studien besaß und zwischen meinen früheren und meinen politischen Interessen hin und her schwankte, so gab ich nach. Mit meinen eigentlichen Ideen hervorzutreten, hatte ich dem Onkel gegenüber nicht den Muth. Ihm zu opponiren, war um so schwieriger, als er mir bald nach meiner Verlobung angekündigt hatte, daß er mir sein Gut Wichtringhausen abtreten wolle. Auch war es jetzt schon etwas reichlich spät für den Besuch einer Universität während des Sommersemesters geworden.

Um doch etwas anzufangen, entschloß ich mich auf den Rath meines Schwiegervaters, zu dem diesem persönlich bekannten Domänenpächter Fischer nach Ebstorf im Lüneburgschen zu gehen, wo letzterer eine landwirthschaftliche Schule errichtet hatte. Die Zeit, die ich dort verbrachte, war nur sehr kurz, da ich im August den großen Kommers meines Corps in Heidelberg mit-

machte und über Eltville und Schelenburg zurückreiste. Einer meiner Bekannten hat mir gegenüber einige Jahre später gerade dies Unternehmen als einen Dilettantismus getadelt. Immerhin aber darf ich sagen, daß ich in Ebstorf zum ersten Mal einen Eindruck von dem inneren Getriebe auf einem größeren norddeutschen Gute empfangen und daß das befruchtend auf mich gewirkt hat.

Endlich kam der Tag der Hochzeit heran. Es war der 12. September. Meine Mutter, meine Schwestern und mein Onkel waren zugegen. Auch fehlten einige Vandalen, die in der Nähe als Auditoren standen, nicht. Von Seiten meiner Frau war die ganze Nachbarschaft von Schelenburg in dem alten Schlosse erschienen. Unsere Hochzeitsreise ging über Minden, Bückeburg und Hannover. Von dort wurde ein Abstecher nach Mecklenburg gemacht. Doch begnügten wir uns hier mit dem Besuche von Schwerin und Rostock: letztres sah ich damals zum ersten Mal. Dann nach Hamburg, um von da eine Verwandtenreise nach Holstein anzutreten! Auf der Rückreise wurde in Hannover, Wichtringhausen und Schelenburg vorgesprochen.

Schon im Sommer hatte mir mein Onkel im Anschluß an seine Absicht der Abtretung von Wichtringhausen mitgetheilt, daß in der unmittelbaren Nähe desselben das Gut Landringhausen zu kaufen sei. Er war durchaus für diesen Erwerb und fürchtete, daß ich, wenn es nicht zu diesem Kaufe käme, irgend ein Gut in Holstein oder in einer anderen entlegenen Gegend kaufen würde. Der Preis war für die damalige Zeit allerdings ein hoher. Aber ich kann es meinem Onkel doch nur im höchsten Grade Dank wissen, daß er mich dazu antrieb. Er hat auch dadurch meine Lebensaufgabe fixirt. Die Verhandlungen über diesen Ankauf begleiteten mich während meiner ganzen Reise. In Hannover kam der Kaufvertrag endgültig zu Stande.

Mittlerweile waren wir schon tief in den Herbst gerathen. Über Düsseldorf, wo wir Verwandte meiner Frau besuchten, langten wir am 14. November in Eltville an. Es war ein stürmischer Tag. Wir waren am linken Rheinufer mit der

Bahn bis Bingerbrück gefahren. Ein sogenanntes Trajektbot ging so spät im Jahre nicht. Wir mußten in einem verhältnißmäßig kleinen Nachen die Überfahrt nach Rüdesheim machen. Unsere Koffer beschwerten denselben sehr und wir hatten auch noch einen fremden Herrn aufgenommen. Die Wogen gingen in der Nähe des Binger Lochs hoch und ich muß gestehen, daß mir unsere Lage besorgnißerregend schien. Aber meine Frau sagte ganz ruhig, wenn wir untergingen, so stürben wir beide zusammen. Wir kamen glücklich an's Ufer. Ich habe diese Fahrt niemals vergessen und sie ist mir wohl als ein Abbild meines Lebens vorgekommen.

In Eltville kamen wir zum Schluß der Weinlese. Die Leser sangen uns zu Ehren: „Schön ist die Jugend, sie kommt nicht wieder." Der Ertrag war allerdings der Quantität nach kein großer gewesen, aber die Qualität vorzüglich. Das Wetter während unserer Hochzeitsreise habe dies zu Wege gebracht, meinte der Verwalter. Die Arbeit in meinem Hause war noch nicht ganz zu Ende geführt und beschäftigte mich noch eine Reihe von Wochen. Das Haus meiner Mutter war dagegen vollendet und diese Anfangs in Eltville anwesend. Sie zog aber dann auf einige Monate nach Wiesbaden, um uns für den ersten Winter allein zu lassen. Als nun auch die Arbeiten in meinem Hause fertig waren, trat völlige Stille ein, und ich hatte Muße, um über alle Erlebnisse der drei letzten Jahre nachzudenken.

Ein Rest des alten Kreises, in dem mein Vater gelebt, existirte damals noch im Rheingau; und ich bin dort allmählich etwas heimisch geworden. Auch der Verkehr am Hofe hatte seine Reize für mich. Ich habe dem Herzog Adolf von Nassau seitdem eine aufrichtige Verehrung gewidmet. Ja, noch mehr! Die Welt, in die ich jetzt eintrat, war bis zu einem weitgehenden Punkte durchaus von denselben politischen Auffassungen, wie ich erfüllt. Aber es dauerte doch lange, bis ich mich in diesen mitteldeutschen Kreis wieder etwas einleben konnte und meine Zeit wurde auch durch den geselligen Verkehr in keiner Weise ausgefüllt. Muße zum Grübeln und Zweifeln blieb mir noch mehr als genug.

Es war eine eigenthümliche Lage, in der ich mich als junger Ehemann befand. Alle die Kämpfe der vergangenen Jahre zitterten in mir nach; und gelöst war kaum eine der vielen Fragen, deren Ausdruck sie gewesen waren. Im Vordergrund stand die meines Lebensberufs. Allerdings stand es jetzt fest, daß mir mein Onkel Wichtringhausen zu Ostern des kommenden Jahres abtreten wollte. Zwei Jahre später kam dasselbe aus der Pacht. Ich sollte dann dorthin ziehen und die dortige Wirthschaft in die Hand nehmen. Ich selbst hatte, da mein Onkel mir nun einmal Wichtringhausen abtreten wollte, gewünscht, daß dies möglichst bald geschehen möge, damit ich nicht zu tief am Rhein einwurzele. Damit war aber doch nur zunächst dieses letztere entschieden und vorläufig ein neuer Zwischenzustand geschaffen. Mein Interesse für die rheinischen Gutsangelegenheiten war jetzt nur noch ein halbes, und der Verwalter gewahrte mit Erstaunen, daß ich ihn zurückwies, als er von mir begehrte, daß ich mich eingehend mit dem Detail der Weinkultur beschäftigen solle. Auch alle übrigen Beziehungen nahmen nun vollends einen provisorischen Charakter für mich an, während man von allen Seiten doch erwartet hatte, daß ich nun ein ganzer Rheingauer werden solle. Insbesondere war meine Mutter untröstlich über meine Absicht, mich im Norden festzusetzen und dem Rheine, den sie so sehr liebte, den Rücken zu wenden. Auch meine gute Frau, die sich als Norddeutsche dem Zauber des Rheins hingab, wurde für diese Auffassung einigermaßen gewonnen. Die Heimath der Familie, sagte man mir von den verschiedensten Seiten, sei doch nun einmal am Rhein; und dem väterlichen Gut gebühre der Vorrang vor dem Onkelgute. Die zahlreichen Freunde des Hauses machten mir geradezu einen Vorwurf aus meiner Desertion. Der Verwalter grollte mir schon wegen des Kaufes des hannöverschen Guts und der dafür verwandten Weingelder. „Mir habbe S'es genomme", pflegte Herr Presber zu sagen und es folgte dann wohl eine Mahnung, den Kauf durch ein Reugeld rückgängig zu machen. Ich blieb natürlich unerschütterlich. Denn die Absicht, ein Hannoveraner zu werden, stand seit frühen Jahren

bei mir fest. Sie hing aber nun mit allen Erinnerungen und Errungenschaften zusammen und hatte durch mein Studentenleben eine neue Weihe erhalten. Wie konnte der begeisterte Vandale daran denken, ein Rheinländer zu werden? Wie konnte ich all dem Guten den Rücken wenden, das ich seit meiner Rinteler Zeit dem Norden verdankte? Der einmal eingeschlagene Weg führte mich unaufhaltsam weiter.

Dennoch mußte ich mich zu meiner Festigkeit etwas zwingen und eine eigentliche Freudigkeit kam dabei nicht auf. Dafür waren die Erfahrungen, die ich in den letzten Jahren in Hannover gemacht, zu wenig verlockend und dafür waren die Bande, die mich und meine Familie an den Rhein fesselten, doch wieder zu stark. Oft kam ich mir in der That undankbar und pietätslos vor, und der Reiz des Südens kam mir erst jetzt zum Bewußtsein.

Das darf ich freilich sagen: eigentlich geschwankt habe ich keinen Augenblick. Nur in der Uebersiedelung nach Hannover glaubte ich die Einheit des Wesens, nach der ich strebte, finden zu können. Aber hinter der Frage der Uebersiedelung lag ein Meer von anderen Gedanken und Zweifeln. Die Existenz als hannöverscher Gutsbesitzer sollte doch nur die Grundlage und nicht das Endziel für das, was ich im Leben wollte, sein. Was aber wollte ich denn? Hätte ich mir doch darüber völlige Klarheit verschaffen können! Fest stand es für mich nur noch, daß ich etwas Bedeutendes wolle; und der Leser möge mir auch dies verzeihen. Es ist ein alter Satz, daß gar Mancher etwas erstrebt, was scheinbar über seine Kräfte hinausgeht und daß hierin an sich noch nicht eine Vermessenheit, sondern oft das Beste liegt, was die Natur einem Menschen mit auf den Weg geben kann.

Für den Augenblick kamen vor Allem meine wissenschaftlichen Arbeiten in Betracht. Zuerst waren es die germanistischen Studien gewesen, die mein Herz erfüllt hatten; und ich hoffte auf diesem Wege Gewißheit über die höchsten Probleme der Menschheit zu finden. Erstorben waren diese Neigungen noch keineswegs. Unter dem Einfluß der Jurisprudenz einerseits und

meiner familiengeschichtlichen Studien andererseits war aber jetzt der Gedanke an eine Geschichte der deutschen Stände und insbesondere der einer Geschichte des Adels in mir entstanden. Dieser bildete nun das Hauptziel bei allen meinen Arbeiten, Aber auch hier standen große Schwierigkeiten im Wege. Vor Allem fehlte es mir wieder an einer Leitung für ein solches Unternehmen. Seit Monaten hatte ich nun wieder brach gelegen. Wie sollte ich weiter arbeiten? Das Ziel, das mir vor der Seele stand, und die Ahnungen, welche mich erfüllten, bildeten einen solchen Kontrast zu meinen Kenntnissen, daß ich nicht wußte, wo Hand anlegen. Ich wollte zu viel und erreichte darum gar wenig. Denn zu dem Allen kam dann wieder die Muthlosigkeit, die mich seit den Erlebnissen meiner Auditorenzeit ergriffen hatte. Mit dem Arbeiten ging es wie in Osnabrück. Das Arbeitenlernen erschien mir nun als meine nächste Aufgabe. Daß ich nicht arbeiten gelernt, war ja eben der größte Mangel meiner Schülerjahre gewesen und ich habe es oft als das eigentliche Verhängniß meines Lebens beklagt. Auch der alte Freund hatte mich stets auf das Arbeiten hingewiesen. Die Wahrheit der Sätze, zu denen ich auf intuitivem Wege gelangt, solle sich erst an und durch die Arbeit erproben, hatte er gemeint. Ich hoffte mich durch die sklavische Wiedergabe des vor mir liegenden Stoffs vom Dilettantismus zu befreien. Aber ich erlag unter der Masse des Stoffs. Der Specialismus unserer Zeit drängte sich an die Stelle der großen Ziele und da ich fühlte, daß dies doch nicht der richtige Weg für mich sei, so konnte sich auch nie und nimmer die Hoffnung einstellen, daß ich auf demselben irgend etwas erreichen würde. Das künstliche Machen ist eben nie meine Sache gewesen. Wenn ich meine Gedanken zu Papier zu bringen versuchte, so wurde das, was ich niederschrieb, jetzt hölzern und weitschweifig. Es ging mir wie jenem Komponisten Friedrich Vogel in Riehls kulturhistorischen Novellen, der nach Stimmung suchte und von dem uns Riehl eine so anziehende Schilderung geliefert hat.*)

*) Siehe Riehls Kulturhistorische Novellen I. pag. 393.

Das Bedürfniß nach einer großen Anregung trat trotz der neuen Verhältnisse, in denen ich mich befand, immer wieder hervor und vor Allem dadurch erklärt es sich, wenn ich diesem Abschnitt die Ueberschrift „Wanderjahre" zu geben vermochte.

Zunächst dachte ich jetzt wieder an den Besuch einer Universität. Aber wo sollte ich hingehen? Am nächsten hätte es mir gelegen, mich nach Marburg zu begeben und mir dort von Vilmar die Wege, welche ich gehen sollte, weisen zu lassen. Aber dieser las gar nicht über die Gegenstände, die mir am Herzen lagen und war überhaupt damals von der Germanistik fast ganz abgekommen. Und vor Allem hielt mich wieder ein unbestimmtes Etwas vor der völligen Hingabe an die politisch-kirchliche Richtung der Vilmarschen Schule zurück, wie mir diese zuletzt in dem Minister Abée entgegen getreten war.

Hier langten meine Gedanken wieder bei der Politik an, die mich auch in Eltville mehr, als es gut war, von anderen Beschäftigungen abzog. Im Grunde mußte ich mir doch sagen, daß die wissenschaftlichen Studien, denen ich mich zu widmen wünschte, einer Neugestaltung des Vaterlandes und somit der Politik dienen sollten.

Aber eben auf diesem Gebiet schien mir seit dem Jahre 1859 Alles in Frage gestellt, und schließlich mischten sich auch wieder religiöse Zweifel und Gedanken in die mich quälenden Fragen. Man wird begreifen, wie wenig ich mit mir in's Reine zu kommen vermochte und wie der Kampf in mir fortwährte. Bei meinem Suchen und Fragen fielen mir damals Passavants Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen in die Hand. Mein Glaube an die Existenz der Seele wurde dadurch mächtig gestärkt, und ich habe das Buch auch später im Leben immer von Neuem und immer mit Nutzen gelesen. Aber ich kam auf diesem Wege noch zu keiner wirklichen Klarheit auf dem weiteren Gebiete der religiösen Fragen. Auch meine Mutter vermochte mir dazu nicht zu verhelfen. Ich hatte mich in der geistigen Einsamkeit der vorhergehenden Jahre oft nach ihr gesehnt und hoffte jetzt, Befriedigung für mein religiöses Bedürf-

niß im Verkehr mit ihr zu finden. Ja, ich zwang mich jetzt zu der religiösen Stellung meiner Kindheit. Eine wahre Befriedigung empfand ich aber begreiflicher Weise dabei nicht. Ich wollte orthodox sein. Aber ich erfuhr den Unsegen, der stets darauf liegt, wenn man die Zweifel einfach zur Seite schiebt und vor einem ernstlichen Durchdenken der religiösen Fragen zurückbebt. Auch fehlte es mir auf diesem Gebiete erst recht an eingehenderen Kenntnissen. Ich nehme keinen Anstand, auch dies Alles hier offen auszusprechen, weil sich gewiß gar mancher junge Mann in einer ähnlichen Lage wie ich befunden hat.

Vielleicht hätte ich eine Ergänzung in der Richtung meiner Frau finden können. Die Rücksichtnahme auf Andere, die Entsagung, die Selbstbeherrschung, die Nüchternheit waren die Eigenschaften, nach denen sie energisch strebte. Aber ich sah darin zunächst nur den Gegensatz zu meinem eigenen Streben. Die Jugendgenossen, die mir geblieben waren, standen diesem nun allerdings näher. Aber auch unter ihnen war keiner, der mir zu helfen wußte und ich stieß sie wohl gar durch meine Klagen und Hülferufe von mir. Friedrich von Klinggräff ist es gewesen, der mir aus dieser Lage herausgeholfen hat.

Persönlich nahegetreten war ich Klinggräff während meiner Heidelberger Zeit eigentlich nicht. Er hatte mich in seiner erzieherischen Art weit eher von sich fern gehalten als herangezogen. Es ist mir aber heute nicht zweifelhaft, daß er mich schon in Heidelberg stets im Auge behalten hatte. Dann waren aber einige Jahre ins Land gegangen, in denen keinerlei Verbindung zwischen Klinggräff und mir bestanden hatte. 1859 in Winsen hatte er mich körperlich elend, hoffnungslos, zweifelnd, mit der Welt und mir selbst im Streite liegend gefunden. Er suchte mich aufzurichten. Von unserem Briefwechsel war schon die Rede. Aber Klinggräff unterhielt sich im Geiste doch noch weit mehr mit mir, als ich damals ahnen konnte. Als er sich im Sommer 1860 mit Todesgedanken trug, hat er einen Brief an mich geschrieben, in dem er mir seinen schriftlichen Nachlaß für den Fall seines Todes anvertraute und der mir nach 27 Jahren (nach seinem Tode) zum Andenken übergeben wurde.

„Als ein im Grunde entsetzlich vorsichtiger Mensch," heißt es darin, „möchte ich meine Sachen jeder Zeit so bestellt haben, daß ich getrosten Muthes folgen kann, wenn der Ruf an mich ergeht. So möchte ich denn nun auch über ein paar Schreibereien verfügen und sie guten Händen anempfehlen. — — — Was unter meinen Schreibereien unsere alte liebe Vandalia betrifft, magst Du mit Geeigneten unter unseren Leuten*) besprechen und sehen, was damit zu machen ist. Wie Du die Briefe von den Meinigen, Persönliches und meine Familie Betreffendes zu behandeln hast, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. — — — Hüte auch Du Dich vor Theorie: in puncto Adelsprincipien, in puncto Riehlscher Ideencombinationen kann Dir Theorie gefährlich werden. Der wirkliche, echte, wohlverstandene Nutzen für die Gesammtheit, das ist's, wovon Alles ausgehen muß. Er fällt völlig zusammen, geht völlig auf dasselbe Ziel, wie echtes Festhalten am Alten. In Bezug auf Religion laß Dich nie blind machen. Gott und die Menschen lieben, seine heiligen Gebote halten, die er uns in das Herz sowohl wie in die Bibel geschrieben hat, das allein ist wirkliche Religion. — — — —

Haltet die Kirchenthüren auf für jedermann, der nicht ausdrücklich erklärt, als Feind hineinzugehen und überlaßt es Gott allein, den Glauben zu richten. — Ich mache Dir Mühe mit (meinen) Aufträgen, doch wirst Du sie gerne erledigen. Langwerth! Wir waren noch nicht Freunde, so tief, wie ich dies auffasse, aber wir wären es noch geworden, das, glaub ich, fühlst Du auch. Ich habe auf der Welt viel gesucht, aber einen Freund nicht gefunden. Du, glaub ich, wärest es geworden. Wir waren uns in den Jahren zu fern noch, vorläufig konnte es nur Brüderlichkeit sein."

Im Jahre 1860 hatte ich den Wunsch gehabt, daß Klinggräff an der Reise nach dem Salzkammergut theilnehmen solle. ** war nicht damit einverstanden, daß ich eine Aufforderung an ihn hatte gelangen lassen. Man kann wohl die Frage aufwerfen, welche Wirkung Klinggräffs belebender Einfluß auf uns

*) D. h. den Vandalen.

und unser Schicksal ausgeübt hätte. Aber der ganze Plan zerschlug sich, weil er damals eine Zusammenkunft mit seinen Schwestern in Kissingen verabredet hatte.

Verlobung und Verheirathung hatten meine Correspondenz mit Klinggräff dann aufs Neue belebt. Im August 1861 hatten wir uns gelegentlich des großen Kommerses in Heidelberg wiedergesehen. Manche Pläne für die Zukunft wurden besprochen, als wir in der auf den letzten Tag folgenden Nacht stundenlang zusammen auf der „Hauptstraße" wanderten.

Zu Weihnachten desselben Jahres besuchte Klinggräff wiederum sein altes Corps und kam am Sylvesterabend zu mir nach Eltville. Er konnte nicht lange bleiben, versprach aber, um Pfingsten wiederzukommen und besuchte auch meine Mutter in Wiesbaden.

Ostern 1862 war für meine Lebensgeschicke insofern von Bedeutung, als mir mein Oheim damals das Gut Wichtringhausen wirklich übertrug. Bald nach meiner Rückkehr von Hannover wurde ich aber zum ersten Male von einem Übelbefinden befallen, das mich seitdem nie wieder ganz verlassen hat. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Erregungen der vergangenen Jahre sich jetzt, wo ich zur Ruhe gekommen, geltend machten. Leider aber haben auch die kommenden so manches Schwere für mich gebracht, daß ich aus dem Kränkeln kaum mehr herauskam. Ich bin dadurch vor der Zeit alt geworden, wenn auch die alte Jugendfrische sich immer von Neuem geltend machte und die alten, unverwüstlichen Hoffnungen immer von Neuem wieder durchbrachen. Sie waren jetzt auf Klinggräff gerichtet. Aber ich hoffte mehr für ihn als für mich und hatte den Wunsch, ihn nur erst einmal seinem unsteten Leben zu entreißen und irgendwo zu einer festen Existenz zu bringen. Um die Pfingstzeit war er wieder in Heidelberg angelangt, schrieb mir aber unerwarteter Weise ab, weil er von einer jener Halskrankheiten befallen war, die ihn seit seiner Studentenzeit so häufig heimsuchten und die er durch Wasserkuren bekämpfte. Ich ließ mich aber nicht irre machen

und fuhr selbst nach Heidelberg, um ihn von dort im Triumph nach Eltville zu bringen.

Wir hatten noch anderweitigen Hausbesuch und drüben im kleinen Hause war jetzt meine Mutter mit meinen Schwestern wieder eingezogen. Sonderbarer Weise war mir nie der Gedanke einer Verbindung Klinggräffs mit einer meiner Schwestern gekommen. Bald aber konnte es mir nicht zweifelhaft sein, daß er ein Auge auf meine ältere Schwester geworfen habe.

Den Sommer verbrachte ich theils in Wichtringhausen, wo ich meine Thätigkeit mit dem Entwurf — meines Testaments begann, und theils in dem Seebade Borkum, in dem ich Kräftigung für meine Nerven suchte. Unerwähnt lassen will ich den höchst angenehmen Verkehr nicht, den ich dort mit Osten und dem Corpsbruder Bodo von Bülow hatte. Als vierter im Bunde schloß sich der Kammerherr von Alten aus Oldenburg*) an, der von Geburt auch ein Hannoveraner war und sich durch archäologische und kunsthistorische Forschungen aller Art später hervorgethan hat. Wir gründeten für jene Badesaison eine Vereinigung, die wir nach der unter dem Namen Kobbe bekannten, großen Mövenart den „Kobbenstaat" nannten. Zum Andenken daran ließen wir uns kleine silberne Petschafte mit einer Kobbe darauf machen. Auch ein weiterer Kreis hatte sich uns vier Verbündeten in Borkum angeschlossen und ich gestehe, daß meine Ordensidee schon wieder erwachte.

Noch ehe ich aber an den Rhein zurückgekehrt war, erhielt ich einen Brief von Klinggräff, der mir über seinen Entschluß keinen Zweifel mehr lassen konnte. Er komme zu mir, schrieb er, und würde auch dann kommen, wenn ich ihn nicht haben wolle. Am 24. September verlobte er sich mit meiner Schwester und blieb dann bis zum 13. November in Eltville. Es war eine schöne Zeit, wo uns der Himmel auch wieder voll politischer Baßgeigen hing.

Auch Klinggräffs Ideen waren ein Produkt jener Strömung, die in Deutschland auf das Jahr 1848 gefolgt war und die,

*) Als oldenburgischer Oberhofmarschall gestorben.

wie Riehl in einer seiner späteren Schriften ganz richtig bemerkt, der tiefere Grund für die konservative Regierungsweise der 50er Jahre gewesen ist. Sie hing aufs Innigste mit der rückläufigen Bewegung zusammen, die uns Deutsche seit dem Beginn unseres Jahrhunderts erfaßt hatte. Man irrt wahrlich, wenn man meint, daß lediglich die paar Romantiker, von denen gerade Klinggräff nichts wissen wollte, ihre Vertreter seien. Richtig verstanden, beruhte das Größte, was wir seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hervorgebracht haben, auf dieser rückläufigen Bewegung. Nach dem Jahr 1848 war sie mit neuer Stärke erwacht. Bewußt oder unbewußt huldigte man ihr auch noch zu Anfang der 60er Jahre in den weitesten Kreisen. In irgend einer Weise wollte damals fast Jedermann restauriren, und an sich lag nichts Eigenthümliches darin, daß auch Klinggräff sich dieser Richtung ergab. Dennoch zeigte seine Restaurationstendenz Züge, die mir in dieser Weise niemals entgegengetreten sind. Prinzipiell wollte er auf allen Gebieten mit der Umkehr in konsequenter Weise Ernst machen. In der Ausführung verstand er es aber, auch dem Liberalismus gerecht zu werden und den auf allen Gebieten verderblichen Negativismus zu vermeiden. Die Menschen zu gewinnen, war sein Zweck und er verwarf jede Bitterkeit. Erst jetzt lernte ich seine tieferen Gedanken und Pläne kennen.

Klinggräff gedachte der Unnatur und der Künstlichkeit dadurch zu begegnen, daß er seine Vorschläge nicht auf ein System, sondern auf die von Gott dem deutschen Volke gegebene besondere Art gründete. Das führte zu der Einfachheit, Gesundheit und möglichsten Derbheit, auf welche er drang und für die er unsere Gebildeten zu erziehen wünschte.*)

Wie Riehl hatte er als Fußwanderer das Volk studirt und daraus seine Schlüsse gezogen. Der äußere Ausgangspunkt aber war für ihn, wie bereits angedeutet, das Corps geworden. Später war namentlich die Liebe für die altdeutsche Kunst ent-

*) Siehe „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes" I, S. 292 ff.

scheidend für Klinggräff gewesen. Er wünschte sie zu reproduciren und es ergab sich auch daraus, daß unser ganzes Leben dem unserer Vorfahren möglichst entsprechen sollte.

In den Fragen der inneren Politik ging er, wie so Viele, aus der Zeit um 1848, von der Selbstständigkeit der Gemeinde aus. Aber er gelangte zu einer Decentralisation, die noch weit über Stüve hinausging. Auf allen Gebieten sollte sie allmählich durchgeführt werden. Mit dem eigentlichen Konstitutionalismus hatte Klinggräff dagegen nach den Erfahrungen des Jahres 1848 gebrochen. Dieser sei auf einer Lüge aufgebaut, pflegte er zu sagen. Denn es sei unmöglich, der großen Masse des unorganisirten Volks durch die Wahlen die Entscheidung über die Lebensfragen des Vaterlandes in die Hand zu geben.

Auch auf religiösem Gebiet war Klinggräff von Haus aus liberal. Aber auch hier war schon früh durch seine historischen Auffassungen ein ganz entgegengesetztes Element in seinen Gedankengang gekommen. Das Ideal der Kirchenverfassung, das ihm vor der Seele stand, kam in mancher Beziehung auf die englische Hochkirche hinaus. Aber er ging in den kirchlichen Verfassungs- und Kulturfragen weiter und würde in England vielleicht ein Puseyit geworden sein. Gar mancher Protestant wird dies Alles tadeln. Aber man vergesse nicht, daß der so streng orthodoxe Friedrich Perthes die zukünftige Kirchenreform von einer Läuterung der katholischen Kirche erwartete.

Das erste Buch, das Eindruck auf Klinggräff machte, sind wohl Radowitz Gespräche über Staat und Kirche gewesen. Dann waren Riehls Schriften gefolgt. Die Hauptsache war und blieb ihm die innere Regeneration des deutschen Volks. Hier predigte er „Revolution", während er auf dem politischen Gebiete überall nur eine Reform wollte und jede Revolution, d. h. jede gewaltsame Bekämpfung und Verdrängung der gegnerischen Elemente prinzipiell verwarf.

Daß Klinggräff immer wieder bei den sittlich religiösen Fragen anlangte, war gerade für mich ein großes Glück. Es bedeutete meinem damaligen Standpunkte gegenüber

schon einen großen Fortschritt und es klang an meinen alten Lehrer Blackert an, wenn Klinggräff sagte, das Deutschthum und das echte Alte kämen auf dasselbe wie das wahre Christenthum hinaus. Seine wirklich selten edle Natur trieb ihn nach dieser Seite. Er arbeitete an seiner eigenen Besserung mit einer Ausdauer und einer Rücksichtslosigkeit, die jeden tief beschämen mußte. Den Kultus des Verstandes, die Willkür des einzelnen Menschen verwarf er aufs Allerentschiedenste. Das persönliche Ich sollte überall zurücktreten. Auch in dem Genußleben, pflegte er zu sagen, könne etwas Philiströses liegen. Der Materialismus ist auch auf dem religiösen Gebiet niemals eine Gefahr für ihn gewesen. Der „losbändige" Verstand des Menschen könne und solle eben nicht Alles ergründen, sagte er. Gott habe uns die Erkenntniß des Weltganzen vorenthalten und er werde wohl wissen, warum. Die Naturwissenschaft überschätze als echter Emporkömmling ihr Können und Vermögen. Das Beugen unter Gottes Willen war Klinggräff auf allen Gebieten das A und O. Das Leiden nahm er als eine Art Sühne aus Gottes Hand hin und näherte sich auch hier wieder katholischen Auffassungen, während er in der protestantischen Gnadenlehre etwas Uebertriebenes sah.

Als er 1862 in unser Haus trat, hoffte er auf einen Nachsommer: wenn man will, auf eine Renaissance unseres Mittelalters. Man hat über den platonischen Staat gespöttelt, den Klinggräff habe konstruiren wollen. Aber hat das von Plato hingestellte Ideal nicht seine große praktische Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit gehabt? Nicht mit Unrecht hat Ranke gesagt, der platonische Staat sei in gewissem Sinne in der mittelalterlichen Welt verwirklicht worden.

Der Werth von Klinggräffs politischen Ideen liegt meines Erachtens in den positiven Vorschlägen, die er für die Durchführung der Decentralisation in den mittleren Gebieten des Staatslebens gemacht hat; und sie schließen sich, wie ich im Nachwort zu den Mittheilungen aus der Mappe des Freundes nachzuweisen gesucht habe, auf das Trefflichste an die Vorschläge an, die Stüve für die Organisation der Gemeinde gemacht hat. Da ich über die Kleinstaaten wie Riehl dachte,

so begrüßte ich gerade für diese in den Reichs- resp. Bundeskreisen, die Klinggräff wollte, eine Ergänzung ihrer Lebensthätigkeit. Die Mittelstaaten würden weniger davon berührt worden sein. Ich dachte aber doch, daß es möglich sein würde, auch sie in eine organische Verbindung mit den großen Kreisen zu bringen. Gerade nach 1848 waren solche Pläne aufgetaucht und ernstlich erwogen worden.

Auch für die Organisation der Stände findet man bei Klinggräff manchen glücklichen Fingerzeig. Alles sollte langsam und auf organischem Wege entstehen. Erst in einer ferneren Zukunft und nach Herstellung einer Selbstverwaltung sollte aus dem deutschen Nothbau ein wirkliches Reich, dem auch ein Kaiser nicht fehlen sollte, hervorgehen. Ernstlicher als vielleicht irgend jemand dachte er dabei an eine Vereinigung der Kirchen. Neue Römerzüge und die Eroberung Jerusalems schwebten ihm vor. „Schilt mich nur einen Abenteurer und Idealisten," ruft er in einem allerdings etwas später an mich gerichteten langen Briefe aus. „Ja, davon habe ich genug. Ich müßte auch kein Deutscher sein, wenn ich nichts davon hätte. Aber freilich, hier scheint's mir selbst, daß es ein bischen viel sei. Indessen, ich kann einmal nicht anders." *) Klinggräffs Satz war, daß nur große Ziele uns retten könnten und daß die Welt an den zu kleinen Zielen zu Grunde gehe. Wenn man dem, einem ganz bestimmten Ziele rasch entgegenrollenden Rade der Zeit nur kleine Steine in den Weg werfe, so werde man gar nichts damit erreichen. Aber gebt der Welt große Ziele, so ist es wenigstens möglich, daß sie umkehrt. Vor dreißig Jahren konnten Klinggräffs Ideen als verwegen erscheinen. Heute, wo man fast Alles in Frage stellt, wird man so nicht mehr ganz urtheilen können.

Noch sei nichts verloren, sagte er. Der Gegensatz gegen Napoleon müsse und werde uns retten. Von dem Zusammengehen mit den preußischen Konservativen, das ich befürwortete,

*) Siehe: „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes" II., 148.

wollte er dagegen durchaus nichts wissen. Klinggräff perhorrescirte die Kreuzzeitung und versicherte, daß die preußische Aristokratie trotz ihrer Gottesgnadenlehre im entscheidenden Augenblick gerade so gut wie die piemontesische umschlagen und mit den auflösenden Elementen gehen werde. Nichts war überhaupt charakteristischer bei ihm als der Kampf gegen den Konservatismus dieser Kreise. Er sah in ihm ein Zerrbild von dem, was er selbst wollte, und darum einen gefährlichen Rivalen.

Man wird fragen, wie weit ich mir Klinggräffs politisches Programm aneignete. Ich war natürlich weit davon entfernt, alle seine Ideen ohne Weiteres zu acceptiren. Als er zuerst mündlich mit einigen derselben hervortrat, genirten sie mich gewaltig. Vor Allem schien mir die Zeit zu sehr zu drängen, um solchen weitaussehenden Plänen nachzuhängen. Aber in jenem langen Briefe zusammengestellt, machten sie doch Eindruck auf mich. Ich konnte nicht verkennen, daß Alles außerordentlich zusammenhängend und durchgearbeitet war, daß Klinggräffs Ideen gar manches Ausführbare enthielten und daß mich nichts vor dem konservativen Negativismus zu bewahren geeigneter war, dem auch ich zu verfallen drohte.

Das waren doch positive Gedanken! Ich hatte immer nach dem Großen gestrebt. Hier fand ich große Ziele. Jedenfalls wußte ich Klinggräffs Ideen nichts entfernt Gleichwerthiges an die Seite zu setzen. Ich beschloß, es einmal auf diesem Wege zu versuchen und sie als einen Anknüpfungspunkt gelten zu lassen. Wenn Klinggräff mich beständig zu eigenen Conceptionen der Art antrieb, so lehnte ich das für die Zukunft nicht ab und meinte nur, daß ich mich erst durch größere geschichtliche Kenntnisse dafür vorbereiten solle. Welche Bedeutung mußte es nicht für mich haben, daß Klinggräff so durchaus vom deutschen Patriotismus und dem deutschen Geiste ausging! Meine hannöverschen Gesinnungsgenossen und ich waren hier weit überboten und es konnte natürlich nicht davon die Rede sein, daß eine particularistische Einseitigkeit Klinggräff seine Auffassungen eingegeben habe. Er wollte nichts vom „Particularis-

mus“ wissen. Die patriotische Rechtfertigung der particularen Lebensentwicklung war aber auch bei ihm der Kern des Gedankengangs. Durchschlagend war es für mich, daß Klinggräff darauf hinwies, wie die ganze Welt ohne eine Umkehr rettungslos verloren sei. Meine Rinteler Erinnerungen erwachten auch hier. Auch daß Klinggräff den Liberalen gegenüber eine mildere Tonart anschlug, hatte etwas, was denselben entsprach. Die Stellung des borghesischen Fechters, in der ich mich namentlich seit 1859 befand, gab ich auf oder wollte ich doch wenigstens aufgeben. Auch für altdeutsche Kunst ließ ich mich gern erwärmen; und wo ich in meiner Geschmacksrichtung in den letzten Jahren etwas abgewichen war, fand ich mich gern an Klinggräff wieder zurecht.

Dieser lebte damals in der Gothik. Schon daß er sein mecklenburgisches Haus gothisch umbaute und einrichtete, war für uns Alle äußerst anregend. Ebenso erfrischend waren die größeren und kleineren Touren in der Umgebung von Eltville für mich; und ich kann wohl sagen, daß ich erst damals den Rhein habe kennen und wirklich schätzen lernen. Endlich war es von einer nicht geringen Bedeutung, daß ich durch Klinggräff wieder in eine innigere Berührung mit den Vandalen und den Reformplänen kam, die er sowohl für das Corps als für die Studentenschaft überhaupt hegte. Ich bedaure es aufrichtig, daß ich mich ihm nicht noch völliger hingegeben und untergeordnet habe. Es wäre namentlich von Gewinn für mich gewesen, wenn ich schon damals Klinggräffs politische Entwürfe durchgearbeitet und deren Weiterentwicklung versucht hätte. Hätte ich ihn 6 oder 7 Jahre früher kennen gelernt, so hätte ich dies sicher auch gethan. Jetzt aber standen dem doch schon zu viele Lebenserfahrungen im Wege.

Auch auf anderen Gebieten war dies der Fall. Ich wollte mich nicht, wie früher, von Klinggräff erziehen lassen und fühlte mich als das Haupt unseres Familienkreises. Er aber blieb der Aeltere und besaß schon vom Corps her ein moralisches Uebergewicht, dem ich mich nicht ganz entziehen konnte. Auch im täglichen Leben waren es weniger die leicht bei einander wohnenden Gedanken, als die im Raume sich stoßenden Dinge,

welche zwischen uns lagen. Die Verschiedenartigkeit unserer Naturen war sehr groß. Den Weg, den ich unter nordischem Einfluß eingeschlagen hatte, um mich gegen die auf mich eindringende Welt zu wehren, billigte er nicht und er hatte bereits da verzichtet, wo ich nichts weniger als zu verzichten gesonnen war. Den speciellen Traditionen des Hauses, an denen ich mit so großer Zähigkeit festhielt, stand er in manchen Beziehungen etwas kühl gegenüber. Er hat mir einst gesagt, wenn ich die Richtung von Vater und Mutter nicht vereinigen könnte, so sollte ich mich an die des Vaters halten. Dennoch aber trat er mehr, als es mir billig schien, auf die Seite der Damen.

Und wie in den kleinen, so ging es auch in den großen Dingen. An Reife des Urtheils, an konsequenter Durcharbeitung seines Systems, an Ausbildung des Charakters war mir Klinggräff weit überlegen und nicht minder an Dialektik und Geduld beim Disputiren. Klinggräff war ein Mann aus einem Wurf und ein — Charakter. Da ich seit Jahren nach der „Persönlichkeit" strebte, so fand ich in ihm ja gerade, was ich suchte. Aber es gab doch auch Dinge, in denen ich ihm überlegen war. Mir schien schon das Jahr 1859 eine entscheidende Wendung zu bilden. Klinggräff aber sah bei der politischen Bewegung, die seit 1859 durch Deutschland ging, mehr auf die Außenseite und meinte wohl, daß wir Gefahr liefen, unsere Kraft in Reden zu verpuffen. Wenn ich die Concentration in einer großen Partei erstrebte, die sich in fester Schlachtordnung allen Umsturzbewegungen entgegenstellen sollte, so zog sich Klinggräff immer auf die Kritik aller Parteien zurück, warnte beständig vor den Gefahren jedes Parteilebens und meinte, daß alle Parteien ziemlich gleich wenig werth seien. In beiden Beziehungen ist er später mehr oder weniger auf meine Seite getreten. Gelungen ist es ihm dagegen, mich völlig von der Kreuzzeitung und ihrer Partei zu trennen, in deren Einseitigkeiten ich mich damals doch auch hineinzwängen wollte. Seine Hoffnungen vermochte ich mir allerdings nicht völlig anzueignen. Aber ich hörte es doch gern, wenn mir ein meinen Anschauungen so nahe verbundener Mann beständig wiederholte, daß noch nichts ver-

loren sei und daß aus allen Wirren einer traurigen Gegenwart ein neuer Frühling für unser Vaterland erblühen werde.

Auch bewegten sich Klinggräffs Gedanken doch nicht ausschließlich im Nebellande mehr oder weniger phantastischer Entwürfe. Es gab doch einen bestimmten Punkt, auf den er mit großer Entschiedenheit hinwies. Das war die Frage, ob Großdeutsch oder Kleindeutsch. Hier brenne es, sagte er. Siegten die Kleindeutschen, so sei kein Raum mehr für unsere Ideen. Hier gelte es deshalb zunächst, Hand anzulegen. Man wird begreifen, wie gern ich das hörte und wie ich mich gerade diesem Impuls mit Freuden hingab. Und wenn Klinggräff meine Gedanken mehr von den specifisch österreichischen Verhältnissen ab- und auf das allgemein Deutsche zurücklenkte, so lag doch auch darin etwas, das mir wohlthat und mich innerlich befriedigte.

Daß wir uns im Herbst 1862 an der großdeutschen Versammlung in Frankfurt betheiligten, geschah auf meine Veranlassung. Aber ich hätte mich ohne die Anwesenheit Klinggräffs und ohne sein „da brennt es" schwerlich dazu aufgerafft. Osten hatte mich noch einige Monate vorher in Hannover ausdrücklich gewarnt, mich an der großdeutschen Bewegung zu betheiligen. Klinggräff aber dankte mir, daß ich ihn zu dem Erscheinen auf der Frankfurter Versammlung bewogen habe.

Wir hörten dort eine Rede von Heinrich Gagern und lernten Herrn von Lerchenfeld, der die Seele des Ganzen war, persönlich kennen. Am meisten sprach uns Wydenbrugks Rede an und wir behielten beide diesen Mann seitdem im Auge. Süddeutschland war natürlich besonders stark vertreten. Aber es fehlte z. B. auch nicht an Hannoveranern. Ein Dr. Bärens aus Flensburg, der im hannöverschen Schulwesen eine Stelle bekleidete, nach 1866 eine Rolle in der hannöverschen Partei gespielt hat und z. B. mit Gauvain in Verbindung stand, hielt einen Vortrag, der uns ansprach. Der plattdeutsche Toast des Schatzraths von Rössing aus Hannover belebte die Mahlzeit nach der Sitzung. Die Stimmung war eine gehobene. Aber Bismarcks Ernennung zum Ministerpräsidenten warf einen Schatten auf dies Alles. In dem Versammlungssaal auf dem Tisch lag

ein Zeitungsblatt, das die Abreise des neu ernannten Ministerpräsidenten nach Paris zur Ueberreichung seines Abberufungsschreibens ankündigte. Leugnen läßt sich auch nicht, daß nur wenige Redner positive Vorschläge gemacht hatten. Schlimmer war es, daß die Versammlung aus gar zu verschiedenen Elementen zusammengesetzt war. Wir hatten Aristokraten von der veraltetsten Schule ebenso wohl zwischen uns, als Demokraten von recht fortgeschrittener Farbe. Die große Anzahl von Edelleuten, die sich in der Versammlung befand, veranlaßte die Frankfurter Presse zu Ausfällen. Wenn Heinrich von Gagern hervorhob, daß der Adel und namentlich der hohe Adel ein Bindeglied zwischen Österreich und Deutschland bilde, so meinte ein liberaler österreichischer Abgeordneter, man setze in Österreich nicht ein solches Vertrauen auf die Adligen. In den Landtagen und im Abgeordnetenhause des Reichsraths habe man sie recht gern unter sich. Aber, wo sie, wie im Herrenhause, eine geschlossene Masse bildeten, halte man sie für bedenklich.

Schlimmer vielleicht noch als das Vorhandensein solcher Gegensätze war es, daß man sich auf unserer Seite nicht genügend Rechenschaft über ihr Vorhandensein geben wollte. Ich erinnere mich, daß ein hervorragendes Mitglied der Versammlung ärgerlich wurde, als ich ihn auf diese Gegensätze aufmerksam machte. Ich ward mit der Bemerkung abgefertigt, daß im entgegengesetzten Lager ja das Gleiche der Fall sei.

Trotz alles dessen war die Gründung des großdeutschen Vereins eine That und sie ist den Mittelstaaten und Österreich eine Stütze bei den Versuchen gewesen, die sie mit Reformen auf dem Boden der bestehenden deutschen Verhältnisse unternommen haben. Etwas Anderes als solche Bundesreformen im Sinne Beusts wußte auch Klinggräff in jenem Augenblicke nicht zu empfehlen.

Die Controverse zwischen ihm und mir wurde freilich durch dies Alles nicht gefördert. Am wenigsten wußte er mir hinsichtlich meiner Lebenspläne zu rathen. „Ich weiß Dir nur eins zu rathen," pflegte er zu sagen, „koch ab."

Zunächst machte ich im Jahr 1863 auf den Rath eines

Arztes mit meiner Frau eine ein Vierteljahr in Anspruch nehmende Reise. Klinggräff hätte gern gesehen, daß ich Schwaben und die angrenzenden mitteldeutschen Lande bereist hätte. Für mich aber konnte schließlich doch nur Österreich in Frage kommen. Ich hielt es geradezu für ein Gebot der Treue, die dort empfangenen Eindrücke zu vervollständigen.

Da wir zu Klinggräffs Hochzeit im Juli zurück sein sollten, so traten wir die Reise bereits im April an. Sie führte über Alt-Heidelberg, wo ich die Vandalen wieder einmal auf ihrer Kneipe besuchte, nach München. Es wehte noch ein recht eisiger Wind. Die Eisenbahn brachte uns nach Innsbruck. Mit dem regsten Interesse überschritt ich wieder die österreichische Grenze. Das Eisenbahnpersonal stach gegen die blauweißen Bayern nicht gerade günstig ab. Ein Kavallerieofficier im Coupee erging sich in einer Auseinandersetzung über das Nationalitätsprincip. Es sei, meinte er, als wenn die Menschen wie Hunde und Katzen nach Racen getrennt werden sollten. Es sei eine Erfindung von Napoleon, die nur diesem zu Gute komme. Früher habe man den Unsinn in Ungarn gehabt und jetzt fange man ihn zu seinem Erstaunen auch in Böhmen an.

Die Berge bei Innsbruck präsentirten sich im Schneekleide prächtig. Die Fahrt im Wagen über den Brenner war eine der schönsten, die ich je gemacht. Das Nachtquartier zu Mittewald in der Nähe eines rauschenden Felsbachs hat stets zu den Lieblingserinnerungen bei meiner Frau und mir gehört. In Botzen dann unerwartet Sommer und südliche Vegetation! Wir besuchten einen jener Gärten, die einen schon ganz italienischen Charakter zeigen. Dann in der Eisenbahn nach Trient! Ich fand im Coupee einen Corpsbruder, der für die italienische Einheit begeistert schien. Scherzend antwortete ich, ich hätte den König von Italien noch nicht anerkannt. Trient machte uns einen fremdländischen Eindruck. Der Gasthof, in dem wir wohnten, war ganz leer und sah heruntergekommen aus. Aber auf den Gängen paradirten große Gedenktafeln an die Fürstlichkeiten, die in den 20er und 30er Jahren hier logirt hatten. Auch die Marmortische und goldenen Spiegel unseres Zimmers

mahnten daran. Aber die vergangene und defect gewordene Pracht machte einen beinahe unheimlichen Eindruck. Wir freuten uns, als am anderen Morgen der Wagen erschien, um uns nach Riva zu bringen. Im Hotel Traffelini verbrachten wir dort eine höchst angenehme Woche. Der reinlich gehaltene Blumengarten am See war reizend, obwohl die Sonne Abends sehr frühe hinter den Bergen verschwand. Touren zu Wasser und zu Land wurden unternommen. Die Straßenbefestigungen interessirten mich und gaben das Gefühl einer gewissen Sicherheit. Aber unser Schiffer sprach schmunzelnd von Beppo Garibaldi.

In Riva lagen Jäger. Eines Tages kam Benedek, um sie zu inspiziren. Auf der Straße konnte ich ihn zuerst beobachten. Er war ein kleiner, lebhafter Mann, der den Kopf stark zurücklegte und mit lauter Stimme perorirte. Sein Ausdruck war militärisch, aber nicht gerade gewinnend. Nach den Erinnerungen, die mir geblieben, verstehe ich es, wenn mir später ein alter österreichischer Offizier gesagt hat, Benedek sei ein Fanfaron gewesen und wenn ein Anderer von dem Galgenhumor sprach, den er bei Königgrätz gezeigt. Daß er Radetzky zu copiren suchte, schien mir aus mancherlei Zügen hervorzugehen. Im Garten unseres Hotels hielt der Feldzeugmeister Mittagstafel. Es waren, wie man mir sagte, auch Unteroffiziere zur Tafel geladen. Ich beobachtete die Gesellschaft aus meinem Fenster, so gut ich es vermochte. Die laute und nicht gerade wohlthuende Stimme Benedeks übertönte alles und ließ mich einige Worte verstehen. Ich glaubte die Frage zu hören, ob es viel Soldatenkinder bei dem Bataillon gebe.

Das Dampfschiff, das uns, als die Zeit um war, nach Peschiera brachte, gehörte zur österreichischen Marine. Namentlich die Offiziere hinterließen mir eine angenehme Erinnerung. Die Sumpffestung Peschiera ist ein ungemüthlicher Ort und machte in der Hitze einen wahrhaft trostlosen Eindruck. Kasernen mahnten an die Bauthätigkeit Franz Josephs I. Große, ernst aussehende ungarische Grenadiere von gelber, ja zum Theil

fast schwarzer Gesichtsfarbe hatten in ihrer ruhigen Haltung etwas Imponirendes.

Von Peschiera ging es nach Verona, dessen hoch am Berge gelegene Festungsbauten ein großartiges Bild gewähren. Einige Kirchen und das Grab von Romeo Julia wurden besehen und wir fanden bei dieser Gelegenheit, daß man in Verona, wo es sehr viele Tiroler Dienstboten gab, mit dem Deutschen recht weit komme. Der Abendzug brachte uns nach Venedig, wo wir ein Hotel am Canal grande bezogen, das ehedem ein Palast gewesen war und den herrlichsten Ausblick darbot. An der Wirthstafel gab es viele Fremde, die sich auch in politischen Gesprächen ergingen. Eine Französin neben mir bemitleidete die armen Italiener, die das Eroberungsrecht unter österreichische Herrschaft gebracht habe.

Herrlich waren die Abende auf dem Markusplatze, der uns in seiner Abgeschlossenheit beinahe deutsch anheimelte, und wo eine österreichische Militärkapelle spielte. Wir besichtigten Venedig ziemlich gründlich. Auch auf dem Lido bin ich gewesen. Fast hätten wir uns entschlossen, eine Seereise nach Dalmatien zu machen. Aber das noch halb wilde Land und die schlechten Gasthäuser schreckten uns ab.

Auch die Seereise nach Triest wurde schließlich aufgegeben. Die lange Landreise dorthin erschien mir aber reizlos und Triest stach doch ganz gewaltig gegen Venedig ab. Es erschien uns schmutzig und ohne künstlerischen Schmuck. Die Wohnung am Hafen vermehrte noch diesen Eindruck. Die Lloydschiffe, von denen eins Marco Polo hieß, lagen in unserer unmittelbaren Nähe und ich erinnere mich des Gesangs eines italienischen Matrosen, bei dem jede Strophe mit einer absichtlichen Dissonanz schloß: ich habe dergleichen auch später wohl bei italienischen Gesängen gehört und dabei stets an die Dissonanzen denken müssen, mit denen Heinrich Heine so viele seiner Lieder abschließt.

Sehr gefiel uns der auf einem Felsenvorsprung angelegte Terrassengarten des Erzherzogs Ferdinand Maximilian, des

späteren Kaisers von Mexiko, für den ich seitdem ein Interesse bewahrte.

Von Triest ging es über den in seiner Ödigkeit beinahe imponirenden Karst nach der Adelsberger Grotte. Die großen slavischen Dörfer mit ihren breiten Straßen und niedrigen, einförmigen Häusern interessirten mich. Aber von slavischer Volksart habe ich dort weniger bemerkt als in Triest, wo die vom Lande hereingekommenen Bauerfrauen uns stets an die slavische Bevölkerung, welche die Triestiner umgab, erinnerten. In Adelsberg klagte man darüber, daß die Kinder jetzt slovenisch unterrichtet würden. Denn damit könnten sie doch so gar nichts anfangen.

Noch ein Tag der Eisenbahnfahrt und wir waren in Wien. Das Wetter war schlecht und mein Befinden nicht besonders. Unzählige kleine Dinge im Gasthaus, in den Cafés und bei den Fahrten mit dem Fiaker waren völlig anders, als wir dies von Deutschland her gewöhnt waren. Das auch mir ungewohnte Gedränge in den Straßen der inneren Stadt war uns ungemüthlich. Dazu kam dann die Nachwirkung des Urtheils, das jener Tiroler 1854 über Wien gefällt. Es hat wiederholter Reisen nach Wien bedurft, um den damaligen Eindruck einigermaßen bei mir zu verwischen. Noch immer aber macht mir das Wienerthum in vielen Dingen den Eindruck einer gewissen Unreellität. Ich unterschrieb es, wenn ich einst las, die Wiener Möbel sähen aus, als wenn sie von Paris über Mailand importirt worden wären und ich möchte diesen Satz auch auf manche Lebensgewohnheiten der Wiener anwenden. Die besonderen Mängel und das uns fremde Element des österreichischen Liberalismus habe ich immer auf das Wienerthum geschoben.

Dennoch hat Wien unzweifelhaft etwas wahrhaft Großartiges. Man wird schwerlich eine Hauptstadt finden, die neben einander einen Dom wie die Stephanskirche und ein Schloß wie die Hofburg aufzuweisen hat. „'S giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien" habe ich später trotz Allem mehr als einmal ausgerufen, wenn ich nach Wien gekommen bin. Die ausgeprägte Physiognomie der Stadt hat einen gewissen Wiener

Patriotismus hervorgerufen, der einen Kultus mit sich selbst treibt und dem ich in keiner anderen Großstadt etwas Aehnliches an die Seite zu setzen wüßte. Auch die Lage bevorzugt die alte Kaiserstadt ungemein und für mich war schon das Militär ein Gegenstand des regsten Interesses. Der Krieg von 1859 hatte in der Uniformirung eine Reihe von Dingen veranlaßt, die ich nicht schön finden konnte und die zu dem Charakter der Armee wenig paßten. Dennoch war es noch immer die alte kaiserliche Armee, die mich 1851 in Lüneburg begeistert hatte.

Der Krönungswagen Maria Theresias und die alte Kaiserkrone sprachen auch zu meiner Phantasie. Herumgeführt wurden wir zum Theil durch einen alten General von Boyneburg, einen geborenen Mitteldeutschen, den meine Frau in ihrer Heimath, wo er einen Freund besaß, öfter gesehen hatte. Durch diesen gelangten wir auch in das Innere der Hofburg. Alles erschien hier einfach, eigenthümlich, von historischem Zauber umflossen.

Von Wien fuhren wir nach Pest, um dort einen Bruder meiner Frau zu besuchen, der in einem österreichischen Kavallerieregimente diente und sich gerade auf Kommando in Pest befand. Der Blick auf Ofen und die Donau gefiel uns recht wohl und erinnerte an Ehrenbreitstein. Aber das Innere von Pest wollte uns wenig zusagen. Alles kam mir modern, blendend und unbehaglich vor. Durch die Nationaltrachten erhielt das Bild eine fremde Zuthat. Schon die grellen Farben der Frauen aus dem niederen Volk und die bloßen Füße, die man häufig in den eleganten Straßen sah, frappirten. Am Donau-Quai sahen wir einen Menschen, dem im ungarischen Kriege beide Beine abgeschossen waren und der sich, auf einem Brette sitzend, mittels der Hände fortbewegte.

Interessant war mir der Verkehr mit den Regimentskameraden meines Schwagers, unter denen sich viele nichtösterreichische Deutsche und ein Irländer befanden. Zu den jüngeren gehörte auch ein Prinz Solms-Braunfels, der für mich als Stiefneffe des Königs von Hannover von besonderem Interesse war und mir einen angenehmen Eindruck machte. Daß der

Ton dieser österreichischen Officiere von dem der hannöverschen und preußischen sehr abwich, bedarf wohl keiner Worte. Ihr Auftreten zeigte im Allgemeinen nicht die Eleganz und Vornehmheit norddeutscher Kavallerieofficiere. Aber es lag eine tüchtige Kraft in ihnen und die größere Schlichtheit kleidete sie wohl. Daß die Herren in Pest sich sehr ungemüthlich fühlten, habe ich nicht bemerkt. Nur fiel es mir auf, daß sie, wenn sie ungarischen Studenten begegneten, nach Art der auf der Heidelberger Hauptstraße am späten Abend sich Begegnenden häufig halblaute Aeußerungen mit diesen austauschten, die aber wohl nur selten zu einem Rencontre geführt haben. Von Politik war unter den Officieren kaum die Rede. Nur erinnere ich mich, daß jener Irländer einmal die Bemerkung machte, sie würden über's Jahr — es war die Zeit des polnischen Aufstandes — gegen die Russen kämpfen. Niemand widersprach. So wenig ahnte man in Österreich das, was bevorstand.

Den Rückweg nach Wien nahmen wir über Preßburg, das mir durchaus wie eine mittlere deutsche Stadt vorkam, und von da zu Wagen am Neusiedeler See vorbei nach Bruck an der Leitha. Wir fuhren über mehrere Esterhazysche Güter, deren Wohngebäude an norddeutsche Gutshäuser erinnerten. Die dabei gelegenen Dörfer hatten Vieles mit denen bei Adelsberg gemein; nur daß sie noch öder und vernachlässigter aussahen. Bei dem Neusiedeler See erfreute mich ein Doppeladler als Wirthshausschild. Bei dem schon zu Cisleithanien gehörenden Bruck war große Bewegung, da der Kaiser zur Inspizirung der dort liegenden Truppen erwartet wurde.

In Wien blieben wir wieder einige Tage und nahmen einen kurzen Aufenthalt in Baden, um dann eine Reise durch Steiermark anzutreten, dessen bewaldete Berge trotz des Regenwetters ein außerordentlich wohlthuendes Bild gewährten. Es war diese Art der Alpenlandschaft mir noch nicht vorgekommen. Bei dem Brandhof geriethen wir in die herrlichste Wildniß. Die Berge erschienen mir viel spitzer, so daß ich mir die Theorie bildete, diese seien hier in ihrer ganzen Höhe erhalten worden, während die höheren Berge in den westlichen Alpen-

gegenden unter dem Einfluß großer Erdrevolutionen zusammenstürzten. Das Volk gefiel mir gut. Auffallend war es mir, daß die Dächer der Bauernhäuser steil waren, was überall als das Zeichen einer von Haus aus deutschen Bevölkerung gelten kann.

Von Gratz aus traten wir eine dreiwöchentliche Fahrt an, die uns nach Klagenfurt, Heiligenblut, Gmund und dann über die Tauern nach Salzburg und Ischl führte. Ueberall eine kerngesunde, deutsche Volksart! Die Wälder von Ischl veranlaßten uns abermals zu einem Aufenthalte von einigen Tagen. Im Einspännerchen machten wir Kreuz- und Quertouren durch das Land. Unser biederer Kutscher, der Flohberger hieß und durch zwei gewaltige Kröpfe ausgezeichnet war, beredete uns, trotz der Eisenbahn mit ihm nach Wien zu fahren, das er gern einmal wiedersehen wolle. Auf dem Hinweg dieser dritten Wagenreise besichtigten wir eine der großen Benedektinerabteien, die jener Gegend eigenthümlich sind: unser Kutscher wollte einen Vetter besuchen, der dort Mönch war. Ueberall zeigte das Land eine große Frische und die Stimmung der Bewohner entsprach dem. In den kleinen Orten, die wir passirten, machten wir auch Bekanntschaft mit Beamten und anderen Honoratioren. Man fand es außerordentlich gescheut, daß wir neben der Eisenbahn her im Wagen führen. In einem Städtchen geriethen wir Abends in das Klubzimmer einer Gesellschaft, die einen Paixhans, d. h. eine große Kanone als Symbol und deshalb den merkwürdigen Namen „Paixhanslia" führte. Ueberall dominirten die liberalen Zeitungen; aber von Politik hörte man darum so gut wie gar nicht sprechen. Eine Erregung fanden wir nirgends.

In Wien hörte ich den Verhandlungen der beiden Häuser des Reichsraths zu. Die Formen, in denen man sich im Herrenhause bewegte, hatten etwas Würdiges und erinnerten an ältere Zeiten. Nach einem dritten Aufenthalte von einigen Tagen kehrten wir theils auf der Eisenbahn, theils in unserem Einspännerchen nach Oberösterreich und Salzburg zurück.

Hier nahmen wir dann Abschied von unserem braven Flohberger. Dieser gehörte zu den Charakterfiguren und sprach

stets von den alten guten Zeiten, wo die Kavaliere so viel Geld nach Ischl gebracht hätten.

In Salzburg endigte überhaupt unsere Reise und wir eilten so rasch als möglich nach Eltville zurück. Auch diese Reise durch Österreich hatte mich doch in den alten Hoffnungen, die ich auf dasselbe setzte, wieder bestärkt. Ich glaubte oder redete mir doch ein, daß die Krisis der Jahre 1859 und 60 in Cisleithanien glücklich überwunden sei; den armen Österreichern wollte ich nicht mehr grollen.

Wenige Tage nach unserer Rückkehr fand zu Eltville Klinggräffs Hochzeit statt. Es war ein schönes Fest und seine imponirende Persönlichkeit der Mittelpunkt des Ganzen. Unter den Damen kam namentlich eine Cousine meiner Mutter, eine in Mecklenburg lebende Holsteinerin, in Betracht, die, obwohl etwas jünger als diese, doch auch zu dem Kreis von geistreichen und frommen Damen gehörte, die der holsteinische Adel in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts hervorgebracht hat. Sie brachte dem „konservativen Hause am Rhein" liebevolles Verständniß entgegen. Wir waren sehr vergnügt. Ein geistiges Leben verband sich in einem Maße, wie ich es doch selten gefunden, mit der natürlichen Fröhlichkeit und dem vom Rhein ausgehenden Zauber. Der alte Onkel fehlte natürlich nicht. Die Vandalia war außer mir durch einen Hannoveraner, einen Mecklenburger und einen Pommern vertreten. Der Hannoveraner war der später als hannöverscher Reichstagsabgeordneter bekannt gewordene Herr von der Decken-Rutenstein, der Pommer Herr von Maltzahn-Gültz.

Von Klinggräffs patriotischem Toast habe ich in seinem Lebensbilde*) gesprochen. Er ergriff uns Alle auf's Tiefste.

Nach der Hochzeit begab ich mich in's Seebad Norderney, da dieses die Wirkung der Reise vervollständigen sollte. Schon auf dem Wege dorthin traf mich die unerwartete Nachricht von dem Frankfurter Fürstentage. Klinggräff jubelte in einem von der Hochzeitsreise geschriebenen Briefe, daß endlich mal wieder

*) Siehe: „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes" I, 99 ff.

Reichsluft durch Deutschland wehe. Nur das Österreich allein vorbehaltene Präsidium und die bevorzugte Stellung Bayerns mißfielen ihm. Auch ich knüpfte Hoffnungen an diesen Versuch und ich erinnere mich, daß das hannöversche Organ der Liberalen nicht ohne Anerkennung und Sympathie davon sprach. Weil das sächsische Bundesreformprojekt vorher gegangen war, so konnte materiell auch kaum etwas Auffallendes in dem Vorgehen Österreichs liegen. Da gerade in diesem Augenblick ein Abgeordnetentag in Frankfurt tagte, so war für einen Moment das Programm des Fürstentags thatsächlich verwirklicht. Es konnte nicht auf einmal eine Versäumniß von langen Jahrzehnten wieder gut gemacht werden. Wenn man aber an dem Programm des Fürstentages mit Zähigkeit festhielt, so behielten Österreich und die Mittelstaaten dadurch eine gewaltige Waffe in der Hand. Es kann gewiß nicht als richtig bezeichnet werden, wenn Österreich bei den Nürnberger Ministerialkonferenzen den Mittelstaaten zumuthete, trotz der Ablehnung Preußens mit der Einsetzung eines Direktoriums vorzugehen. Aber Beust's Gedanke, den Delegirten der außerpreußischen Landtage unter Ausschluß jeder Diskussion den Frankfurter Entwurf zur Annahme oder Verwerfung vorzulegen, war auch nach meiner Ansicht ein glücklicher.

Schon auf der Reise nach Norderney traten freilich Auffassungen an mich heran, die das Gegentheil von dem waren, was Klinggräff und ich erhofften. Ein aus Mecklenburg stammender Schulbekannter, den ich auf dem Dampfschiff traf, meinte, der König von Preußen, welcher dem Fürstentag bekanntlich fern geblieben, handele bei Weitem am richtigsten. Von Norderney war der König von Hannover — dieser besaß dort ein Haus, in dem er regelmäßig jedes Jahr einen längeren Aufenthalt zu nehmen pflegte — kurz vorher nach Frankfurt abgereist und hatte die Badegesellschaft in nicht geringer Erregung zurückgelassen. Die preußische Aristokratie, die damals schon in Norderney prädominirte, verbarg ihren Unwillen nicht. Zu ihnen hatte sich Graf Borries geschlagen, der, seitdem er im Jahre 1862 entlassen, eine frondirende Haltung annahm.

Zu seinem Umgang gehörten der ehemalige Ackerbauminister von Manteuffel und der als Kreuzzeitungsredakteur bekannt gewordene Wagener. Wenn man ihnen am Strande begegnete, so konnte man Graf Borries mit seiner hellen Stimme gewöhnlich schon aus der Ferne über Gemeindeverfassung und andere Dinge der Art reden hören. Mit großem Interesse hörten ihm die Preußen zu. Mir aber sagte Graf Borries, er vermöge es diesen nicht zu verdenken, wenn sie über den Frankfurter Fürstentag aufgebracht seien. Er war mir gerade damals wenig sympathisch.

Auch mit den preußischen Notabilitäten wurde ich natürlich bekannt. Herr von Manteuffel II. war ein nicht großer, untersetzter Mann, der etwas Angenehmes hatte und bei dem König von Hannover gern gesehen war. Wagener hatte dagegen nichts Gewinnendes. Er war lang und mager, machte einen klugen Eindruck und besaß offenbar Kenntnisse. Aber es lag nichts Zutrauen-Erweckendes in seinem zurückhaltenden Wesen. Außer diesen Herren lernte ich auch den Grafen Bethusy-Huc kennen, der freilich einer etwas anderen politischen Richtung angehörte und als ein freidenkender Konservativer damals von den liberalen Blättern gefeiert wurde. Ich kann jedoch auch nicht sagen, daß seine Persönlichkeit mich ansprach. Aristokratische Würde besaß er nach meiner Auffassung nicht; und es lag etwas sehr Modernes in ihm, wozu auch eine gewisse Unruhe gehörte.

Auch die aktiven hannöverschen Minister von Hammerstein und Lichtenberg waren damals in Norderney und ich habe mit beiden häufig verkehrt. Hammerstein, zu dem ich Beziehungen hatte, bewegte sich mit Gewandtheit und Bonhommie zwischen all den disparaten Elementen. Eine entschiedene Äußerung habe ich aber nicht von ihm gehört. Einmal sprach er von einem ausführlichen Bericht seines Ministercollegen Windthorst und meinte, daß dieser seine Collegen doch noch etwas wissen lasse. Eine wirkliche Wärme für das, was in Frankfurt vorging, fand ich nur bei dem Kultusminister Lichtenberg, dem ich deßhalb stets eine große Sympathie bewahrt habe. Sein schönes, braunes Auge leuchtete in edelem Feuer, als er von der Möglichkeit

sprach, daß in Frankfurt eine Reconstruktion Deutschlands angebahnt werden könne. „Das wäre zu schön“ rief er aus. Mich freuten seine Aeußerungen um so mehr, als der Negativismus gewisser hannöverscher Kreise so weit ging, daß man nach der Rückkehr des Königs sogar von abfälligen Urtheilen aus dessen Umgebung über den Versuch des Kaisers von Österreich hörte.

Das Leben in Norderney gestaltete sich wieder etwas anders, als wir den Hof in unserer Mitte hatten. Ich wurde auch einmal zur Tafel befohlen und hatte nach Tisch die Ehre, von dem Könige angeredet zu werden.

Endlich ging der Badeaufenthalt, dem ich dies Mal doch nur wenig anregende Stunden verdankte, zu Ende und ich nahm mit Freuden eine Einladung jener Cousine meiner Mutter in Mecklenburg an. In Schelenburg holte ich meine Frau ab. Es mag Mitte September gewesen sein, als ich mit dieser auf dem Gute Setzin in Mecklenburg anlangte.

Dort trafen wir Klinggräff und meine Schwester, die auf ihrer Hochzeitsreise nun so weit gekommen waren. Es that sich wiederum eine neue Welt für mich auf. Die geistreiche Tante verstand auch hier den ganzen Kreis zu beleben. Überall herrschte Fröhlichkeit und man kam uns auf allen Seiten mit Herzlichkeit entgegen. Klinggräffs Auffassungen standen in gar mancher Beziehung in einem schroffen Gegensatz zu diesen holsteinischen Mecklenburgern. Aber schon die Vandalia, der der älteste Sohn des Hauses angehörte, und mehr noch die hinter uns liegende Hochzeit bildeten ein Band. Man hörte Klinggräff gern zu und staunte ihn als eine jedenfalls „höchst interessante“ Erscheinung an. Ich trat natürlich hinter ihm zurück, stand aber der Blutsverwandtschaft wegen dem Kreise doch auch wieder um einen Schritt näher. Der Tante gegenüber wagte ich mich über Vieles auszusprechen und es knüpfte sich daran eine Correspondenz. Klinggräff hatte mich ihr an's Herz gelegt. Vielleicht könne sie den Einfluß auf mich ausüben, den er nicht zu gewinnen vermöge. Ich hoffte, daß die Tante mir vor

Allem die Antwort auf die mich bewegenden religiösen Fragen geben solle.

Mit dem Ehepaar Klinggräff machten meine Frau und ich auch noch einen Abstecher nach Lübeck und dem östlichen Holstein. Es war ein Hochgenuß, mit Klinggräff die Baudenkmäler von Lübeck zu besichtigen. Aber er machte allerdings niemals ein Hehl daraus, wie sehr ihm diese Backsteingothik hinter der Bruchsteingothik des Südens zurückstand. Auch in Holstein verlebten wir fröhliche Tage. Land und Leute waren meinem neuen Schwager noch fremd und gefielen ihm über die Maßen. Er pflegte es bei solchen Gelegenheiten zu bedauern, daß sein Gut nicht 10 bis 20 Meilen weiter westlich liege.

Allmählich wurde es Zeit, uns zu trennen. Klinggräff trieb es nach Pinnow, das inzwischen nothdürftig für einen Winteraufenthalt hergerichtet war. Ich eilte nach Eltville, weil ich mich entschlossen hatte, nun doch noch den alten Plan auszuführen und eine Universität zu besuchen. Ich hatte mich für Bonn entschieden, da ich von Frau von Arnswaldt einen Empfehlungsbrief an Clemens Perthes erhalten hatte, für den ich als den Verfasser der Lebensbeschreibung seines Vaters eine große Verehrung hegte.

Auch dieser Bonner Winter bildet eine merkwürdige Episode in meinem Leben. Ich hörte vor Allem deutsche Rechtsgeschichte bei dem späteren Minister Achenbach, und ich muß sagen, daß ich davon einen dauernden Nutzen gehabt habe. Ein vollständiges Heft aus dieser Vorlesung besitze ich noch und es hat mir oft die trefflichsten Dienste geleistet. Professor Achenbach war nichts weniger als ein begeisteter Germanist. Er hat mir einst gesagt, daß er immer davor zurückscheue, wenn er sich an die leges barbarorum machen müsse. Ueberhaupt war er eine vorwiegend praktische und nüchterne Natur, wie er denn auch schon früher Beamter gewesen war. Seine Vorlesungen enthielten keine neuen Gedanken und vermochten noch weniger fortzureißen. Ich habe ihn nur einmal warm werden sehen und dies war, — als es sich um die Hervorhebung der Vorzüge des preußischen Landrechts — insbesondere dem österreichischen Gesetzbuch gegen-

über — handelte. Er sei ein Preuße, meinte er und trete für das preußische Recht ein. Aber ich muß durchaus anerkennen, daß sein Kompendium eine höchst übersichtliche und praktische Zusammenstellung enthielt. Ganz besonders werthvoll waren mir die Angaben über die Verfassung des Reichs nach dem westphälischen Frieden.

Auch in einen persönlichen Verkehr bin ich damals mit Professor Achenbach getreten. Er war bei aller Nüchternheit ein kerniger und dabei höchst ehrenhafter Mann, in dem ich freilich nicht den späteren Minister vermuthet hätte. Ich bat um seinen Rath, da ich nicht wisse, wie ich meine Studien einrichten solle. Auch Achenbach meinte, daß es bei mir bis dahin wohl daran gefehlt habe, daß ich nicht gewußt, in welchen Büchern ich nachschlagen solle. Vor allem aber verdankte ich es ihm, daß ich mich von da an dem Studium des Sachsenspiegels, den ich mit dem Schwabenspiegel verglich, zuwandte.

Die Kollegien, welche ich sonst noch belegte, kamen nur wenig in Betracht und ich habe sie auch leider nur ungenügend besucht. Die National-Ökonomie bei Naße fand ich trocken. Nur die mittelalterliche Geschichte bei Kampschulte sprach mich an: sie stand weit mehr auf dem Boden neuerer Forschung als Achenbachs Kompendium. Kampschulte war ein edler Katholik, dem man die Strenge gegen sich selbst ansah und er hat zu den Gegnern des Unfehlbarkeitsdogmas gehört. Er hielt mich Anfangs für einen Katholiken und sprach von der schwierigen Stellung, die diese in Preußen hätten. Von einem Fanatiker war er aber weit entfernt und sagte z. B. im Kolleg, daß man aus der Art und Weise, wie Sybel die auf Frankreich sich beziehenden Partieen seiner Revolutionsgeschichte behandele, hohe Achtung vor diesem gewinnen müsse. Ueber die damalige politische Lage äußerte er mir gegenüber, er halte Bismarck für einen Junker, der es dahin bringen werde, daß schließlich nichts anderes als eine russische Allianz übrig bleibe. Als ich ihn fragte, ob er an eine Revolution glaube, antwortete Kampschulte, er möge dieselbe nicht in's Auge fassen.

Unser Verkehr mit der Familie Perthes wollte leider nicht so in Gang kommen, als ich gehofft hatte, obwohl sich meine Frau von den Damen des Hauses und von dem ganzen Leben in demselben sehr angezogen fühlte. Clemens Perthes war ein großer, ziemlich kräftig gebauter Mann, der viel von einem Holsteiner hatte und namentlich mit echt niederdeutschem Humor begabt war. Was einem näheren Verhältniß zu ihm im Wege stand, weiß ich nicht. Möglich, daß ich zu viel von ihm erwartete! Möglich, daß ihn die innere Erregtheit und Unsicherheit meines Wesens zurückstieß: sein ruhiger Humor paßte zu meiner damaligen Art allerdings sehr wenig. Offen gestanden, glaube ich jedoch, daß die Politik zu einem nicht unerheblichen Theile daran schuld war, wenn wir uns nicht näher kamen. Bismarck hatte jetzt bereits das specifische Preußenthum in einer Weise aufgestachelt, die die Preußen in einen Gegensatz zu allen übrigen deutschen Konservativen brachte. Man hatte stets den Eindruck, daß sie uns gegenüber nicht recht mit der Sprache herauswollten und allerhand Dinge im Schilde trugen, zu denen sie sich nicht laut bekennen mochten. Auch der treffliche Clemens Perthes gehörte offenbar zu diesen Leuten. Er äußerte sich deshalb mir gegenüber sehr wenig über politische Dinge, obwohl diese jetzt alle Welt beschäftigten. Das Einzige, was ich anführen könnte, wäre eine Aeußerung über Springers österreichische Geschichte. Es lasse sich nicht leugnen, sagte er, daß darin viel Richtiges enthalten sei. Ich habe daran denken müssen, als ich dies Buch einige Jahre später in die Hand bekam und an vielen Stellen über die Heftigkeit der Polemik dieses geborenen Österreichers gegen sein Heimathland staunte. Perthes anerkennendes Urtheil läßt deshalb wohl keinen Zweifel, wie er schon damals Österreich gegenüber stand. Möglich, daß er aus meiner Antwort, obwohl dieselbe eigentlich nichts Positives enthielt, auf meine entgegengesetzte Richtung geschlossen hat!

Doch war Perthes auch auf anderen Gebieten von ähnlicher Zurückhaltung. Ich hatte gehofft, in religiöser Beziehung eine Anregung von ihm zu erhalten und fragte ihn, was ich lesen solle, um mich gegen die mancherlei Angriffe auf das

Christenthum zu wappnen, gegen die man doch seine Ohren nicht verstopfen könne. „Lassen Sie sich zu Weihnachten ein Pfund Baumwolle von Ihrer Frau Gemahlin schenken, um damit Ihre Ohren zu verstopfen," entgegnete er. Ich gestehe, daß diese Antwort sehr nachtheilig auf mich wirkte und daß ich sie lange nicht vergessen konnte. Sie verwirrte mich um so mehr, als mir Perthes bei jener Gelegenheit sagte, er halte die philosophischen Angriffe auf das Christenthum für leicht, die historischen aber für viel schwerer zu widerlegen. Wenn er dann hinzufügte, ihn berühre das aber gar nicht, weil er innerlich seines Glaubens gewiß sei, so vermochte mich das nur wenig zu trösten.

Perthes hauptsächlicher Umgang war ein in seinem Alter stehender Herr Mendelssohn, der ein naher Verwandter von Felix Mendelssohn war und mit seiner Frau in Bonn lebte. Außerdem verkehrte er aber auch viel mit dem Grafen Goltz, der damals das Bonner Husarenregiment kommandirte und später eine bedeutende Carriere gemacht hat. Dieser wohnte neben uns an. Seine Frau, eine geborene Gräfin Lynar, war eine weitläufige Verwandte meiner Mutter. Durch Perthes wurden wir mit Mann und Frau bekannt und sie nahmen sich unser mit großer Freundlichkeit an. Namentlich zwischen der Gräfin und meiner Frau entwickelte sich ein Verkehr.

Im Ganzen bot dieser Winteraufenthalt in Bonn für mich aber doch auch recht wenig, was Herz und Seele erfrischen konnte. Bonn selbst kann die alte Hofstadt nicht verleugnen. Die Gegend erschien mir unbedeutend und der Volksart zwischen Koblenz und Köln mangelt es an einem bestimmten Charakter. Nur die weitere Umgebung kann Bonn einen Reiz verleihen und wir haben denn auch trotz des Winters einige Touren gemacht. In Köln wohnte der Baumeister Wiethase, der die gothischen Möbel für meinen Schwager Klinggräff machte. Wir besahen dieselben vor ihrer Absendung mit großem Vergnügen. Auch war ich in den Fastnachtstagen einmal in Köln. In Koblenz stand Herr von Maltzahn-Gültz als Referendar. Er las damals den Giseprecht und wir theilten die mannigfachsten Interessen. Auch mit ihm entstand einiger Verkehr und ich

erinnere mich insbesondere einer Tour nach Niedermendig, die wir mit einander machten. Maltzahn, der außerordentlich jung zur Universität abgegangen war und jetzt 24 Jahre zählte, war noch während meiner Göttinger Studienzeit zu den Vandalen gekommen und hatte zu den Persönlichkeiten gehört, die dieselben im Geiste Klinggräffs geleitet hatten. Daß er diesem auch in anderer Beziehung bis auf den heutigen Tag viel von den Eigenthümlichkeiten seiner Richtung verdankt, ist mir nicht zweifelhaft. Er war eine edele, milde Persönlichkeit. Besonders anziehend war bei ihm eine gewisse Kindlichkeit. Was die politischen Fragen betrifft, so glaubte er, daß er noch das Recht besitze, hierüber keine bestimmte Meinung zu haben. Sehr ausgeprägt waren dagegen seine religiösen Ansichten: er war ein aufrichtig frommer Mensch, gehörte aber zu jenen Protestanten, die sich gerade wegen der Entschiedenheit ihres Glaubens in einem starken Gegensatz zu den Katholiken fühlen. Dies war aber auch der einzige Punkt, wo es einmal zu einer vorübergehenden Kontroverse zwischen uns kam, obwohl das Wetterleuchten am politischen Himmel das aufsteigende Gewitter bereits verkündete.

Denn in unser Stillleben fielen bereits wieder die politischen Ereignisse hinein. Gerade in dem Augenblicke, wo ich nach Bonn zog, war König Friedrich VII. von Dänemark gestorben. Die Ereignisse folgten sich nun rasch. Der Sieg der Österreicher bei Oeversee zeigte, daß es Ernst wurde und erfüllte mich mit unendlicher Freude. Ich stand schon meiner holsteinischen Traditionen wegen auf Augustenburgscher Seite. Hatte ich im ersten Moment vielleicht einen Augenblick geschwankt, ob man sich sogleich von dem Londoner Protokoll lossagen dürfe, so hielten mich doch die Briefe der Tante an der holsteinischen Sache fest.

Die Haltung Österreichs war mir allerdings schwer begreiflich und es war mir ganz besonders räthselhaft, daß gerade Graf Rechberg dazu die Hand bot, der von Frankfurt her als Antagonist Bismarcks bekannt war. Der relative Gegensatz, in den er gleich Anfangs zu dem Bundesrecht gerieth, ist verhängnißvoll für Österreich geworden und hat diesem den Boden entzogen. Zu den Dingen, die Rechberg bestimmten, hat ohne

Zweifel der Verdruß über den resultatlosen Verlauf des Frankfurter Fürstentages und insbesondere über die Ablehnung der auf den Nürnberger Ministerkonferenzen gemachten Vorschläge gehört. Nach Beust's Mittheilungen sagte ihm Rechberg beim Abschied in Nürnberg: „Wenn Ihr es so haben wollt, mit Preußen können wir uns auch verständigen." Gerade in dem Augenblick, wo es galt, die in Frankfurt bekundete deutsche Gesinnung zu bewähren, ließ man die Frankfurter Politik fallen und gerieth dadurch in ein völlig künstliches System.

Meine preußische Umgebung in Bonn war jetzt in keiner geringeren Erregung als ich. Ich konnte in den Gängen des Universitätsgebäudes aus der Ferne bemerken, wie die Professoren über die Frage des Tages debattirten und Professor Achenbach schien am entschiedensten und kräftigsten zu sprechen. Perthes hatte lange Unterredungen mit seinen Freunden, die abgebrochen wurden, wenn ich eintrat. Ich entsinne mich einer Abendgesellschaft bei dem Grafen Goltz, wo eine Dame, die mir ihrer Verbindungen wegen von Bedeutung erschien, ohne daß ich es hören sollte, zu einem Officier sagte, es würde gut sein, wenn Preußen den jetzigen Moment benütze, um sich wieder einmal geltend zu machen. Als ich Bonn verließ, kehrte ich bei Maltzahn in Koblenz vor. Ein junger Jurist, mit dem ich mich in ein politisches Gespräch verwickelte, sagte mir offen, daß sein Hauptgesichtspunkt der Gegensatz gegen Österreich sei, worauf ich dann natürlich mit einer ebenso energischen Erklärung antwortete. Es war für mich klar, wohin alle diese Dinge führen mußten. Maltzahn fand ich in seinem Urtheil wie immer milde und gerechtigkeitsliebend. Als ich ihm etwas später in Eltville sagte, man sei preußischerseits auf die österreichischen Siege eifersüchtig, antwortete er mir ruhig, das sei auch ganz natürlich und werde schon durch die Art gerechtfertigt, in der die Österreicher mit ihren Siegen groß thäten. Ich konnte nicht leugnen, daß eine gewisse Renommage auf österreichischer Seite vorhanden war. Man hat behauptet, daß sie einen ganzen Stab von Berichterstattern mit nach Schleswig genommen hätten und die Art, wie diese sich ihrer Aufgabe entledigten, zeigte die

bekannten Mängel der Wiener Journalistik. War aber der officielle Bericht des preußischen Generalkommandos über die Affäre bei Oeversee etwa waffenbrüderlich?

Körperlich war mir der Aufenthalt in Bonn nicht gut bekommen. Ich hatte damals andauernder als je vorher an Schlaflosigkeit gelitten. Als ich Bonn verließ, fühlte ich mich recht elend. Aber die gewohnte Eltviller Umgebung schenkte meinen Nerven bald wieder Ruhe und da ich fühlte, daß meine Wanderjahre noch nicht zu Ende sein durften, so folgte ich bald nach Ostern Klinggräffs Einladung zu einem längeren Aufenthalt in Pinnow. Vorher hatte ich einen Besuch meines Freundes Osten. Als wir die politischen Fragen besprachen, meinte dieser, die wirkliche Entscheidung unserer Zukunft nahe jetzt heran und es sei am Ende doch vielleicht möglich, daß wir Napoleon III. überlisten könnten. Das Klugsein höre doch auch einmal auf.

Auf der Reise nach Pinnow besuchte ich wieder meine Verwandten in Setzin. Die schleswig-holsteinische Gesinnung war dort im Hause noch ungebrochen und ich begegnete jetzt auch einer Sympathie für die Österreicher. In Pinnow traten mir noch einmal wieder neue Verhältnisse entgegen. Die Gothik des Klinggräff'schen Hauses zog mich sehr an. Aber der ganze Bau war noch in hohem Grade unfertig und das Beste ist zum großen Theil erst später unter des dem Bau selbst bis dahin fern gebliebenen Wiethases Leitung entstanden. Der schöne Garten in Pinnow existirte noch nicht. Der Hof, der damals noch kein Buschwerk aufzuweisen hatte, erschien mir zu groß und darum etwas öde. Das war doch alles auf Setzin so ganz anders und die kahlen Gutsflächen zeigten den gleichen Gegensatz, da nur in jenen östlichen Gegenden Mecklenburgs eine rationelle Landwirthschaft im vorigen Jahrhundert die Hecken und Bäume vertilgt hat. Auf dem anstoßenden Gute Kemnitz wohnte Klinggräffs um zwanzig Jahre älterer Bruder. Auch Ludwig von Klinggräff war ein begabter Mann. Aber seine Richtung war der Friedrichs zu sehr entgegengesetzt, als daß wir uns hätten verstehen sollen. Er war ein Altliberaler, der aufrichtig an den Fortschritt glaubte und über dessen Erfolge

triumphirte. Ich habe bei ihm stets an jenen Gutsbesitzer im östlichen Preußen denken müssen, der in Freitags „Soll und Haben“ vorkommt und mit Begeisterung auszurufen pflegte: „Es geht vorwärts.“ Der Herrenkreis, der sich in Kemnitz versammelte, hatte für mich etwas Lähmendes.

Mit anderen Nachbargütern hatte Friedrich Klinggräff nur wenig Verkehr. Für Ausflüge war die Jahreszeit noch nicht geeignet. Die herrliche Tollense hat mir damals nur wenig Eindruck gemacht; und so sehr ich die Thürme und Wälle von Neubrandenburg bewunderte, so öde erschien mir doch das Innere der nach der Zerstörung durch Tilly neu aufgebauten Stadt. Nur Güstrow mit seinem Renaissance-Schloß machte mir einen Eindruck.

Ich bin stets von äußeren Einflüssen außerordentlich abhängig gewesen und es konnte deshalb nicht fehlen, daß auch alle diese Dinge wieder auf den Verkehr zwischen Klinggräff und mir zurückwirkten. Der Klinggräff, der im Gefühl einer patriotischen Pflicht durch die Gauen Deutschlands zog, erschien mir doch als ein anderer Mann, als der Gutsherr auf Pinnow.

Er hatte mir gerade damals „den langen Brief“ geschrieben, den ich unter den Papieren aus seiner Mappe als den an einen konservativen Freund bezeichnet habe. Es war dabei sein Zweck gewesen, jeden Stein für unser Zusammensein aus dem Wege zu räumen. Auch die Tante in Setzin zeigte sich, als ich ihr den Brief vorlas, lebhaft berührt, hob namentlich den Schluß hervor, wo die Gedanken so zu sagen zum Himmel flögen. Die Reform des deutschen Bundes, der sich ja auch der großdeutsche Verein gewidmet hatte, fing jetzt an, mich immer ernstlicher zu beschäftigen und führte mich unwillkürlich auf Klinggräffs Bahn. Aber es fehlte noch viel an einer völligen Verständigung. Um die Zeit auszufüllen, vertieften wir uns in das Studium des Sachsenspiegels. In der Tagespolitik gab es eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns eigentlich nicht. Die Erstürmung der Düppeler Schanzen hatte eine allgemeine Freude hervorgerufen. Die Erklärung der deutschen Mächte und des Bundes

für den Herzog von Augustenburg als für den „Bestberechtigten“ erfüllte uns mit Hoffnungen, wenn dies auch etwas spät zu kommen schien und wenn das Wort „bestberechtigt“ uns auch verdächtig vorkam.

Mein Aufenthalt in Pinnow währte bis Pfingsten. Meine Frau und ich machten dann mit dem Klinggräffschen Ehepaare zusammen eine Reise nach der Insel Rügen. Das bis dahin höchst ungünstige Wetter war umgeschlagen und der Buchenwald plötzlich grün geworden. Spät in der Nacht waren wir auf Stubbenkammer angekommen. Als wir am anderen Morgen aus dem nach Art einer russischen Bauernwohnung von Friedrich Wilhelm IV. erbauten Holzhause heraus und dann auf die Klippe über dem Meere traten, war der Himmel völlig wolkenlos. Da auch kein Wind ging, so erschien die Ostsee blau wie der Himmel. Mit diesem doppelten Blau vereint machten die weißen Klippen unter uns und das junge Grün um uns her einen herrlichen Eindruck. Auch die Stille des Herthasees sprach uns sehr an. Klinggräff meinte bei dem Anblick der hohen Wälle, die denselben umschließen, das müßten Germanen gemacht haben. Denn Slaven seien ihrer flacheren Veranlagung wegen dazu nicht fähig gewesen.

Den Rückweg nahmen wir über Putbus nach Stralsund. Hier haben wir uns von Schwager und Schwester, die eine Reise nach Süddeutschland antraten, getrennt. Meine Frau und ich fuhren zu Wagen nach Rostock und dann nach Doberan, um die gothische Klosterkirche dort zu besehen. Die Eisenbahn brachte uns dann noch einmal nach dem Gute Setzin, wo wir bis gegen Ende Juni blieben.

Der politische Horizont hatte sich inzwischen schon wieder erheblich verdüstert. Als wir von der Anmeldung der oldenburgschen Ansprüche lasen, wurde in unserem Kreise die Besorgniß laut, daß dies eine „dumme Geschichte werden würde.“ Die Berichte über die Stimmung des holsteinschen Adels klangen flau. Die alten Damen in den holsteinschen Klöstern, meinte Jemand, müßten die Herren lehren, was Rechtens sei. Die alten, von 1848 her bekannten Sätze über das schleswig-holsteinsche

Landesrecht würden nur noch von diesen mit Wärme vertreten, während sie sonst halb vergessen schienen. Die Liebe zu Preußen war aber auch in diesem Hause zu groß, als daß man dasselbe geradezu hätte tadeln mögen. Meine Abneigung gegen Preußen, hieß es, gehe doch etwas zu weit. Man lachte mich als verbissenen Hannoveraner aus, wenn ich von der Gefahr sprach, daß Preußen Schleswig-Holstein und Hannover verschlucken könne. Ueberhaupt waren die Hannoveraner auch hier nicht beliebt und häufig die Zielscheibe des Spottes. Auch die Österreich günstige Stimmung war jetzt schon ziemlich verblaßt. Man begriff nicht, wie ich mich so sehr über die inneren österreichischen Verhältnisse und insbesondere über die Haltung der Ungarn habe in den vorhergehenden Jahren echauffiren können und nannte das Gesicht, das ich in trüben Stimmungen zu machen pflegte, mein „ungarisches Gesicht". Trotzdem verlebte ich fröhliche und wohlthuende Stunden in dem heiteren Hause. In religiöser Beziehung wußte man mir freilich auch nichts zu sagen, was mich wesentlich hätte weiter bringen können.

Ehe ich Setzin verließ, machte ich noch einen kurzen Abstecher nach Schleswig-Holstein und besuchte unter Anderem auf einem Gute an der Schlei den fast 80jährigen Stiefbruder meines Vaters: den Landrath Karl von Ahlefeld, dessen Sohn damals als Vertreter des Herzogs Friedrich eine Rolle spielte. Ich traf auch diesen Sohn dort. Wie in Bothkamp bei dem Bruder meiner Mutter, war auch hier Alles augustenburgisch gesinnt.

Anfangs Juli mußte ich mit meiner Frau nach Wichtringhausen, wo jetzt die Uebergabe des Ackerguts von Seiten des braven Pächters Lüdeking stattfand. Die Uebernahme neuer Pflichten, welche in diesem Akte lag, that mir wohl und gab mir innere Befriedigung. Wenn wir in Wichtringhausen wohnen sollten, so mußte nun etwas für das dortige Haus geschehen. Schon von Pinnow aus hatte ich den Baumeister Wiethase beauftragt, nach dem dortigen Muster eine Partie gothischer Möbel in Köln für mich anfertigen zu lassen. Dann ließ ich diesen selbst nach Wichtringhausen kommen. Ein kleiner Umbau war

geplant. Es nahm dieser aber immer größere Dimensionen an und führte schließlich zu einem Entwurfe Wiethases, den ich Klinggräff nach Pinnow sandte.

Den folgenden Winter verlebte ich ruhig in Eltville. Die Hofbälle in Wiesbaden wurden in diesem Winter nicht besucht. Ich machte dagegen einen Ball in Frankfurt bei dem Onkel meiner Frau: dem jüngeren Minister von Schele mit, der dort als Thurn- und Taxisscher Generalpostdirektor fungirte. Ich erwähne dieses Balles hier, weil es das einzige Mal war, wo ich an dem eigentlichen Gesellschaftsleben der Bundestagskreise Theil genommen habe. Das, was ich sah, hat mir im Ganzen und Großen einen höchst angenehmen Eindruck gemacht, wie ich denn auch schon in meiner Jugend immer nur mit Anerkennung von diesen Kreisen sprechen hörte. Die meisten Gesandten stammten aus kleinen Verhältnissen. Es waren aber gerade deshalb fast durchweg Männer von Bedeutung und höherer geistiger Ausbildung, die man zu diesem Posten wählte. Aus Graf Schacks Aufzeichnungen ist zu ersehen, wie auch die litterarische Bildung in diesem Kreise vertreten gewesen ist. Etwas Reelles und Solides zeichnete ihn aus und die Gesellschaft hielt familienartig zusammen. „Es bleibt doch immer eine Welt für sich, so ein Kreis von großen und kleinen Diplomaten," schrieb Friedrich Perthes, als er im Jahre 1824 in Frankfurt mit einer Reihe von Bundestagsgesandten zusammen gewesen war.*) Da ein Hof fehlte, so hatte das Ganze so zu sagen etwas Republikanisches und es wurde das durch den Charakter der Stadt Frankfurt noch vermehrt. Höchst eigenthümlich war dabei die Verbindung mit den einheimischen Frankfurter Familien und namentlich den Damen dieses Kreises, denen eine feine Geistesbildung seit Alters überkommen war.

Von den politischen Differenzen war im Salon seit Bismarcks Weggang wohl meist nicht viel zu merken. Dem damaligen preußischen Gesandten von Usedom warf man im Gegentheil

*) Clemens Theodor Perthes: „Friedrich Perthes Leben" III. S. 86.

vor, daß er sich zu wenig äußere. Ob die Gesellschaft, die ich an jenem Abend sah, ahnte, daß sie „auf einem Vulkan tanzte“? Ich glaube, daß wenigstens die Herren sich dieser Erkenntniß nicht ganz verschlossen. Aber man tanzt und amüsirt sich bekanntlich auch in solchen Lagen. Das Fest bei dem Minister von Schele war glänzend, ohne nach irgend einer Seite hin eine Uebertreibung zu zeigen. Man sah deutlich das Bestreben, das Ganze in den Schranken des guten alten Tones zu halten. Der Hauswirth, der in Frankfurt eine höchst geachtete Stellung einnahm, bildete einen recht geeigneten Mittelpunkt.

Der Minister von Schele war auch ein Altliberaler, dem seine historische Richtung ein eigenthümliches Gepräge gab. Wenn seinen Landsmann Stüve die Verhältnisse zu einem etwas einseitigen Altstädter gemacht und lange Zeit in einen gewissen Gegensatz zum Adel gebracht hatten, so machten sie Schele zum Aristokraten. In dieser Beziehung hielt er durchaus an den Traditionen seines Vaters fest. Eine specifisch ritterliche Gesinnung zeichnete ihn aus. Wie Vater und Bruder beschäftigte er sich gern mit der Geschichte der deutschen Stände; und es sind einige sehr lesbare Beiträge zur Geschichte des Adels von ihm veröffentlicht worden.

In politischer Beziehung hielt Schele auch jetzt zur gemäßigten Opposition. Stüve war nach 1848 durch seine Freunde mit ihm in Verbindung gebracht worden. Der alte Antagonismus war freilich nicht vergessen. Um so mehr pflegte aber der Minister von Schele, als ich ihn kennen lernte, die Verbindung mit dem zweiten bedeutenden Osnabrücker Landsmann: dem damals für einen Liberalen geltenden Windthorst, der die ersten Anfänge seiner Carriere der Familie Schele verdankte. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß diese alten Osnabrücker Beziehungen es auch seiner Zeit veranlaßt hatten, daß Schele Windthorst in sein Ministerium berief; und ich kann konstatiren, daß Windthorst, so lange er lebte, der Familie Schele Dankbarkeit bewahrt hat. Ein Großdeutscher war Schele darum aber doch nicht. Von 1861 bis 1864 hielt er vielmehr im Großen und Ganzen zu Preußen. An Herrn von Dungern rühmte er es vor Allem, daß er den

Gegensatz zwischen Österreich und Preußen nie verschärft habe. Mit Bismarck hatte Schele, als dieser Bundestagsgesandter in Frankfurt war, in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Bismarcks Äußerung über seinen Verkehr mit ihm ist bekannt. Schele ist dagegen der erste gewesen, der mich auf Bismarcks große Gaben aufmerksam gemacht hat. Leugnen lasse sich nicht, hatte er mir um 1862 gesagt: Bismarck sei ein bedeutender Mann. Ueber das von diesem entdeckte „Loch in der Verfassung" dachte er wie ich und meinte wohl, daß man durch dieses „Loch" die ganze preußische Verfassung, hindurchjagen könne. Bismarck sehe ein, daß das aristokratische System schon allzu durchlöchert sei. An dessen Stelle wolle er das militärische setzen. In einer Kriegsperiode sei er am Platze. Es sei zu bedauern, daß Bismarcks Leben nicht in eine solche falle. Manches trennte mich von Schele. Aber er ging von großartigen und edelen Gesichtspunkten aus.

Durch die Pflichten, die ich auf mich genommen, war doch allmählich einige Ruhe über mich gekommen. Der Frühling 1865 bezeichnet wieder einen Abschnitt meines Lebens. Denn im März dieses Jahres wurde mein ältester Sohn geboren. Aus Klinggräffs Glückwunsch sprach eine rührende Freude. „Der Fink hat wieder Samen," schrieb er. Onkel Friedrich, der zum ersten Mal einen Winter in Wiesbaden zubrachte, nahm einen nicht geringeren Antheil. Ich werde es bald merken, sagte er, von welcher Bedeutung dieser Sohn für alle meine Lebensziele sei und welchen Unterschied das für mich ausmache. In der Taufe erhielt der Stammhalter nach meinem bei Talavera gefallenen Großvater den Namen Ernst.

Für einen Augenblick war die Politik für mich wirklich in den Hintergrund getreten. Auf den Wiener Frieden war überhaupt eine gewisse Ruhe gefolgt. Das, was die öffentliche Meinung vor Allem verlangt hatte, war erreicht. Allerdings ließ die Abtretung der Elbherzogthümer an Österreich und

Preußen neue Verwicklungen befürchten. Mich ängstigte sie freilich. Aber das große Publikum pflegt sich in solchen Augenblicken um dergleichen Dinge wenig zu kümmern. An den Herzog von Augustenburg dachten nur noch wenige. Immer mehr verbreitete sich im Norden die Meinung, daß Preußen schließlich die Herzogthümer behalten werde. Die Adresse der von Scheel-Plessen geführten 17 Schleswig-Holsteiner hatte bereits das Signal dazu gegeben. Auch diejenigen, die dies nicht wünschten, meinten gewöhnlich, daß Preußen doch sehr weitgehende Rechte in Schleswig-Holstein haben müsse; und gar wenige machten sich klar, daß solche Vorrechte Preußen eine Stellung geben mußten, die mit dem Geiste der Bundesverfassung unverträglich war. Die eigentliche Gefolgschaft der preußischen Regierung bildeten unerklärlicher Weise die — Konservativen.

Auch in Hannover ließen sie es damals durchaus an einem entschiedenenen Eintreten für das Recht fehlen und schienen es zu übersehen, was ein selbständiges Schleswig-Holstein für die Entwicklung und sogar für die Existenz Hannovers bedeuten mußte. Es fehle nicht viel, schrieb mir damals ein Bekannter aus Hannover, daß die dortigen Konservativen gemeinsame Sache mit Bismarck machten. Die Haltung der Regierung war matt und schwankend. Wäre es nach dem Sinne des mit gewissen holsteinischen Adelskreisen eng zusammenhängenden Grafen Platen gegangen, so würde es zu einer Verständigung zwischen Preußen und Hannover gekommen sein.

Aber selbst auf die österreichischen Adelskreise wirkten die Tendenzen der preußischen Konservativen. Mir sind später die Fürstin Liegnitz (die Witwe König Friedrich Wilhelm III.) und die an einen Grafen Hatzfeld in der preußischen Rheinprovinz verheirathete Schwester der Gräfin Mensdorff als zwei Persönlichkeiten bezeichnet worden, die dafür mit Erfolg thätig gewesen seien.

Seit die Bundestruppen durch die Großmächte aus Holstein verdrängt, war ich wieder von großer Sorge erfüllt. Doch behielten meine Hoffnungen auf Österreich noch die Oberhand.

Im Juni hatten Klinggräff und ich eine Zusammenkunft mit dem Baumeister Wiethase in Koblenz. Dort, im Trierer Hof, erhielten die Wichtringhäuser Baupläne auf Grund eines Klinggräffschen Gegenplanes ihre definitive Gestaltung. Nach hannöverschen Gesetzen konnte ich, seitdem die Familie Langwerth auf sechs Augen stand, Wichtringhausen allodifiziren; und ich hatte noch im März den Allodifikationsantrag eingereicht. Ueber diesen Punkt beruhigt, konnte ich nun auch hinsichtlich des Wichtringhäuser Umbaues noch etwas weiter gehen. Wir waren alle drei äußerst vergnügt, als wir endlich zu einem definitiven Resultate gekommen und machten zusammen eine Fahrt nach Burg Eltz. Mit den Empfehlungen des wieder in Eltville lebenden nunmehrigen Besitzers versehen, blieben wir dort die Nacht. Der andere Morgen war besonders anregend und werthvoll für uns. Dem Wichtringhäuser Bauplan wurde noch Einiges hinzugefügt, das auf der Nachahmung von Burg Eltz beruht und Wichtringhausen heute zur Zierde gereicht.

Durch das Brohlthal und über Andernach kehrten wir zurück. Der Faden, der mich seitdem mit dem genialen Baumeister verknüpfte, ist, solange er lebte, nicht wieder abgerissen. Er war ein gemüthvoller, treuer Mensch, voller Humor, voller Verständniß für das deutsche Volk und von echter Begeisterung für deutsche Kunst und Geschichte. Klinggräffs Anregung verdankte er viel. Mir ist er zu einem wahren Hausfreund geworden.

In Wichtringhausen konnte ich in diesem Jahre nicht länger weilen. Später im Sommer besuchte ich aber wieder mit dem Freunde Osten das Bad Borkum. Hier war es, wo mich die Nachricht von dem Gasteiner Vertrage traf. Die Abtretung Lauenburgs war mir sehr antipathisch, weil ich der Ansicht, daß nach dem deutschen Fürstenrecht auch hier der Mannsstamm vorgehen müsse und daß es deshalb dem Herzog Friedrich gehöre.

Im Uebrigen schien mir dieser Vertrag eher günstig als ungünstig zu sein, weil dadurch Österreich in Holstein freie Hand behalte und weil hier, wo der Herzog wohnte, der eigentliche Sitz der augustenburgschen Partei sei.

Auf der Rückreise von Borkum sprach ich in Wichtringhausen vor. Das neue Wirthschaftshaus war inzwischen vollendet. Der Bau des Haupthauses begann. Ich kann nicht sagen, daß ich mit der Begeisterung früherer Jahre an dies Werk ging. Wichtringhausen war doch nicht ganz das Gut, wie es mir als Ideal vor der Seele stand, die spezielle Gegend, wo es liegt, mir im Verhältniß zu dem Osnabrückschen schon zu modern. Es hatten der Ankauf des Nebenguts, die Bezahlung des Inventars und die Erwerbung einer Forst verhältnißmäßig große Summen verschlungen. Wenn ich nun noch baute, so legte ich mir ohne Zweifel eine große Last auf, ohne mir doch ein Gut zu schaffen, wie ich es mit den gleichen Kapitalien etwa in Holstein oder in den zurückliegenden Gegenden Hannovers hätte erwerben können. Auch ging der Gedanke des Bauens nicht ursprünglich von mir sondern von meiner Frau und in zweiter Linie von Klinggräff aus. Wenn ich mich dennoch entschloß, so war der mich leitende Gesichtspunkt der, daß es vor Allem darauf ankomme, mir eine recht bestimmte Lebensaufgabe zu schaffen. Das Familiengut in Hannover bildete jedenfalls eine natürliche Grundlage für meine Existenz und der Onkel stand mir dort rathend zur Seite. Was speziell das Bauen betraf, so glaubte ich die Mitwirkung Klinggräffs und Wiethases bei einem über kurz oder lang doch nothwendig werdenden Bau nicht zurückweisen zu sollen. Es hat Segen auf meinem Entschlusse geruht.

Auch nach einer anderen Richtung trug Klinggräff dazu bei, daß ich mir Grenzen für meine Lebensaufgabe setzte und daß ich diese in der Nähe suchte. Er ist es gewesen, der mich bestimmte, zunächst nicht eine Geschichte des Adels, sondern lediglich die meiner eigenen Familie ins Auge zu fassen. Ich begann mit der Ordnung meines Archivs, wobei ich jedes einzelne Blatt durch meine Hand gehen ließ. Der Winter 1865/66

wurde dadurch in Anspruch genommen und ich fand eine Ablenkung von der Politik in dieser Beschäftigung.

Klinggräff wohnte diesen Winter in Eltville und es wurde ihm dort seine Tochter geboren. Wir nahmen zusammen mein Achenbach'sches Kompendium durch und tauschten dabei unsere Gedanken aus. Für mich las ich Rankes Geschichte der Fürsten und Völker des südlichen Europas. Namentlich die der Päpste erwärmte mich. Ganz neue Gesichtspunkte eröffneten sich mir da und sie hingen doch auch wieder mit allen meinen Auffassungen zusammen. Wie bei Riehl, so glaubte ich bei Ranke etwas von dem Geiste Goethes zu finden. Ungesucht kam mir bei dieser Lektüre die Stimmung, nach der ich jahrelang vergebens verlangt hatte. Es war begreiflich, daß der Gedanke auftauchte, das für mich geeignetere Arbeitsfeld sei die moderne Geschichte und nicht die Forschung auf sozialgeschichtlichem Gebiet.

Allabendlich pflegten wir uns bei meiner Mutter zu versammeln. Stets wurde vorgelesen. Aber Romane waren verpönt. Auf Klinggräffs Anregung hin lasen wir gewöhnlich Lebensbeschreibungen. Hervorheben möchte ich Michelangelos Leben von Hermann Grimm und Dantes Leben von Wegele. Meine alten ghibellinischen Ideen erhielten durch letzteres Buch eine neue Anregung, und die Spuren davon sind in den Schriften, welche ich in den 70er Jahren veröffentlichte, zu bemerken. Ab und an wurde ein Drama von Shakespeare, Goethe oder Schiller mit vertheilten Rollen gelesen. Auch Damen, die nicht zum Hause gehörten, nahmen gelegentlich Theil. Meine Mutter, die von ihrer Jugend her solch ein Lesen liebte, hatte große Freude daran. Nur an Shakespeare Gefallen zu finden, wurde ihr etwas schwer. Und doch drängte ich gerade immer von Neuem zu dessen historischen Trauerspielen. Mein Held war von jeher Heinrich Percy gewesen, und ich pflegte diesen mit solchem Feuer zu lesen, daß man sehr wohl merken konnte, wie ich mich in ihm wiederfand. Leugnen will ich nicht, daß ich ihn lange Zeit auf meine ethischen Auffassungen etwas zu sehr habe einwirken lassen.

Von wesentlicher Bedeutung für alle diese Abende war die treue Gesellschafterin meiner Mutter. Sie besaß eine wahre Virtuosität in der Ausfindigmachung guter Lebensbeschreibungen. Bei den dramatischen Leseabenden sorgte sie für die nöthigen Exemplare und für die Dinge, die dabei noch nebenher in Betracht kamen. Stets wußte sie die verschiedenen Interessen auszugleichen. Sie sorgte mit Recht zuerst für meine Mutter und auf der Grundlage ihrer treuen Arbeit gewann drüben im kleinen Hause Alles ein neues Ansehen. Aber auch für mein Haus wurde sie von großer Bedeutung.

Mein auswärtiger Verkehr wurde jetzt ein immer regerer. Meine politische Gesinnung ward mehr und mehr zur Brücke zwischen den weitaus meisten meiner Gutsnachbaren und mir. Gerade im Winter 1865/66 machten wir häufiger Hoffeste mit und der Eindruck, den sie mit ihrer echt fürstlichen Art auf mich machten, ist mir auch im Gedächtnis geblieben.

Immer vernehmlicher pochte aber jetzt der Krieg an die Pforten. Von einer Reise sollte der Herzog sehr besorgt zurückgekehrt sein. An den Krieg glaubten freilich nur erst wenige, weil man eben an einen wirklichen Widerstand Österreichs nicht glaubte oder nicht glauben wollte. Davon waren aber Klinggräff und ich eben fest überzeugt, da das Preisgeben Holsteins unseres Erachtens einem Verzichte Oesterreichs auf seine Stellung in Deutschland gleich kam. „Da kommt der dreißigjährige Krieg," rief ich aus, als einst eine Abtheilung nassauischer Soldaten mit Musik durch Eltville zog. „Wird schon kommen," antwortete Klinggräff trübe und in seiner stillen, nachdrücklichen Art.

Im März feierte ich mit ihm wieder einmal ein Fest unseres Corps in Heidelberg. Ein inaktiver Vandale aus Hannover begleitete uns von dort nach Eltville. Als wir über die Mainzer Schiffbrücke fuhren, begegneten uns österreichische und preußische Soldaten. „Ob sie sich wohl bei die Köpfe kriegen werden?" fragte der Hannoveraner. „Das werden sie sicher," antwortete ich.

Eins drückte mich: die laue Stimmung, die sich in den

Reihen der Großdeutschen zeigte. Denn leider war es zu spät, als Oesterreich jetzt mit immer größerer Entschiedenheit für das augustenburgsche Erbrecht eintrat. Ich bin fest überzeugt, daß man in Oesterreich niemals ernstlich daran gedacht hat, Preußen die Herzogthümer gegen ein Stück von Schlesien zu überlassen. Die Erklärung, die es in dieser Beziehung durch den Grafen Karolyi in Berlin abgeben ließ, sollte offenbar nur die österreichischen Interessen für alle Fälle wahren. Sie wäre besser unterblieben und hat den Feinden Oesterreichs Waffen in die Hand gegeben. Aber das Ziel der österreichischen Politik lag ganz sicher nicht nach dieser Richtung. Solche Dinge sind Velleitäten, an denen es bei der österreichischen Politik niemals gefehlt hat. Man will sich nach allen Seiten hin den Rücken decken, Chancen offen halten und ruft dadurch, wie im Revolutionskriege, die mannigfachsten Mißverständnisse und Irrthümer hervor. Es blieb aber unglaublich, daß sich in den weitesten Kreisen jetzt die Meinung geltend machte, der Streit zwischen Oesterreich und Preußen gehe uns nichts an, während es doch auf der Hand lag, wie das, was Bismarck wollte, zunächst nicht Oesterreich, sondern den deutschen Bund bedrohte.

Jetzt begannen außerhalb Preußens die Liberalen sich allmählich auf den Boden Bismarcks zu stellen. Ein von mir im April niedergeschriebenes Blatt zeigt meine Besorgnisse. „Die Krisis, der Augenblick der Gefahr, den man so oft prophezeit und der immer verschoben worden," heißt es darin, sei für unser Vaterland nun wirklich gekommen und es gelte sich zu entscheiden. Die Gegner einer föderativen Entwickelung seien dieser Verpflichtung im Allgemeinen nachgekommen. „Aber, wie steht es bei uns? Wie steht es im Lager der Großdeutsch-Konservativen? Steht bei uns, wenn auch nicht Jeder, — so doch die Mehrzahl auf ihrem Posten? Versammlungen sind zu Dutzenden zu Gunsten des Friedens gehalten. Aber den Willen sieht man eben nirgends, gegen Preußen im Augenblick der Gefahr dreinzuschlagen. — Ein warmes, gerechtes, kühnes Wort für den armen Kaiserstaat hört man nirgends. Selbst in unseren Reihen erschallen noch täglich die thörichtesten Anschuldigungen

gegen den Staat und das Haus weiland unserer Kaiser, die man doch recht eigentlich als die alten, kaiserlichen Faktoren der drei vergangenen Jahrhunderte anerkennt, wenn man von ‚habsburgischer' Politik, von ‚habsburgischem' Egoismus redet. — Die Holsteiner und alle, die es mit ihnen halten, nehmen die ihnen günstige Haltung Österreichs hin, als wenn sich das von selbst verstünde. — Aber dafür, daß Österreich dadurch den Krieg auf sich zieht, findet sich trotz des durch die Altonaer Versammlung herbeigeführten Depeschenwechsels nirgends Dankbarkeit und Mitgefühl. Und wo sich einer energisch gegen Preußen ausspricht, da muß er ganz gewiß ‚der Gerechtigkeit halber' einen Tadel für Österreich hinzufügen. Ist denn aber das der Weg, zu siegen? Ist jene Stimmung nicht fast eine Gewähr für den preußischen Sieg? Wird sie nicht von den liberal-demokratischen Gegnern im anderen Lager beschämt, denen wahrlich Bismarck mehr zu leide gethan hat als uns? — Kurz, thun wir damit unsere Pflicht? Man hat doch ehedem auf unserer Seite der Sympathien und Worte genug gehabt. Wo sind sie jetzt im Moment der Gefahr? Daß, wie jede Politik, so auch die Österreichs Fehler begangen hat, versteht sich von selbst und leugne ich nicht. Aber man that Unrecht und urtheilte recht kurzsichtig, als man Österreich in der Hauptsache von seinen Traditionen abgefallen wähnte; und man handelt noch viel kurzsichtiger, wenn man jetzt auf unserer Seite das Schmollen mit ihm auch noch in so ernster Stunde fortsetzt, wenn man seine seit 1863 verletzte kleine Eigenliebe lauter reden läßt, als die alte Liebe zu Österreich und — den alten berechtigten Zorn über jenes preußische Regime, das nach 1864 das ganze Füllhorn des Hohnes und der Schmach über uns und die Mittelstaaten ausgoß. Sieht man's denn nicht, daß gerade Bismarck das gewollt, wenn er — — — zuerst Österreich streichelte und zu sich herüberzuziehen suchte und nun die mit allem Hohn und mit aller Schmach bedeckten Mittelstaaten von Österreich fern zu halten trachtet? Durchschaut man nicht das Spiel, wenn es 1864 als ein Wahnsinn hingestellt wurde, sich auf die machtlosen, augustenburgisch

gesinnten, der Revolution verfallenen Mittelstaaten zu stützen, die nur durch die Großmächte etwas seien, und wenn jetzt jene Staaten vermahnt werden, eine unabhängige königliche Politik inne zu halten?" — — —

Die ganze Entwicklung der schleswig-holsteinischen Frage wird stets zu den traurigsten Blättern der deutschen Geschichte gehören. Erst im Jahr 1848 der vorzeitige Versuch ihrer Lösung und die Verquickung des holsteinischen Rechtsgefühls mit den revolutionären Tendenzen des Tages! Dann die Entwaffnung der Schleswig-Holsteiner durch die beiden deutschen Großmächte und der Verzicht des Herzogs Christian August! Im Jahr 1863 erst die Herabwürdigung der Rechtsfrage zu einem Agitationsmittel der vorwärts drängenden Parteien! Dann eine Erneuerung der großmächtlichen Politik von 1851! Für einen Augenblick der Sieg des Rechtsprinzips! Dann aber Bismarcks Spiel mit den Rechtsstandpunkten und die Schwäche Österreichs! Zuletzt war dann ein System der Gewalt hervorgetreten, bei dem man lebhaft an Napoleon I. erinnert wird; und auch dies Mal finden wir bei den Vertheidigern des Bestehenden eine Verwirrung und Zersetzung der Rechtsbegriffe, eine Unklarheit und schließlich ein Durcheinander, die ihr Seitenstück eben nur in den letzten Jahren des vorigen und den ersten dieses Jahrhunderts findet.

Anfangs Mai trat eine Besserung der Stimmung auf großdeutscher Seite ein. In der Haltung der Kabinete von Dresden und Stuttgart zeigte sich ein Umschwung. Nur die Haltung Bayerns einerseits und Hannovers andererseits blieb kühl und zurückhaltend. Ich entschloß mich zur Veröffentlichung einer anonymen Broschüre, die dann unter dem Titel: „Für Österreich!" in Frankfurt a. M. erschienen ist. Dem Eingang wurden die eben mitgetheilten Worte einverleibt. Die Absicht war eine Wirkung auf die großdeutschen Kreise der Mittelstaaten. Daß ich auf richtiger Fährte war, zeigt z. B. die schwächliche Haltung Bayerns während des Krieges. Pfordten und so viele andere hervorragende Vertreter des großdeutschen Gedankens von 1850

wurden im entscheidenden Augenblick irre an ihrem eigenen Prinzip.

Vom geschichtlichen wie vom deutschen Standpunkte aus hielt ich es dagegen für eine absolute Pflicht, Bismarck männlich entgegenzutreten. „Daß er die Abtretung deutschen Landes lieber zu vermeiden wünschte, ist zweifellos; aber die preußische Politik jener Zeit kann ohne die Annahme einer eventuellen Bereitschaft zu solcher Abtretung nicht verstanden werden".*) Eine dunkle Ahnung, daß dem ungefähr so sei, ging damals durch Deutschland und erfüllte auch Klinggräff mit patriotischem Zorn.

„Ist's nicht," schrieb dieser am 14. Mai an seinen Bruder in Mecklenburg**), „als wollte man uns alle ruhige, männliche Ueberlegung durch überlautes Schreien und Renommiren, durch stetes Umdrehen der klaren Thatsachen und Verhältnisse so betäuben, daß Keiner mehr sich zurecht finden könne? Da soll man glauben, daß Österreich dies mal Preußen bedrohe, Krieg mit ihm anfangen wolle; und man giebt sich auch nicht einmal nur die Mühe, ihm irgend einen Zweck zuzuschreiben, den es dadurch für sich erreichen wolle. Als ob Österreich, zumal in seinen jetzigen bedrängten Umständen, einen Krieg wollen könnte und zwar einen Krieg, bei dem es keine Eroberung, keine Machtvergrößerung zu erreichen giebt! Recht absichtlich hat man seit Jahren mindestens den Schein von Durchsteckereien mit Napoleon, jetzt zuletzt mindestens den Schein eines Bündnisses mit Italien angenommen; seit Monaten spricht man das offen, ja in offiziellen Noten an Österreich aus, daß man ihm sein Mitbesitzrecht in Holstein — nöthigenfalls mit Gewalt — nehmen werde. Und als all' diese Dinge so weit gediehen sind, daß Österreich ohne sträflichen Leichtsinn nicht mehr einen Schein des Nichtsehens annehmen kann, sondern sich zur Abwehr rüsten muß, da will man der Welt einreden, Österreich präpariere

*) Siehe Karl Samwer: „Schleswig-Holsteins Befreiung." S. 264.

**) „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes." III. S. 303.

einen Angriffskrieg? Ich weiß nicht, diese Art von Publicistik — officieller sowohl wie officiöser — hat für mich etwas Unwürdiges. Es ist dies ein neupreußischer ‚Comment', der meine preußischen Gefühle — die freilich wohl schon recht altpreußisch geworden sein mögen — empört. Das ist's nicht, was wir in alter Zeit in unserem Schlesien, ‚Preußisch' nannten. Der beste Theil an diesem alten ‚Preußisch', meine ich, war Gerechtigkeitsgefühl; und das kann durch solche wahrheitsverdrehende Schreierei nur empört werden." — — — — —

Ich reiste, als ich meine kleine Broschüre vollendet hatte, meiner familiengeschichtlichen Studien halber nach dem linken Rheinufer in die Gegenden, die der ursprüngliche Stammsitz meiner Familie gewesen sind. Es ist mir immer höchst merkwürdig gewesen, daß der Aufenthalt in deren Stammort Simmern mit meiner ersten publicistischen Leistung zusammen- und in jenen verhängnißvollen Moment fiel.

In der Pfalz war Alles still und man merkte nicht, daß wir am Vorabend eines Bürgerkrieges standen. Drüben in Preußen war aber Alles Leben und Bewegung. Die musterhafte Ordnung, mit der die alten Landwehrmänner in Bingerbrück antraten, imponirte. In Boppard sah ich Einjährig-Freiwillige, die es an Selbstgefühl nicht fehlen ließen. Der Wirth in Simmern sagte mir, als ich ihm die Hoffnung, daß es Frieden bleiben würde, aussprach, mit dem heitersten Gesicht, dafür sei es jetzt zu weit gekommen. Ich kann nicht leugnen, daß dies Alles einen Eindruck auf mich machte. Ich hatte es noch immer nicht für möglich gehalten, daß wenigstens die Liberalen Preußens die Behandlung völlig vergessen würden, die ihnen von Bismarck zu Theil geworden war. Ich hoffte auch, daß die Popularität des augustenburgschen Erbrechts nachwirken würde. Ich gewann aber in Rheinpreußen den Eindruck, daß wenigstens in der protestantischen Bevölkerung der Unitarismus der stärkere Faktor sei.

Kurz vor der entscheidenden Bundesrathssitzung vom 14. Juni reiste ich nach Wichtringhausen, um dort wieder einmal nach dem Bau zu sehen. Daß ich nicht den geringsten Werth auf

die Annahme des bayerischen statt des österreichischen Antrags legte, versteht sich bei mir von selbst. Denn in meinen Augen war der Fehler eben der, daß der Bund nicht mit größerer Energie für seine Existenz eintrat; und ich traf hierin mit der Ueberzeugung zusammen, die der alte Gerlach nach dem Kriege in seiner Broschüre aussprach. In Hannover gerieth ich nun plötzlich in den Krieg hinein. Als ich dort ankam, war noch Alles voll von den Verhandlungen der zweiten Kammer, in der Bennigsen eine oppositionelle Rede gehalten hatte. Im Ganzen neigte die Stimmung nach der preußischen Seite. Nur die Konservativen waren jetzt dadurch aufgerüttelt, daß Bismarck ein Parlament auf Grund des allgemeinen Wahlrechts für das außerösterreichische Deutschland verlangt hatte.

Aber die Sommation Preußens änderte die Lage mit einem Schlage. Alle, die noch einigermaaßen hannöversch fühlten, urtheilten, daß der König jetzt nicht nachgeben dürfe. Es war klar, daß dieser ebenso dachte.

Als ich am Tage nach meiner Ankunft von Wichtringhausen nach Hannover fuhr, begegnete ich schon einem hannöverschen Truppentransporte. Der Bahnhof war voller Soldaten und in der Stadt herrschte die größte Aufregung. Auf der Georgsstraße wurde mir die sich eben verbreitende Neuigkeit mitgetheilt, der König werde noch in dieser Nacht nach Göttingen reisen. Ein mir bekannter, katholischer Nichthannoveraner, der in österreichischen Diensten gestanden hatte und den ich zufällig auf der Straße traf, erzählte mir von einer Unterredung mit dem Grafen Ingelheim. Seit fünfzig Jahren, hatte ihm dieser gesagt, thue Preußen Alles, um Österreich aus Deutschland zu verdrängen. „Noch ist es vielleicht nicht zu spät, dies abzuwenden.“ Wir begegneten dann dem Grafen Ingelheim selbst. Ich hatte ihm vor Jahren einen Besuch in Hannover gemacht. Wir hatten uns aber später nie gesehen. In der Erinnerung an meinen Vater begrüßte er mich jetzt mit großer Herzlichkeit. Wir theilten ihm die Neuigkeit des Tages mit, mit der wir ihm aber schwerlich etwas Neues gesagt haben werden. „Es ist das Geschenteste, was der König thun kann,“ antwortete er.

Auf dem Waterlooplatz stellte sich das Garderegiment auf, um nach dem Bahnhof zu marschiren. Ich nahm eiligst Abschied von meinem zweiten Schwager und zwei näheren Bekannten. Letztere sollte ich nicht wiedersehen. Überall herrschte jetzt das regste Leben. Die Bewohner betheiligten sich mit Feuereifer an der Wegschaffung der für die Armee nothwendigen Gegenstände und es trat dabei jetzt die althannöversche Gesinnung in einer mir unerwarteten Weise zu Tage. Die Straßenjugend spannte sich selbst vor die Kanonen und schleppte sie mit lautem Hurrah nach dem Bahnhof. Im eigentlichen Volk gab sich überall die Zustimmung zu dem Entschluß des Königs kund. Einer Hoffnungsfreudigkeit begegnete man in den Kreisen der Gebildeten allerdings nicht. Aber man wollte sich in diesem Augenblicke doch vor Allem als Hannoveraner fühlen; und es war dies auch bei denen meistens der Fall, welche einige Tage vorher die Reden der Opposition bejubelt hatten. Natürlich gab es auch Andersdenkende. Aber sie hielten sich wenigstens im Althannöverschen, von dem allein ich aus eigener Erfahrung reden kann, zurück. In dem Kreise meiner Bekannten fand ich nur einen, der sich über die „kopflose Politik" der Regierung ereiferte und ein möglichst rasches Einrücken der Preußen wünschte, „damit die Arbeiterbevölkerung von Linden keine Excesse begehe".

Dem ersten Tage folgten noch ein paar weitere in gleicher Erwartung und Bewegung. Die ganze Stadt war auf den Beinen. „Nun, sind Sie auch zu diesem Trauerspiel hereingekommen?" fragte mich ein Edelmann vom Lande. Ich entgegnete, daß das, was ich sähe, mit Nichten ein Trauerspiel sei. In einem öffentlichen Garten begegnete ich Windthorst, dessen zweites Ministerium bekanntlich schon vorher zu Ende gegangen war. Er garantire, sagte er, daß die vom König jetzt eingeschlagene Politik die richtige sei. Mein sehr hannöverisch gesinnter Begleiter meinte, daß der Zwist zwischen Österreich und Preußen doch noch vielleicht beigelegt werden werde. „Ich behaupte, sie haben sich in diesem Augenblick schon bei den Köpfen," antwortete Windthorst. Als ich die Hoffnung auf ein glückliches

Gelingen des Krieges aussprach, lenkte er aber mit den Worten ein, er sei schon zu oft getäuscht worden.

Bald darauf rückten die ersten Preußen ein. Sie kamen von Preußisch-Minden her und also über Wichtringhausen und gehörten zu dem Paderborner Husarenregiment, bei dem gerade der katholische Adel Westphalens zu dienen pflegte. Am Abend sah ich jenen preußisch gesinnten Hannoveraner. Er habe, erzählte er mir, die Preußen über den Schloßhof marschiren sehen und sie dabei „Ich bin ein Preuße" spielen hören. Da hätte er genug gehabt und wolle nun von der Geschichte nichts mehr wissen. Er ist von diesem Augenblicke an ein treuer Hannoveraner im vollen Sinne des Worts geworden und hat auch auf seine Kinder in diesem Sinne eingewirkt.

Am anderen Tage kehrte ich nach Wichtringhausen zurück, wo man mir viel von dem Durchmarsch der Preußen zu erzählen wußte. Sie seien mit außerordentlicher Vorsicht marschirt und hätten die Feinde in der Nähe vermuthet. Bei Bantorf, an der Landesgrenze, war Schützenfest. Die Preußen hätten das hoch am Berge aufgeschlagene Zelt Anfangs für einen Theil des hannöverschen Lagers gehalten. Die junge Frau eines in's Feld rückenden hannöverschen Offiziers war an der ganzen Kolonne vorübergefahren, bei dieser Gelegenheit angehalten und nach Nachrichten ausgefragt worden. Auf kurhessischem Gebiete in dem nahen Badeort Nenndorf hatte man die Briefschaften erbrochen. Das sei Kriegsrecht, sagten die mir es erzählenden Badegäste, deren warme Parteinahme für Preußen sehr ersichtlich war.

In Wichtringhausen selbst war Alles konsternirt. Ärzte hatten auf dem Gute Kaffee begehrt, während ihre Wagen in der zu dem Hofe führenden Allee hielten. Die Soldaten hatten meinen Arbeitern zugerufen: „Heute wenigstens seid Ihr preußisch, wenn Ihr auch morgen wieder hannöversch seid."

Ich eilte, da man nicht wissen konnte, wie sich Alles gestaltete, an den Rhein. Der Weg über Kassel war versperrt. Ich nahm deshalb den Weg über Köln. Unterwegs auf einer

der westphälischen Stationen wurde ein Extrablatt mit dem Siege der Österreicher bei Custozza verbreitet.

In Eltville beschäftigte uns dann zunächst die Sorge um die hannöverschen Truppen. Einige Tage fehlten alle bestimmten Nachrichten über sie. Um etwas zu hören, machte ich eine Fahrt nach Frankfurt. Zwischen Biebrich und Mainz — links oberhalb der Eisenbahn — hielten österreichische Truppen. Der Stab zu Pferde ließ sich deutlich unterscheiden. In den Kaffeehäusern zu Frankfurt war großes Leben. Ich saß dort bei einem Herrn, der mir ein österreichischer Agent zu sein schien und auch über unsere hannöverschen Verhältnisse unterrichtet war. Von verschiedenen Seiten erfuhr ich, daß die Hannoveraner bei Langensalza gesiegt hatten. Über den weiteren Verbleib der hannöverschen Truppen war aber nichts bekannt. Von Castel aus mußte ich am späten Abend einen Wagen benutzen. In Biebrich schon machten die Österreicher Miene, uns aufzuhalten, und ließen uns nur mit dem Bemerken durch, daß wir uns mit den Vorposten auseinanderzusetzen hätten. Wir trafen auf diese in der Gegend von Schierstein und wären hier richtig am Weiterfahren verhindert worden, wenn nicht ein Herr aus dem Rheingau mit den Offizieren im Chausseegraben gelegen und für mich garantirt hätte.

Wir bekamen dann die Österreicher als Einquartierung nach Eltville. Es war ein italienisches Regiment, bei dem sich auch Dalmatiner befanden. Die Offiziere waren Deutsche oder konnten dafür gelten. Lebhaft erinnere ich mich eines wohlbeleibten Hauptmanns, der über die Ansprüche der Preußen bei den Einquartierungen schalt und sich dabei in einen heftigen Zorn hineinredete. Gegen Abend erhielt ich einen Bleistiftzettel, der in einer mir nicht mehr erinnerlichen Weise aus dem Dorfe Oberwalluf an mich gelangt war und von einem Herrn von Bothmer aus Hannover herrührte, der zu meinen Corpsbrüdern gehörte und mit mir noch in Göttingen studirt hatte. Er forderte mich auf, zu ihm zu kommen. In einem kleinen Gasthause traf ich die Offiziere und darunter meinen Corpsbruder. In dem Musikantenzimmer neben dem Tanzsaal hatten sich die

Herren eingerichtet. Es war nur ein Tisch vorhanden und auf diesem standen die Waschbecken. Uns aber störte dies wenig. Wir stachen ein paar Flaschen Wein mit einander aus, die, so gut es gehen wollte, neben den Waschbecken Platz finden mußten. Mit Stolz vernahm Bothmer die Nachricht von dem Siege bei Langensalza. Er kenne seine Landsleute, meinte er. Daß sie siegen würden, habe er ja immer gesagt. Ein Leutnant kam von Niederwalluf herbei. Er war über den Rhein geschwommen, um in Budenheim Erkundigungen einzuziehen, und trug jetzt über dem nackten Oberkörper den Mantel eines Gemeinen. Die Nachrichten aus Italien, welche er mitbrachte, riefen Jubel hervor. Die Kaiserlichen, hieß es, hätten schon den Oglio überschritten. Mit Begeisterung wurde auf die zukünftigen österreichischen Siege getrunken. Das Gewitter, in dem ich hergefahren, hatte sich allmählich entladen. Als auch der Regen aufhörte, sammelten sich Soldaten vor dem Wirthshause und sangen italienische Lieder. Das Ganze war ein Bild aus Wallensteins Lager.

Schon in den nächsten Tagen kamen aber ungünstige Nachrichten von dem böhmischen Kriegsschauplatz und die Österreicher verließen uns so schnell, wie sie gekommen waren.

Ich kann nicht sagen, daß mir die ungünstigen Nachrichten diesmal ganz unerwartet kamen. Ich war weit entfernt von den Hoffnungen, die mich im Jahre 1859 erfüllten. Allerdings hatte ich ursprünglich gedacht, daß die öffentliche Meinung die augustenburgische Sache nicht preisgeben und sich schon des preußischen Verfassungskonfliktes wegen gegen Bismarck kehren werde. Noch Anfangs Mai waren diese Erwartungen bei mir wieder aufgelebt. Seit meinem Ausfluge nach Rheinpreußen hatte ich ihnen aber so ziemlich entsagt und damit waren auch meine Hoffnungen auf große kriegerische Erfolge dahingeschwunden. Ein zäher Vertheidigungskrieg im Stile des Feldmarschalls Daun, im Sinne des alten Cunctator war das Höchste, was ich erwartete. Ein Friedensschluß zwischen Österreich und Italien konnte dann später vielleicht eine günstigere Wendung herbei-

führen. Ich erinnere mich bestimmt, daß ich nur zögernd auf die Siege der österreichischen Waffen mitgetrunken habe.

Als jetzt die Nachrichten von den vielen verlorenen kleineren Gefechten eintrafen, sagte mir eine innere Stimme, daß dies die Vorboten einer großen Niederlage seien. Die österreichisch-sächsische Armee, so fürchtete ich, sei durch alle diese Kämpfe schon in eine Lage gebracht, die den Sieg der Preußen mindestens sehr erleichtern müsse. Sehr bald kam dann auch die Botschaft von dem großen Schlage bei Königgrätz. Jetzt galt es, den Kopf oben zu behalten und sich mit Muth und Ausdauer zu erfüllen. Diese predigte ich nach allen Seiten. Ich fuhr in jenen trüben Tagen regelmäßig um die Eltville gegenübergelegene Rheininsel und pflegte mit den mich begleitenden beiden Schiffern auch zu politisiren. In meinen Worten muß der Vorwurf der Preußenfreundschaft gelegen haben: „Meene Se dann, daß mir de Preisse leide thäte?" war die entrüstete Antwort. Die Stimmung im katholischen Rheingau war von Haus aus weit preußenfeindlicher und weit österreichfreundlicher als die der Hannoveraner. Es werden, von eingewanderten Fremden abgesehen, wohl nur recht Wenige aus den Mittelklassen gewesen sein, welche anders dachten. Auch Presbers hart protestantische Frau äußerte sich im österreichischen Sinne. Diese Stimmung verleugnete sich auch jetzt nicht, wenn dies auch die äußere Nachgiebigkeit des Rheingauers weniger erkennen ließ.

Bald sollte Eltville von Preußen besetzt werden. Die ersten brachte ein großes schwarzes Dampfboot, das eine unserer Damen, als wir es in der Ferne gewahrten, als „ein unnatürlich Schiff" bezeichnete. Es waren Landwehrleute aus den wallonischen Gegenden bei Malmedy. Sie ließen, als das Schiff landete, die Taschentücher wehen und begrüßten die Nassauer mit lautem Zuruf. Am Ufer aber blieb Alles stumm und regungslos.

Schon seit mehreren Tagen waren dumpfe Kanonenschüsse von der Mainzer Seite zu vernehmen gewesen. Nun hörte man sie deutlicher. Die Preußen hatten allerdings keine Belagerungsartillerie, sandten aber doch Kugeln in die Festung,

die darauf zu antworten nicht unterließ. Namentlich ein auf einer Rheininsel gelegenes Fort zeichnete sich aus. Ich besuchte dasselbe und ließ mir von dem kommandirenden badischen Offizier, der aus einer ursprünglich hannöverschen Familie stammte, die Einzelheiten der Situation erklären. Auch einen Corpsbruder, den ich unter den Weimaranern hatte, besuchte ich. Die Stimmung war sehr gedrückt.

Ein Häuflein zersprengter und bei Langensalza der Gefangenschaft entgangener Hannoveraner hatte sich in Frankfurt zusammengefunden. Sie lagen jetzt im Fort Montebello am rechten Ufer. Natürlich verfehlte ich nicht, sie aufzusuchen. Der Hauptmann von Düring, welcher sie kommandirte, war ein Bekannter aus Osnabrück. Er und ein Leutnant, der ebenfalls jetzt im Fort Montebello garnisonirte, hatten sich der hannöverschen Armee nicht mehr anschließen können und waren darauf nach dem Süden marschirt. Auch zwei Studenten: ein Vandale und ein Göttinger „Bremenser" befanden sich im Fort. Sie hatten von Göttingen aus die hannöversche Armee nicht mehr zu erreichen vermocht.

Der Aufenthalt in dem engen, weißen Thurm am Rhein war natürlich wenig unterhaltend und die ganze Lage aller dieser Landsleute eine ziemlich traurige. Ich setzte eine Ehre darein, für sie zu thun, was ich konnte. Auch von meinem Wein brachte ich ihnen und trachtete sie, so gut ich dies vermochte, aufzurichten. Den besorgten Vater des Bremensers suchte ich über die Lage seines Sohnes zu beruhigen. „Ich bin ein unverwüstlicher Hoffer," schrieb ich ihm, „und werde noch hoffen, wenn eine ebenso lange Zeit des Unglücks über die gute Sache dahin gegangen ist als von 1792 bis 1812. Es waren 20 Jahre und wir haben erst einen Monat hinter uns."

Der Hauptmann von Düring hatte es durchgesetzt, daß der Bund die Organisirung eines hannöverschen Corps, das den offiziellen Namen „Königlich hannoversche Legion" führte, in die Hand nahm. Vorläufig bestand dieselbe, von den zwei Offizieren abgesehen, aus 64 altgedienten Leuten und 22 Rekruten. Aber da man noch nicht an einen raschen Friedens-

schluß dachte, so hoffte man auf Zuzug aus Hannover. Der Herzog von Nassau und der Festungskommandant Graf Rechberg interessirten sich für die kleine Truppe. Ersterer hatte ihr 100 Gewehre geschenkt. Vorläufig sollte die „Königlich hannoversche Legion" den Kurhessen aggregirt werden. Man wartete nur das Fertigwerden der Uniformen ab, um in's Feld zu rücken.

Der Hauptmann von Düring hielt gute Ordnung in dem zusammengewürfelten kleinen Corps und ließ dasselbe täglich exerciren. Er gehe zum König, sagte er mir, als wir uns nach dem Friedensschlusse trennten. Es scheine ihm dies das Natürliche zu sein. Ich hatte damals kein Bedenken dabei. Es ist aber dieser Herr von Düring später der Chef der von mir stets perhorrescirten hannöverschen Legion der Jahre 1867, 68 und 69 geworden. Ob er von seinen sechsundachtzig Leuten jemand für dieselbe angeworben hat, ist mir unbekannt. Doch fürchte ich, daß dem Gedanken nach jene erste Mainzer Legion der Keim für die spätere allerdings geworden ist.

Man ahnte zu der Zeit, von der ich hier spreche, freilich noch nicht das Schicksal, das Hannover bevorstand. Nicht einmal über das Herzogthum Nassau wußten wir etwas Gewisses. Ich erinnere mich, daß es mir schon Eindruck machte, als jemand mir damals sagte, er möchte nicht viel für die Zukunft von Nassau geben. Daß dort in weiteren Kreisen der Wunsch nach Annexion bestanden habe, muß ich auch für die protestantischen Gegenden bestreiten. Es mußte aber einen tieferen Grund haben, daß in den Zeitungen von einer Adresse einiger Industrieller die Rede war, die um eine Annexion Nassaus gebeten hätten. Von einer Abweisung derselben war nicht die Rede. Mir kam der Gedanke einer Gegenadresse. Ursprünglich war dabei an einen größeren Kreis von Grundbesitzern gedacht. Dazu aber fehlten mir die Verbindungen und so wurde denn eine Adresse des nassauischen Adels daraus: etwa zwölf haben unterschrieben. Streng genommen waren es drei Adressen, da wir uns auch an das

Herrenhaus und das Abgeordnetenhaus in Berlin wandten. Die für den König bestimmte ward durch die „A. A. Z." veröffentlicht. Der Eingang nimmt Bezug auf die Adresse der nassauischen Industriellen und die Aufnahme, die sie bei dem damaligen Civilgouverneur von Nassau gefunden. Dies erwecke das Vertrauen, hieß es, daß die Wünsche der Bewohner des von Sr. Majestät Truppen besetzten Landes nicht ganz unberücksichtigt bleiben sollten. Es sei den Unterzeichneten unmöglich, im Unglück ihre Herzen von dem Herzog von Nassau abzuwenden. „Dächten wir anders, so lebte eben die deutsche Treue nicht mehr, so wäre diejenige Gesinnung ausgestorben, an welcher der Franzose am Anfang des Jahrhunderts, an der die Revolution von 1848 in deutschen Landen einen Damm fand und, will's Gott, immer finden wird. Wir befinden uns in diesen Gefühlen (Ew. Majestät möge uns gestatten, auch dies auszusprechen) in Uebereinstimmung mit der weitaus überwiegenden Mehrheit Nassaus. Möchten deshalb Ew. Majestät es verzeihen, wenn wir uns hochderselben mit der unterthänigsten Bitte nahen, auch hier das zu konserviren, was überall und in Preußen in so hervorragender Weise das Fundament des Staatswesens bildet, die treue Anhänglichkeit an die Dynastie und das Land mit ihrer Geschichte." Es ist dies das einzige Mal in meinem Leben gewesen, wo ich in Beziehung auf nassauische Angelegenheiten politisch thätig gewesen bin. Es war mir aber stets ein wohlthuendes Gefühl, daß ich so vor meiner definitiven Uebersiedelung nach Hannover noch einmal im Sinne der letzten zehn Jahre meines seligen Vaters thätig sein konnte.

Wir durften mit dem Effekt, den unsere Adresse machte, zufrieden sein. Es war gerade ein Stillstand in der Entwicklung der Dinge eingetreten. Die niedergeworfenen Elemente hatten sich noch nicht von ihrer Consternation erholt. Dort, wo man an die Gefahr einer Annexion glaubte, sah man doch dem, was bevorstand, in dumpfer Unbehülflichkeit entgegen. Auf unserer Seite fand deshalb die Adresse der nassauischen Edelleute eine sympathische Aufnahme. Es war gleichsam das erste Anzeichen, daß wir wieder aufathmeten. Auch mit dem

Urtheil der süddeutschen Zeitungen konnten wir zufrieden sein; und es wollte nicht viel sagen, wenn z. B. ein demokratisches Blatt seiner Anerkennung die Bemerkung hinzufügte, daß der Adel jetzt etwas lernen könne. Wenn die nationalvereinlichen Blätter und namentlich die Kölnische Zeitung über uns herfielen, so wurde die Aufmerksamkeit nur noch mehr auf unsere Adresse gelenkt und ich habe nicht gefunden, daß solche Angriffe uns schadeten. Auch Bismarck würdigte uns in der Commission des Herrenhauses einiger Worte. In Hannover ahnte man nicht, daß ich der Verfasser der Adresse war. Aber ich habe später erfahren, daß sie auch dort anregend gewirkt hat, als man sich einmal überzeugte, daß Hannover nicht anders als Nassau behandelt werden sollte.

Auch ich dachte an so etwas noch immer nicht. Das Gleiche war z. B. bei meiner Frau der Fall. Sie hatte mich mit großer Lebhaftigkeit angetrieben, mit dem Gedanken an jene nassauische Adresse Ernst zu machen; und sie nannte das, was ich dann zu Papier brachte, das Beste, was ich je geschrieben. Es hing mit den Adressen zusammen, daß wir der Herzogin unsere Aufwartung machen zu dürfen baten. Sie wohnte noch immer in Biebrich und hatte sich über mancherlei Unbill zu beklagen.*) Der hohen Frau unter diesen Umständen unserer Ergebenheit zu versichern, erschien uns als Pflicht. Wir fanden die Frau Herzogin muthvoll und gefaßt. So gedachte sie den Preußen noch nicht zu weichen.

Aber gerade in jenen Tagen — ich erinnere mich eines Zeitungsblatts, das mir in Biebrich in die Hand kam — zeigte es sich, daß Hannover das gleiche Schicksal wie Nassau drohe und man suchte jetzt dort diesem Unglück durch Adressen und Deputationen zu begegnen. Zunächst beabsichtigte Graf Münster, eine Adresse nach Berlin zu schicken. Er wandte sich auch an mich. Ich antwortete in zustimmendem Sinne. Das

*) Siehe z. B. Kolb: „Adolph, Großherzog von Luxemburg, Herzog von Nassau". Wiesbaden 1897 S. 137.

Schicksal dieser Adresse und daß sie nicht nach Berlin abging, ist jedoch bekannt.

Der Krieg war inzwischen zu Ende gegangen. Die Meinigen verreisten. Ich wünschte etwas für meine Gesundheit zu thun und fühlte doch auch das Bedürfnis, mich nach so vielem Traurigen einmal anderen Eindrücken hinzugeben. Dies Mal reiste ich zunächst nach Schwaben und lernte dort die Anstalt des bekannten Pfarrers Blumhardt kennen, die meine Mutter in jenen Jahren vielfach besuchte. Ich kann nicht anders sagen, als daß mir der gemüthliche Pfarrherr in seiner schwäbischen Eigenart sehr wohl gefiel und muß das Gleiche von der höchst einfachen Anstalt sagen. Etwas Schwärmerisches trat mir in keiner Weise entgegen. Auch an diesem Orte des Friedens blieb man aber nicht von der Politik verschont.

In Günzburg im bayerischen Schwaben suchte ich den Herzog von Nassau auf, der sich mit seinen Truppen dorthin begeben hatte. Die Nassauer hatten sich dort außerordentlich beliebt gemacht. Die Audienz, die ich in dem kleinen Wirthshause des Orts bei dem Herzog hatte, der Abschied, den ich von ihm nahm, hatten für mich etwas Feierliches. Es lag keine Bitterkeit in des Herzogs Worten. Für die Abfassung der Adresse dankte er mir.

Von Günzburg reiste ich über Augsburg und Lindau nach Bregenz, das ich jetzt unter so ganz anderen Verhältnissen nach 12 Jahren wiedersah. Ich traf hier mit dem aus der Schweiz kommenden Onkel Friedrich zusammen und fand diesen, welcher immer für Preußen Partei genommen hatte, nichts weniger als triumphirend. Die Annexion Hannovers ging ihm an's Herz. Wenn er mich seinerseits weniger niedergeschlagen fand, als er erwartet, so lag dies daran, daß ich die Sache, der ich mich gewidmet, mit diesem einen Schlage noch keineswegs als vernichtet betrachtete.

Ich wurde in dieser Auffassung durch Klinggräff bestärkt. Hülfesuchend hatte ich mich an ihn gewandt. „Samiel hilf!" rief ich ihm zu. Seine Antwort lautete so zuversichtlich, wie ich dies von dem zähen Manne erwartet hatte. Der kurze Krieg

von 1866 sei allerdings eine tüchtige Schlappe, aber doch nicht mehr für uns gewesen; Holland, Belgien und die Schweiz seien noch ganz unberührt. Mit diesen solle sich Österreich in Verbindung setzen, um einen weiteren Bund neben dem engeren preußischen zu Stande zu bringen. Österreich selbst könne sich durch eine innere Regeneration jeden Augenblick auf die gleiche Höhe der Macht mit Preußen erheben. Ich erhielt diesen Brief in der Schweiz, wohin ich gereist war, nachdem ich mit dem Onkel auch meinen lieben Bregenzer Wald besucht hatte. Der September vereinigte mich wieder mit den Meinen in Eltville.

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

Aus meinem Leben.

Erlebtes und Gedachtes.

Von

Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern.

Zweiter Theil.

Nach dem Sturm.

Berlin.
B. Behr's Verlag (E. Bock)
Steglitzerstraße 4.
1898.

Inhalt des zweiten Theiles.

	Seite
Anfänge und Unterbrechungen	1
Jahre der Arbeit	62
Die ersten Jahre im Reichstage	122
Ausgänge meiner politischen Thätigkeit	193
Schluß	235

Zweiter Theil.

Nach dem Sturm.

Anfänge und Unterbrechungen.

Auch in der Stadt Hannover war inzwischen die Annexion feierlich proklamirt worden. Am 7. November fand dort eine ritterschaftliche Versammlung statt, zu der ich hinüber reiste. Sie war eigentlich in der Absicht einberufen worden, daß die hannöverschen Ritterschaften die Wünsche, welche sie hegten, bezeichnen sollten. Wäre es in diesem Sinne gegangen, so würde damit ein Separatfrieden der Ritterschaften mit der preußischen Regierung angebahnt worden sein. Für die Auffassungen, die ich vertrat, konnte es nichts Gefährlicheres geben; und ich habe, so weit meine geringen Verbindungen in Hannover es mir damals möglich machten, mit allen Kräften dagegen gearbeitet. Was ich wollte, war das offene Bekenntniß zur Restauration; und ich habe mich in diesem Sinne ausgesprochen, als ich zum Schluß einige Worte sagte. Es war das erste Mal, daß ich in einer politischen Versammlung redend aufgetreten bin. Ich glaubte, ein kühnes Wort wagen zu sollen. Wo ich der preußischen Regierung gegenüberstehen würde, sagte ich etwa, da würde ich, so laut ich es eben vermöchte, bekennen, daß ich die Annexion Hannovers nicht als zu Recht bestehend zu betrachten vermöge.

So wie ich es gewünscht hätte, lautete die Erklärung, welche beschlossen wurde, nun allerdings nicht. Aber sie besagte doch deutlich, daß wir uns vor einem Akt der Gewalt und nicht vor einer moralischen Nothwendigkeit beugten; und es ist dies von der gegnerischen Presse damals auch sehr wohl herausgefühlt

worden. Daneben reklamirte die Erklärung das hannöversche Verfassungsrecht und behandelte dasselbe als noch existent.

Die Agitation für dieses Verfassungsrecht ging von den Altliberalen und, so viel ich weiß, auch gerade von dem alten Stüve aus. In Hessen hat eine ähnliche Bewegung auf liberaler Seite stattgefunden; und es haben dort vor Allem die Freunde der Annexion dabei mitgemacht. Die Althessen wollten nichts davon wissen, und ich habe dort oft hören müssen, daß es eine Thorheit sei, das Recht des Landes aufrecht erhalten zu wollen, wenn dieses selbst vernichtet sei. In Hannover dachte man nicht so; und ich glaube, daß dies der richtigere Weg war. Dadurch, daß ein Fürst ein Land hinnimmt, sind noch keineswegs dessen Gesetze aufgehoben. Man hat dies seit undenklicher Zeit niemals anders gewußt. Auch die Sachsen behielten nach Karls des Großen Siegen ihr Stammesrecht. Wir aber hätten uns, wenn wir dauernd an diesem Standpunkte festgehalten, nach dem bekannten Grundsatze der Eventualmaxime nichts vergeben und dagegen einen trefflichen Boden für die Defensive gewonnen. Wir hätten auch in den inneren Verhältnissen des Landes als die Vertheidiger der Autonomie dagestanden und unseren nationalliberalen Gegnern gegenüber eine treffliche Position gewonnen. Die von 113 Rittergutsbesitzern unterschriebene Erklärung lautete:

„Nachdem unter Nichtbeachtung der Rechte des angestammten Königshauses und des Landes und gegen dessen dringende Wünsche zu ihrem tiefsten Schmerze die Einverleibung des Königreichs Hannover in Preußen ausgesprochen ist, und jetzt die Ausführung derselben bevorsteht, welcher das Land, durch die Macht genöthigt, sich bei genügender Wahrung seiner Rechte und Interessen wird beugen müssen, so glauben die Unterzeichneten, ausgehend von dem unbezweifelbaren Rechtssatze, daß mit der Eroberung des Landes keineswegs das gesammte öffentliche Recht desselben hinfällig geworden, und sich stützend auf das königliche Wort der thunlichsten Schonung des Bestehenden und der verheißenen Berathung als unabweisbare Rechtsforderung aussprechen zu müssen:

Daß in dem öffentlichen Rechtszustande des Landes nichts

Weiteres geändert werde, als was sich als eine unvermeidliche Folge der Annexion darstellt und daß auch die hiernach nöthigen Abänderungen nicht anders als unter Mitwirkung einer wahren Vertretung geschehen.

Als ein zu einer solchen Vertretung berechtigtes Organ vermögen sie keinesfalls eine Versammlung einseitig nach Auswahl der königlich preußischen Regierung zu berufender Personen zu erkennen, vielmehr betrachten sie als solche Organe die allgemeine Ständeversammlung und die bestehenden Provinziallandschaften. Sie sind zugleich der Ansicht, daß, nachdem die königlich preußische Regierung bereits mit einzelnen wesentlich organisatorischen Einrichtungen (Verweisung der Justizsachen und der Eisenbahn-, Post- und Zoll-Verwaltungen an die Ministerien in Berlin) einseitig vorgeschritten ist, die möglichste Beschleunigung der Berufung einer Landesvertretung zum Zweck der Mitwirkung auch unter besonderer Rücksicht auf die Erhaltung der Ruhe des Landes und die Gewinnung einiger Zufriedenheit mit der Art der Ueberleitung ein dringendes Bedürfniß ist.

Sie beauftragt ihren Vorsitzenden, diese Erklärung der Oeffentlichkeit zu übergeben."

Genügen konnte mir diese Erklärung natürlich nicht. Der 7. November 1866 gehört aber doch zu den Ehrentagen Hannovers und er ist für meine ganze politische Haltung entscheidend geworden. Es ist schwer zu sagen, woher es kam, daß Alles damals verhältnißmäßig doch so günstig gegangen ist. Etwas mußte beschlossen werden. Die vermittelnde Richtung hatte keine glücklichen Vertreter und gegen den Schluß der Verhandlung erhitzte sich die Stimmung. Daß die große Mehrheit im Herzen mit mir sympathisirte, konnte mir nicht zweifelhaft sein und wenn man den auf uns lastenden Druck in Anschlag brachte, so ließ sich für die Zukunft noch Alles hoffen. Eine von Herrn von H. verfaßte besondere Erklärung wurde noch neben der eben mitgetheilten von zwölf Rittergutsbesitzern, unter denen auch ich mich befand, unterschrieben. Im Eingang heißt es:

„Wenn wir Hannoveraner uns in irgend einer Weise über unseren gegenwärtigen Standpunkt aussprechen sollen oder wollen,

so muß immer die Frage über die Rechtmäßigkeit voranstehen. Für diese ist uns bisher keinerlei Rechtsgrund vorgelegt. Die Einverleibung unseres Landes in das Königreich Preußen ist von der preußischen Regierung selbst nicht auf irgend welchen Rechtsgrund, sondern lediglich auf Gründe der politischen Nothwendigkeit und des Interesses basirt. Sie hat selbst, wenn auch nur stillschweigend, in ihren verschiedenen offiziellen Aeußerungen namentlich durch die persönliche Antwort Sr. Majestät des Königs von Preußen an die hannoversche Deputation, sowie durch die Motivirung des Annexionsgesetzes, anerkannt, daß unser König keinerlei Anlaß zu dem gegen ihn eingeschlagenen Verfahren gegeben hat."

Auch dies blieb noch hinter meinen Wünschen zurück. Aber es kommt oft weniger auf die Worte als auf die begleitenden Umstände an und ich reiste doch höchst befriedigt nach Eltville zurück. Ich glaubte jetzt das Feld für eine weitere Thätigkeit gefunden zu haben, nach dem ich bisher vergebens gesucht hatte. Meine ganze Kraft wollte ich an diese Aufgabe wenden und Alles, was ich sonst noch gewollt, trat dagegen in den Hintergrund. Ein Konservatismus, der von allem Verdacht der Servilität frei war und im Gegensatz zum Staat als solchen stand, war recht eigentlich, was ich begehrte; und ich hoffte, daß auf diesem Boden eine Versöhnung zwischen dem, was man konservativ und liberal nannte, möglich sein werde. Wie Friedrich Gentz erst im Gegensatz gegen Napoleon den Mittelpunkt für seine Thätigkeit gefunden, so, dachte ich, solle der Gegensatz gegen Bismarck meinen Bestrebungen den rechten Inhalt verleihen. Ohne Zweifel lag im Vergleich zu dem, was ich ursprünglich gewollt, in dem Allen eine Einschränkung. Aber wird es nicht immer so sein, daß wir unsere Ideen zeitweise einschränken müssen, wenn wir sie praktisch verwendbar machen wollen? Aufgegeben waren meine weiteren Pläne mit Nichten. Hannover sollte noch immer nur der Punkt sein, wo ich einsetzte; und die Sache machte sich schon deshalb ganz von selbst, weil ich mit Riehl von dem Sonderleben der einzelnen Theile der Nation ausging und darin den Kern des deutschen Volksthums erblickte. Es erschien mir beinahe als ein Glück, daß man Hannover dies Sonderleben gewaltsam zu nehmen

trachtete. Denn es mußte sich daraus ein volksthümliches Fundament für die Vertheidigung der geschichtlichen Güter ergeben. In jedem entscheidenden Augenblick habe ich aber freilich in mein ursprüngliches Fahrwasser einzulenken und die hannöversche Frage so, wie ich sie verstand, auf das Niveau der deutschen zu erheben getrachtet. Welchen Schwierigkeiten ich dabei begegnen würde, ahnte ich im Spätherbst 1866 nicht. Mein Herz war in diesem Augenblick voll der freudigsten Zuversicht. Dem Onkel Schele sagte ich, jetzt verschwänden die Gegensätze vor der einen Aufgabe der Rettung Hannovers. Die durch das Jahr 1866 geschlagenen Wunden fort und fort aufzureißen, sei unsere Pflicht, schrieb ich einem Hannoveraner aus mittleren Kreisen. Von dem Herzogthum Nassau sah ich jetzt ab. Ich fühlte mich stets doch nur als Hannoveraner; ich hatte die Bildung des Herzogthums Nassau stets als eine unorganische betrachtet und trotz jener Adresse niemals an dessen Mission geglaubt. Da erschien mir Hannover doch als etwas ganz Anderes und ich pries mein Geschick, daß ich von dort aus den Kampf gegen diejenigen Elemente aufnehmen könne, die ich von jeher als die feindlichen betrachtet hatte.

Der aufmerksame Leser wird nicht verkennen, daß mein Ausgangspunkt hier also nicht der eines theoretischen Legitimismus, sondern daß er ein historischer und politischer war und es ist das auch für die Folgezeit von entscheidender Bedeutung geblieben. Gewiß wollte ich die neuen Verhältnisse für Nassau nicht sanctioniren helfen; ich habe auch dort den Rechtsstandpunkt innerlich festgehalten und jede Gelegenheit ergriffen, um dem Herzog meine Ergebenheit zu bezeugen. Aber eine Agitation für die Selbstständigkeit Nassaus einzuleiten, hätte mir, auch wenn ich den Verhältnissen näher gestanden, fern gelegen. Preußisch hatten die Nassauer in ihrer großen Mehrheit nicht werden wollen. Aber es überzeugte mich jetzt jede Berührung mit dem Volk außerhalb des Rheingaus, daß bei diesem doch kein Boden für eine Agitation zur Wiedererlangung der Selbstständigkeit vorhanden war; und mit den Rheingauern und den übrigen katholischen Nassauern allein war natürlich an keine

politische Aktion zu denken: ganz davon abgesehen, daß fast alle diese Katholiken erst seit Anfang des Jahrhunderts zu Nassau gehörten und weit mehr großdeutsch als nassauisch gesinnt waren.

Ein Aufsatz, den ich bereits im Oktober 1866 niederschrieb, kennzeichnet am besten meinen damaligen Standpunkt.*) Er war ursprünglich für die Allgemeine Zeitung bestimmt. Diese wollte ihn aber nicht in seiner vollen Ausdehnung aufnehmen und er ist darüber beinahe ein Jahr liegen geblieben. Veranlaßt war er durch den Artikel eines officiösen preußischen Organs, das die hannöversche Gesinnung auf „den Eigennutz des Adels," „den Krämergeist der Hoflieferanten" und „die Skandalsucht des Pöbels" zurückführte. Diese Elemente sollten „der Versöhnung nicht würdig sein." Dem gegenüber suchte ich nachzuweisen, daß „es eine bestimmt ausgeprägte hannöversche Stammesindividualität, ein wahrer hannöverscher Patriotismus, eine wahre Liebe der Hannoveraner zu ihrer alten Dynastie" sei, was in Hannover reagire. Die Stammesindividualität stand für mich dabei obenan. Denn jeder gesunde Partikularismus bedürfe einer stammlichen und so zu sagen auch geographischen Grundlage. Nicht etwa, wie Bismarck später sagte, in dem ringsum von Preußen eingeschlossenen Anhalt, sondern in Hannover schienen mir, wenn irgendwo in Deutschland, die Bedingungen für denselben gegeben. Nur auf die Stämme konnte sich meiner Ansicht nach ein geschichtliches Deutschland aufbauen. Württemberg erkennt man als den Vertreter Schwabens an. War aber Hannover nicht der ebenso berechtigte Vertreter des Niedersachsenthums? Jener Artikel hatte gemeint, schon die Zusammensetzung Hannovers schließe es aus, von einer hannöverschen Nation zu reden. Von einer Nation zu reden, antwortete ich, wäre nun allerdings zu viel. Selbst Preußen mit seinen 19 oder 24 Millionen bilde keine Nation. „In Deutschland giebt es nur eine Nation." Ich suchte aber nachzuweisen, daß wenigstens das östliche Hannover trotz einzelner Nüancirungen ein einheitliches

*) Der Hannöverische Partikularismus, eine oratio pro domo. Mannheim. Druck von J. Schneider 1867.

Gepräge trage. „Alle diese genannten Landestheile bilden geographisch und ethnographisch, geschichtlich und socialgeschichtlich ein festes Ganze mit den alten Erblanden, dem im Wesentlichen nur das durch einen unglücklichen Zufall herausgeschnittene Herzogthum Braunschweig fehlt. Es ist meines Erachtens ein Unsinn, dies leugnen zu wollen. Der Gebildete aller dieser Gegenden wird überall im lieben deutschen Vaterland rasch als Hannoveraner erkannt. Sprache, Denkart und Sitten machen ihn — meine ich — nicht minder, wenn nicht gar mehr, zu einer deutschen Charakterfigur, als den Altpreußen. Und der Zopf wird uns ewig hinten hängen, wie wir uns auch drehen und zurechtstutzen mögen, wie man uns drehen und zurechtstutzen mag. Dies spezifische Hannoveranerthum nun plötzlich wegleugnen zu wollen, nachdem man über uns, die man vor 30 Jahren noch als eine Art Engländer im Süden ansah, Jahre lang sich ennuyirt und moquirt hat, wo wir mit unserem breiten Dialekt und unserer berufenen Steifigkeit, mit unserer zähen Negation des sich herandrängenden fremden Stoffes, mit unserem Partikularismus, mit unserem rücksichtslosen Rechtsgefühl und unserer juristischen Behandlung der politischen Lebensfragen, mit unseren rechtlichen und kritischen Bedenken, mit unserem sogenannten Stolze, mit der einfachen Gradheit und der geschäftsmäßigen Nüchternheit unseres von Dilettantismus und Schwindel dadurch bewahrten Denkens und Seins, mit unserer niederdeutschen ‚Wöhnlichkeit', mit der spezifisch englischen Gentilität endlich unserer Lebensformen uns gezeigt; — ich meine, es sei dies eines Mannes von Geschmack nicht würdig. Und ich bin überzeugt, daß diejenigen, die jetzt den Begriff des Hannoveranerthums chemisch zu zersetzen trachten, wenig Unterschied entdeckt haben werden, ob sie nun gerade einen Lüneburger oder Bremenser, Hildesheimer oder Calenberger vor sich hatten."

Auch über den weiteren Gedankengang des Aufsatzes möchte ich noch etwas sagen. Denn nichts vermag wohl die Auffassungen und die Gefühle deutlicher zu kennzeichnen, mit denen ich sozusagen als ein Freiwilliger in den Kampf der Hannoveraner eintrat. Ja, sie zeigen überhaupt, mit welchen Gedanken ich vom

Rhein nach Hannover übersiedelte. Gewiß idealisierte ich mir nun doch wieder das erst halb von mir gekannte Land. Aber wo wäre eine Liebe ohne ein Idealisiren?

Als Germanist ging ich von den Ostphalen und Cheruskern aus, an deren Zähigkeit die römische Annexion und der civilisirende Beruf Roms sich zuerst brachen. „Schon längst ehe die Welfen — aus ihrer schwäbischen Heimath in den Norden verschlagen wurden, um oberdeutsche Strebsamkeit in den zähen nordischen Boden zu verpflanzen, — — — hatten die Lande zwischen Weser und Elbe eine große Geschichte.“ Dort habe nach dem Sturze Wittekinds die Opposition gegen den deutschen Centralismus ihre Wurzel gehabt. Deshalb sei auch nicht Bayern sondern das zähe Sachsen der Sockel für die Macht der Welfen geworden. „Schreiber ist eigentlich kein Verehrer des herangewachsenen Löwen und dessen undeutscher Guelfenpolitik, ohne die wahrscheinlich das Herzogthum Sachsen, oder doch Ostphalen, nach dem Vorbilde Bayerns zusammen geblieben und ohne die noch wahrscheinlicher die später von Preußen übernommene Mission den Landen zwischen Weser und Elbe, — — — — verblieben wäre.“ Aber zu einer welthistorischen Machtentfaltung habe er sie doch geführt. Es sei ein tiefer Fall gefolgt. Aber die braunschweig-lüneburgschen Lande und ihr Fürstenhaus seien doch „der Mittelpunkt der von Ursprung deutschen Theile des Nordens und ein nicht zu verachtender Faktor der deutschen Geschichte geblieben.“ Allmählich seien die welfischen Hausgüter wieder zu dem Lande zwischen Weser und Elbe ausgewachsen. Mit dem ersten braunschweig-lüneburgschen Kurfürsten und der pfälzischen Sophie habe das Land eine europäische Bedeutung gewonnen. Der Sohn habe dann die englische Königskrone zu dem Kurhut hinzugebracht. Ich sehe „in der englischen Thronbesteigung des Hauses Braunschweig-Hannover eines der glücklichsten Ereignisse für Hannover und Deutschland. — Deutschland und England hatten (man sage, was man wolle) in Hannover ein glückliches Bindeglied, ohne das die pangermanische Allianz gegen Frankreich nicht immer und immer wieder geknüpft wäre und ohne die — soweit

Menschenwitz reicht — Napoleon nicht auf St. Helena geendet haben würde. Hannover verdankt dieser Verbindung nicht nur die ruhmreiche Rolle, die seine brave Armee im österreichischen Erbfolgekriege, im siebenjährigen Kriege, in den Revolutionskriegen, 1813 und 15 gespielt, sondern wiederum einen Theil seines Inhalts, richtiger gesagt, die Festhaltung und Pflege seiner Sachsenart im Jahrhunderte Voltaires." Schon seit langer Zeit wünsche ja jeder gute Deutsche etwas englische Lebensessenz. „Nun ja, ein wunderbar glückliches Geschick gab Hannover im 18. Jahrhundert etwas von dieser Lebensessenz und stellte die vor mehr als 1000 Jahren abgebrochene altsächsische Gemeinschaft wieder her, die ein dunkler Instinkt Heinrich den Löwen wieder anzuknüpfen trieb, die dann den Landesflüchtigen aufnehmen und im Bündniß mit der Treue der Erblande retten mußte."

Da, wo ich auf den Anfang dieses Jahrhunderts zu reden kam, sprach das Legionskind aus mir.

Tausende hätten damals die Heimath verlassen, um in der Königlich deutschen Legion gegen Frankreich zu kämpfen. Bald sei die hannöversche Armee in ihr wieder aufgelebt. Unvergeßlich sei ihr Antheil an den spanischen Kämpfen. Wellington habe ihr nur seine besten Truppen — die Garden und die Hochschotten — gleichgestellt. In den Freiheitskriegen habe das kleine Land wieder eine Armee aus dem Boden gestampft. Bei Waterloo hätten die deutschen Truppen des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg die Hälfte der englischen Armee gebildet. Und ohne ihre Hülfe wäre Wellington mit seinen Engländern längst geschlagen gewesen, als Blücher kam. Das hannöversche Gemeingefühl habe sich stets an diesen Erinnerungen wieder aufgerichtet. „Und hätte es keinen hannöverschen Patriotismus gegeben, jene unvergeßlichen Jahre hätten ihn geschaffen, wie sie überall in Deutschland und wahrlich auch in Hannover den deutschen Patriotismus wieder erweckt." — —

In der geographisch nur lose an die Osthälfte geflickten Westhälfte begegne man allerdings einer etwas verschiedenen

Volksart, mit einer etwas anders entwickelten Gravitation der Verkehrsbeziehungen und einer etwas anderen Geschichte.

Zwischen 1648 und 1803 habe aber die weitaus größere Zeit ein hannöverscher Prinz auf dem osnabrückschen Bischofsstuhl gesessen. Osnabrück habe dann Hannover den Weg nach dem Westen gezeigt, wie ihn die Jülich-Clevesche Erbschaft Preußen gewiesen. 1813 sei der Plan aufgetaucht, ganz Westphalen mit Hannover zu vereinigen und zugleich dessen Stellung an der Nordsee zu verstärken. „Gelang es mit den Landen zwischen Weser und Elbe Westphalen zu vereinigen und zugleich Hannover seine jetzige Position zu geben, so war im Wesentlichen das alte, sächsische Stammesherzogthum — wie vor Alters unter ostphalischer Herrschaft — wieder beisammen; und die kleinen niedersächsischen Dynastien konnten sich dem hannöverschen Einfluß ebensowenig entziehen als zur Zeit, wo das Stammesherzogthum bei den Billungen, Supplingenburgern oder deren welfischen Erben, — als in jenen Tagen, wo die niedersächsische Kreishauptmannschaft bei unserem Hause war.“ Als Abschlagszahlung auf solche Pläne habe Hannover seine jetzige Westhälfte erhalten. Die Gestaltung sei allerdings unfertig. „Immerhin repräsentirt aber doch Hannover den alten Sachsenstamm. Ist's eine Frage, ob es einen besonderen Faktor im lieben Deutschland, ob es eine besondere Stammesphysiognomie besitzt?“

Nicht ein moderner Schmerzensschrei sollten diese Worte sein, aber der Ausdruck männlicher Ueberzeugung, daß wenigstens in Hannover ein nationales deutsches Gut verloren zu gehen drohe, das jeder gute Deutsche zu konserviren suchen müsse und das der anschlußlustige Süden schon seiner selbst Willen durch eine Restauration sichern sollte, ehe er an Anschluß denken könne.

Dieser Aufsatz war fast ein Jahr liegen geblieben. Im Herbste 1867 erschien er dann mit einem Nachworte vom 23. Juli dieses Jahres.

Am Schluß hieß es:

„Schreiber weiß sich frei von Franzosenfreundschaft. Er will, was er will, auf friedlichem Wege, auf deutschem Wege

versucht sehen. Aber er fragt offen und deutschloyal: Ist denn die Volkskraft des niedersächsisch-hannöverschen Stammes nicht noch eben so viel werth als 1813 und 1815? — — — —

Er steht noch ganz wie im vorigen Jahre. Und fragt ihr, was ihn hält und was ihn bindet, so antwortet er: die Pietät. Es mögen diese Zeilen mit einem Goethischen Worte schließen:

Pietas gravissimum et sanctissimum nomen, sagt ein edler Vorfahr und gesteht ihr zu, sie sei das fundamentum omnium virtutum.*) — — ‚Mächtig zeigt sie sich von Eltern zu Kindern. — — Sie verbreitet ihre segensvolle Einwirkung von Geschwistern über Bluts-, Stammes- und Landesverwandte, erweist sich wirksam gegen Fürsten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge und somit gegen Grund und Boden, Stadt und Land; — — und indem ihr die Welt gehört, wendet sie ihr Letztes, Bestes dem Himmel zu; sie allein hält der Egoisterei das Gleichgewicht; sie würde, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen den Uebeln heilen, an denen sie gegenwärtig vielleicht unheilbar krank liegt.‘

In diesem Sinne liebt Schreiber sein Hannover, wie er seine Eltern und Freunde liebt.“ — — — — — — — —

Vielleicht bin ich nie so ich selbst gewesen, als in diesem Aufsatz. Ich glaube auch in der That, daß das, was sich in Hannover damals geltend zu machen suchte, zu dem Bilde paßte, das ich entworfen. Erst die wirkliche Proclamirung der Annexion rief einen eigentlichen Sturm in Hannover hervor. Ich erinnere mich einer Correspondenz der Allgemeinen Zeitung, die dies vom objectiven Standpunkte aus, aber in einer Weise beleuchtete, die durch ihre Schlichtheit Eindruck machen mußte. Der Tag der Proclamirung, hieß es darin, sei ein wahrer Trauertag in Hannover gewesen. Die hannöversche Gesinnung würde sich noch viel bemerkbarer machen, wenn es den Hannoveranern nicht an Führern fehle.

Bis tief in die liberalen Kreise hinein machte sich diese

*) Ich habe hier das Excerpt etwas abgekürzt.

Strömung geltend. Die Altliberalen standen fast insgesammt auf hannöverischer Seite. Aber auch die Stimmung in den Kreisen der Neuliberalen war Anfangs durchaus noch keine entschiedene. Der Redacteur des liberalen Hauptorgans trat von seiner Redaction zurück und übernahm die der neu gegründeten Deutschen Volkszeitung.

Sind die Andeutungen richtig, welche die Nationalliberalen in den achtziger Jahren gemacht, so haben die hannöverschen Nationalvereinler in der That einen Augenblick geschwankt, ob sie nicht für eine Selbstständigkeit Hannovers innerhalb des norddeutschen Bundes eintreten sollten und es sind die Parteimitglieder aus den neuen Theilen Hannovers, namentlich aber die Hildesheimer, gewesen, welche — Römer an der Spitze — der entgegengesetzten Auffassung zum Siege verholfen haben. Andererseits standen die hannöversch Gesinnten diesen Kreisen Anfangs auch noch viel näher als jetzt.

Unsere Erklärung vom 7. November hat wohl nach mehr als einer Seite hin den Wendepunkt gebildet. Als die Preußen die Zügel jetzt schärfer anzogen, verschärfte sich ihnen gegenüber auf Seiten der hannöverisch Gesinnten die Stimmung gewaltig. Mit der Deutschen Volkszeitung kam unter Windthorsts Einfluß der Name der deutsch-hannoverschen Partei auf. Als es im Spätherbst zur Aushebung kam, zeigte sich mancher Orten Renitenz. Vielen Ausgehobenen und namentlich vielen Langensalza-Soldaten kam es doch allzu hart vor, daß sie jetzt preußische Soldaten werden sollten; und es hat sich daraus von selbst ergeben, daß sich viele durch die Flucht nach Holland, ja nach England und Amerika dem preußischen Militärdienst zu entziehen suchten. Die Erinnerung an die alte Legion wirkte dabei mit.

Ganz besonders nachtheilig war den Preußen das Diktaturjahr, in welchem es keine Verfassung gab und die preußische Regierung durch den Beschluß des preußischen Landtags autorisirt war, nach Belieben Gesetze in den annektirten Ländern einzuführen. Eine Fluth von Gesetzen folgte und schien alle Verhältnisse umstürzen zu sollen. Das Alles empörte vollends die hannöverschen Niedersachsen, die stets mit besonderem Stolz auf die heimische

Gesetzgebung geblickt und mit Stüve die „Rechtscontinuität“ hoch gehalten hatten. Auch als die Aushebung vorüber war, manifestirte sich die Mißstimmung in tausend kleinen Zügen. Der Kuckuckruf ging durch's ganze Land.

Nun wurden die Preußen ärgerlich, die nicht zum geringen Theil prätendirt hatten, daß die Hannoveraner sich über die Einverleibung freuen sollten. Der Polizeidruck wurde immer stärker; die Zeitungen fingen an, die Hannoveraner zu denunziren, sodaß man z. B. auch in Nassau vielfach meinte, die Hannoveraner machten es doch gar zu arg. Schritt vor Schritt trieb man sich so gegenseitig in eine immer größere Erbitterung hinein. Als ich im Winter durch Hannover zu Kinggräff nach Pinnow reiste, war ich selbst erstaunt über die Nachhaltigkeit und Intensivität des hannöverschen Widerstandes.

Inzwischen hatten die Wahlen zum constituirenden Reichstag stattgefunden. Obwohl sie einen oder zwei Wahlkreise durch eigene Ungeschicklichkeit preisgaben, so konnten die Deutsch-hannoveraner doch mit dem Resultat zufrieden sein. Es wäre aber noch viel glänzender ausgefallen, wenn sie, wie ich gewünscht, früher mit der Wahlagitation begonnen und nicht den Gegnern einen Vorsprung gelassen hätten. Die liberalen Zeitungen gaben das Resultat dem hannöverschen Adel schuld, der Verwalter, Förster und Hauslehrer herumschicke, um das Volk aufzuhetzen; und man sprach dabei auch von der Partei des Grafen Borries, während dieser dem Allen doch ganz fern und wohl schon halb im gegnerischen Lager stand. Es ging thatsächlich ein mächtiger Aufschwung damals durch das hannöversche Niedersachsenland hindurch; und ich darf wohl sagen, daß an dieser Bewegung Theil genommen zu haben, stets zu den erhebenden Erinnerungen meines Lebens gehören wird. Es war eben ein Stück historisches Deutschland, für das diese Niedersachsen Hannovers mannhaft kämpften. „Lob des Königs und des Volks“ betitelte der alte Ewald die Broschüre, mit der er für die hannöversche Sache eintrat. Auch wo die hannöversche Strömung damals oder später in falsche Bahnen gerieth, wird man dies nicht zu hart beurtheilen dürfen; und

ich möchte die Gegner bitten, nicht pharisäisch darüber abzuurtheilen. Es ist wahrlich nicht das erste Mal, daß diejenigen, welche inmitten einer großen Krisis an Recht und historischem Volksthum festhielten, den Punkt nicht zu finden wußten, wo sie einsetzen mußten.

Freilich fehlte viel, daß man sich im Hannoverlande bewußt gewesen wäre, wofür man in letzter Linie kämpfte. Die ungebildeten Klassen verloren sich nur zu leicht in einem dumpfen Preußenhaß. Die im Grunde doch altliberale Parteileitung der Deutschhannoveraner ließ es gar sehr an Energie fehlen. Die Konservativen bissen sich auf einen Legitimismus fest, der der rechten Geschichtlichkeit schließlich doch auch entbehrte. Ueberall verpuffte viel Kraft in einem bloßen Schelten. Das, was ich wollte und was allein Kraft geben konnte: die einfache Erklärung, daß man den durch die Annexion geschaffenen Zustand als nicht zu Recht bestehend betrachte, hielt man für — unpraktisch.

Als ich im Juni wiederum in's Hannoverland kam, war die Situation gegen den Herbst schon gewaltig verändert, die Erhaltung unseres Landesrechts innerhalb der thatsächlich bestehenden Verhältnisse aufgegeben. Die Ritterschaften hatten sich trotz des 7. November kurzer Hand zu einer Wahl in den Provinziallandtag entschlossen. Die Haltung der hannöverschen Abgeordneten im Reichstage hatte den Erwartungen nicht entsprochen. Das Rededuell zwischen Bismarck und dem Minister von Münchhausen konnte in seinem Schlußeffect kaum anders wirken als die Worte, mit denen derselbe Münchhausen die ablehnende Antwort des Königs im Herbst 1866 erwidert hatte. Andererseits hatte sich die Opposition, die ich mir als eine ganz offene gedacht, in die Stille zurückgezogen und dort einen um so verbisseneren Charakter angenommen. Damit hing denn auch die Legion des Jahres 1867 zusammen. Ich habe dieselbe stets getadelt und mich von allem, was damit zusammen hing, absolut fern gehalten. Aber ich möchte auch hier bitten, nicht zu hart zu urtheilen. Es muß die Frage hier natürlich ganz aus dem Spiele bleiben, wie weit der edle Dulder König Georg V. in

diese Dinge verflochten war; und ich bitte den Leser, überhaupt Alles, was ich sage, nur so zu deuten, daß die volle Pietät dem Könige gegenüber gewahrt bleibt. Die verschiedenartigsten Einflüsse haben sich natürlich am Hofe geltend gemacht. Der Hauptfehler der Politik des Hietzinger Hofes aber schien mir stets darin zu liegen, daß sie die Bedeutung Hannovers überschätzte und deshalb eine selbständige Politik neben und sogar gegen die österreichische Regierung treiben wollte, die den Hietzinger Hof, wenn sie erfolgreich gewesen wäre, in Abhängigkeit von dem Kaiser Napoleon hätte bringen müssen. Man braucht diesen Gedanken nur auszusprechen, um die innere Unmöglichkeit desselben zu erkennen. Mir schien es deshalb zunächst darauf anzukommen, daß der offenbar etwas unterbrochene Contakt mit der österreichischen Politik wieder hergestellt werde. Alles, was ich in der Folgezeit gesehen und erfahren, hat mir gezeigt, daß ich recht gesehen hatte. Es fehlte sehr viel an einer wirklichen Verständigung mit dem auswärtigen Amte in Wien. Ja es bestand sogar eine gewisse Rivalität des Grafen Platen gegen den Grafen Beust; und die Anwesenheit so vieler Hannoveraner in Wien hat nicht eine Annäherung sondern eine Entfremdung zur Folge gehabt. Man glaubte in Hietzing so zu sagen vorangehen zu sollen: ähnlich etwa wie der neapolitanische Hof im Jahr 1798 im Kampf gegen die französische Revolution vorangehen wollte. Gerade das aber ertrug man nicht in Wien. Man wollte sich von einem fremdem, exilirten Hofe keine Politik vorschreiben lassen und fühlte sich durch die Hietzinger Politik genirt und gleichsam compromittirt.

Mich wies die Treue auf Österreich hin. Als ich, im Sommer 1867, nach Eltville zurückgekehrt, darüber nachdachte, wie ich nach meinen schwachen Kräften zu einer Abhülfe in diesen Dingen beitragen könne; schien sich mir eine unerwartete Mittelsperson darzubieten. In Eltville hielt sich damals Alfred von Vivenot bei den Verwandten seiner Frau auf. Er hatte sich einerseits durch sein Werk über den letzten Reichsfeldmarschall, den Herzog Albert von Sachsen, andererseits dadurch bekannt gemacht, daß er im Jahre 1866 mit der Bildung eines Land-

sturms in Mähren, Böhmen und Schlesien betraut worden war. Als ich ihn kennen lernte, kam mir der Gedanke, mich ihm zu nähern und ihn für meine Auffassungen zu gewinnen.

Vivenot stammte aus einer luxemburgschen Familie, die wallonischen Ursprungs sein wird. Sein Vater und Großvater waren hervorragende Wiener Ärzte. Der Großvater hatte Kaiser Ferdinand einst bei einer Erkrankung bedeutende Dienste geleistet und war infolgedessen geadelt worden. Alfred von Vivenot war ein nicht großer, ziemlich untersetzter Mann, der etwa drei Jahre jünger als ich und damals Hauptmann in einem Linienregiment war. Ein blaues Auge, ein starker, blonder Bart, eine frische Gesichtsfarbe und ein freundlicher Ausdruck zeichneten ihn aus. Doch war sein Ausdruck nicht frei von dem, was mir an dem modernen Wiener unsympathisch war. Er besaß eine außerordentliche Beweglichkeit. Auch hatte Vivenot weder die Tiefe noch die geistige Ausbildung meiner norddeutschen Freunde. Es sprang in die Augen, daß er auch nach der Geltendmachung seiner Persönlichkeit strebte. Aber er hatte bedeutende Gaben: eine sehr glückliche Auffassung, ein richtiges politisches Urtheil und daneben eine warme Phantasie. Allerdings besaß er eine Leidenschaftlichkeit, die ich für wallonisch hielt. Gerade aber sie hing mit einer Gabe zusammen, die allen meinen norddeutschen Freunden fehlte: mit seiner Fähigkeit zur Initiative. Gerade in Beziehung hierauf unterschreibe ich es, wenn Hüffer in einem Aufsatze über ihn sagt: „er mag die Fehler seiner Vorzüge nicht immer vermieden haben, aber sicher darf man die Vorzüge nicht unbedeutend nennen." Vivenot hatte ohne die nöthige Vorbildung sein Werk über den Herzog Albert unternommen und ich will die Mängel desselben nicht in Abrede stellen. Aber es hat ihn dies weiter geführt. Bei seinen späteren Veröffentlichungen beschränkte er sich im Wesentlichen auf die Wiedergabe von Aktenstücken; und er hat dadurch der Sache seines Vaterlandes und der historischen Wissenschaft große Dienste geleistet. Hüffers epochemachende Werke über die 90er Jahre wären ohne Vivenots Veröffentlichungen nicht möglich

gewesen. Ersterer sagt, er habe Vivenots Mittheilungen nachgehend „ihre Zuverlässigkeit durchweg bestätigen können und niemals bemerkt, daß er um vorgefaßter Meinungen willen bei der Aufnahme oder Abweisung des Urkundenmaterials willkürlich verfahren wäre.“ Die warmgeschriebene Vorrede zu „Clerfait, Thugut und Wurmser“ legt ein Zeugniß ab für Vivenots Talent und für den echt österreichischen Patriotismus, der ihn beseelte. Wie mir einer von Vivenots Freunden in den 90er Jahren mit Recht schrieb, würde er sich erst jetzt völlig geltend gemacht haben.

Seinen politischen Ansichten nach war Vivenot ein Wiener Centralist und Liberaler. Nur mit Widerstreben ließ er sich den ungarischen Ausgleich gefallen. Als ich ihm gegenüber einst die Meinung aussprach, daß man die Ungarn vielleicht dadurch für die Gesammtmonarchie innerlich erwärmen könne, daß man deren Leitung in die Hände von Ungarn und den Schwerpunkt nach Pest verlegte, meinte er, daß ein tausendstimmiger Protest diesseits der Leitha auf ein solches Unterfangen antworten würde. Noch stärker vielleicht war sein Liberalismus ausgeprägt. Gar oft hat er mir vorgeworfen, daß der Aristokrat in mir trotz aller Opferwilligkeit, trotz aller Parteinahme für Beust und für die Wendung, welche in Österreich eingetreten war, noch immer nicht jedes Opfer gebracht habe. Schwerer war mir sein österreichischer Pessimismus zu ertragen. Vivenot wies mich nicht gerade zurück und meine Liebe für Österreich that ihm wohl. Aber er ging doch nicht mit Entschiedenheit auf meine Gedanken ein; und ich begegnete keiner wirklichen Hoffnung bei ihm. Dagegen versöhnte mich dann wieder seine Wärme für Beusts reformatorische Absichten. Diesem wandten sich jetzt meine Hoffnungen zu.

In der Beurtheilung der österreichischen Politik von 1864 bis 1866 stimmten Vivenot und ich ganz überein. Man habe gewollt, sagte er, und doch auch wieder nicht gewollt. Es ist eben das halbe Wollen und es sind die halben Gedanken, die damals Bismarck ein so leichtes Spiel verschafft haben und die

der Erzherzog Maximilian*) auch als den eigentlichen Grund des Unglücks von 1859 bezeichnet hat. Unsere Uebereinstimmung in betreff der Vergangenheit brachte Vivenot und mich schließlich doch auch in betreff der Zukunft näher. Er betrachtete meine Ideen als ein unter Umständen nützliches Material.

Vivenot blieb bis zum Spätherbst in Eltville. Wir sahen uns zuletzt fast täglich. Auch er kam mir mit Vertrauen entgegen; und ich kann meinerseits wie Hüffer von Vivenot sagen: „ich habe stets in ihm einen treuen, hülfsbereiten, uneigennützigen Freund gefunden." Ein wirklich warmes und treues Herz gehörte zu seinen hervorragendsten Eigenschaften. Schon daß ich endlich einmal einen Mann von Initiative gefunden, war für mich von unendlichem Werth. In schriftstellerischer wie in politischer Beziehung schloß ich mich, wenn auch mit einiger Reserve, an ihn an.

Alle Welt blickte in Hannover, wie ich mich überzeugt hatte, auf die Entwicklung der großen europäischen Politik. Ich hatte es anders gewollt. Nothgedrungen knüpfte aber auch ich hier jetzt in meiner Weise an. Die Annexion Hannovers existirte für mich nicht. Der kurze Krieg von 1866 erschien mir wie der erste schlesische. Mit Bestimmtheit erwartete ich, daß ein zweiter und ein dritter folgen würden. An die Herabdrückung Preußens unter die Größe von 1866 dachte ich wahrlich nicht. Aber der status quo von damals war das Ziel, das ich im Auge hatte; und es konnten dann alle die Pläne aufgenommen werden, die mir für die äußere und die innere Entwicklung unseres deutschen Vaterlandes vorschwebten. Das Resultat der Unterredungen mit Vivenot war, daß er mich aufforderte, über die hannöverschen Verhältnisse ein Promemoria zu verfassen. Ich entsprach seiner Aufforderung und es knüpfte sich nach seiner Abreise eine politische Correspondenz daran, die erst mit dem Kriege von 1870 ihr Ende erreicht hat. Ich bitte es nicht zu mißdeuten, daß ich dies Alles so offen sage. Nur die Wahrheit in betreff des

*) Der Kaiser von Mexiko, der aber um 1859 noch in Österreich weilte.

Vergangenen kann einen haltbaren Boden für die Zukunft schaffen; und je offener ich mich auch hier äußere, desto sicherer werde ich wohl dem Verdachte entgehen, daß ich schlimmere Dinge verschwiege.

Als sich im Frühling 1868 eine große Anzahl von Hannoveranern zur silbernen Hochzeit des Königs nach Wien begab, schloß ich mich an und habe bei dieser Gelegenheit auch Vivenots Protektoren im auswärtigen Amte kennen gelernt. Es waren die Herren von Biegeleben, von Meysenbug, von Gagern und — der Reichskanzler von Beust. Alle vier stammten aus dem „Reich". Mit Max von Gager verbanden mich nassauische Beziehungen und seine Frau war sogar eine Hannoveranerin.

Von allen Vieren gefiel mir am besten Herr von Biegeleben. Er war ein großer, magerer Mann von einem edlen Gesichtsausdruck und innerem Feuer. Eine gewisse Nervosität erinnerte mich an seinen Landsmann, den Minister von Dalwigk in Darmstadt, mit dem er auch äußere Aehnlichkeit hatte. Er war sicher eine ernste, edle, und zielbewußte Persönlichkeit*) und gehörte zu den Männern, deren Existenz mir stets ein Beweis dafür war, daß die Wurzeln Österreichs nicht in Österreich selbst sondern im „Reich" lagen. Auch er trat mir gegenüber aus der Reserve nicht heraus. Die Unterhaltung mit ihm drehte sich meist um österreichische Verhältnisse. Von meinem Promemoria war keine Rede. Der Rheingau sei ein passender Punkt zum beobachten, sagte er nur. Das war Alles. Aber ich wurde Biegeleben gegenüber warm. Denn er war Jahre lang der eigentliche Träger der Traditionen des auswärtigen Amts gewesen. Auch seine aus Tirol stammende Frau machte mir in ihrer frischen und doch feinen, geistreichen Art einen angenehmen Eindruck.

Meisenbug war ein geschulter Diplomat, ein Hesse von französischer Abkunft: ein kleiner untersetzter Mann, etwas wohlredend, mit den Formen der alten österreichischen Diplomatie.

*) Es freut mich, daß ihm auch Sammer in dem citirten Werk das Zeugniß eines rechtschaffenen Mannes giebt.

Windthorst sagte mir einst, er sei feiner als Biegeleben. Ich habe diesen Eindruck nicht gehabt. Meysenbug erging sich in theoretischen Auseinandersetzungen über konservative Politik und es fehlte dabei nicht an Seitenhieben für den Wiener Liberalismus, der sich jetzt einbilde, daß er die Situation in Österreich beherrsche, sich aber darin täuschen werde; denn Wien sei nicht Österreich. Ich erlaubte mir darauf hinzudeuten, daß die österreichischen Konservativen sich durch die Parteinahme für die Czechen lahm legten. Das sei allerdings falsch gewesen, entgegnete Meysenbug und ich habe diese Aeußerung nicht aus dem Gedächtniß verlieren können, weil sie die Allianz der Konservativen und Czechen, die später noch so viel weiter gehen sollte, als bereits abgethan behandelte.

Einen unbedeutenderen Eindruck machte Heinrichs von Gagern Bruder Max, der mit Biegeleben von dem Fürsten Schwarzenberg seiner Zeit in österreichische Dienste gezogen worden war. Immerhin war aber auch er ein Vertreter der alten großdeutschen Idee und er erschien viel rüstiger als Biegeleben, der mir doch innerlich gebrochen vorkam.

Beust, den ich noch heute für den befähigtesten Staatsmann halte, den Deutschland nach Bismarck in den letzten Dezennien erzeugt hat, enttäuschte mich trotzdem. Er war sehr gealtert, seit ich ihm 1860 an der Wirthstafel zu Gastein gegenüber gesessen hatte. Vivenot wußte nicht genug zu erzählen, wie angegriffen er oft durch die politische Thätigkeit sei: zuweilen sitze er, den Kopf in beiden Händen gestützt, da, um wieder zu sich zu kommen. Trotzdem fehlte ihm jener Ernst, der doch vor Allem den politischen Mann macht und der mich für Biegeleben sogleich gewonnen hatte. Beust machte mir damals ganz denselben Eindruck, den er als Verfasser seiner Memoiren später bei mir hervorgerufen hat. Sowohl in Sachsen wie in Österreich hat er es durchaus redlich gemeint. Ihm allein verdanken wir es, daß die Idee der Bundesreform eine würdige Vertretung gefunden und daß der deutsche Bund nicht ganz unrühmlich geendet hat. Der für uns glückliche Ausgang der Londoner Conferenz ist vor Allem Beust's Verdienst. In Öster-

reich hat er, wie die Dinge lagen, nach meiner Überzeugung das Richtige getroffen. Die Aussöhnung mit den Ungarn sowohl als mit den Polen ist sein Werk und die Rückkehr zu der Verfassung war in Verbindung mit dem ungarischen Ausgleich das einzig Mögliche. In seinem Urtheil über die Österreicher gebe ich Beust völlig Recht. Wenn er später gestürzt wurde, so gewinnt man den Eindruck, daß es zunächst geschah, weil der unvermittelt aus der Fremde Berufene den Österreichern geistig überlegen war: und es lag in diesem Sturz etwas Tragisches. Und dennoch fehlte Beust offenbar das, was den Staatsmann doch eigentlich erst ausmacht: die Begeisterung für eine große Idee und die innere Verarbeitung derselben. Er verstand es, mit Klarheit, Konsequenz und Gewandtheit einen einmal erfaßten Gedanken durchzuführen und zu vertheidigen. Aber man wird bei ihm vergebens nach einer tieferen Begründung des föderativen Prinzips und des deutschen Gedankens suchen. Von der geistigen Arbeit, die Klinggräff und ich zur conditio sine qua non machen wollten, keine Spur! Stüve war Beust darin bei Weitem überlegen und dieser wird ihm wohl gerade deshalb imponirt haben. Es ist höchst charakteristisch, daß Beust bei seinen dichterischen Citaten niemals über Schiller hinauskommt, der doch im Gegensatz zu dem, was wir eigentlich wollten, steht. Aus der ungenügenden Durcharbeitung und Durchdringung der von ihm vertretenen Ideen mag es sich denn auch erklären, daß Beust seinem Ideal nach 1870 innerlich so rasch entsagte und daß er nur äußerst schwache Gründe für den Kern seiner früheren Auffassungen beibringt. In seinem Benehmen bei der Gründung des neuen Reichs lag ein Etwas, das auch mir zu weit ging, und seine späteren Äußerungen über dasselbe und selbst über Bismarck desavoniren vielfach seine eigenen früheren Bemühungen. Beust war keine „Persönlichkeit“ und auch der Eitelkeit sehr zugänglich; und wie es zu gehen pflegt, haben sich diese Mängel mit seiner geistigen Überlegenheit vereint, um ihn in Österreich, als an einen Krieg mit Preußen nicht mehr zu denken war, zu Fall zu bringen. Ein völlig klares Bild gewann ich in der kurzen Unterredung von Beust natürlich nicht.

Aber eine Ahnung davon erfaßte mich allerdings. Ich fühlte mich, wie gesagt, enttäuscht und glaube auch nicht, daß dies lediglich auf der Reserve beruhte, die er mir gegenüber beobachtete. Alles, was ich durch Vivenot über ihn hörte, vermehrte den Eindruck, den ich empfangen.

Mir hielt Beust einen Vortrag über die das österreichische Kabinet genirende Politik des Hietzinger Hofes und beschwerte sich bei dieser Gelegenheit über den Grafen Platen, der die doch offenbar existirende Legion durchaus nur als eine „Emigration" gelten lassen wolle. Jede Politik der Rancüne verwarf Beust. Diese sei „ein Verbrechen." Von meinem Promemoria war bei ihm vollends keine Rede. Das Gespräch machte durchaus den Eindruck, als wenn er in mir nur einen Mann zu finden hoffte, der gerechter als die meisten in Wien lebenden Hannoveraner über die österreichische Politik denke. Aber ich hatte doch das bestimmte Gefühl, daß der von mir gewählte Weg weit besser bei ihm zum Ziele führe als der von der hannöverschen Diplomatie eingeschlagene. Die große Politik wurde nur insofern gestreift, als wir uns beide über das wieder gesteigerte Ansehen Österreichs aussprachen. Daß dies vor Allem dem „Rothbuch," welches Beust eben veröffentlicht hatte, zu verdanken sei, bestritt er. Der Grund sei lediglich die Wiederherstellung der österreichischen Verfassung. Das Verhalten Bayerns werde sich bessern, wenn dort überhaupt einmal wieder eine Regierung existire.

Auch Heinrich von Gagern, der damals als hessen-darmstädtischer Gesandter in Wien stand, habe ich gelegentlich jener Reise persönlich kennen gelernt. Er war ein mittelgroßer, beleibter Mann und weit weniger imponirend, als er mir auf dem großdeutschen Tage in Frankfurt vorgekommen war. Die Anspruchslosigkeit, mit der er sich in die im Vergleich mit seiner Vergangenheit unbedeutende damalige Stellung zu finden wußte und die ihm gewiß nur zum Lobe gereicht, ist auch mir damals entgegengetreten. Die Biederkeit seines Wesens wirkte in der wohlthuendsten Weise.

Ich habe keinen von allen diesen Menschen später wieder-

gesehen. Der Eindruck, den ich erhielt, war unzweifelhaft der, daß eine bestimmte Absicht, gegen Preußen bei der ersten günstigen Gelegenheit loszuschlagen, nicht existirte. Dafür waren die Österreicher viel zu pessimistisch und elegisch gestimmt. Es war doch höchst eigenthümlich, wie sich Vivenot schon damals zu den vollzogenen Thatsachen stellte. Daß die Preußen die Österreicher geschlagen hatten, empfand er tief. Aber er hatte keine eigentliche Bitterkeit gegen Bismarck. „Ach, gehen Sie mir doch mit Ihrem Bismarck", sagte er. „Der ist ja nur eine Fortsetzung von dem, was die Preußen immer waren." Und einer solchen Auseinandersetzung folgte dann wohl der Stoßseufzer: „Ach, hätten wir doch einen solchen Bismarck!" Man wird urtheilen müssen, daß die Niederlage von 1866 von einer Wirkung auf die Österreicher gewesen ist, wie sie selten im Völkerleben vorkommt. Mit Recht hat Beust daran erinnert, wie die Wiener Gemeindevertretung nach der Schlacht von Königgrätz den Kaiser angefleht hat, Frieden zu machen. Die Stimmung muß im Spätsommer jenes Jahres der Art gewesen sein, daß die Genugthuung über den verhältnißmäßig günstigen Frieden alle anderen Gefühle überwog. Wenn es eine Erneuerung des siebenjährigen Krieges war, von der ich träumte, so war man von so großartigen Plänen offenbar noch weit entfernt. Die österreichische Politik lebte so zu sagen von der Hand in den Mund und wollte sich nur auf Alles gefaßt machen, alle Chancen sich offen halten. Es lag am Tage, daß die öffentliche Meinung in Österreich und vor Allem in Ungarn allen kriegerischen Absichten widerstrebte und daß Beust sich auch nicht gern in einen Gegensatz zu der Stimmung Deutschlands setzen wollte. Auch sein Benehmen in der Luxemburger Frage ist mir stets ein Beweis gewesen, daß er sich in keinen direkten Gegensatz gegen die Interessen Deutschlands hineintreiben lassen wollte. Sicher hat sich damals auch bei dem Kaiser Franz Joseph das deutsche Gefühl geregt. Denn es ist vollkommen richtig, was Bismarck im Jahre 1895 von dem deutschen Herzen, das dieser besitze, gesagt hat. Zunächst dachte man in Wien wohl nur an die Abwehr eines neuen preußischen Angriffs und allerhöchstens an

die Aufrechterhaltung der Bestimmungen, welche der Prager Friede hinsichtlich der süddeutschen Staaten getroffen hatte. Die entscheidenden Verhandlungen mit Frankreich gehören einer etwas späteren Zeit an und haben zu keinem eigentlichen Resultat geführt.

Was die damals hinter uns liegende Periode betrifft, so hat sich bei mir in Wien die Ueberzeugung befestigt, daß Österreich in der schleswig-holsteinischen Frage weder einen Erwerb Schlesiens gegen die Preußen abzutretenden Herzogthümer, noch eine Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich jemals ernstlich ins Auge gefaßt hat. Vor Allem bin ich fest überzeugt, daß Biegeleben für Letzteres niemals zu haben gewesen wäre; und er hat mir gesagt, daß er die volle Verantwortung für die Politik jener Jahre übernehme.

Was die inneren Verhältnisse Österreichs betrifft, so schien Vivenot damals noch auf den vollen Sieg des Liberalismus zu hoffen. Er hatte vor 1866 zu einem Kreise von Liberalen gehört, die häufig zusammen zu kommen pflegten und bezeichnete den Admiral Tegetthoff als den, der am meisten zum Demokratismus unter ihnen geneigt habe. Jetzt hatte ihm der Minister Herbst angedeutet, daß er nicht ruhen werde, bis alle Forderungen erfüllt seien. Einige Jahre später aber hat Vivenot mir dann freilich gestanden, daß man den Liberalismus sich verbrauchen lassen wolle.

Der Leser wird begreifen, daß mich die Verbindungen, die sich mir durch Vivenot eröffneten und der Verkehr mit ihm selbst innerlich weit mehr in Anspruch nahmen als die Feier der silbernen Hochzeit unseres Königs und die kurze Unterredung, die mir mit dem Könige selbst zu haben vergönnt war. Die Feier hatte aber in der That etwas Großartiges. Man berechnete die Zahl der aus Hannover herübergekommenen Gäste auf 2000. Viele Bauern befanden sich darunter und alle Welt war voll von ihrer naiven Herzlichkeit. Auch der hannöversche Adel war sehr zahlreich vertreten. Das Fest, das der König in einem neuen Gebäude des Wiener Stadtparks gab, war glänzend und erhebend zugleich. An den Wänden

prangten Schaustücke aus dem Königlichen Silberschatze. Bauern und Edelleute bewegten sich in der ungezwungensten Weise in dem großen Saal. Den König umstand stets ein großer Kreis.

An dem Tage der eigentlichen silbernen Hochzeit fand große Gratulationscour im Kaiserstöckel statt. Der Andrang war so groß, daß ich sehr lange warten mußte, bis die Reihe an mich kam. Alles defilirte in buntem Gemisch vor den Herrschaften. Als ich in meiner ritterschaftlichen Uniform auf der Treppe stand, gab es plötzlich eine Stockung, weil der Prinz Luitpold von Bayern mit dem Prinzen Ludwig erschienen war, dessen Vermählung mit einer österreichischen Prinzessin damals bevorstand. Vor der Thür des Salons gab es wieder ein langes Warten. Ich stand dabei neben dem Grafen Erich Kielmansegg, dem späteren Minister und jetzigen Statthalter von Niederösterreich, der damals noch in Wien studirte. Kurz vor mir trat ein seitdem verstorbener Graf Knyphausen vor den König und trug ein Gedicht vor, das ein Geschenk der Ostfriesen begleitete. Das Gedränge war so groß, daß an eine Unterredung mit dem Könige nicht zu denken war. Aber einige Tage später wurde ich zu einem kleinen Diner im Kaiserstöckel befohlen. Schon die Räume interessirten mich, da dieses Schlößchen von Maria Theresia erbaut worden war. Der Saal war mit Freskobildern geziert, welche die Frankfurter Kaiserkrönung von 1745 darstellten. Allgemeine Bewunderung fand der silberne Tafelaufsatz, der einen Wald mit einer ganzen Jagd darstellte. Nach Tisch richtete der König dann auch einige Worte an mich. Ich setzte auseinander, wie meiner Ueberzeugung nach Alles darauf ankomme, daß der durch die Annexion geschaffene Zustand nicht als ein Rechtszustand betrachtet und daß dem von uns Ausdruck verliehen werde. Nicht darauf komme es an, daß im Jahre 1866 einmal ein Unrecht geschehen sei, sondern daß dieses Unrecht fort und fort geschehe. In dieser Beziehung fehle aber in weiten Kreisen unserer Partei die nöthige Klarheit. Der König war jetzt sehr gnädig gegen mich. Er war bekanntlich ein schöner großer Mann von fürstlicher Haltung und Würde, die schwerlich auf jemand Eindruck zu machen ver-

fehlen konnte. In den Zügen lag etwas wahrhaft Edles. Wie es auch mich ergreifen mußte, ihm so im Unglück wieder zu begegnen, brauche ich wohl nicht zu sagen. Wo die Traditionen, die der König vertrat, nicht die meinigen waren, suchte ich sie mir historisch zu erklären und näher zu bringen.

Die letzten Tage, die ich in Wien verbrachte, waren etwas ungemüthlich für mich. Die Ovation der 2000 Hannoveraner für ihren vertriebenen König hatte die Gegner in Harnisch gebracht; und es ist mir nicht zweifelhaft, daß die Beschlagnahme des vor einem halben Jahre dem Könige von Seiten Preußens bewilligten Geldes lediglich die Antwort Bismarcks auf unsere Wallfahrt nach Wien war. Gleich Anfangs war diese Besorgnis in unseren Reihen laut geworden. Mich berührte dies nicht. Denn ich hatte von Anfang an den Vermögensvertrag als einen Fehler betrachtet. Einen ganz anderen Eindruck machte es aber auf mich, als ich mich der Wahrnehmung nicht verschließen konnte, daß gerade auch unsere Wallfahrt in den Wiener Regierungskreisen mehr und mehr genirte. Schon aus Biegeleben's Worten hatte ich die Muthmaßung geschöpft, daß man sich von Berlin aus beschwert habe. Die Verhandlungen im österreichischen Abgeordnetenhause und das fernere Benehmen Vivenot's bestärkten mich in dieser Annahme. Es ist in diesem Zusammenhange mir gegenüber das Wort gefallen, daß Bismarck Österreich nicht einen Zoll breit Raum lasse, um darauf seinen Fuß zu setzen. Ich hielt mich am letzten Tage von Vivenot zurück.

Trotzdem wurde die Correspondenz mit ihm fortgesetzt. Lediglich die großen Verhältnisse sind es gewesen, die meinen politischen Briefen an ihn ein Ende gemacht haben. In anderer Weise aber dauerte sie bis zu seinem unerwarteten Tode fort. Dies betrifft den zweiten bei Weitem wichtigeren und anhaltenderen Impuls, den ich von Vivenot empfing. Er lag auf dem Gebiete des geschichtlichen Studiums. Um dies klar zu machen, muß ich etwas zurückgreifen.

Als ich im Herbst 1866 zu jener ritterschaftlichen Versammlung nach Hannover reiste, hatte ich dort Herrn von H. auch persönlich kennen gelernt. Mein Freund Arnswaldt, zu

dessen Familie derselbe in näherer Beziehung stand, hatte mich auf ihn aufmerksam gemacht und an einem der dem 7. November vorhergehenden Tage zu ihm gebracht. Ich wollte einmal hören, was seiner Meinung nach zu thun sei. In der Ungewißheit hinsichtlich der zu fassenden Entschließungen und der Unklarheit der ganzen Lage machte es mir Eindruck, hier einen Mann zu finden, der bestimmt wußte, was er wollte, und dies mit einer überlegenen Ruhe aussprach.

Am 7. November ist es dann Herr von H. gewesen, der mir durch eine Wendung in seiner Rede einen passenden Anlaß gegeben hatte, mich an der Debatte zu betheiligen. Die weitere Folge meiner Begegnung mit ihm war, daß wir in Correspondenz geriethen. Ich war dabei der Drängende. Einen kleinen Aufsatz, den ich Herrn von H. schickte, veröffentlichte dieser nicht, weil er ihn zu heftig fand.

Als ich im Sommer 1867 nach Hannover reiste, hatte ich ihn auf dem Schlosse H. im Braunschweigschen besucht, wo er sich bei Verwandten aufhielt. Ich wünschte etwas für die Sache, der ich ergeben war, zu schreiben. Es war dabei von mir auf eine größere Arbeit abgesehen, die vorläufig an die Stelle meiner socialgeschichtlichen Studien treten sollte und ich hoffte, daß Herr von H. mir dabei den Weg zeigen und sozusagen die mir zu stellende Aufgabe fixiren solle. Eine solche Fixirung durch einen von außen kommenden Anstoß war stets ein Bedürfniß meiner Natur, wenn ich produziren wollte. Ich nahm keinen Anstand, mich Herrn von H. in gewissem Sinne zur Disposition zu stellen.

Nun hatte dieser in dem Arnswaldtschen Hause mit August von Haxthausen verkehrt, der sich in den letzten Monaten seines Lebens mit einer geschichtlich-philosophischen Arbeit beschäftigt hatte, die den Tittel führen sollte: „Was ist Wahrheit? was ist Recht?“ Die Vorarbeiten und selbst auch das Manuscript waren schon ziemlich umfangreich, als Herr von Haxthausen am Sylvesterabend 1867 bei seinen Verwandten in Hannover starb. Diese hatten dann Herrn von H. die Vollendung der Arbeit an's Herz gelegt und ihm das sich auf dieselbe Beziehende übergeben;

Herr von H. war aber damals anderweitig beschäftigt und übergab mir, als ich ihn um die Bezeichnung einer schriftstellerischen Aufgabe bat, das Manuscript nebst den Anlagen mit der Aufforderung, das Angefangene zu vollenden. Daß Haxthausens Arbeit auf den Eindrücken des Jahres 1866 beruhte, braucht nicht gesagt zu werden. Ihr besonderer Werth lag aber darin, daß der alte westphälische Edelmann den Zusammensturz, den er als Kind in seiner Paderbornischen Heimath erlebt, in eine Parallele und eine historische Verbindung mit dem Jahr 1866 zu bringen gesucht hatte. Seine Anschauungen mutheten mich an und ich hatte schon deshalb ein Verständniß für dieselben, weil sie das alte Reich und die Anhänglichkeit an dieses zum Ausgangspunkt nahmen. Es erschien mir etwas ungerecht, wenn der Verfasser wegen der Niederlegung der Kaiserkrone bitteren Tadel gegen Kaiser Franz II. äußerte und ich meinte, daß das in diesem Augenblick auch ziemlich inopportun sei. Aber auch dies war doch nur ein Ausfluß seiner Anhänglichkeit für das Reich unserer Väter. Gewiß würde ich zu einem unveränderten Abdruck der Arbeit gerathen haben. Aber der Verfasser war trotz Allem nicht über den Anfang hinausgekommen. In historischer Beziehung schloß das, was er hinterlassen hatte, mit der Rheinbundszeit ab; in philosophisch-juristischer war er der Frage nach dem Wesen des Rechts kaum erst nahegetreten.

Lange blieb die Arbeit bei mir liegen. Als ich mich dann endlich im Sommer 1868 in Wichtringhausen ernstlich an dieselbe machte, hatte ich inzwischen zwei Schriften von Vivenot über die neunziger Jahre gelesen. Sein „Clerfait, Thugut und Wurmser“ packte mich und die Folge davon war, daß ich das aus den Schriften Vivenots gewonnene Material zur Erklärung der Katastrophe zu benutzen suchte, die am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts über unser Vaterland hereingebrochen ist. Hinsichtlich des Wesens des Rechts holte ich mir Rath bei den Werken von Puchta, die seit meiner Studentenzeit unbenutzt und bestaubt in meiner Bibliothek standen. Der Gedanke des Volksrechts war mir von meinen germanistischen Studien her sehr vertraut. Der Satz, daß die communis opinio

omnium de jure die Grundlage alles Rechts sei, leuchtete mir von diesem Standpunkte aus ein. Ich argumentirte, daß die Annexionen kein Recht sein könnten, weil nicht alle Deutsche den durch sie geschaffenen Zustand als einen rechtlichen anerkennten. Durch die stetige Wiederholung des Protestes wollte ich verhindern, daß eine neue communis opinio omnium de jure sich bilde. Der Gedankengang, zu dem ich gekommen, zeigt ohne Zweifel eine Einwirkung der Auffassungen des Herrn von H. und ich kann wahrlich auch sagen, daß ich mich denselben, soweit es mir innerlich möglich war, anzuschließen gesucht habe. Bei einem Vergleich mit meiner Broschüre über den hannöverischen Partikularismus springt die Anregung, welche ich empfangen hatte, sofort in die Augen. Doch war der Gedankengang auch hier ein mir eigenthümlicher. Der Charakter des Buchs blieb ein historischer und der Schwerpunkt lag in dem, was ich seit 1859 erlebt und innerlich durchgemacht hatte. Als ich, um mir Alles recht zu vergegenwärtigen, meine Correspondenz mit dem Freunde ** wieder hervorsuchte, fand ich eine Reihe von Stellen aus den Jahren 1859 und 60, die mir für die Veröffentlichung recht geeignet erschienen. Ich machte lange Auszüge und verleibte diese meiner Arbeit ein. Und erst seitdem hatte ich rechten Eifer. Erst jetzt hatte ich einen wahren Mittelpunkt gefunden für das, was ich sagen wollte. Die Briefauszüge bewiesen, daß der Freund und ich patriotisch gefühlt hatten. Fest steht es aber auch, daß mir nichts wohler that, als die Reproduktion meiner eigenen, im Momente der Erregung hingeworfenen Gedanken. Meine Feder flog jetzt über das Papier. Aber ich entfernte mich freilich immer mehr von dem, was man von mir erwartete.

Ein ziemlich umfangreiches Manuscript wurde so bis zum Winter 1868 auf 69 zu Stande gebracht und Herrn von H. zugesandt. Dieser verwarf das, was ich geliefert hatte und schickte mir mein Manuscript zurück. Natürlich wollte ich die Arbeit, in der ich mich endlich einmal zu etwas Größerem aufgerafft hatte, aber so nicht preis geben; und gerade das mir Widerfahrene machte mich noch zäher in dem Festhalten an

meinem schriftstellerischen Entwurf. Ich schied das, was von Herrn von Haxthausen herrührte, aus und arbeitete das Ganze zu einem neuen Buche um, das mehr als den doppelten Umfang meiner ersten Arbeit besaß.

Wenn ich in der Darstellung dieses schriftstellerischen Versuchs etwas zurückgreifen mußte, so bitte ich den Leser es zu entschuldigen, wenn ich nun mit derselben meinen sonstigen Erlebnissen sehr entschieden vorancile. Erst nach dem Kriege von 1870 und 71 wurde diese Umarbeitung vollendet. Ich fand eine eigene Befriedigung darin, daß ich mich während des Waffenlärms in entlegene Zeiten zurückversetzte.

Denn bald gewahrte ich, daß ich noch weiter als der Freiherr von Haxthausen zurückgreifen mußte und gelangte so zu der Reformationszeit. Meine Beschäftigung mit Rankes Schriften — auch seine Geschichte der Reformationszeit hatte ich inzwischen gelesen — kam mir jetzt zu Statten. Im Hintergrunde stand das alte Kaiserideal und es zeigte sich dabei, wie ich in der Auffassung unserer mittelalterlichen Geschichte ein Ghibelline geblieben war. Ich griff auf Dante zurück.

Für die Freiheitskriege bot Steins Leben von Pertz mancherlei Material und auch die meisten Ideen, denen ich dabei begegnete, schienen mir zu dem, was ich wollte, zu gehören.

In drei Theilen hatte ich die Angriffe auf das deutsche Recht in der Reformationszeit, in der Periode von 1792 bis 1812 und im Jahre 1866 behandelt. Leider konnte ich mir aber nicht verhehlen, daß die Arbeit jetzt viel zu umfangreich und daß die drei Theile nur sehr lose mit einander verbunden waren. Die Arbeit so, wie sie jetzt war, drucken zu lassen, wagte ich nicht. Ich schickte sie deshalb im Sommer 1871 zur Begutachtung an Vivenot, der sich damals wieder einmal in den Rheingegenden aufhielt. Er hatte nicht die Zeit, sich dort damit zu beschäftigen, da er damals ganz durch finanzielle Angelegenheiten seiner Frau, d. h. durch die Verhältnisse einer Bergwerkgesellschaft am Niederrhein in Anspruch genommen wurde. Aber er kam noch im Herbst desselben Jahres zu mir nach Wichtringhausen und hat dort mit der ihm eigenen Raschheit in wenigen

Tagen mein ganzes Manuscript durchgearbeitet. Seine Entscheidung lautete, daß ich drei verschiedene Bücher daraus machen solle. Natürlich mußte der auf das Jahr 1866 sich beziehende Theil zunächst erscheinen. Der Excurs über das Recht und die Kaiseridee sollte diesem aber als Einleitung vorausgeschickt werden. Die Briefe seien sehr wesentlich zu kürzen. Demgemäß habe ich dann ein drittes, resp. viertes Manuskript zu Stande gebracht, das endlich im Oktober 1872 bei Roßbach in Leipzig unter dem Titel „Von 1806 bis 1866. Zur Vorgeschichte des neuen deutschen Reichs" erschienen ist. Einen besonders breiten Raum nimmt darin die von mir mit durchlebte Entwicklung der schleswig-holsteinischen Frage ein. Daß ich dabei auch in einen Gegensatz gegen die hannöversche Politik gerieth, versteht sich von selbst. Eine rechtliche Untersuchung über das Augustenburgische Erbrecht konnte ich natürlich nicht geben. Nach Samwer*) hat ein hervorragender Gelehrter aber geäußert: „Wenn nicht die berufenen Vertreter der Legitimität ihre zersetzende Politik dazwischen geworfen hätten, würde Schleswig-Holstein ein kaum übertroffenes Beispiel der Verschmelzung des Legitimitätsprinzips mit dem Rechtsbewußtsein eines Volkes dargeboten haben." Es trifft dies so ziemlich mit meiner Ueberzeugung zusammen. Es kam mir weit weniger auf das Recht an sich als auf den sittlichen geschichtlichen Faktor an, den das Recht in unserem Volksleben bildet. Daß der Glaube an das Recht durch die Bismarcksche Politik in weiten Gebieten zerstört wurde, erschien mir als das eigentliche damnum irreparabile. Die Gründe, mit denen man die Annexion Schleswig-Holsteins z. B. im preußischen Abgeordnetenhause gerechtfertigt hat, kamen doch eigentlich nur darauf hinaus, daß Staaten von der Größe Schleswig-Holsteins nicht lebensfähig seien und daß einmal ein Anfang mit ihrem Verschwinden gemacht werden müsse.

Ich hatte die große Freude, daß sowohl Vivenot als Klinggräff befriedigt waren. Ein Brief, den mir Letzterer über das Buch schrieb, fand durch Vivenot eine Veröffentlichung in einer

*) A. a. O. S. 635.

österreichischen Zeitung. Auch die hessischen Blätter, die nicht lange vorher gegründet waren, äußerten sich in sympathischer Weise. Hermann von Gauvain schrieb mir einen Brief, der mir viel Freude machte und ich weiß, daß er mein Buch noch zehn Jahre später in den Kreisen der preußischen Konservativen empfohlen hat. Ein durch August Reichensperger vermittelter Artikel in der Kölnischen Volkszeitung polemisirte ein wenig gegen meine ghibellinische Auffassung des Mittelalters, meinte aber dann, daß ich da, wo ich den Verhältnissen näher stehe und aus eigener Erfahrung spreche, richtiger argumentire. Die Briefauszüge fanden eine ehrende Erwähnung.

Es sind mir im späteren Leben vielfache Beweise zu Theil geworden, daß mein Buch außerhalb Hannovers eine weitere Verbreitung und mehr Eingang gefunden hat, als ich seiner Zeit annahm. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ich das, was ich erreichte, gerade den subjektiven Zuthaten, der Schilderung des Selbsterlebten und innerlich Durchgekämpften zu verdanken hatte; und auch diese Erfahrung hat mich bei Herausgabe der vorliegenden Arbeit geleitet.

Aber in Hannover selbst, um das es mir doch eigentlich zu thun war, errang ich doch nur einen succés d'estime. Vor Allem stieß man sich an mein communis opinio omnium de jure: man verzieh es mir nicht, daß ich diese und nicht das Gewissen oder, wie dies jetzt gebräuchlich geworden war, die zehn Gebote zum Ausgangspunkt für meine Arbeit genommen hatte. Meine Verherrlichung der Kaiseridee mißfiel nicht weniger und es ist mir noch nach Jahren von einem mir nahe stehenden Mann in fast heftiger Weise ein Vorwurf daraus gemacht worden. Andere meinten wieder, mein Buch komme zu spät. Ich mußte zufrieden sein, daß sich die Altliberalen der hannöverschen Partei mit einiger Anerkennung äußerten und daß auch in Hannover die allernächsten Bekannten und Freunde zufrieden waren.

Einen Tadel gegen mich auszusprechen, wagten die hannöverschen Organe zunächst nicht und es ist erst später die negative Kritik eines Nichthannoveraners in der Deutschen Volkszeitung

laut geworden, die es mir z. B. zum Vorwurf machte, daß ich Preußen durch meinen deutschen Patriotismus übertrumpfen wolle.

Außerhalb Hannovers hat sich niemand mehr als Vivenot um die Verbreitung des Buchs bemüht. Er habe es an alle möglichen einflußreichen Persönlichkeiten gegeben, schrieb er mir. Wäre Vivenot noch am Leben geblieben, so würde er auch fernerhin von großem Einfluß auf meine schriftstellerische Thätigkeit gewesen sein. Aber ich habe ihn nach jenen Wichtringhäuser Herbsttagen nicht wieder gesehen. Er hatte sich überarbeitet. Ein Schlagfluß machte seinem Leben ganz unerwartet ein Ende. Seine zahlreichen Schriften über den Revolutionskrieg betrachtete ich als eine Art von Vermächtniß und ich habe mich in den folgenden Jahren ihrem gründlichen Studium gewidmet. Besonders werthvoll war mir daneben ein Verzeichniß von Büchern über die österreichische Geschichte und über die neunziger Jahre, das Vivenot mir gegeben. Namentlich die Hüfferschen Werke machten großen Eindruck auf mich; und ich habe durch Vivenot auch die persönliche Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Mannes gemacht.

Meine Thätigkeit bewegte sich in jenen ersten Jahren nach der Annexion aber auch noch auf einem anderen Gebiete: und dies war von Vivenot völlig unabhängig. Der Bau in Wichtringhausen war jetzt fertig geworden und ich siedelte Ende Juni 1868 mit meiner Familie dorthin über, nachdem ich im Mai mit Klinggräff eine Fußwanderung durch Elsaß und Lothringen gemacht, die noch die erste Juniwoche in Anspruch genommen hatte. Am Vorabend des 27. Juni, der als Gedenktag der Schlacht von Langensalza in Hannover stets in Ehren gehalten wurde, langte ich in Wichtringhausen an. Auf einem hohen Baum vor der Einfahrt des Guts hatten meine Leute die gelbweiße Fahne an gebracht. Mein dreijähriges Söhnchen fabelte den ganzen Tag von der „Langensalzaschlacht", von der die Leute ihm Wunderdinge erzählt hatten.

Meine Gutsnachbarn nahmen mich sehr freundlich auf und ich gab mich ihnen herzlich und ohne Reserve hin. Es waren treffliche Männer und fast alle von dem gleichen Gedanken der Opposition erfüllt. — Einige Zeit nach meiner Ankunft tagte in Hannover die lutherische Konferenz und es konnte nicht fehlen, daß sich bei dieser Gelegenheit auch politische Bestrebungen regten. Das Versammlungslokal war überfüllt und fast alle in demselben erschienenen Hannoveraner waren auch in politischer Beziehung hannöversch gesinnt. Der bekannte Harleß aus München, der sich seiner Zeit an den großdeutschen Bestrebungen und an jener großdeutschen Versammlung in Frankfurt betheiligt hatte und dessen Rede ich jetzt mit anhörte, warnte, die religiösen Angelegenheiten mit der Politik zu verquicken. Er und seine Gesinnungsgenossen hätten, als es noch Zeit gewesen, ihre Stimme erhoben; jetzt sei es zu spät.

Natürlich hatten bei dieser Gelegenheit aber doch auch politische Besprechungen stattgefunden. Es wurde eine Versammlung in Hamburg geplant. Namentlich die Sachsen sind mir als solche genannt, die darauf eingingen. Im Hintergrunde stand doch wohl auch hier Herr von H., der damals in Sachsen lebte und in Hannover zu erscheinen verhindert war. Der Gedanke war ohne Zweifel ein richtiger. Denn nichts hat der hannöverschen Sache allzeit mehr im Wege gestanden als die Isolirung der Hannoveraner. Es fragte sich nur, ob es möglich sein werde, etwas Lebenskräftiges zu Stande zu bringen.

Um mich für diese Hamburger Versammlung zu gewinnen, erschien unerwarteter Weise mein Nachbar v. d. B., den ich ganz besonders schätzte, in Begleitung eines anderen Herrn bei mir. Wie man sich denken kann, sagte ich freudig zu. Hier war einmal Gelegenheit gegeben, mich über die Haltung unserer Partei auszusprechen.

Das offene Bekenntniß, daß die Annexion für uns kein Recht zu bilden vermöge und daß wir die Wiederherstellung des Rechts erstrebten, wagte man, auch als das Diktaturjahr vorüber war, kaum oder aber doch meist nur so, daß die Sache dadurch ihre

Bedeutung verlor. Was an die Stelle gesetzt wurde, waren Theorien, die wegen ihrer Allgemeinheit ohne eigentliche Bedeutung für die hannöversche Frage blieben. Wer zu viel behauptet und zu viel beweist, beweist und behauptet eben nichts. Meines Erachtens gilt dies auch von der Berufung auf die zehn Gebote. Gewiß sollen wir uns diese in der Politik vor Augen halten. Aber wäre es etwa möglich, auf ein anderes Gebot als das siebente eine Partei zu gründen? So lange tagtäglich gegen die anderen neun Gebote gesündigt wird, werden uns die Gegner den Vorwurf des Pharisäismus schwerlich schenken, wenn wir uns lediglich auf den Dekalog berufen. Es ist ferner von jeher so viel Unrecht im Völkerleben geschehen und das europäische Recht ist ins besondere seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in einem solchen Maße angefressen, daß es eben gar nichts sagt, wenn man in abstrakter Weise Befolgung der zehn Gebote predigt. Ist es denn nicht möglich, daß ganz Europa wie zur Cäsarenzeit im Sinken begriffen ist und daß ein solcher Umschwung niemals eintritt? Eine solche Verschiebung der Restauration Hannovers ad calendas graecas konnte mir jedenfalls nicht genügen. Ich legte um so mehr Werth auf das offene Bekenntniß zur Restauration, als der Kampf für das innere Landesrecht aufgegeben war. Nicht minder kam der geschichtlich deutsche und der patriotisch deutsche Standpunkt bei der Beweisführung aus dem Dekalog zu kurz. Und dieser mußte doch um so stärker betont werden, wenn wir thatsächlich protestiren wollten. Schon aus taktischen Gründen bedingte das Eine das Andere. Soll ich spezialisiren, wodurch ich mich von der hannöverschen Partei unterschied, so möchte ich folgende Punkte hervorheben.

Ich wünschte dem Negativismus ein Ende gemacht zu sehen, der an dem Gegner nichts Gutes gelten ließ und häufig mit seinem Tadel weit über das Ziel hinausschoß. Ebenso wünschte ich eine mildere und — weniger stolze Tonart in der Polemik gegen unsere Gegner. Nicht jeder Nationalliberale sollte als „miserabel“ hingestellt werden. Und zwar erschien mir das nicht blos als ein Gebot der Nächstenliebe. Ich betrachtete

eine solche Verurtheilung in Bausch und Bogen als eine Fiction, die zu den gefährlichsten Konsequenzen führen müsse. Hand in Hand damit ging der Wunsch, daß wir unsere Spitze mehr gegen die preußische Regierung als gegen diejenigen hannöverschen Landsleute richten sollten, die nun einmal dem preußischen Lager angehörten. Rekriminationen sind selten am Platze, mußten aber für eine Partei, die sich erst Duldung erwerben sollte, ganz besonders vom Uebel sein. Den deutschen Patriotismus wünschte ich stärker zu betonen und Österreich deutlich als dasjenige Land zu bezeichnen, auf das wir uns allein stützen könnten. Das Festhalten an dem deutschen Gedanken, der das treibende Motiv in meinem Leben gewesen, erschien mir geradezu als ein Gebot der Ehre. Mit bloßen Redensarten war natürlich auch hier nichts gethan. Wir mußten durch jedes Wort und durch jede Handlung beweisen, daß wir echte deutsche Patrioten seien. Schon wenn unser deutscher Patriotismus angezweifelt werden konnte, mußten wir m. E. auf einem falschen Wege sein. Ich wünschte aber auch dem Verlangen der Restauration von dem deutschen Gedanken aus eine tiefere Begründung zu geben als das, was man über den Föderalismus zu hören bekam, gewöhnlich darbot. Ich wünschte an die Stelle von all den Theorien, welche die Spalten unserer Blätter ausfüllten, das klare und unumwundene Bekenntniß zu setzen, daß wir die Annexionen nicht anerkennten und deshalb nach der Wiederherstellung Hannovers streben müßten. Auch ließ ich den Einwand nicht gelten, daß wir unter den bestehenden Verhältnissen so viel nicht wagen dürften. Denn wenn einmal eins unserer Organe mit der Herzensmeinung herausplatzte, so geschah dies meist in so wenig präciser und glücklicher Weise, daß ein Preßproceß fast unvermeidlich war. Die großdeutsche Lösung der deutschen Frage hielt ich noch fest und wünschte dies um so bestimmter ausgesprochen zu sehen, als es merkwürdiger Weise damals im Gegensatz zu der Zeit nach 1870 Leute unter uns gab, welche das großdeutsche Programm fallen zu lassen und sich lediglich auf die Wiederherstellung Hannovers zu beschränken wünschten. Daß wir bloß für unsere Parteigenossen schreiben und sprechen sollten, hielt ich für

verkehrt. Aus der Fremde gekommen, glaubte ich besser beurtheilen zu können, wie wir sprechen mußten, um doch einen gewissen Eindruck außerhalb unserer Partei zu machen. Gerade weil ich jetzt erst in die hannöverschen Parteiverhältnisse eintrat, konnte es mir auch nicht entgehen, daß wir auf dem Wege unserer bisherigen Polemik uns nicht auf die Höhe unserer Aufgabe zu erheben vermöchten. Die Veredelung, nach der ich strebte, lag auf diesem Wege nicht. Denn schließlich soll doch auch die Politik Gott dienen; und es sollte deshalb das treibende Prinzip im politischen Leben doch nicht der Haß sondern — die Liebe sein.

Im September fand die Versammlung in Hamburg statt. Die Hannoveraner waren ziemlich zahlreich am Platze, aus anderen Ländern aber nur ganz Vereinzelte erschienen. Ich hatte bestimmt darauf gerechnet, daß mein Schwager Klinggräff kommen würde und bin überzeugt, daß seine Persönlichkeit in jenem Moment, wo die ganze Parteibildung auf unserer Seite noch im Werden war, einen Eindruck hätte machen können, wenn er hier in einer Versammlung aufgetreten wäre. Leider schrieb er mir aber einer Unpäßlichkeit wegen ab. Der Brief, den ich in Hamburg erhielt, drang in beredter Sprache darauf, daß die Hannoveraner vor Allem deutlich zeigen möchten, daß sie nicht auf Frankreich rechneten. Nichts schade uns mehr, als daß die Welt nicht klar und deutlich wisse, wie wir zu dem Gedanken einer Anlehnung an Frankreich ständen.

Gleich am Abend nach unserer Ankunft fand eine kleine Vorbesprechung statt. In dem Eifer, der mich beseelte, sprach ich ziemlich viel, wagte aber doch nicht ganz mit dem, was ich eigentlich wollte, herauszukommen. Ein alter Bekannter sagte mir einige Complimente über meine Befähigung zum Sprechen, meinte dann aber, was die Sache betreffe, so hätte ich „gekohlt."

In der großen Versammlung am anderen Morgen gelang es mir besser. Ich habe immer vor einer größeren Versammlung besser sprechen können und in der größeren Versammlung die Sicherheit wiedergefunden, die ich in einem kleinen Kreise nur zu leicht verliere. Es zeigte sich bald, daß eigentlich wieder

niemand wußte, was wir machen und beschließen sollten. Daß Herr von H. und die Sachsen nicht erschienen waren, trug ohne Zweifel viel zu dieser unbefriedigenden Lage bei. Die ungewisse, nächste Zukunft wirkte lähmend auf jeden Versuch, die Versammlung mit fortzureißen.

Herr von Wangenheim, der zu den edelsten Persönlichkeiten der hannöverischen Ritterschaften gehörte, präsidirte. Er war ein Freund des Grafen Bennigsen und stand seit 1848 auch in Beziehungen zu Stüve. Im Jahre 1867 hatte er mich von Wiesbaden aus, wo er sich aufhielt, in Eltville besucht. Wir hatten uns damals gut verständigt. Seine Richtung hatte viel von der des Ministers von Schele, mit dem er ebenfalls eng befreundet war. Der geschichtlich und aristokratisch gefärbte Altliberalismus trat auch bei ihm in höchst eigenthümlicher Weise hervor; und es war dies um so bemerkenswerther, als er kein Osnabrücker, sondern ein geborener Thüringer war und die mitteldeutsche Art niemals ganz verleugnen konnte. Die Geschichte seiner Familie hatte ihn zeitlebens beschäftigt und zu Studien der mannigfachsten Art geführt. Nach einer ehrenvollen Beamtencarriere lebte er jetzt recht wie ein Patriarch auf seinem Gute bei Göttingen. Sein Haus war ein Mittelpunkt für einen großen Kreis.

Herr von Wangenheim war es nun, der mich bald nach Eröffnung der Versammlung zum Reden veranlaßte. Offen gestanden, war ich ein wenig zweifelhaft, ob ich mich über seine öffentliche Aufforderung freuen sollte. Aber ich hatte doch thatsächlich gleich zu Anfang das Wort erhalten und war dadurch beinahe zu der Stelle eines Referenten gekommen. Ich ging mit allem Feuer an die Darlegung meiner Auffassungen. Mein Thema bildeten zunächst die verschiedenen möglichen Arten unseres Protestes und ich erinnere mich, daß ich auch die gesellschaftliche Absonderung von den Preußen dazu rechnete. Zu diesem Protest sollte dann die Verbindung mit Gleichgesinnten im übrigen Deutschland kommen. Das Hauptgewicht legte ich auf die Süddeutschen.

Bald aber mußte ich wahrnehmen, daß ich dies Mal mit meinen Ausführungen sehr allein stand. Der in allgemeiner

Geltung stehende Satz, daß das Recht doch Recht bleiben müsse, kann die Bedeutung haben, daß sich niemals ein neues Recht durch Verjährung bilden könne; und das führt zum Stillesitzen. Daneben lasteten die altliberalen Auffassungen vom Staat noch auf vielen der älteren Herren; und auch diese führen in ihrer Konsequenz zum politischen Quietismus. Sollte aber der junge Mann, der doch jedenfalls in Hannover noch nicht warm geworden war, berufen sein, völlig neue Wege zu weisen und neue Theorien aufzustellen? In niemand fand ich einen stärkeren Opponenten als in dem Oberappellationsrath von Lenthe. Auch er gehörte zu meinen Nachbarn und ich werde es ihm nicht vergessen, wie er mir stets bewies, daß er mir Achtung und Sympathie in seinem Innern entgegenbrachte. Aber äußerlich haben wir mehr als einmal in einem Gegensatz zu einander gestanden. Er war weit pessimistischer als ich und hatte weit mehr als ich die speciellen Interessen der Ritterschaft und der Landwirthschaft im Auge. Schon daß ich an den Beschlüssen vom 7. November 1866 absolut festhielt, und die protestlose Wahl der Ritterschaften zum Provinziallandtag mißbilligte, brachte mich in einen Gegensatz zu ihm. Es ging ihm viel zu weit, daß ich die Nichtanerkennung der Annexion zum Ausgangspunkt unserer Haltung machen wollte und er erwartete von dem Projekt einer ganz Deutschland umfassenden antiannexionistischen Partei wenig. Wiederholt ergriff er an jenem Tage gegen mich das Wort und wiederholt replicirte ich. Hinsichtlich des Versuchs einer Verbindung mit Gesinnungsgenossen außerhalb Hannovers blieb ich zuletzt doch für dies Mal Sieger. Immer und immer wieder kam ich mit der Frage, ob wir denn resultatlos auseinandergehen sollten. Da Herr von Lenthe etwas scharf gegen mich wurde, flüsterte mir ein guter Bekannter, als ich zur Replik aufstand, zu: „Ruhig Blut“; und ich gewann es in der That über mich, ruhig zu bleiben. Die Tonart, die ich anschlug, gab mir jetzt vollends Oberwasser. Anfangs wollte man mir den Versuch, weitere Anknüpfungen außerhalb Hannovers zu machen, sogar allein überlassen, da man mich namentlich für Süddeutschland geeignet hielt. Eine Geldsammlung wurde zu

diesem Zweck veranstaltet und mir das Geld übergeben. Dann aber wurde doch ein Comite gewählt. Graf B. sollte in demselben Hannover vertreten, ein in Göttingen lebender Hesse das Hessenland, ein Osnabrücker die Provinz Westphalen und ich — Nassau. Ich war mit meinem Debüt zufrieden. Nur ganz leise sagte mir eine Stimme, daß mir das Schwere erst noch bevorstehe.

Gleich bei den ersten Schritten ergaben sich Competenzconflikte. Etwas Schriftliches, das uns Vieren zur Richtschnur hätte dienen können, existirte nicht. Ich hatte in Hamburg die Last des Tages getragen; die Sache war Anfangs als ein von mir zu machender Versuch aufgefaßt worden. Dann war sie aber doch jener Kommission übertragen worden, in der ich nur die Stellung eines Vertreters für Nassau einnahm. Ich glaubte das in Hamburg Begonnene fortführen zu müssen und die eigentliche Verantwortung zu tragen. War ich aber freilich nur der Vertreter für Nassau, so mußte ich zu einer sehr bescheidenen Stelle verurtheilt sein. Nur zu bald sollte ich die Erfahrung machen, daß es gar viel leichter ist, in einer politischen Versammlung zu siegen, als sich in den darauf folgenden Negationen als Diplomat zu bewähren; und ich hatte von vornherein auch das Gefühl gehabt, daß mir dafür noch so gut wie Alles fehle. Gar bald trat die Besorgniß zu Tage, daß ich die Hannoveraner zu Dingen, die sich gar nicht übersehen ließen, führe. Ich werde gewiß manchmal nicht das Richtige getroffen haben. Aber ich hatte auch hierbei redlichen Willen und gab mir die äußerste Mühe, für die weitere Versammlung, die im Dezember zu Aschaffenburg stattfinden sollte, Theilnehmer zu werben. Ich schrieb an die verschiedenartigsten Menschen; wie z. B. an Wydenbrugk, der mir in der großdeutschen Versammlung zu Frankfurt besonders gefallen hatte, Graf Berlichingen in Mannheim, Robert Mohl, Herrn von Stotzingen und den Reichsrath von Thüngen. Auch an Stüve habe ich damals geschrieben. Ich bekam manche freundliche Antwort, sachlich aber doch von allen Seiten nur Körbe. Stüve schrieb wie ein gebrochener Mann und meinte, daß nunmehr nur der preußische Militaris-

uns als einzige Möglichkeit übrig bleibe. Wydenbrugk drückte uns seine Sympathie aus; aber kommen wollte auch er nicht.

Im November reiste ich zu Graf Berlichingen nach Mannheim und zum Reichsrath von Thüngen nach Thüngen, um es bei diesen persönlich zu versuchen. Für Ersteren war ich schon wegen der Herausgabe der Lebensbeschreibung seines Vorfahren eingenommen. Ich fand ihn aber völlig ablehnend. Er müsse mir auseinander setzen, sagte er, wie die Sachen in Baden stünden. Die Katholiken hätten ihren großdeutschen Charakter jetzt abgestreift und seien jetzt lediglich Klerikale; die anderen Badenser aber besäßen keine Widerstandskraft.

Etwas günstiger ließ sich die Sache bei Herrn von Thüngen an. Ich verlebte einen angenehmen Tag auf seiner alten Burg und im Kreise seiner äußerst liebenswürdigen Familie. Das mir fast noch unbekannte Frankenland gefiel mir gar wohl und ich mußte stets an Götz von Berlichingens Fahrten denken. Herr von Thüngen war eine höchst achtungswerthe Persönlichkeit und auch ein alter Großdeutscher, hatte Beziehungen zu Windthorst und soll für den Fall, daß in Bayern ein Umschlag eintrat, zum Ministerpräsidenten ausersehen gewesen sein, um als Protestant einem großdeutschen Ministerium den ausschließlich katholischen Charakter zu nehmen. Er hörte mich mit Wohlwollen an. Aber ich überzeugte mich bald, daß eine Aktion von ihm nicht zu erwarten sei und ich glaube auch nicht, daß er der Mann gewesen wäre, der als Haupt eines antipreußischen Ministeriums in Bayern hätte fungiren können. Auch aus Thüngen reiste ich unverrichteter Sache ab und es gelang mir nur, einen Rheingauer Gutsnachbaren, der der Schwager des Herrn von Thüngen war, im Süden für unser Unternehmen zu gewinnen. Erst jetzt begann ich zu ahnen, wie verlassen wir Hannoveraner waren und wie es mit dem Großdeutschthum stand. Wie nur war es möglich, daß die Ideen, die um 1850 eine so große Zukunft versprochen und aus denen ich so lange Jahre Begeisterung geschöpft, so schwache Wurzeln in den Kreisen der Gebildeten Deutschlands hatten! — — — — — — —

Sofort nachdem ich in Hamburg in jenes Comite gewählt

worden war, hatte ich ein Programm für die Aschaffenburger Versammlung aufzustellen versucht, und mich zu diesem Zweck mit Klinggräff in Verbindung gesetzt. Von der sittlichen Regeneration unseres Volkes wollten wir ausgehen. Es wurde ein Deutschland ohne Österreich verworfen. Der dritte Punkt sprach es aus, daß durch die Annexionen in Deutschland kein Recht geschaffen sei. Denn Deutschland sei noch immer ein einheitliches Reichs- und Rechtsgebiet, in dem die bloße Gewalt kein Recht schaffen könne. Der vierte Punkt betonte die friedlichen Mittel und verwarf jedes Liebäugeln mit dem Ausland.

Bei meinen Kollegen und bei den meisten Hannoveranern, denen ich von meinem Programm Mittheilung machte, fand ich aber die entschiedenste Opposition. Man war ein Feind aller solcher Resolutionen und wollte sich nicht die Hände binden. Dazu kamen die natürlichen Bedenken, die in der Person des eben aus der Fremde ins Land Gekommenen lagen. Doch erschien Klinggräff der Widerstand, dem wir begegneten, durch dies Alles noch nicht genügend begründet.

„Ich verstehe die Opposition gegen unser Programm immer weniger" schrieb er mir Ende November. „Haben wir's so undeutlich ausgedrückt, daß man meinen kann, uns sei Wiederherstellung von Moral und Rechtsgefühl im Volk und von einem wirklichen politischen Rechtsboden in der Politik nur Mittel zum Zwecke? Zu lernen wäre, daß wir diese Punkte klarer zu formuliren und mehr noch, als wir gethan, an die Spitze zu stellen hätten; daß wir zweitens aber durchaus aussprechen müssen, daß wir nur die gesetzlichen, d. h. also friedlichen Mittel der Vereinsbildung, Agitation, Presse ꝛc. gebrauchen und speziell von Frankreich, allen Spekulationen auf dasselbe und allen Machinationen mit demselben, nichts wissen wollen. Ich wiederhole immer und immer wieder: es ist dies unbedingt nöthig, um nur überhaupt ein Programm, nach dem sich handeln, agitiren läßt, aufstellen zu können. Ohne ausdrückliche, und zwar starke und sehr an die Spitze gestellte Betonung dieser beiden Dinge bekommen wir weder Kapazitäten — namentlich nicht die in den Richtungen der alten Großdeutschen Gehenden

— noch aber Massen. Letztere liefert uns viel weniger der deutsche Politiker als — der deutsche Rechtsphilosoph, und dieser bildet trotz Allem ein herrliches, gar nicht hoch und warm genug zu haltendes Element. Das Speculiren und Machiniren auf und mit Frankreich und das Gebrauchen anderer als der heutzutage gesetzlich erlaubten Mittel, der Agitation ꝛc. ist aber gegen seine Rechtsüberzeugung.“*)

Anfangs Dezember fand wirklich unsere Aschaffenburger Versammlung statt. Diesmal schloß sich mir Klinggräff an. In Göttingen blieben wir einige Stunden, um uns mit Ewald zu besprechen. Dieser interessirte sich für unser Unternehmen. Leider war er durch zufällige Umstände am Erscheinen verhindert. Aber es war von Wichtigkeit, daß Gervinus durch Ewald vermocht wurde, an der Aschaffenburger Versammlung Theil zu nehmen. Ich sah Ewald damals zum ersten Mal. Er machte den Eindruck eines kreuzbraven Mannes und es leitete ihn ohne Zweifel dasselbe Rechtsgefühl wie im Jahre 1837, wo er bekanntlich einer der sieben Göttinger Professoren war. Diejenigen, welche seine wissenschaftlichen Werke kennen, bezeichnen ihn als eine geniale Persönlichkeit. Es war aber natürlich unmöglich, daß sich ein Professor in seinen alten Tagen noch alle Eigenschaften aneignen konnte, die von einem Politiker erfordert werden. Ich habe Ewald niemals in seinen politischen Auseinandersetzungen klar gefunden und man kann sagen, daß er ein politisches Kind war. Aber gerade die Kindlichkeit, die er besaß, gewann mich auch wiederum für ihn. Sein Name hatte in der Gegend von Göttingen einen außerordentlichen Klang, und daß der alte Mann bei Allem, was er sagte, den Eindruck aufrichtiger Ueberzeugung machte, war von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Ich bin, als es sich etwas später um Ewalds Aufstellung für den Reichstag handelte, ein entschiedener Befürworter dieses Gedankens gewesen. Einen eigentlichen Rath wußte er uns in jenen Novembertagen jedoch nicht zu ertheilen.

*) Siehe: „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes“ II. Theil. Seite 355 und 356.

Durch Ewald lernten wir auch Professor Hartmann kennen. Auch er war ein Liberaler. In früheren Jahren hatte er Bennigsen und Miquel nahe gestanden. Auf's Entschiedenste verurtheilte er aber das Jahr 1866 und war damals ein eifriges Mitglied der deutsch-hannoverschen Partei. Es lag etwas Bedeutendes in seinem Wesen. Klinggräff schrieb mir später, Hartmanns Auge habe etwas Geheimnißvolles für ihn gehabt und er möchte wohl wissen, was in und hinter diesem Auge liege. Unseren Plänen gegenüber verhielt er sich rein negativ, kritisirte mein Programm und kam in seinen Rathschlägen über eine lediglich defensive Taktik für die deutsch-hannoversche Partei nicht hinaus. Er hatte schwerlich einen Sinn für ein gemeinsames Vorgehen der Gegner der Annexion in ganz Deutschland. Große Hoffnungen schien er mir aber auch für seinen Weg nicht zu haben. Alles, was er sagte, kam auf die schrittweise Vertheidigung des Terrains bei einem unausbleiblichen Zurückweichen hinaus. Er war hierin der echte Niedersachse; wie denn der Lüneburger in seiner ganzen Persönlichkeit sehr hervortrat.

Mehr Verständniß fanden wir bei dem Minister Bacmeister. Dieser war Ministerpräsident in dem letzten hannöverschen Ministerium gewesen. Von jeher hatte er sich zur konservativen Partei gehalten. Die öffentliche Meinung in Hannover urtheilte im Allgemeinen nicht günstig über Bacmeister und mein alter Onkel, der in Göttingen sein College in der Justizkanzlei gewesen war, hatte vom Jahr 1837 her einen großen Zorn auf ihn. Ich fand ihn aber weit besser als seinen Ruf. Er war ein gutmüthiger Mann, der jeden in seiner Art gelten ließ und auch mir mit großem Wohlwollen entgegenkam. Meine großdeutschen Auffassungen waren ihm fremd. Er nannte sich gern einen Kurhannoveraner und lebte in den Traditionen des alten hannöverschen Beamtenthums. Charakteristisch war es mir, daß er in dem Niedersachsenthume eine Konkurrenz für sein Hannoveranerthum erblickte. Dabei hatte er aber doch einen weiten Horizont und wußte unser Unternehmen zu würdigen. Er glaube noch nicht, sagte er mir, daß wir etwas erreichten. Aber wir möchten unsern Versuch doch immerhin machen.

Ueber die in Hannover in Betracht kommenden Persönlichkeiten sprach Bacmeister mit großer Einsicht und zeigte sich überhaupt in jeder Hinsicht als gewandten Weltmann. Von Interesse waren mir seine Aeußerungen über Windthorst. Er rechnete nicht gerade auf ihn, erkannte aber seine weittragende Macht an und meinte, es sei ganz gut, wenn wir seine Unterstützung gewinnen könnten. Es lasse sich sehr leicht mit Windthorst verkehren und ich würde auch ganz gut mit ihm auskommen können, wenn ich früher oder später in den Reichstag gelangte.

In Aschaffenburg erschienen mit Einschluß von Klinggräff und mir etwa ein Dutzend Herren: dies war das ganze Resultat meiner monatelangen Bemühungen. Das hochkonservative Element prävalirte; wie denn außer Klinggräff noch drei Mecklenburger erschienen waren. Von Süddeutschen zählten wir einschließlich meines rheinischen Gutsnachbarn nur vier. Allerdings befand sich unter diesen Gervinus und ich betrachtete dies als eine höchst wichtige Aquisition. Aber Gervinus war ein fremdes Element für die Mehrheit der Erschienenen. Eigentlich hielten nur Klinggräff und ich zu ihm und gerade unter den Süddeutschen befand sich ein Herr, in dem Gervinus die entschiedenste Opposition erwuchs. Es zeigte sich bald, daß dieser Opponent ein sehr eifriger Katholik war und ich hatte nach den ersten Worten den Eindruck, daß er für das Werk, das wir zu unternehmen beabsichtigten, gefährlich werden müsse.

Die Versammlung wurde durch eine Darlegung von mir über den bisherigen Verlauf der Verhandlungen eingeleitet. Bald zeigte es sich, daß mir dieselben Bedenken hier in Aschaffenburg entgegentraten, die sich bis dahin schriftlich geltend gemacht hatten. Die Einen hielten das ganze Unternehmen für verfehlt, und es mag auch wohl sein, daß sie ein Bekenntniß zur Restauration verwarfen. Die Anderen verwarfen das Festhalten an dem großdeutschen Programm. Die Dritten nahmen Anstoß an unserer scharfen Betonung der friedlichen Mittel. Einer vierten Gruppe — und diese bildete, wie ich angedeutet habe, die Mehrheit — fehlte die Betonung des konservativen Charakters und des christlichen Prinzips. Nur Gervinus hätte aus der Sache etwas zu machen

vermocht. Ich kann nicht sagen, daß dieser mir gerade persönlich sympathisch war. Uns Allen fühlte er sich natürlich sehr überlegen. Außer dem Lehrhaften hatte er auch etwas Verbissenes. Aeußerungen von ihm, die mir ein Jahr früher zu Ohren gekommen sind, gingen mir in der Tagesfrage zu weit. Aber er war ein ernster und ernstlich wollender Mann, der die Rückgängigmachung der Annexionen — er gebrauchte dafür den Ausdruck Abnexion — auf das Entschiedenste erstrebte und dem dies mehr als eine bloße Velleität war. Bedeutende Lebenserfahrungen und Verbindungen standen ihm zur Seite und schon sein Name würde unserer Sache außerordentlich zu Statten gekommen sein.

Klinggräff hat mir das Zeugniß gegeben, daß ich Alles gethan habe, um eine Verständigung zwischen Gervinus und der Mehrheit zu Stande zu bringen. Er selbst secundirte. Irre ich nicht ganz, so ist von unserer Seite zuerst der Ausdruck „Rechtspartei“ gebraucht worden. Aber die ganze Verhandlung gestaltete sich immer mehr zu einem Redeturnier zwischen Gervinus und jenem süddeutschen Opponenten. Letzterer zeigte sich redegewandt und es läßt sich denken, daß er bei der Mehrheit Beifall fand, wenn er den christlichen Gedanken an die Spitze des Programms gestellt wissen wollte. „Ich bin Katholik“, pflegte er mit großer Bestimmtheit auszurufen. Gerade diese Voranstellung des christlichen Gedankens wollte aber Gervinus nicht; und Klinggräff und ich waren der Ansicht, daß wir um so mehr für das Christenthum thun könnten, je weniger wir in einem politischen Programm davon sprächen.

Die Kontroverse erhitzte sich immer mehr. „Gervinus oder ich!“ rief der Opponent während einer Pause im Privatgespräch aus. „Dies ist schlimmer, als ich gedacht hatte,“ sagte Gervinus. Aeußerlich betrachtet, ist die Aschaffenburger Versammlung an dem Redeturnier der beiden Herren gescheitert. Von unseren vier Punkten wollte man aber vor Allem deshalb nichts wissen, weil man sich nach keiner Seite hin binden wollte. War es möglich, auf diesem Wege etwas zu erreichen? So bezeichnete schließlich doch eine Niederlage den Beginn meiner politischen

Thätigkeit im eigentlichen Sinn. Wir trennten uns am späten Abend resultatlos. Klinggräff war auf's Tiefste betrübt. Das Ganze hatte auf uns so sehr den Eindruck, den absterbende Richtungen zu machen pflegen, gemacht, daß wir uns lange Zeit nicht davon erholen konnten. Es war ein eigenthümliches Geschick, daß gerade wir, die wir so sehr zu dem Anschluß an die Katholiken neigten, zunächst doch von einem Katholiken in unseren Plänen durchkreuzt worden waren.

Völlig abgebrochen waren die Verhandlungen mit jenem Tage in Aschaffenburg freilich noch nicht. Eine spätere Versammlung sollte die Sache weiter führen. Ich übergab ein Fascikel von Briefen und anderen Schriftstücken an Gervinus. Unser Opponent übersandte mir einen kleinen Aufsatz, der als Programm gelten konnte und mit dem meine Vorschläge beantwortet wurden. Die vier Punkte fehlten in diesem Programm ganz. Das Christenthum wurde mit großer Entschiedenheit vorangestellt. Im Uebrigen aber löste sich Alles in die allgemeinen Theorien auf, denen wir in den Centrumsprogrammen späterer Zeit in so reichlichem Maße begegnet sind. Mir schien damit nichts gesagt zu sein und ich bestand auf meinen vier Punkten.

Daß der Aschaffenburger Mißerfolg auch in Hannover eine starke Nachwirkung haben mußte, versteht sich von selbst. Schon in Göttingen, wo Klinggräff und ich uns wiederum aufhielten, bekamen wir sie zu spüren. Erst jetzt lernten wir den Kreis, der sich um den Minister Bacmeister und den Professor Hartmann gruppirte, näher kennen. Es gehörten mehrere Professoren zu demselben; wie denn auch Professor Helferich, der damals schon nach München übergesiedelt war, in enger Verbindung mit demselben stand. Ich hatte den Eindruck, daß sich unter Umständen ein geistiger Mittelpunkt für die hannöversche Bewegung hier bilden konnte. Aber eine eigentliche Unterstützung fanden wir jetzt natürlich noch weniger als auf der Hinreise. Die Opposition, die Professor Hartmann uns machte, trat eigentlich erst jetzt recht hervor und weder Klinggräff noch ich waren nach unseren Aschaffenburger Erlebnissen

in der Stimmung, um die Einwände, die man uns entgegenhielt, wirksam zu bekämpfen.

Nach Hause zurückgekehrt, folgten die mannigfachsten Nackenschläge. Auch in der abgeschwächtesten Form wollte man von unseren vier Punkten nichts wissen. Schon damals trat deutlich der Gegensatz zu Tage, auf den ich später auf Schritt und Tritt gestoßen bin. Man warf mir vor, ich hätte die in Hamburg eingefädelte Sache in falsche Bahnen gelenkt und dadurch verdorben. Auch namentlich Herr von H. tadelte mich. Aeußerlich schleppte sich die Sache weiter. Aber der Competenzconflikt wollte jetzt erst recht nicht aufhören. Das Promemoria des süddeutschen Herrn fand bei meinen Kollegen Anerkennung.

Endlich glaubte ich diesem peinlichen Zustande ein Ende machen zu sollen und richtete meinerseits an die Herren eine Denkschrift, in der ich unsere Punkte für die conditio sine qua non meines Verbleibens im Ausschuß erklärte. Dabei hatte ich einen Rückblick auf die ganze Entwickelung der Angelegenheit seit der Hamburger Versammlung geworfen. Jedes scharfe Wort war vermieden. Aber es ist möglich, daß meine Verstimmung zwischen den Zeilen dennoch zu lesen war und ich hätte das vermeiden sollen. Jedenfalls steigerte meine Denkschrift die gegen mich vorhandene Verstimmung. Gelegentlich einer Parteiversammlung in Hannover sollte Alles in einer Sitzung des Ausschusses zur Entscheidung kommen.

Vorher aber wollte ich einen Versuch mit Windthorst machen, der damals noch an den Versammlungen der deutschhannoverschen Partei theilzunehmen pflegte. Ich beschloß, ganz offen mit ihm zu reden und las ihm einen Theil jenes älteren Promemoria vor, das ich einst für Vivenot geschrieben hatte. Von meinen Wiener Beziehungen wußte er nichts. Das Promemoria, bemerkte er aber, sei geschrieben, als wenn es für Beust berechnet sei. Sein Endurtheil war, daß die darin enthaltene Auffassung eine zu idealistische sei. Den Tadel, den es gerade auch gegen Windthorsts Stellung indirect enthielt, fühlte er natürlich sehr wohl heraus. Von meinem Proteststandpunkt wollte er nichts wissen. Die Beschickung des preußischen Landtages,

welche ich verwarf, wurde von ihm gerade gefordert. Mein Standpunkt komme doch schließlich, meinte er, auf einen besonders stark pointirten und darum übertriebenen Legitimismus hinaus.

Trotzdem erreichte ich in gewissem Sinne meinen Zweck bei ihm. Es freute ihn, daß ich mich an ihn gewandt hatte. Die Erinnerung an die alten Beziehungen zu der Familie meiner Frau wurde bei ihm wach. Er lud mich zum Essen und ich bezweifle nicht, daß es in meiner Macht gestanden hätte, mit Windthorst, der damals bei Weitem noch nicht so wie in den 70er Jahren da stand, in ein näheres Verhältniß zu treten. Der Gedanke, eine große antiannexionistische Partei in Deutschland zu bilden, hatte doch etwas, was ihm gefiel. Er sprach von der Bedeutung, die „der Adel deutscher Nation" in dieser Beziehung gewinnen könne und versprach mir für die bevorstehende größere Versammlung seine Unterstützung hinsichtlich der zu bildenden „Liga". Er hat auch Wort gehalten. Aber diese Versammlung verlief doch so ungünstig als möglich für mich. Ich stellte mich auf den Standpunkt vom 7. November 1866. In diesem Sinne verlangte ich das hannöversche Verfassungsrecht. Die Wahlen zum preußischen Landtag und den Eintritt in denselben verwarf ich deshalb. Nur mit einem thatsächlichen und, wenn es angehe, auch mit einem in Worten ausgesprochenen Protest solle man sich überhaupt am politischen Leben betheiligen. Es folgte dann eine Auseinandersetzung über das, was wir mit unserer Liga wollten und die Bezugnahme auf meine vier Punkte. Hinsichtlich des ersten Theils meiner Rede befand ich mich von vornherein in der ungünstigsten Lage, weil der Standpunkt vom 7. November 1866 längst stillschweigend aufgegeben war. Die Betonung des Proteststandpunktes nahm man mir, wie ich später erfahren habe, in weiteren Kreisen übel. Von der Liga wollten die Wenigsten, obwohl Windthorst mir hier zu Hülfe kam, etwas wissen. Die vier Punkte verwarf man.

Der Hauptkampf bewegte sich um die Frage, ob der preußische Landtag zu beschicken sei oder nicht. Hier hatte ich doch eine große Anzahl der Erschienenen für mich. Man leugnete nicht, daß das, was ich in dieser Beziehung wolle, dem Gedanken

entsprach, von dem man ursprünglich ausgegangen war. Auch gerade in altliberalen Kreisen hat man mir dies bestätigt. Aber man fügte den Zweifel hinzu, ob es möglich sein werde, unserem Volke den Unterschied zwischen den Wahlen zum deutschen Reichstage und zum preußischen Landtage klar zu machen. In der Versammlung trat Windthorst mit großer Entschiedenheit *für die Beschickung* des preußischen Landtags und hierin also gegen mich auf. Außer mir war sein Hauptopponent ein Herr, der jetzt längst zum preußischen Lager gehört. Eine prinzipielle Entscheidung fiel nicht. Man solle es, sagte man, so halten, wie es in den betreffenden Wahlkreisen *zweckmäßig* erscheine. Aber freilich wurde hierdurch ausgesprochen, daß einer Wahl zum preußischen Landtage kein prinzipielles Bedenken im Wege stehe; und seit diesem Tage hat es im Ganzen und Großen festgestanden, daß nur taktische Gründe für oder gegen die Betheiligung an den Wahlen zum preußischen Landtage entscheiden sollten. So endigte die Versammlung nach allen Richtungen hin mit einer Niederlage für mich. Aber auch Windthorst war mit dem Resultat nicht zufrieden. Er klagte mir gegenüber bei'm Nachhausegehen über dessen Unklarheit. Hätte die Versammlung in Berlin stattgefunden, meinte er, so würde das Endergebniß jedenfalls ein weit klareres gewesen sein. Die Mehrheit der Versammlung sei im Herzen doch offenbar gegen die Beschickung. Schließlich wiederholte er die Aufforderung, ihn in Berlin zu besuchen und dort für meine Liga zu wirken.

Am Abend trat dann unser Ausschuß zusammen. Die Mehrheit meiner Kollegen wollte gar kein oder doch nur ein höchst allgemeines Programm im Sinne des süddeutschen Herrn. Ich aber hielt fortwährend an meinen vier Punkten fest und erklärte jetzt thatsächlich meinen Austritt.

Alles zusammen wirkte so überwältigend auf mich, daß ich mich schon damals von dem politischen Leben zurückzuziehen und mich jedenfalls an einer Versammlung, wie die in Hamburg und Hannover, nicht wieder betheiligen zu wollen erklärte. Im Lande aber verstand man auch wieder meinen Austritt nicht. Ewald hat mir einige Zeit nachher sein Erstaunen

ausgedrückt, daß ich „die Sache verlaufen" habe. Aeußerlich kam in einer in Dresden abgehaltenen Versammlung im August eine Vereinigung zu Stande. Deren Programm bestand aber nur in dem einen Satz: „Die Mitglieder des Vereins, festhaltend an Wahrheit und Recht, verbinden sich zu dem Streben nach der Vereinigung des ganzen Deutschlands durch ein föderatives Band, mit Bewahrung der Selbständigkeit der einzelnen deutschen Staaten." Man sieht: der Proteststandpunkt kam dabei eben so wenig als die friedlichen Mittel zum Ausdruck. Aber auch das, was der Satz an Positivem enthält, läßt einen verschiedenen Sinn zu, da ja die sämmtlichen süddeutschen Staaten damals eines politischen Bandes mit dem norddeutschen Bunde ermangelten. Der § 2 bestimmte bis auf Weiteres die „sächsische Zeitung", die mir viel zu scharf war, zum Organ des Vereins. Dieser nahm den Namen „Rechtsschutzverein" an und der wurde dann später in den Namen „Rechtsverein" abgekürzt. Eine Bedeutung hat jener alte Rechtsverein niemals errungen.

Ich dagegen gab den Standpunkt vom 7. November 1866 nicht auf und brachte mich auch dadurch in eine schiefe Stellung, daß ich deßhalb niemals an den Wahlen der Calenbergischen Ritterschaft zum hannöverschen Provinziallandtage theilnahm. Als die preußischen Kreise in Hannover eingeführt wurden, habe ich mich nur unter Rechtsverwahrung an der Wahl des Großgrundbesitzes zu unserem Kreistage betheiligt.

Unerwarteter Weise erhielt ich im Frühling 1870 eine Gelegenheit, meine Ueberzeugung in zwei großen Volksversammlungen zu bekennen. Ob es eine Folge unserer auf das Zustandebringen der Liga gerichteten Bestrebungen oder ob die Anregung eine andere war, weiß ich nicht, da ich den entscheidenden Kreisen damals noch zu fern stand. Thatsache aber ist es, daß man seit dem Herbst 1869 oder doch seit den darauf folgenden Wintermonaten einen allerdings wirksameren Verein, als der

Rechtsschutzverein es war, für Hannover allein ins Leben gerufen hatte. Es handelte sich dabei zunächst aber nur um die Wahlen. Etwa um Ostern beschloß eine große Versammlung in Hannover auf den Vorschlag des Ministers von Münchhausen hin die Gründung eines „hannoverschen Wahlvereins." Man ging aber dabei in dem Absehen von jenem Programm noch weiter, als diejenigen es gethan hatten, welche mich ein Jahr vorher in diesem Punkte bekämpften. Unabhängige Wahlen und zu diesem Zwecke die Bekämpfung der Nationalliberalen wurde allein als Zweck hingestellt. Heutzutage würde ein solches Programm kaum denkbar sein. Aber die Einschüchterung des Ausnahmezustandes wirkte noch nach und diese Art zu kämpfen entsprach nun einmal der Art und Weise des in der Partei herrschenden Altliberalismus.

Die ganze Erscheinung des Ministers von Münchhausen, seine hohe Statur, seine tiefe, kräftige Stimme waren so recht nach dem Herzen des hannöverschen Bauern und Kleinbürgers; und schon, daß er der Minister des Königs Ernst August gewesen und daß sein Name im Jahr 1866 so eng mit dem Kampfe gegen die Annexion verknüpft gewesen war, gaben ihm eine große Popularität. Ein donnernder Applaus begleitete jedes seiner Kraftworte. Eine Debatte im eigentlichen Sinne gab es nicht und konnte es bei einer so großen Versammlung auch kaum geben. Bei dem dann folgenden Essen herrschte eine gehobene Stimmung. Aber der Verlauf der Versammlung war natürlich das Gegentheil von dem offenen Auftreten, nach dem ich verlangte. So vieldeutig und unbestimmt auch schon die von Windthorst herrührende Parole „für Wahrheit, Freiheit und Recht" gewesen war, so wurde sie doch durch die Farblosigkeit der Beschlüsse dieses Tages überboten.

Besonders bedenklich war es mir, daß die Spitze nicht gegen die Regierung, sondern gegen die Nationalliberalen gerichtet werden sollte. Denn es thut niemals gut, auf den Sack zu schlagen, wenn man das Thier, das ihn trägt, meint. Es liegt in meinen Augen darin eine Schwäche und das Parteileben wurde auf unserer Seite auch dadurch von vornherein auf eine

falsche Bahn gelenkt. Mir liegt ein gedruckter Bericht über eine der ersten Versammlungen vor, die der neugegründete Wahlverein abgehalten hat.*) Dr. Bärens verfuhr dem zufolge genau nach dem in Hannover gegebenen Recept. Er polemisirte lediglich gegen die Nationalliberalen, suchte Bismarck von ihnen zu trennen und sie durch dessen Worte zu schlagen. Daß man auf diesem Wege unversehens in das Regierungslager geräth, scheint ihm entgangen zu sein. Wenn Dr. Bärens daneben an dem großdeutschen Programm festhielt, so fehlt doch auch dabei eine direkte Polemik gegen die Regierung. Wie wenig solche und ähnliche Auslassungen in meinen Augen genügen konnten, brauche ich nicht auseinander zu setzen. Es ließe sich aber auch, wie ich glaube, leicht beweisen, daß sich mit solchen Sätzen allein weder eine Rechtspartei noch eine deutsche Partei gründen ließ.

Besser ist die Rede des Bürgerworthalters Behre. Er war im Jahre 1848 Demokrat, dann später Nationalvereinler gewesen, hatte aber zu den Männern gehört, die wie der Redakteur Eichholz die Wendung ihrer Partei nicht mitmachen wollten. Es lag etwas echt Volksthümliches in ihm und ich bin häufig einem Verständniß bei ihm begegnet. Offenbar empfand er es, daß mit der Agitation für unabhängige Wahlen und mit dem Kampf gegen die Nationalliberalen zu wenig gesagt sei. „Und so sind wir denn Mußpreußen geworden," heißt es am Schluß seiner Rede. „Wir müssen den faktischen Zustand anerkennen. Aber gegen jene Leute: die Nationalliberalen, müssen wir auftreten. Sie dürfen nicht unsere Vertreter sein. Sie anerkennen nicht den Werth des Rechts. Wir aber glauben, Recht muß doch Recht bleiben. Es wird schließlich den Sieg davon tragen. Wer unter Ihnen das auch glaubt, der gehört zu uns, der muß auch Mitglied unseres Wahlvereins werden. Wir sehen Alles, was seit 1866 geschehen ist, als ein Unglück an. Wir halten es für nur provisorisch. Es kann Alles wieder einmal anders werden. Es kann noch immer wieder entstehen ein Deutschland auf föderativer Grundlage mit Einschluß Österreichs."

*) Die Versammlung fand am 30. März 1870 zu Einbeck statt.

Auch diese Worte waren mir natürlich nicht klar genug und ließen Deutungen zu. Daß Recht Recht bleiben „müsse", schien mir schon damals irrig und bedenklich. Der deutsche Gesichtspunkt kam aber auch bei diesen Worten zu kurz.

Die Rede des Advokaten Fischer II ist nicht ohne Schwung. Sie zeigt oratorische Begabung und Gewandtheit. Fischer war von Haus aus ein katholischer Fortschrittler und deutete in seinen Worten an, daß es ihm widerstrebe, die Spitze gegen den Nationalliberalismus zu richten. Klar und bestimmt trat er nur für den großdeutschen Gedanken ein. „Wir anerkennen die Annexion als einen Fehler", lautete der entschiedenste Satz, „als eine Sünde gegen den Genius der deutschen Nation, welche sich nicht beugen lassen will unter die preußische Pickelhaube."

Es trat das Bedürfniß hervor, daß der Adel sich an den Reden betheilige. Man ersuchte mich, bei einer bevorstehenden Wahlversammlung zu reden. Ich war über ein Jahr dem politischen Leben Hannovers fern geblieben und hatte den Entschluß gefaßt, mich „nur als gemeiner Soldat" an demselben zu betheiligen. Konsequenter wäre es gewesen, wenn ich mich geweigert hätte, öffentlich aufzutreten. Aber dem an mich ergangenen Rufe glaubte ich mich doch nicht entziehen zu können.

Es war eine eigene Schickung, daß Klinggräff gerade damals auf längere Zeit zum Besuche bei mir war. Nicht ohne Herzklopfen fuhr ich mit ihm nach dem ziemlich weit entfernten Orte Gestorf. Gesprochen hatte ich über das, was ich sagen wollte, mit Klinggräff in keiner Weise. Ohne Zweifel hatte mich aber seine Anwesenheit ermuthigt, ganz so zu reden, wie ich dachte, und auch das ist wieder von entscheidendem Einfluß für mein gesammtes politisches Auftreten gewesen. Der Saal des ländlichen Gasthauses war gedrängt voll und es zeigte sich ein Enthusiasmus unter den Landleuten, der auch Klinggräff mit fortriß. Wie es üblich ist, saßen die Redner auf der Musikantentribüne und die erschienenen Landleute und sonstigen Honoratioren in deren Nähe. Zu meiner Freude kam ich als zweiter Redner an die Reihe. Aber die Minuten dauerten mir

gar lange bis ich zum Worte kam. Vorher hatte Herr Behre geredet. Seine Worte enthielten nicht mehr, sondern weniger Positives, als jene frühere Rede. Die Annexionisten wurden als „Schluckpartei" bezeichnet. Der übrige Theil der Ansprache kommt nur auf den Satz „Es ist noch nicht aller Tage Abend" hinaus.

Ich begann nach dem Bericht eines vor mir liegenden Flugblattes mit der Frage, was unsere politische Arbeit helfen könne. Man höre oft fragen, was das Alles nütze. Wozu die Aufregung und der Aerger? „Die Dinge", füge man hinzu, „werden doch ohne uns gemacht. Wir werden daran nichts ändern." Meine Antwort lautete: „Es ist gegen des Mannes Ehre, stumm ins Mausefloch zu kriechen. Niemals würde ich es mir vergeben können, wenn ich gedacht hätte: es hilft doch Alles nichts, es ist aus; und wenn ich deshalb still gesessen hätte, und ich säße beschämt dabei, wenn ein Umschlag eintritt." Vielleicht müßten wir freilich den Kampf doch noch in etwas anderer Weise als bisher führen, setzte ich mit bewußter Absichtlichkeit hinzu. Jedenfalls wolle ich offen sagen, wie ich dächte. — — — Gesetzt, Alles hülfe zur Zeit gar nichts. Nun dann sage ich: Salvavi animam meam — ein gut Gewissen ist das beste Ruhekissen. Schon das Bekennen — das Bekennen allein, ohne jeden sichtbaren Erfolg — hat seinen Werth; — und dieses Bekenntniß muß lauten: dieser gegenwärtige Zustand ist nur ein faktischer Zustand und kein endgültiger. Wir müssen uns zeigen als das, was wir sind, als deutsche Männer. Ich habe wahrlich das Gefühl, ein deutscher Mann zu sein. Und gerade mein Deutschthum zwingt mich, gegen die Verpreußung mich aufzulehnen. Vier Fürsten sind abgesetzt. Ist damit die Bewegung zu Ende? Wer erst den kleinen Finger hat, nimmt auch die Hand. Das Land Hannover zählt zwei Millionen Seelen. Es ist so groß wie Sachsen oder Württemberg, halb so groß wie Bayern. Und ein solches Land, dessen Truppen so tapfer mitwirkten im Jahre 1815, das in Spanien den Sturz Napoleons vorbereitete, dessen Dynastie über 100 Jahre zum Kurcollegium

des heiligen römischen Reiches gehörte, dessen Fürstenhaus in der mittelalterlichen Geschichte solche Rolle spielte — das sollte man auslöschen können, ohne noch weiter gehen zu müssen? Man muß weiter oder man muß zurück. In letzter Instanz wird es heißen: Entweder alle Fürsten weg oder alle wieder her! Ich spreche nicht von Krieg. Ich spreche von einer Bewegung auf parlamentarischem Boden. Wollt Ihr die Republik oder wollt Ihr die Wiedereinsetzung der alten glorreichen Fürstengeschlechter? — Das ist die deutsche Frage. — — Soll ich das zusammenfassen, was ich als den Zweck des Wahlvereins betrachte, so sage ich mit einem alten ostfriesischen Landmann: — Eck protestäre!"

Vierzehn Tage später entwickelte ich in einer Versammlung, die in der unmittelbaren Nähe von Wichtringhausen stattfand, mein Programm noch etwas näher. Die Deutschheit und die Freiheit bildeten das Thema, über das ich sprach und ein Auszug aus dieser Rede ist dann ebenfalls in einem Flugblatt verbreitet worden. „Zwei Dinge sind es vorzugsweise," sagte ich, „die unsere Gegner im Munde führen. Zwei Dinge behaupten sie, uns gebracht zu haben. Für zwei Dinge sollen wir dagegen kein Verständniß haben: für die Deutschheit und die Freiheit. Lassen Sie uns einmal untersuchen, ob unsere Gegner uns die Deutschheit und Freiheit gebracht haben! Lassen Sie mich Ihnen kurz auseinandersetzen, was ich mir unter diesen Gütern etwa denke." — — — — — — — — — — — — — — „Der deutsche Geist ist der Geist der Decentralisation. Der deutsche Geist ist der geschichtliche Geist. — — — Der deutsche Geist ist der Geist der Pietät. Der deutsche Geist ist der Geist des Rechts. Aller Patriotismus beruht auf der Liebe. Unser Ziel muß sein: ein deutscher Föderativstaat mit Einschluß von Österreich und darin Hannover als ein ebenso selbständiges Glied wie alle übrigen und ebenso bevorzugt als die nach den zwei größten Gliedern bevorzugtesten." Meine Rede kam dann auf die Freiheit. Decentralisation und Föderativstaat seien gleichmäßig zu erstreben. Viertens kam ich dann auf die kirchliche Freiheit. „Pfarrwahlen, aber

auch dem Konsistorium keine Octroyrungen von Männern, die dasselbe nicht will, eine selbständige hannöversche Kirche, auf daß jeder nach seiner Façon selig werden könne.“ Der fünfte Punkt verlangte die Verminderung des Soldatenwesens, die schon damals selten bei einer hannöverschen Wahlrede fehlte. Der sechste und letzte Punkt bezieht sich auf die Heilighaltung des Rechts, die — als ein Bestandtheil der Freiheit gedacht ist. „Wir langen also bei der Betrachtung der Deutschheit wie bei der der Freiheit zuletzt bei dem Recht an. Damit wir deutsch und frei werden, kommt es deshalb in letzter Instanz darauf an, daß wir zäh an unserer Rechtsüberzeugung festhalten. Ich liebäugele nicht mit dem Ausland. Ich blinzle nicht nach dem Krieg. Ich habe Weib und Kind und Haus und Hof. Ich will Sie nicht zu Akten anstacheln, die dem alten oder neuen Gesetzbuch zuwiderlaufen. Aber, meine Herren: ‚Qui tacet, ubi loqui debuisset et potuisset, consentire videtur‘ sagt der Lateiner. Das heißt: Wer das Maul hält, wo er es aufthun sollte, der stimmt zu. Wenn man das, was wir um Gottes Willen thun, für eine Anerkennung des Rechtsbodens von 1866 erklären will, dann lassen Sie uns sagen: Dat nehm wi nich an, wi protestären.“

Mit dieser zweiten Rede schloß meine politische Thätigkeit vor der Gründung des deutschen Reichs ab. Ich hatte bekannt, daß ich den bestehenden Zustand für kein Recht hielte. Das Wort vom 7. November 66 war damit eingelöst. Da die Gerichte nicht gegen mich vorgingen, so war aber auch der Beweis geliefert, daß man dies aussprechen könne. Daß meine beiden Reden von Freund und Feind als etwas Neues betrachtet wurden, dafür hatte ich viele Belege. Das Hauptorgan der hannöverschen Nationalliberalen beschäftigte sich wiederholt mit mir.

Unmittelbar nach der zweiten Rede trat ich mit Klinggräff eine Reise nach dem bayerischen und Böhmer Wald an. Unterwegs wurden wir von dem Ausbruch des Krieges überrascht. Wir hatten beide nach 1866 einen neuen Krieg für

unvermeidlich gehalten; in diesem Augenblick aber kam er auch uns höchst unerwartet.

Wir eilten jetzt, so rasch es die Eisenbahnverbindungen gestatteten, an den Rhein, wo wir uns mit unseren beiderseitigen Familien wieder vereinigten. Am Rhein fanden wir bei den meisten Gebildeten eine Stimmung und namentlich eine Entrüstung über Frankreich, von der wir uns dahinten in Bayern nichts hatten träumen lassen. Ich hatte Klinggräff auf der Reise von den Anknüpfungen unterrichtet, die ich in Wien versucht hatte. Es konnte möglicher Weise eine schwere Entscheidung an mich herantreten. Plötzlich erschien Vivenot auf der Bildfläche. Er hatte auch mich besuchen wollen, traf mich aber nicht zu Hause. Ich eilte an das Dampfschiff, mit dem er die Rückreise antreten wollte, kam aber erst in dem Augenblick an, als das Schiff von der Landungsbrücke abstieß. Es trennte uns bereits eine Wasserfläche. „Hic Rhodus, hic salta", rief mir Vivenot zu. Schwerlich hatte er sich dabei etwas Weiteres gedacht. Mir aber ist es immer als ein Bild meiner damaligen Lage erschienen, da das saltare mir eben nicht möglich war. Daß Österreich Angesichts der in Deutschland und Ungarn herrschenden Stimmung neutral bleiben werde, war damals schon längst entschieden.

Es folgten Tage und Wochen großer Erregung. Ich begab mich mit Klinggräff nach Mainz, um die Truppen dort durchpassiren zu sehen. Das Hauptquartier befand sich dort. Im Volk waren allerhand Gerüchte verbreitet, wonach die deutschen Truppen schon zehn, ja zwanzig Stunden weit zurückgeschlagen sein sollten. Merkwürdiger Weise hatte man das schon in Passau gesagt. Nun aber trug sich auch im Rheingau das eigentliche Volk mit solchen Mären. Sie waren ein Beweis für den Eindruck, den die Kriege der neunziger Jahre im Volke hinterlassen hatten. Die ruhige und sichere Haltung der preußischen Generalsstabsoffiziere kontrastirte gewaltig mit solchen Gerüchten. „Sie werden die Franzosen furchtbar schlagen," meinte Klinggräff und mein Instinkt sagte mir dasselbe. Wir gingen dann wieder einmal in den Dom. In einem der für

die Gemeinde bestimmten Stühle kniete einsam betend der eben von dem vatikanischen Concil aus Rom zurückgekehrte Bischof von Ketteler. Der betende Mann mit den scharfgeschnittenen, edelen Zügen war ein ergreifendes Bild.

Ich erhielt in jenen Tagen den Brief eines alten Genossen jener glücklichen Zeit des Jahres 1858, wo ein so schöner Kreis jugendlich strebender Menschen sich an der Mittagstafel des hannöverschen Odeon vereinigt hatte. Er gehörte zum preußischen Lager und war voll Begeisterung für den Krieg, hatte mir aber ein treues Andenken bewahrt und erkundigte sich nicht ohne Aengstlichkeit nach der Haltung, die ich einzunehmen gesonnen sei. Ich möchte meine Antwort nicht in jeder Beziehung vertheidigen. Mit Bitterkeit zählte ich Alles auf, was die Politik von 1866 mir zugefügt und betonte, wie dieselbe mich um meine Lebenshoffnungen gebracht habe. Das Entscheidende aber war, daß ich trotzdem die Möglichkeit jeder Gemeinschaft mit den Franzosen ablehnte und nur mit Österreich gehen zu wollen erklärte. Die Antwort war ein Brief, der viel freundlicher lautete, als ich es erwartet. Die Treue, hieß es darin, habe mich gerettet, und ich habe mir dieses Wort in späteren Jahren oft ins Gedächtniß zurückgerufen.

Auch auf der Rheingauer Seite folgte nun ein Eisenbahnzug mit Truppen dem anderen. Diese waren in einer so zuversichtlichen Stimmung, daß mein Glaube an den Sieg der deutschen Waffen beinahe durch die Betrachtung wieder erschüttert worden wäre, daß ein solches Uebermaß doch auch nichts tauge. Häufig fand man an den Waggons die Worte „Eilzug nach Paris“ mit Kreide angeschrieben.

Bald kamen aber auch die Siegesbotschaften. So viele rasch auf einander folgende Siege hatte denn doch wohl keiner erwartet.

Am linken Rheinufer brachten jetzt lange Züge die Verwundeten herbei. In Mainz wie in Bingerbrück habe ich diese gesehen und werde all den stillen Jammer, der sich mir darbot, nicht vergessen. Auch in die Biebricher Kaserne, in der verwundete Franzosen untergebracht waren, warf ich in jenen Tagen

einen Blick. Die so leicht in das Frivole überschlagende französische Art verleugnete sich auch hier nicht.

Es wurde mein Interesse in jenen Tagen durch Differenzen abgelenkt, die dies Mal in unerwartet heftiger Weise zwischen mir und meinem alten Verwalter Presber ausbrachen. Er hatte während eines Verwalter-Interimistikums die Leitung der Wirthschaft in Wichtringhausen übernommen, verlor aber bei all dem Kriegsgeschrei den Kopf und kam im Grunde ohne meine Erlaubniß in Eltville an. Als er sich dann gegen mich wieder allerhand herausnahm, folgte eine Korrespondenz, die mir nichts Anderes übrig ließ, als „Ja" zu sagen, als er mir schließlich eröffnete, er halte es für das Beste, daß er gehe. Aus Rücksicht für ihn bestimmte ich aber den Termin für den Abgang auf den 1. Juli des nächsten Jahres. Etwa einen Tag später langte die Nachricht von der Schlacht bei Sedan und dann die von Napoleons Gefangennahme in Eltville an. Nun war also auch „der Max Mahon," wie das Volk im Rheingau ihn nannte, glänzend besiegt.

Welchen Eindruck diese unglaublichen Siege auf mich machten? Ich denke, daß meine innere Herzensstellung indirekt schon hinreichend charakterisirt ist. Für diejenigen aber, welche mehr darüber zu wissen wünschen, will ich hier das wiederholen, was ich in der oben genannten, im Herbste 1872 veröffentlichten Schrift geschrieben habe: „Was in dem Innern des Einzelnen während des Krieges vorging, danach hat keiner ein Recht zu fragen. Möglich, daß sich mancher ehrliche Deutsche durch die Folgen des Jahres 1866 hors de combat befand. Möglich, daß in manchem ein schwerer innerer Kampf tobte. Es war fast unmöglich für den ehrlichen Gegner Preußens, die rechte Herzensstellung zu den Dingen zu gewinnen. An Fluktuationen wird es nicht gefehlt haben. Möchten sich aber unsere Gegner vor dem Pharisäismus uns gegenüber hüten! Es ist sehr leicht, patriotisch zu sein, wenn man dabei gewinnt. Ihre geistigen Vorfahren haben es schon vor Kurfürst Moritz mit Frankreich und gegen Kaiser und Reich gehalten. Zu Richelieus und Mazarins Zeit wie im Revolutionskrieg ist dies nicht minder

als damals das Verderben Deutschlands gewesen, wo wir Metz, Toul und Verdun darüber verloren. Selbst Ranke plädirt in seinen Werken trotz seiner Objektivität im Grunde für Frankreich und gegen unsere Kaiser. Man verlange von uns jetzt nicht mehr als die einfache, dürre Pflichterfüllung! Aber das darf kühn ausgesprochen werden, daß man sich auf unserer Seite nicht zum Werkzeug der Franzosen hergegeben hätte, daß man bei dem Gedanken erbleichte, den Franzmann über den Rhein vordringen zu sehen, daß man sich von den deutschen Glanzthaten berührt fühlte und die deutsche Waffenehre gewahrt zu sehen wünschte, daß man mit richtigem Instinkt die Veränderung empfand, die die Situation durch den Hinzutritt des deutschen Südwesten für das patriotische Pflichtgefühl empfing."

Diese Worte sind schon aus der Stimmung herausgeschrieben, die sich meiner in Hannover bemächtigte. Da meine Anwesenheit in Wichtringhausen jetzt nicht mehr entbehrt werden konnte, so reiste ich wenige Tage nach der Schlacht von Sedan dorthin zurück.

Jahre der Arbeit.

Als ich im September 1870 nach Hannover zurückkehrte, fand ich dort die Stimmung wieder wesentlich anders nüancirt als in Alt-Bayern und Nassau. Man empfand in Hannover vor Allem, daß man unter einem Belagerungszustande lebte. Man empfand es, daß eine Reihe von angesehenen Männern des hannöverschen Landes in die Festungen abgeführt worden war und sprach von einer zum Theil harten Behandlung. Die Siegesnachrichten waren Anfangs dem größten Unglauben begegnet. Der Bauer fürchtete nichts mehr, als eine französische Invasion von der Nordsee her.

Für die im Felde dienenden Brüder und Söhne herrschte ein lebhaftes Interesse bei den Bauern; und als etwas später die Sammlung der s. g. Liebesgaben in Gang kam, zeichneten sich die wohlhabenden Gegenden Hannovers durch ihre Opferwilligkeit vor sehr vielen deutschen Gauen aus.

Dennoch herrschte, von den nationalliberalen Kreisen abgesehen, eine dumpfe Stimmung und es dauerte lange, bis gerade der Bauer ein Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit der preußischen und deutschen Siege gewann. Die Einnahme von Straßburg, die Gefangennahme der in Metz eingeschlossenen Armee und die Gründung des deutschen Reichs gaben der nationalliberalen Partei einen Aufschwung. Im Ganzen und Großen war

aber während des ganzen Winters die Stimmung wahrlich keine freudige. Dafür waren die Wunden, die man dem Lande geschlagen hatte, noch zu frisch und die alten, stolzen Gefühle und Erinnerungen noch zu stark. Eine Begeisterung für das neue deutsche Reich lag dem ganzen Wesen der Hannoveraner von Haus aus fern und der Parteigegensatz gegen die Nationalliberalen verschärfte noch alle diese Empfindungen auf unserer Seite. Als mit dem Friedensschluß die Wasser sich zu verlaufen begannen, zeigte es sich, daß noch ziemlich Alles auf dem alten Flecke stand.

In meinem Inneren war ich nunmehr entschlossen, der aktiven Politik ganz zu entsagen. Es existirt aus dieser Zeit ein von mir geschriebenes Document, welches mehr als alles andere Zeugnis hierfür ablegen dürfte. Es sei richtiger für den Landedelmann, sagte ich darin, daß er sich möglichst wenig aktiv an der Politik betheilige. In einem Briefe an Klinggräff sprach ich den Wunsch aus, mich nach der von mir als Ehrenpflicht betrachteten Vollendung meiner Schrift über das Jahr 1866 wieder meinen früheren socialgeschichtlichen Forschungen zuzuwenden. Ich entwarf dafür einen detaillirten Plan, der aber freilich viel zu weitläufig angelegt war.

Zunächst wollte ich jetzt einmal ein hannöverscher Landedelmann, oder wenn man will, ein Landjunker werden. Es war der alte Gedanke der Verkörperung in erneuter Gestalt. Reaktionär war er. Reaktion war ja aber, seit ich an mir arbeitete, mein innerstes Lebensprinzip. Ich betrieb die Sache jetzt so systematisch, daß ich in den nächsten Jahren nur auf sehr kurze Zeit mit den Meinigen nach Eltville reiste, und es hatte dies in der That seine Bedeutung. Denn so oft ich an den Rhein ging, brachte ich doch etwas andere Ansichten von dort mit und einer meiner Nachbarn sagte mir deshalb ganz offen, er möge gar nicht, wenn wir fortgingen.

Die sogenannten Amtsversammlungen*) besuchte ich regel-

*) Sie vertraten die Stelle der preußischen Kreistage und hatten, als die Kreistage daneben eingeführt wurden, nur wenig von ihren Geschäften an diese abgetreten. Erst die Verwaltungsorganisation der 80er Jahre hat ihnen ein Ende gemacht.

mäßig. Viele der in denselben verhandelten Gegenstände waren höchst trocken und langweilig; und ich war von jeher der Meinung gewesen, daß man diesem aus den 50er Jahren stammenden Institut einen größeren Wirkungskreis hätte geben müssen. Aber es gab einen Gegenstand, durch den die Amtsversammlungen eine Bedeutung erhielten. Das war die Bewilligung der Wegeumlagen. Da nennenswerthe Kohlenbergwerke im Amte vorhanden waren und eine Eisenbahn noch nicht existirte, so wurden unsere Wege stark durch Kohlenfuhrwerke mitgenommen. Wir Gutsbesitzer verlangten, daß die Bergwerksdirektionen in einem höheren Maße zu den Wegelasten herangezogen würden. Diese dagegen verlangten einfach eine Vermehrung der Umlagen. Der Amtshauptmann Bening war ein aus der Heimath Miquels, der Grafschaft Bentheim, stammender Altliberaler, der als Ministerial-Referent seiner Zeit eine Rolle in Hannover gespielt hatte. Man rühmte, daß die am besten abgefaßten Gesetze von ihm redigirt worden seien. Auch gerade unter dem Ministerium Schele war er von Bedeutung gewesen. Er pflegte sich gern nach dem Onkel meiner Frau bei mir zu erkundigen und brachte mir auch wegen meines Onkels Langwerth ein gewisses Wohlwollen entgegen. Bei den Bauern wußte er sich im Sinne Stüves eine Stellung zu machen. Aber er nahm für die Bergwerke Partei. Da diese großentheils fiskalisch waren, so bekam der Streit bald einen politischen Charakter und die Amtsversammlungen den eines kleinen Parlaments. Für und wider wurden Reden gehalten und es fehlte auch nicht an interessanten Intermezzos. Es war klar, daß wir in diesen Dingen auch die Interessen der Bauern vertraten. Unser „Knopf auf dem Beutel!“ erfreute sich ihres Beifalls. Wenn es aber zur Abstimmung kam, so stimmte die Majorität der Versammlung doch gewöhnlich mit dem Amtshauptmann oder vielmehr mit dem „Herrn Geheimen“, wie er als Geheimer Regierungsrath genannt wurde. Ich erinnere mich eines Falles, wo ich mit besonderer Entschiedenheit gesprochen. Die Bauern drückten mir privatim ihre Anerkennung aus. Schließlich war die Majorität aber doch auf Seiten des Herrn Geheimen.

Als ich einen Bauern, welcher mir Complimente gemacht, fragte, wie es denn komme, daß er schließlich gegen mich gestimmt, antwortete er mir, er habe ja doch gewußt, daß der Widerstand nichts helfen könne und daß dieser nur zu Weitläufigkeiten oder wohl gar Erschwerungen führe.

Es mag dies ein Bild sein, wie es sich mit den Bauern und mehr oder weniger auch mit dem Selfgovernement in unserer Gegend verhielt. Bei den Wahlen zum preußischen Landtag, wo die Stimmen bekanntlich öffentlich abgegeben werden müssen, war es genau dasselbe. Der Amtssekretär, der überhaupt eine sehr wichtige Persönlichkeit war, haranguirte die Bauern und wies dabei wohl auch auf den populären Herrn Geheimen hin. Dagegen aufzutreten, wagte selten jemand und, wenn es zur Wahl kam, stimmte mancher für den Regierungs-Kandidaten, der bei den geheimen Wahlen mit uns ging. Namentlich die Ortsvorsteher, — so heißen die ländlichen Gemeindevorsteher in Hannover — wagten nur in Ausnahmsfällen gegen das Amt Partei zu ergreifen.

Als ich einst in einem eclatanten Fall zwei Ortsvorstehern wegen ihres Benehmens Vorwürfe machte, warf der eine sich erst in die Brust und meinte, er kenne seine Pflicht, wußte dann aber auch schließlich nichts zu sagen, als daß er gewußt habe, wie es nichts geholfen haben würde, wenn er anders gestimmt hätte. Der andere war offenherziger: „Un dann ook! De Geheime is jümmer sau fründlek mit mek. Un wenn hei dann nich mehr sau fründlek is, so mak ek dat ook nich liden."

Man kann mit Recht fragen, wie es nur möglich sei, daß sich ein Gemeindebeamter so abhängig von seinem Vorgesetzten fühlen könne. Dem Recht nach war der Ortsvorsteher bis zu einem hohen Grade unabhängig und die zu ihnen tauglichen Persönlichkeiten sind meistens nicht so dick gesäet, daß das Amt einen tauglichen Vorsteher leichthin wird missen mögen. Aber schon die geistige Abhängigkeit vom Amtshauptmann war zu groß. Dazu kam die Erinnerung an die Verhältnisse, wie sie vor dem Jahre 1848 bestanden und mehr noch der Schrecken,

den das Diktaturjahr und dann der Belagerungszustand von 1870 hinterlassen hatten.

Was von den Ortsvorstehern gilt, das gilt, wenn auch in abgeschwächter Weise, von den übrigen Bauern. Noch immer fürchteten diese, daß sie unversehens nach Minden oder Magdeburg geschleppt werden könnten und machten sich nicht klar, daß die verfassungsmäßigen Zustände dergleichen nach der Aufhebung des Belagerungszustandes nicht zuließen. Den Muth der Ueberzeugung zeigten die hannöversch gesinnten Bauern unserer Gegend gar selten. Ja, die Bauernpfiffigkeit that sich wohl gar etwas darauf zu Gute, wenn sie einen Gendarmen oder anderen Angestellten in dieser Beziehung hinter's Licht geführt hatte. Eine Kraft konnte sich dabei eben so wenig herausbilden als bei der Taktik der gebildeten Altliberalen.

„Ich bin so froh, daß Niemand weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß'"

pflegte ein Freund von mir, an ein bekanntes Grimm'sches Märchen anknüpfend, bei solchen Erscheinungen auszurufen. In anderen Gegenden wird sich mit den ursprünglicheren Verhältnissen auch mehr Selbständigkeit erhalten haben. Aber in meiner Gegend war es so, wie ich sage.

Allerdings muß ich zugestehen, daß bei diesem Allen noch ein anderes Moment in die Wagschale fiel: die Gegnerschaft gegen den Edelmann. Nun ist vielleicht Mancher rasch mit der Bemerkung bei der Hand, daß dies die Folgen der Unbilden sei, die der Bauer in früheren Jahrhunderten von dem Edelmann zu erdulden gehabt habe. Ich muß aber offen sagen, daß eine solche Annahme überhaupt und namentlich in Betreff unserer Gegend meiner historischen Ueberzeugung widerspricht. Die Abhängigkeit, in der sich der Bauer jetzt von dem Staate befindet, ist viel größer als die, in welcher er sich ehedem dem Edelmanne gegenüber befand. Im ganzen östlichen Hannover, von dem ich hier doch zunächst rede, gab es schon seit Jahrhunderten keine Leibeigenschaft mehr. Wenn

die Verhältnisse bei uns etwas Drückendes gehabt hatten, so war der Grund davon derselbe, den Tocqueville für die ländlichen französischen Verhältnisse vor der großen Revolution geltend macht. Man empfand den Druck, weil man zu selbständig geworden oder mit anderen Worten, weil der eigentliche Inhalt der älteren Verhältnisse verloren gegangen war; und es war die Fürstengewalt, die in den altwelfischen Landen diese Lockerung der früheren Verhältnisse hervorgerufen oder doch stark unterstützt hatte. Nun war durch die Ablösungen seit dem Anfang der 30er Jahre der alte Gutsverband meist völlig beseitigt worden. Ich kann die Stimmung, die die Bauern seitdem im Calenbergischen dem Edelmann gegenüber vielfach beherrschte, mit nichts Anderem vergleichen, als mit der Stimmung des eben aus der Schule entlassenen Knaben, der seinem Lehrer gegenüber den Herrn spielt.

Im Osnabrück'schen, wo die „Eigenbehörigkeit" bis in unser Jahrhundert bestanden hatte, sagte mir einst ein Gutsbesitzer, der Bauer habe in seinem Inneren das dunkle Gefühl, daß ihm mit Unrecht ein Geschenk gemacht worden sei und fürchte, dies Geschenk gelegentlich wieder zu verlieren. Ganz so war die Stimmung im Althannöver'schen und insbesondere im Calenbergischen nicht. Aber auch hier waren die Bauern gar leicht mit dem Schreckbilde, daß die alten Zustände möglicher Weise einmal wieder eingeführt werden könnten, zu ängstigen, und die politische Agitation setzte an diesem Punkte ein. „Geht nur mit dem Edelmann! Die Edelleute werden Euch schon das Fell über die Ohren ziehen," sagte man den Bauern. Es war das alte Schlagwort, durch das die große französische Revolution die französische Landbevölkerung auf ihre Seite gebracht hatte.

Besonders schwierig lagen die Verhältnisse in der Gemeinde Wichtringhausen. Ich besaß in derselben über die Hälfte des Grundbesitzes, wurde aber von den Bauern stets majorisirt. Als ich dann auch in Wichtringhausen noch einige Zukäufe machen mußte, erhielt ich allerdings die Majorität in der Gemeindeversammlung. Ich kam aber damit vom Regen in die Traufe. „Dat Amt schall't maken, de Kommischon schall komen,"

schrieen die Bauern und die Gemeindeversammlung trennte sich bei wichtigeren Fällen gewöhnlich resultatlos.

Auch die Behörden hatte ich fast regelmäßig gegen mich. Gewiß hat man uns mit Absicht nicht Unrecht thun wollen. Aber man sah in uns Gutsbesitzern nur ein widerhaariges Element, das sich in die modernen Verhältnisse nicht finden wolle und mit unberechtigten Prätensionen hervortrete. Dabei spielte auch hier die Tagespolitik mit. Will man gerecht sein, so muß man durchaus anerkennen, daß der Herr Geheime uns hannöverisch gesinnten Gutsbesitzer polizeilich nicht behelligt hat. Ich persönlich war nicht ohne Verständnis für ihn. Mein Onkel Langwerth hatte mir den altliberalen Herrn stets gerühmt und in seinem Verkehr sowohl mit den Bauern als in der ruhigen Art, wie er die Amtsversammlung leitete, lag etwas, was mir imponirte. Aber schon seine Bauernfreundlichkeit brachte ihn in einen Gegensatz zu uns Gutsbesitzern. Als ich ihm einst erklärte, daß ich das durch die Ablösungen meiner Familie Abhandengekommene durch Zukäufe wieder ersetzen wolle, lächelte er und schwieg. Es war ersichtlich, daß ich ihn dabei innerlich gegen mich haben würde. Dabei lief gewiß auch bei diesem tüchtigen Mann — unbewußt — die Tendenz mit unter, unsere Bauern, welche man trotz Allem fürchtete, auf die preußische Seite zu ziehen und von uns zu trennen. Weit schlimmer waren andere aus Preußen importirte Beamte, die es direkt auf eine politische Agitation zu Gunsten der Preußen absahen. „Fragt doch Eure Großväter," sollte ein junger Beamter den Bauern bei den Wahlen gesagt haben, „die werden es Euch erzählen, daß die Bauern früher die Jagdhunde der Edelleute waren." Von solchen Dingen hatten unsere Bauern nun freilich nichts gehört. Aber wer will den Einfluß ermessen, den Worte dieser Art ausüben? In Gegenwart eines meiner Freunde hatte ein Beamter noch Schlimmeres gesagt.

Leugnen will ich nun wieder nicht, daß ich nicht immer vorsichtig auftrat. Es saß mir vom Rheingau her die Opposition gegen die Beamten im Blut. Aber ich kam damit in

Hannover noch weit weniger als im Rheingau durch. Schließlich platzte ich einmal heraus: am Rhein hätte ich mit allen möglichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, aber nun sei es hier in Hannover noch schlimmer. Von da an hatte ich es mit den meisten dieser Herren verschüttet; und die Sache gestaltete sich nicht günstiger, als ich in einer Schöffengerichtssache meine und meiner Frau Vertheidigung selbst übernahm. Zudem war der Gegensatz zwischen den Beamten und Gutsbesitzern nicht blos ein politischer und sozialpolitischer, sondern auch geradezu ein gesellschaftlicher. In den allerkleinsten Dingen gab es oft endlose Weitläuftigkeiten, die in der freien Bewegung hemmten, ohne irgend einen positiven Nutzen zu schaffen. Oft brach ich bei solchen und ähnlichen Dingen in die Goetheschen Worte aus: „Den schlepp ich durch des Lebens Unbedeutendheit; er soll am Schaalen zappelnd kleben". Die Stunden, die ich in den s. g. Terminen zubringen mußte, waren für mich meistens recht unbehaglich.

Man wird vielleicht fragen, ob ich nach dem Frieden von 1871 von einem politischen Druck im eigentlichen Sinne etwas verspürt. Auch daran fehlte es nicht. Ein ganz eigenartiges Element waren z. B. die Gendarmen, die auch selbständig vorzugehen in der Lage waren und von ihrer Oberbehörde besondere Instruktionen erhielten. Ich fühlte mich stets von ihnen beobachtet. Es ist bald nach dem französischen Kriege vorgekommen, daß einer derselben mein damals etwa sechsjähriges Söhnchen auszufragen suchte. Der Kanzelparagraph führte sie auch als Aufpasser in die Kirche. Was sie sich bei den Wahlen herausnahmen und welche Rolle sie bei denselben spielten, ist nicht zu sagen. Die Furcht, die unser Landvolk vor den Gendarmen hatte, war größer, als die vor dem Amts- oder Kreishauptmann. Untersuchungen gegen Gendarmen aber, bei denen es meistens zu keiner Vereidigung kam, lieferten wegen der übergroßen Aengstlichkeit der Zeugen fast nie ein Resultat und der betreffende Gendarm wurde nachgehends wohl noch gar belohnt. Größere Gewaltakte kamen nach 1871 allerdings kaum mehr vor. Wie es aber im Kleinen herging, bewies schon die Post. Lange

Jahre hindurch waren die Briefe, die ich aus dem westlichen Europa oder Amerika erhielt, meistens erbrochen. Das Gleiche galt während der Wahlzeit von fast allen Packeten.

Das Schlimmste lag in Dingen solcher Art aber nicht, sondern in dem indirekten Druck, der auf allen Verhältnissen lag. Wo nur einer im Geringsten von dem Staat als solchem abhängig war oder etwas von diesem begehrte, da war er wegen des Einflusses, den seine Gesinnung auf die Geschäfte haben könnte, besorgt; und es war nur menschlich, wenn dabei die Besorgniß über das Ziel hinausschoß.

Natürlich versuchte ich es, all diesen Dingen gegenüber in doppeltem Maße mich in ein Gemüthsverhältnis zu den Bauern zu setzen. In Wichtringhausen war dies ganz besonders schwer. Einiges habe ich schon angedeutet. Jene Klasse des mittleren Bauernstandes, auf die es für die selbstthätige Leitung der Gemeindeangelegenheit ankam, fehlte hier so gut wie ganz. Mannigfache, aus der Vergangenheit überkommene Verhältnisse bedurften einer definitiven Regelung und führten zu steten Conflikten. Es hat zwanzig Jahre bedurft, ehe ich in Wichtringhausen Fuß zu fassen vermochte und es ist mir dies merkwürdiger Weise erst zu einer Zeit gelungen, wo ich des Reichstags wegen einen sehr großen Theil des Jahres nicht anwesend war und mich auch zur Zeit meiner Anwesenheit nur oberflächlich mit den dortigen Angelegenheiten beschäftigen konnte.

Gern gebe ich auch zu, daß ich in jener ersten Zeit die Sachen zu sehr forciren wollte. Es wird jeder, der sich, aus der Fremde kommend, auf das Land begibt, zunächst mit Mißtrauen empfangen werden und im geistigen Sinne Spießruthen laufen müssen. An der Spitze der Opposition stand in Wichtringhausen damals regelmäßig ein tribunus plebis und wenn dieser starb oder verzog, so trat ein neuer an seine Stelle. „Hütet jück vor'n Edelmann" war auch hier die Parole. Gerade einem solchen Tribunen gegenüber beging ich einst eine Unvorsichtigkeit, indem ich gelegentlich eines politischen Vorkommnisses allzu schroff gegen ihn auftrat. Er ward seitdem mein erklärter Feind und hat mir viel geschadet, da er neben

seinem Handwerk einen Holzhandel betrieb und dadurch umherkam.

Günstiger gestalteten sich die Verhältnisse gleich von Anfang an zu den Bauern in den benachbarten Ortschaften. Trotz der Zersetzung, die das Volksthum meiner Gegend bereits ergriffen hatte und das durch die Nähe einer großen Stadt befördert wurde, lernte ich doch eine ganze Reihe Bauern von altem Schrot und Korn kennen, die Charakterfiguren im Sinne Riehls waren und politisch durchweg auf unserer Seite standen. Finanziell ging es Allen so gut, daß die Frage nur die war, ob auch ihre Kinder Bauern bleiben würden. Mit mehreren von ihnen verband mich ein Verkehr, den ich einen wirklich freundschaftlichen nennen möchte. Ja, dieser Verkehr mit den Bauern ist für mich und meine Kinder von Bedeutung und Segen geblieben. In vielen Fällen ereignete sich im Laufe der Zeit aber doch etwas, das uns ein wenig trennte.

In mancher Beziehung erleichterte mir die Politik das Verhältniß zu den Bauern der Umgegend. Aber auch diese Sache hatte ein Aber. Die „lateinischen Bauern“ oder „Oekonomen“ waren durchweg Nationalliberale. Es lag dies schon in dem schrofferen Gegensatz, in dem sie zu dem Adel standen; wie denn Riehl darauf hingewiesen hat, daß der Adel keinen größeren Feind habe, als eben diese lateinischen Bauern. Dazu kam dann die Lektüre der liberalen Zeitungen und der Verkehr mit den städtischen Kreisen, in die sie langsam übergingen. Bei diesen „Oekonomen“, deren Bildungsgrad und Werth übrigens ein unter sich sehr verschiedener war, begann die politische Agitation der Gegner stets zuerst. In gewissem Sinne standen sie aber doch noch innerhalb des Bauernstandes und sie wurden durch zahlreiche Fäden mit diesem verknüpft. Die Rückwirkung auf die mittleren Bauern konnte nicht ausbleiben. Noch im Jahr 1869 hatte mir ein solcher gesagt, nur diejenigen seien gegen uns und unsere hannöversche Sache, welche keine Bauern mehr sein wollten. Allmählich aber kam es anders. Je reicher ein mittlerer Bauer wurde, je mehr wünschte er es mit den „Oekonomen“ zu halten; und dazu kam der langsame Einfluß

des Amts. Auch gab es einige Orte mit besonders fruchtbarem Boden, die seit lange der Aufklärung huldigten und sich von vornherein auf die preußische Seite gestellt hatten. Solche Elemente entfremdete ich mir natürlich durch mein politisches Auftreten in doppeltem Maße.

Doch ich will hier die schon allzu lange Abschweifung über die ländlichen Verhältnisse meiner speziellsten Heimath beendigen. Man wird fragen, ob ich für diese Dinge einen Ersatz in dem gesellschaftlichen Leben derjenigen Kreise fand, zu denen ich gehörte. Ich kann dies auch nur in bedingtem Maße bejahen. Gewiß: ich habe mir eine Reihe von neuen Freunden vor und nach dieser Zeit in Hannover erworben und mein Herz gehört diesen in Wahrheit. Aber es wird immer ein bedenklicher Weg sein, wenn man von dem Ideal ausgeht und erst nachträglich die Wirklichkeit kennen lernt. Onkel Friedrich hatte bei meinen hannöverschen Absichten immer Bedenken gehegt und die Verschiedenheit meiner Natur von der über Niedersachsen und vor Allem über dessen Kernland Hannover lagernden geistigen Atmosphäre betont. Als ich die Fäden wieder anzuknüpfen suchte, die meinen seligen Vater einst mit dem Lande verbunden hatten, zeigte es sich, wie sehr diese doch in 32 Jahren abgerissen waren. Den alten Freunden meines Vaters gelang es mir nicht näher zu treten. Ja, ich kannte sie zum Theil kaum; und auch mein trefflicher Onkel vermochte mir bei seiner zurückgezogenen Lebensweise nach dieser Seite hin nur einen geringen Stützpunkt zu gewähren. Immer mehr aber zeigte es sich, daß diejenige hannöversche Art, die mich eigentlich nach Hannover gezogen hatte und die ich in meinem Vater verkörpert fand, im Aussterben begriffen war. Damit ging in gewissem Sinne der Faden für mich verloren, der mich seit meiner Kindheit mit dem Lande meines Vaters verbunden hatte; und da zeigte es sich nun, wie viel mir noch fehlte, um das zu werden, was ich zu werden wünschte. Ich wollte wohl auch hier zu rasch warm werden und das Detail der Verhältnisse war mir doch kaum halb bekannt. Gemeinsame Interessen mußten sich erst allmählich herausbilden. Schon daß ich kein Reiter und

Jäger, war ein Mangel. An den Bällen nahm ich fleißig Theil und habe auch in einem Alter noch viel getanzt, wo man dies nicht gerade zu thun pflegt. Aber je mehr sich die Erregung der Jahre 1866 und 67 legte, um so mehr mußte das, was mir fehlte, hervortreten. Zum Theil lasteten auch noch die Erfahrungen meiner Auditorenjahre auf mir: sie vermehrten meine Befangenheit und schwächten bei den kleinen Dingen meine Zuversicht. Das Resultat war auch jetzt, daß ich meine eigentlichen Gedanken mehr und mehr in mich verschloß und dadurch äußerlich und mehr noch innerlich in eine schiefe Lage gerieth. Meine entschiedene Gesinnung hatte mir zunächst die Wege geebnet. Nun aber stand sie mir auch im gesellschaftlichen Verkehr mehr im Wege, als daß sie mich gefördert hätte. Da ich nicht zum Provinziallandtage wählen wollte, so kam ich auch nur ungern zum Rittertage; und es mußte dies, da ich mit dem eigentlichen Grund den Meisten gegenüber zurückhielt, als Mangel an Interesse ausgelegt werden. Vielleicht wird man sagen können, es sei verkehrt von mir gewesen, daß ich an meinem Standpunkte vom 7. November 1866 mit solcher Zähigkeit festhielt. Dies war ja aber nun wieder ein Verhängniß, daß ich die auf die Annexion folgenden ersten zwei Jahre doch nur zum geringsten Theil in Hannover verlebt hatte und daß die Haltung der Partei, ja diese selbst innerhalb dieser Zeit eine andere geworden war. Ich hätte mich selbst aufzugeben geglaubt, wenn ich von der Position des 7. November irgend etwas aufgegeben hätte. Bei keiner Sache trat die schiefe Stellung, in die ich allmählich gerieth, deutlicher hervor, als in einer gesellschaftlichen Frage sehr untergeordneten Ranges, der aber für die politischen Verhältnisse eine gewisse Bedeutung innewohnte. Nach der Annexion und noch mehr nach dem 7. November 1866 hatten sich die guten hannöverschen Häuser den preußischen Offizieren verschlossen. Daß man dieselben in Civil empfangen wollte, war eine Concession. Ich fand dies Alles vor, als ich nach Hannover übersiedelte und erinnere mich sehr gut, daß mir dies Alles unerwartet kam. Aber ich hatte mich dem, was ich vorfand, angeschlossen und, wie es bei dem

aus der Fremde Kommenden wohl nicht unnatürlich war, das Ueberkommene penibler beobachtet als die meisten Einheimischen selbst. Ja, ich hatte dann auch dies in ein System gebracht und es, wie das meine Hamburger Aeußerung gezeigt, zu einem Kampfmittel zu machen gesucht. Leugnen ließ sich nicht, daß auch die gesellschaftliche Scheidung von den Preußen die Bedeutung eines Protestes haben konnte. Es hing mit dieser gesellschaftlichen Abschließung zusammen, daß die Gutgesinnten ihre Söhne meist nur in Sachsen dienen ließen.

Frühe aber schon zeigten sich Schwierigkeiten. Es gab allerhand Gründe, die Einzelne ihre Söhne doch in die preußische Armee eintreten zu laßen veranlaßten. Der Dienst in Sachsen galt im Allgemeinen für theuer und die Söhne waren dort weiter entfernt als in mancher preußischen Garnison. Sollten ferner z. B. die oldenburgschen und mecklenburgschen Truppen als preußische gelten und war der Dienst in Sachsen so etwas ganz Anderes als in Oldenburg und Mecklenburg? Die weniger entschieden Gesinnten drängten nach dieser Richtung und vertraten ihre Sache mit Wärme. Es kam, wie sich denken läßt, zu persönlichen Reibungen; und die Sache ward für mich um so peinlicher, als sich der oben genannte Oberappellationsrath von Lenthe in dieser Sache zur entgegengesetzten Auffassung bekannt hatte. Aber hätte ich etwa nachgeben sollen? Ich gestehe, daß ich es unmittelbar nach dem Kriege von 1870/71 gegen einen Gesinnungsgenossen ausgesprochen habe, es werde sich die strenge Scheidung von den Preußen nun nicht mehr aufrecht erhalten lassen. Aber dieser hatte mich festgehalten. Einzelne Ausnahmen, hatte er gemeint, seien ja doch immer vorgekommen und im Ganzen und Großen werde sich das System ebensogut wie bis dahin aufrecht erhalten lassen. Und zuletzt konnte ich mich nach Allem, was geschehen, doch nicht entschließen, den Protest hier aufzugeben. Wo konnte ein solches Zurückweichen nicht hinführen? Jedenfalls wollte ich Keinem an wirklicher Entschiedenheit nachstehen und hielt das auch für ein Gebot meiner Lage. Kurz, ich ließ mich weiter treiben. Der Streit ist bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz geschlichtet

und hat außerordentlich viel kleine Schwierigkeiten im geselligen Leben für mich zur Folge gehabt.

Man verzeihe mir wieder, daß ich dies Alles offen sage. Aber alle diese Dinge haben auf meine politischen Erlebnisse zurückgewirkt. Auch hier wieder liegt es für mich nahe, die kindlichen Erfahrungen des Jahres 1846 zum Vergleiche und zur Erklärung heranzuziehen. Wenn ich die Erinnerungen aus den 70er Jahren an mir vorüberziehen lasse, so sind es Kreise der hannöverschen Geistlichkeit, bei denen meine Erinnerung verweilt und die am stärksten auf mich eingewirkt haben. Es ist, als wenn der Einfluß meiner Mutter unbewußt nachgewirkt hätte und als wenn ich trotz Allem aus dem Bannkreis ihrer Ideen und Lebensgewohnheiten nicht habe herauskommen sollen. Unser Seelsorger, Pastor Fromme zu Hohenbostel, war eine einzig dastehende und in seiner Art großartige Persönlichkeit. Ich muß es aussprechen, daß ich niemals Predigten gehört habe, die ich an Kraft und innerer Wahrheit den seinigen hätte gleichstellen können. Schon die Gesammterscheinung des nicht großen Mannes hatte etwas ungewöhnlich Imponirendes, man hätte sagen können Bischöfliches, wenn dafür der Eindruck nicht doch wieder ein zu einfacher gewesen wäre. Das Gesicht zeigte feine, geistreiche Züge, die aber andererseits den Eindruck hervorriefen, daß Pastor Fromme innerlich viel durchgemacht habe, was er der Welt nicht zeigen wolle. Offenbar war er von Haus aus ein äußerst beweglicher und leidenschaftlicher Mensch, hatte sich dann aber später bezwungen und innere Ruhe in Gott gefunden. Als Produkt seiner Kämpfe war eine eigenthümliche Abgeschlossenheit und Verschlossenheit übrig geblieben.

Ueber sich sprach er niemals. Seinen Kindern war er trotz seines warmen Herzens zunächst der strenge Vater. Seinen Vorgesetzten gegenüber vertrat er mit einer gewissen Unbeugsamkeit die Würde seines Amts. In Pastorenversammlungen kam er selten und er pflegte dann wohl schweigend und die Arme untergeschlagen an einem Fenster zu stehen, sodaß den wenigsten seiner Amtsbrüder Frommes ganze Bedeutung zum Bewußtsein

gekommen ist. Mit theologischen Studien beschäftigte er sich in den Jahren, wo ich ihn kennen lernte, nicht mehr. Die Theologie war ihm ein abgeschlossenes Gebiet und er schöpfte gerade darum aus der Religion seine Kraft. Wie groß seine geistige Befähigung war, zeigte aber schon die Leichtigkeit, mit der er sich in die verschiedensten Zweige historischer Forschungen hineinzuarbeiten verstand. Er hatte eine Flurgeschichte seines Kirchspiels den Amtsnachfolgern hinterlassen wollen. Als ich ihm Pergamenturkunden des 14. und 15. Jahrhunderts aus meinem Archiv zum Entziffern gab, machte er sich mit einem wahren Feuereifer über diese her und brachte in der Hauptsache eine, wie es sich später herausstellte, richtige Entzifferung zu Stande. Dann griff er zu den germanistischen Büchern meiner Bibliothek und lebte eine Reihe von Jahren in den Schriften von Grimm. Selbst Grimm's Grammatik wurde von ihm bewältigt. In den letzten Jahren beschäftigte er sich mit einem Idiotikon für das Calenbergische. Zuweilen waren seine Auffassungen in diesen Dingen von vorgefaßten Meinungen eingegeben. Im Ganzen und Großen traf er aber auch hier das Richtige. Für unser Volksleben in seinen Glanz- und Schattenseiten hatte er das tiefste Verständniß.

Im Kreise guter Bekannten war Pastor Fromme ein heiterer Gesellschafter. Theologische Gespräche mußte man dagegen nicht von ihm erwarten und er hat z. B. meine Mutter hierin gelegentlich enttäuscht. Stand er aber auf der Kanzel, so war Pastor Fromme ein ganz anderer Mann. Die Bedeutung seiner Predigten lag in ihrem psychologischen Charakter. Sobald sie dogmatisch wurden, verloren sie an Kraft. Nie aber ist mir ein feineres Verständniß des menschlichen Herzens entgegengetreten. Alles, was Pastor Fromme die Woche gegenüber bewegt und was er krampfhaft in sich verschlossen hatte, fand Sonntags in der Predigt seinen Ausdruck. Man konnte das, was er sagte, Selbstbekenntnisse im Goethischen Sinne nennen: so selbstempfunden war Alles. Seine Worte waren auch für den gemeinen Mann durchaus verständlich; und ich hatte trotzdem oft das subjektive Gefühl, daß sie gerade an mich gerichtet

seien. Auf innere Zweifel hat er mir, ohne daß er es wahrscheinlich wußte, gar manchmal durch seine Predigten geantwortet. Unvergleichlich war er in den kurzen Nekrologen, die er den Verstorbenen von der Kanzel widmete.

Da er durchaus hannöverisch gesinnt war, so gerieth er, und zwar nicht ganz ohne seine Schuld, in Folge des Kanzelparagraphen in eine Untersuchung. Ein Schullehrer, dem Fromme allerdings zu schroff entgegengetreten, hatte ihn angezeigt. Der Gendarm des nächsten Fleckens erschien in der Kirche und es bildete sich eine Verschwörung von Aufpassern. Niemals waren aber Frommes Predigten großartiger als gerade in jener Zeit. Furchtlos trat er den Intriguen entgegen. Ja, er steigerte sich noch und ging bis an die äußerste Grenze des vor dem Gesetze nicht Strafbaren. Recht wie ein Streiter Gottes erschien er in jenen Wochen, ehe er sich vor dem Obergerichte zu verantworten hatte. Die Erregung in der Gemeinde wuchs. Zahlreiche Menschen begannen nun über den Pastor zu klagen. Es wäre seines Bleibens schwerlich gewesen, wenn er verurtheilt worden wäre. Das gerichtliche Ergebniß konnte zweifelhaft sein; und es war bekannt, daß in solchen politischen Prozessen auch hannöverisch gesinnte Richter vermöge einer gewissen Befangenheit oft — sehr strenge Urtheile fällten. Aber wie ein König stand Fromme vor seinen Richtern und sprach mit einer Klarheit und Sicherheit, die alle, die ihn hörten, in Erstaunen setzte. Diese Haltung und die Wahrhaftigkeit, die in jedem seiner Worte lag, imponirten dermaßen, daß er frei gesprochen wurde. Jetzt hatte er auch in der Gemeinde gesiegt. Die Haupträdelsführer hatten es mit der öffentlichen Meinung des Kirchspiels jetzt so verdorben, daß ein Spottgedicht auf sie gemacht wurde. Die Helfershelfer suchten sich aus der Sache herauszuwickeln. Frommes Autorität war von diesem Augenblick an fest gegründet.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, welche Bedeutung dieser schlichte Mann für mich gewann. Schon unsere Studien hatten uns zusammengeführt. Der glückliche Ausgang des Prozesses befestigte auch meine Stellung. Es ist nicht zu sagen, zu welchem

Segen Fromme für meine Kinder geworden ist. Ich werde es nie vergessen, wie er auf der Kanzel stand: das Sammtkäppchen auf dem Haupt, die Züge von einem edlen, männlichen Feuer verklärt und doch einfach in jedem Wort, ohne jedes falsche Pathos. Wie ergreifend war der Klang seiner Stimme, wenn er statt der Gemeinde den Einzelnen mit den Worten „liebe Seele“ anredete!

Sehr verschieden, im letzten Effekt aber doch ähnlich war der Einfluß, den ein junger Theologe auf mich gewann, der als Hauslehrer meines ältesten Sohnes im Herbst 1871 in mein Haus trat. Es war dies Herr Georg Haccius, der zugleich mein Sekretär ward und noch heute zu unseren treuen Hausfreunden gehört. Er ist jetzt zweiter Direktor der Missionsanstalt in Hermannsburg und hat sich durch eine Missionsreise nach dem östlichen Süd-Afrika später hervorgethan und diese selbst in einer höchst lesenswerthen Schrift beschrieben.

Haccius gewann für die Germanistik ein Interesse in meinem Hause und ich wurde durch ihn auf die Schriften von Max Müller aufmerksam gemacht, durch deren Studium ich an meine mythologischen Rinteler Arbeiten wieder anknüpfte.

Georg Haccius' Vater war Pastor in dem als Scharnhorsts Geburtsort bekannten Bordenau. In meiner Lüneburger Zeit hatte ich ihn als Prediger kennen lernen und ihn dann als Patronatsherr zu der Bordenauer Stelle präsentirt. Aber erst durch den Sohn trat ich in eigentlich nähere Beziehungen zu ihm und seiner braven Familie. Das Pfarrhaus in der Leineebene war in seiner Art wieder ein rechtes Idyll und ich wurde bald in demselben heimisch.

Noch eine dritte Pastorenfamilie, mit der wir in jenen Jahren verkehrten, möchte ich hier nennen. Es war dies die der Wittwe des früheren Pastors zu Hohenbostel. Mutter und Töchtern verdanken wir manchen gemüthlichen Abend, wie wir denn auch gemeinsame Lektüre mit einander trieben. Besonders hervorheben möchte ich die Uebersetzung des herrlichen Beowulfliedes, die wir auf Pastor Frommes Anregung und in seiner Gesellschaft mit ihnen lasen.

Alle diese Familien wirkten in der wohlthuendsten Weise auf mich. Auch trat ich für die Selbständigkeit der hannöverschen Kirche und deren Recht mit Wärme und aus Ueberzeugung ein. Dem orthodoxen Dogma als solchem brachte mich aber auch mein Verkehr mit ihnen innerlich nicht näher. Ich suchte mich noch immer zu demselben zu zwingen und glaubte oft, daß es mir gelungen sei. Aber schon die von meinen mythologischen Studien her mir zur Natur gewordene Betrachtungsart und die historische Forschung überhaupt standen im Wege und machten mich oft sehr unglücklich. In einem Vortrag, den ich in jenen Jahren zu Wiesbaden hörte, fühlte ich mich von dem Satze getroffen, daß das Innere von uns Gebildeten allen ein Schlachtfeld des Alten und des Neuen sei.

Mein Familienkreis hatte sich inzwischen erheblich vergrößert. Ein zweiter Sohn, der mir noch in Eltville geboren, war dort nach einem halben Jahre wieder gestorben. In Wichtringhausen folgten aber dann noch zwei Söhne und eine Tochter. Ich beschäftigte mich, so viel ich irgend konnte, mit meinen Kindern. Es ist schon angedeutet worden, wie der alte Onkel mich bei der Erziehung unterstützte. Für meine Thätigkeit zum Besten der Familie hatte er weit mehr Interesse, als ich irgend erwartet hatte. Es war bewundernswürdig, wie er sich darein fand, wo ich an dem von ihm Geschaffenen änderte. Seitdem ich eine selbständige politische Richtung verfolgte und nach Außen vertrat, hatte des Onkels Einfluß auf mich zunächst abgenommen. Stets brachte er mir aber ein relatives Verständnis entgegen. Das Verbindende war das uns gemeinsame deutsche Gefühl und die Liebe für das Einfache und Natürliche. Auch in politischen Dingen gab der Onkel mir in der selbstlosesten Weise seinen Rath, und ich habe mich, da er politischen Blick besaß, stets wohl dabei befunden, wenn ich ihm folgte. Es wurde ihm seine etwas eigenthümliche Rolle dadurch erleichtert, daß die Cousine Adolphine von Ahlefeldt sehr entschieden zur hannöverschen Sache hielt. Wie bildend der Gedankenaustausch mit dem Onkel für mich war, versteht sich von selbst. Ich bestrebte mich immer mehr,

meinen politischen Gedanken eine Form zu geben, die sie den Gegnern wenigstens verständlich machte.

Mein Hauptaugenmerk war jetzt freilich die Regelung der Familienverhältnisse. Während des Krieges von 1870 hatte ich mich wieder mit meinem Testament beschäftigt. Die alten Familienverträge wurden studirt, um im Einklang mit diesen zu handeln. Das Ganze wurde dann einem Advocaten zur Bearbeitung übergeben und so das Werk dann endlich zu Stande gebracht. Das Wichtigste war, daß im Anschluß an dies Alles die hannöverschen Güter als Stammgut eingetragen wurden. Da der Erlös der 68er Weine mir wieder ein Kapital in die Hand gab, so baute ich nun auch noch die Dachetage in Wichtringhausen aus. Auch gelang mir die Erwerbung eines neuen Waldcomplexes. Von Wichtigkeit war es mir, daß ich bei dieser Gelegenheit eine Verbindung zwischen dem alten Gute Wichtringhausen und dem 1862 neu erworbenen herstellte. Besonders beschäftigte ich mich mit meiner Forst. Es gelang mir, deren Kultur in Gang zu bringen und geeignete Männer dafür zu finden. Daneben wurden Gartenanlagen gemacht und es fehlte nicht an Landschaftsgärtnerei. Wie in Eltville, so strebte ich auch hier nach einem ganz bestimmten Ideal und nach einer gewissen Uebereinstimmung beider Güter. Alles gewährte mir unendliche Freude.

Aber die Hauptsache blieb doch die Bewirthschaftung des Ackerguts; und hier stand ich wieder vor einer Frage. Ich war im Herbst 1871 achtunddreißig Jahre alt geworden. Wie sollte es mir nach allen Antecedentien möglich sein, noch jetzt ein Landwirth zu werden? Wo sollte ich auch nur dazu die Zeit bei allen meinen anderweitigen Beschäftigungen und Plänen hernehmen? Und auf welchem Wege sollte ich mir das, was zu einem Landwirth erforderlich ist, noch einigermaßen aneignen? Auch hier stand es mir im Wege, daß ich nie gelernt hatte, mich mit dem Detail zu beschäftigen, und daß ich stets nur die Spitzen der Dinge zu erfassen gewohnt war. Ich sollte jetzt von meinen Inspektoren lernen und ihnen doch zugleich befehlen. Es wird hierin stets ein Widerspruch liegen, der nur unter

besonders günstigen Verhältnissen ausgeglichen werden kann. Das Gut war nach den Begriffen der älteren Zeit in bestem Zustande und namentlich befand sich ein vortrefflicher Stamm von Tagelöhnern und Dienstboten auf demselben. Eine große Schwierigkeit bildete aber von vornherein der Verkehr mit den Inspektoren. Denn auch hier sind die Verhältnisse in Hannover seit 1848 schwieriger geworden. Da ich mir sagen durfte, daß ich meinen hannöverschen Sitz zu einem völlig anderen gemacht hatte, so mußte ich zufrieden sein, wenn auf dem Gute Ordnung herrschte und wenn ich — geringe, aber sichere Erträge von demselben erhielt.

Glücklicher war ich in meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen. Merkwürdiger Weise hatte mein Augenleiden in dieser Beziehung eine beruhigende Wirkung auf mich ausgeübt. Ich mußte mir jetzt Grenzen stecken und konnte nicht mehr ins Ungemessene nach allen Stoffen und Aufgaben greifen. Von meinem umfassenden Plan einer deutschen Specialgeschichte war schon um 1872 nicht mehr die Rede. Nach der Beendigung meines Buchs hatte ich mich wieder der Familiengeschichte gewidmet. Meine Schwester Klinggräff ist es dann gewesen, die bei mir den Ausschlag in betreff meiner ferneren Studien gab. Ich entschloß mich, zunächst einmal die auf die 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts und die österreichischen Kämpfe jener Jahre sich beziehenden Theile meines ersten Manuskripts zu behandeln, welche ich auf Vivenots Rath zurückgelegt hatte.

Einmal mit diesem Gegenstand beschäftigt, suchte ich mir auch einen noch weiteren Ueberblick über die österreichische Geschichte zu verschaffen. Namentlich Arneths Schriften wurden mit Interesse von mir gelesen. Daneben wandte ich mich auch wieder den Rankeschen Werken zu. Seine französische und englische Geschichte gewährten mir eine große Anregung und schwebten mir im Stillen als ein freilich sehr fernstehendes Ideal vor. Für die 90er Jahre wurde mir in sachlicher Hinsicht Hüffer maßgebend. Bis zum Spätherbst 1879 brachte

ich so wieder ein Manuskript zu Stande, das ein halbes Jahr später unter dem Titel „Österreich und das Reich im Kampfe mit der französischen Revolution“ *) erschienen ist. Zunächst sollten die Anfänge der Rechtszerstörung innerhalb Deutschlands nachgewiesen werden, wie diese sich als die Folge der französischen Revolution ergaben. Dann ist das Buch zu einem Bilde des gesammten Revolutionskrieges ausgewachsen.

Leider war es zu lang und zu weitschweifig geworden und man hat vielleicht nicht ohne Grund hervorgehoben, daß die von mir benutzte Litteratur doch noch nicht umfangreich genug sei. Im Grunde war es eine neue Bearbeitung und Emendirung der Werke des Freundes Vivenot. Aber ich hatte überall in der eingehendsten Weise auf die entgegenstehenden Ansichten von Sybel und Häusser Rücksicht genommen.

Dies zweite Buch hat eine weit geringere Beachtung als mein erstes gefunden und trug mir einige scharfe Recensionen ein. Dennoch habe ich in demselben einen Fortschritt erblickt. So auffallend es angesichts der an einigen Stellen gebrauchten Ausdrücke klingen mag, so ist es mir doch nicht zweifelhaft, daß das Resultat meiner Forschung eine um ein Geringes mildere Beurtheilung der preußischen Handlungsweise in den 90er Jahren war. Subjektiv erscheint mir wenigstens heute Manches, was preußischer Seits geschah, entschuldbar. Die Fehler liegen meist weiter zurück und wurzeln in der Fridericianischen Zeit. Vor Allem haben doch diejenigen Ideen das Vordringen der französischen Revolution begünstigt, die damals von Neapel bis Holland, Hamburg und Berlin die Gebildeten beherrschten. Man kann kaum einen Brief, geschweige denn ein Buch aus jener Zeit in die Hand nehmen, ohne daraus zu ersehen, daß die

*) „Österreich und das Reich im Kampfe mit der französischen Revolution. Von 1790 bis 1797.“ Von H. Freiherrn Langwerth von Simmern. Berlin und Leipzig bei E. Bidder. 1880. Da das Buch zu umfangreich gerathen war, so ließ ich auch noch einen kleinen Auszug aus demselben erscheinen, dem namentlich die Charakterschilderungen einverleibt wurden.

Tendenzen, welche in Frankreich den Sieg errangen, der Grundlage und der Hauptsache nach gerade von den edleren und hervorragenderen Deutschen mit wenigen Ausnahmen, zu denen eben Goethe gehörte, getheilt wurden. Fast auf allen Thronen saßen damals milde und dem Fortschritt nur zu sehr geneigte Fürsten; und wenn man trotzdem schon in den 70er und 80er Jahren von Tyrannen träumte und über dieselben deklamirte, so begreift man die Atmosphäre, in der das Extrem eines Danton und Robespierre in Frankreich aufkommen konnte und wie hülflos die Deutschen der französischen Revolution gegenüberstanden. Es ist ein alter Satz, daß ein Volk mit den Waffen besiegt wird, wenn es vorher durch die geistigen Waffen des Feindes besiegt worden ist.

Indirekt hängen diese revolutionären Ideen auf's Innigste mit der französischen Philosophie des vorigen Jahrhunderts und darum auch mit dem Fridericianismus zusammen. Wenn ich aber z. B. dem deutschen Herzen König Friedrich Wilhelms II. Gerechtigkeit zu Theil werden ließ, so entsprach dies genau der Anerkennung, die ich in meinem ersten Buch der würdigen Haltung des Königs und späteren Kaisers Wilhelm Benedetti gegenüber gezollt hatte; und ich glaube in beiden Fällen richtig geurtheilt und richtig gehandelt zu haben. Gerade die ghibellinische Gesinnung König Friedrich Wilhelms II., an der Sybel offenbar Anstoß nimmt, forderte eine Anerkennung von meiner Seite. Nichts hat mich denn auch mehr gefreut, als die freundliche Beurtheilung des Buchs, die mir wieder der Preuße Gauvain aussprach; und sie wäre nicht möglich gewesen, wenn er nicht ein Streben nach Gerechtigkeit darin gefunden hätte.

Für mich persönlich war diese Arbeit jedenfalls von großer Bedeutung. Es war dies doch endlich einmal die geistige Anstrengung, nach welcher ich mich sehnte. Völlig überwunden habe ich die alten Mängel freilich auch damals nicht. Ich wußte die mir eigenthümlichen Ideenproduktion nicht genügend mit der Arbeit zu verbinden. Ich haftete noch immer zu sehr am

Stoff und die zu große Weitschweifigkeit war eben die Folge davon, daß ich die eigentliche Arbeit nicht mit der Klarlegung der Ideen, sondern mit dem Sammeln begann. Immerhin habe ich aber damals doch endlich arbeiten gelernt und ich kann nicht sagen, wie wohl mir dies that. Es hat mir das das geschichtliche Studium auf der Universität ersetzt. Mein Urtheil ist dadurch reifer geworden. Ich nehme keinen Anstoß, es auszusprechen, daß das, was ich an Geschichtsphilosophie besitze, großentheils auf dem damaligen Studium beruht. Aus voller Ueberzeugung muß ich die Auffassung Hüffers im Gegensatz zu der von Sybel als die richtige bezeichnen. Auf Schritt und Tritt hatte sich mir ihre psychologische Wahrheit aufgedrängt, während Sybel zu völlig künstlichen Combinationen kommt. Es sind für mich die 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts der Schlüssel für Alles, was seitdem geschehen ist. Ich komme meinen im preußischen Lager stehenden Freunden und Bekannten gegenüber, wenn es sie auch etwas verdrießt, beständig auf dieselben zurück; und es versteht sich von selbst, daß von diesem Standpunkte aus die Freiheitskriege und die Jahre 1848 und 66 in einem ganz anderen Lichte erscheinen.

Auch während ich an diesem zweiten Buche arbeitete, war meine Verbindung mit Klinggräff fortwährend die regste. Wenn der regelmäßige Vereinigungspunkt in Eltville jetzt auch fehlte, so verging doch kein Jahr, wo wir uns nicht gesehen hätten. 1871 erwiderte ich mit meiner Familie den längeren Besuch, welchen Klinggräff uns im vorhergehenden Jahre mit den Seinigen gemacht hatte; und ich fühlte mich dies Mal weit behaglicher in dem inzwischen vollendeten Pinnower Hause.

Meiner Augen und doch wohl auch meines Gesammtbefindens wegen wurde ich noch in demselben Jahre in die Hochalpen, nach St. Moritz geschickt. Ich hatte von Graubünden nur eine oberflächliche Kenntniß gehabt. Wie erstaunte ich, als ich auf die Spuren einer uralten Kultur und einer untergegangenen Welt stieß! Allerdings war diese Welt keine deutsche gewesen. Aber das deutsche Element war doch schon lange im

fortwährenden Vordringen begriffen. Ich ahnte damals nicht, welche Bedeutung Graubünden einige Jahre später für mich erhalten sollte.

Den Rückweg nahm ich durch Tirol und sah dann die Oberammergauer Spiele. In religiöser Beziehung hatte ich keine Bedenken dabei und ich hegte den Wunsch, daß meine Kinder sie früher oder später auch sehen möchten. In den Aufzügen glaubte ich eine Reihe lebendig gewordener altdeutscher Bilder zu sehen. Der Vortrag aber blieb, namentlich bei den Frauen, hinter meiner, durch Klinggräff etwas hoch gesteigerten Erwartung zurück.

Im Jahre 1874 machte ich mit diesem eine Reise durch Schwaben und das an die Schweiz angrenzende Allemannien. Namentlich das letztere hinterließ mir bedeutende Eindrücke. Leider wurde unsere Reise aber wieder unterbrochen. Ich wurde durch das Schwurgericht plötzlich nach Hannover gerufen. Klinggräff mußte nach Eltville eilen, wo erst seine Tochter am Nervenfieber, sodann aber sein Sohn, seine Frau und schließlich auch meine Mutter an den Masern erkrankt waren. Als Folgekrankheit stellte sich bei meiner Schwester eine Affection der Lungen heraus. Noch im Herbst desselben Jahres reiste sie deshalb auf einige Wochen nach dem Graubündener Luftkurort Davos. Der Aufenthalt war aber leider zu kurz und der Zustand verschlimmerte sich dermaßen, daß sich Klinggräff auf zwei Jahre mit ihr nach Davos zu gehen entschloß. Ich habe ihn dort im Sommer 1875 besucht und dann von dort aus eine Reise durch das südliche Tirol mit ihm unternommen, die uns tief nach Italien und bis Ravenna führte. Es war die letzte Reise, die ich mit Klinggräff machen sollte.

Gleich nach Ostern 1877 begab ich mich meiner Gesundheit wegen zum zweiten Mal nach Davos und ich habe daselbst während der „Schneeschmelze" einige sehr anregende Wochen zugebracht. Klinggräff hatte sich dort einen anregenden Kreis geschaffen. Er kannte von Heidelberg her Herrn Dr. Spengler, der der Entdecker der heilbringenden Wirkung des Davoser Klimas ist und auch als Gründer der Kuranstalt gelten muß. In Heidel-

berg hatten beide verschiedenen Corps angehört. Einst hatten sie in sehr ernstlichem Kampf auf der Mensur mit einander gestanden. Hier aber verband sie eine wachsende Freundschaft, die sich auf die beiden Familien übertrug.

Unter den Uebrigen kamen namentlich zwei Theologen in Betracht: der eine Hauslehrer meines Schwagers, der andere Pfarrgeistlicher in Davos-Dörfli. Ich wurde von der Sehnsucht nach einer besseren Erkenntniß und nach einem klareren Standpunkt in religiösen Dingen getrieben, wie sie mich von Zeit zu Zeit zu ergreifen pflegte, wenn die Beschwichtigungsmethode nicht mehr vorhielt. Deßhalb ließ ich mir von einem der Beiden theologische Bücher empfehlen. Wie erstaunte ich, als mir bei Beiden ganz neue theologische Auffassungen entgegentraten, die ich wohlbegründet nennen mußte! Leider konnte ich nicht so lange, als ich gewünscht hatte, in Davos bleiben, weil Klinggräff mit seiner Familie für den Sommer nach Mecklenburg zog. Im Herbste reiste er noch einmal auf ein halbes Jahr nach Davos zurück. Ich fand mich bewogen, ihm meinen zweiten Sohn mitzugeben und reiste dann, um diesen abzuholen, im Oktober zum dritten Male nach Davos.

Die schönen Herbsttage, welche ich dort verlebte, hatten mir besonders gefallen und ich begab mich nun im folgenden Sommer mit meiner ganzen Familie „nach Davos am Platz". Wir bezogen die von meinem Schwager bis dahin bewohnte und durch die definitive Rückkehr der Familie nach Mecklenburg leer gewordene Villa Maria und traten völlig in dessen Kreis ein.

Vier Monate blieben wir dort. Ich fand Wohlgefallen an der Existenz in diesem Südostwinkel der Schweiz. Das Volk redete deutsch und sollte Einwanderern aus dem Kanton Wallis seinen Ursprung verdanken, während erst einige Stunden südlich die romanische Sprache beginnt. Allerdings kam mir der Typus der Menschen nicht gerade deutsch vor und ich glaubte etwas Nüchtern-Berechnendes in ihnen zu bemerken, wie wir es bei alt gewordenen Völkern finden. Aber die völlig ausge-

gebildete Gemeinfreiheit, die sich seit Alters hier behauptet hatte, machte mir Eindruck. Die Verwaltungsbehörden sowohl als die Richter wurden frei von dem Volke gewählt. Einst tagte in Davos die Landgemeinde, in der die Wahl des Landammanns vorgenommen wurde. Der „Weibel" erschien dabei in einem alterthümlichen Mantel mit den Farben des Zehngerichtsbundes. Die Versammlung fand im Freien auf „dem Platze" vor dem alterthümlichen Rathhause statt. Dieses bot manches historisch Interessante und war von jeher ein Mittelpunkt für die Gegend gewesen. Ich wohnte in demselben später der Synode des Kantons Graubünden bei, vor der auch die jungen Theologen ihr öffentliches Examen abzulegen hatten. Bei allen solchen Gelegenheiten ging es höchst würdig her und das Interesse an diesen Dingen war ein allgemeines. Auch mit politischen Celebritäten des Kantons, die mir in ihrer einfachen, ruhigen Würde gefielen, kam ich gelegentlich in Berührung. Der Kreis, in dem ich in Davos lebte, war dagegen ein vorwiegend reichsdeutscher. Hier in der Fremde, auf neutralem Boden gab ich mich mit der Unbefangenheit meiner Jugend allen neuen Eindrücken hin. Die Erinnerungen an meine Rinteler Zeit wurden noch einmal wieder wach. In religiöser Beziehung erhielt ich jetzt durch den Pfarrer Hauri im „Dörfli" einen bis auf den heutigen Tag nachwirkenden Anstoß im Sinne der s. g. neueren Theologie.

Es war ein liberaler Kreis, der mich umgab, und ich muß nach deutschen Begriffen auch den aus dem Aargau stammenden Pfarrer Hauri dazu rechnen, obwohl er in der Schweiz für einen Konservativen galt. Allerdings wurde nicht viel über Politik gesprochen. Aber auch wo man nicht direkt über die großen Fragen der letzten zwölf Jahre sprach, wurde es mir leicht, den Gedankengang der mich umgebenden Menschen herauszufühlen; und, wenn ich gelegentlich auch einmal heftig wurde, so ist dieser Verkehr doch in der Folgezeit von Bedeutung für mich geworden. Die Einwirkung meines Onkels erhielt hier eine Ergänzung. Es würde mir nicht möglich gewesen sein, die liberalen Männer später in Berlin zu verstehen und ihnen innerlich ge-

recht zu werden, wenn mir nicht ähnlich denkende Menschen im fernen Graubünden entgegengetreten wären. Auch die Stellung, die sich das deutsche Reich im Ausland erworben hatte, ist mir erst in der Schweiz zum Bewußtsein gekommen.

Es war im Frühling 1871 mein voller Ernst gewesen, daß ich mich von dem politischen Leben zurückziehen wollte. Ich wolle mich lieber in eine hannöversche Synode als in eine parlamentarische Körperschaft wählen lassen, habe ich damals gelegentlich geäußert. So sehr fühlte ich mich hors de combat. Und wie sollte dem auch anders gewesen sein? Ich hatte Großes gewollt und war mit allen meinen Hoffnungen gescheitert.

Oder sollte jemand der Ansicht sein, ich hätte es wie so mancher Großdeutsche machen und einfach in das preußische Lager übergehen sollen? Dafür gingen bei mir diese Dinge denn doch zu tief. Dafür waren sie zu fest in mir gegründet. Dafür hingen sie zu sehr mit Allem, was ich im Leben gewollt und geliebt, zusammen. Ich war gegen die Pläne der Gothaer gewesen, weil ich fürchtete, daß der gothaische Bundesstaat zu dem Einheitsstaat führen müsse. Jetzt war nicht bloß der gothaische Bundesstaat hergestellt, sondern in demselben durch die Annexionen das Uebergewicht des preußischen Staats noch um ein Bedeutendes verstärkt worden; und von den verschiedensten Seiten wurde das neue Reich bereits als der deutsche „Nationalstaat", d. h. doch als der Einheitsstaat betrachtet. Sollte es möglich sein, die Eigenarten der Stämme, die eine so große Rolle in meinem Gedankengang spielten, künftighin aufrecht zu halten? Zeigte nicht schon allein das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz, daß man diese Eigenthümlichkeiten dem Princip nach vernichten und Deutschland nivelliren wollte?

Die Entstehung der neuen Verhältnisse war und blieb eine gewaltsame und die Annexionen drückten ihnen noch obendrein einen recht bedenklichen Stempel auf. Ich will nicht zu hoch greifen. Man

wird es philosophisch vielleicht nicht beweisen können, daß nicht auch durch die einfache Besitzergreifung, d. h. durch die Eroberung und insbesondere auch durch die Eroberung in einer und derselben Nation ein Recht geschaffen werden könne. Unbestreitbar aber bleibt es, daß diese Auffassung derjenigen Rechtsüberzeugung ins Gesicht schlägt, die in Deutschland bis zur französischen Revolution geherrscht und seit den Jahren 1813 und 15 wieder den Sieg errungen und eine neue Weihe erhalten hatte. Ich habe mich allerdings später überzeugt, daß das Eroberungsrecht auch um 1813 in Preußen zahlreiche Verfechter besaß. Es mag dies mit der Entwickelung Preußens zusammenhängen und es mag dies erklären, wie es möglich war, daß man sich 1866 in so weiten Kreisen bei der Theorie des Eroberungsrechts in Preußen beruhigte. Deutschen Traditionen entspricht dasselbe aber ganz sicher nicht und die hierdurch in Deutschland bewirkte Revolution ist auch in meinen Augen das Bedenklichste, was die Neuzeit uns gebracht hat. Es begründet die Revolution von Unten, wenn man einfach behauptet, daß jeder thatsächliche Zustand Recht schaffe. Will man aber eine solche Rechtschaffung durch die bloße Besitzergreifung als ein Vorrecht der Fürsten hinstellen, so liegt darin die Begründung der schlimmsten Autokratie, die man sich denken kann. Man wird schwerlich aus diesem Dilemma herauskommen; und hierin liegt die rechtzerstörende Wirkung der Annexionen. Unrecht ist von jeher auch in Deutschland geschehen und das gesunde Gefühl des Volkes hat es überwunden. Wenn man aber principiell den einfachen Detentionsbesitz an die Stelle des Rechts setzt, so ist das etwas völlig Anderes und so wandelt man damit die Bahnen der Theilung Polens und der französischen Revolution.

Ich hing an unseren glorreichen deutschen Fürstengeschlechtern und sie erschienen Manchen als das Beste, was Deutschland besitze. Aber diese waren jetzt dezimirt und die tiefe Demüthigung des Jahres 1866 erschien durch die Gründung des Reichs in keiner Weise von ihnen genommen. Und mußte nicht ferner die Nivellirung der verschiedenen deutschen Stämme auch die

deutschen Stände nivelliren und war nicht der Fürstenstand der erste Stand der deutschen Nation? Wenn irgendwo, so hängen hier die Dinge zusammen.

Entscheidender noch mußte das Jahr 1866 gerade in dieser Beziehung nach unten wirken. Seit 1815 stand das Fürstenrecht doch wieder als unantastbar da und die Vergewaltigungen der vorhergehenden Jahre waren entweder wieder gut gemacht, oder nicht schwerwiegend genug, um den Glauben an das dynastische Recht im Volk überhaupt zu gefährden. Wenn es aber möglich war, Fürsten von der Bedeutung des Königs von Hannover ohne Rechtsgrund und ohne von außen drängende Noth zu beseitigen, so stand das ganze Fürstenthum in der Luft und das dynastische Gefühl ermangelte eines sicheren Bodens. Ich sage: ohne Rechtsgrund. Denn selbst diejenigen, welche ein Eroberungsrecht innerhalb einer und derselben Nation für möglich halten, pflegen doch nicht zu leugnen, daß eine justa causa für die moderne debellatio vorhanden sein müsse. Konnte aber der Widerstand gegen einen offenbaren Angriff auf das bestehende Bundesrecht ein Verbrechen gewesen sein? Für mich persönlich wenigstens war hier schon die Ueberzeugung von dem Unrecht, das man dem Bunde und Österreich gethan hatte, maßgebend. War es nicht in der That die Revolution von oben, die Stahl zu Beginn des Krieges von 1859 vorahnend vorausprophezeit und die im Jahr 1866 gesiegt hatte?

Oder sollte wirklich die Gründung des Reichs allein eine Sühne für Alles, was geschehen war, sein können? Von allen Seiten verkündete man und verkündet man noch heute das Lob der eisernen Faust Bismarcks und ihrer Erfolge. Man mag darüber urtheilen wie man will, so ist es aber doch klar, daß sie nichts anderes bedeutete, als — die Gewalt. In der Militärmacht und den auf sie gegründeten Verhältnissen liegt aber allezeit etwas Künstliches und Nichthistorisches. Sollte es möglich sein, sie in ein organisches Verhältnis zu dem auf Sitte und Tradition beruhenden deutschen Fürstenrecht zu setzen?

Hier erst machte sich dann auch der Hannoveraner wieder bei mir geltend. Ich hatte mich von frühen Jahren an dem

Lande meines Vaters widmen wollen und das Vandalencorps war, wie man sieht, für mich nur ein vergeistigtes Hannover gewesen. In dem Augenblick, wo ich meinen Wohnsitz nach Hannover zu verlegen begann, war dies Hannover und war dessen Dynastie in ein nach meiner Ueberzeugung unverschuldetes Unglück gerathen. Konnte es mir moralisch möglich erscheinen, es in diesem Unglück im Stiche zu lassen? Gehört das dynastische Gefühl mit zu den ersten Gütern der Nation, so kann es unmöglich berechtigt sein, sich von demselben loszusagen, wenn das Fürstenhaus, dem unsere Anhänglichkeit galt, gewaltsam devossedirt wird. Jeder, der auch nur über die Bedeutung des dynastischen Gefühls so wie Fürst Bismarck an seinem Lebensabende denkt, wird dies, wenn er konsequent ist, verneinen müssen. Gerade in solchen Lagen habe sich von jeher die deutsche Treue zu bewähren gehabt, meinte ich.

Und lag es nicht am Tage, daß man uns überhaupt um die historischen Güter unseres Heimathlandes brachte? Man muß in Hannover gelebt haben, um es völlig würdigen zu können, wie die geschichtlichen Güter bei uns von dem Preußenthum angegriffen und — geschädigt wurden. Wo es in unserer Geschichte irgend einen dunklen Fleck gab, der wurde hervorgezogen und breitgetreten. Die wahrhaft großen Erinnerungen aber der hannöverschen und braunschweig-lüneburgschen Geschichte suchte man zu verdunkeln und den Glauben daran im Volke zu zerstören.

Und war denn Preußen bei uns in Hannover etwas Anderes als das preußische Beamtenthum? Die preußische Büreaukratie hat in Hannover ihr Probestück gemacht. Ich hätte nicht blos die hannöverschen, sondern auch die — reichsritterschaftlichen Traditionen verleugnen müssen, wenn mein Inneres gegen alle diese Dinge nicht reagirt hätte.

Was bot mir denn nach meinen Traditionen und Ueberzeugungen jenes Preußenthum, das man uns aufzudrängen suchte? Weder nach Innen noch nach Außen sah ich auch nur den Ansatz einer wirklich deutschen Politik. Die revolutionären Tendenzen aber, die ich in Italien niedergeschlagen zu sehen

gewünscht, — sie hatten jetzt auch in Deutschland Oberwasser erhalten. Und zuletzt wiederum die Rücksichten auf Österreich! Wie sie zu dem Ideenkreis der Konservativen in den 50er Jahren gehört hatten, beweisen z. B. die deutschen Schriften von Lagarde. Sollte und konnte auch alles dies jetzt für mich nicht mehr existiren? Waren die österreichischen Deutschen hinfort zahlreich und stark genug, um ihre Oberherrschaft in Österreich zu behaupten? Gab es seit der Vernichtung von Österreichs Stellung in Deutschland noch etwas, durch das die nichtdeutschen Österreicher für eine Vorherrschaft der österreichischen Deutschen entschädigt werden konnten? Und noch mehr: mußten nicht die Deutsch-Österreicher fortan mit einer gewissen Naturnothwendigkeit nach dem neuen Reiche gravitiren? Ich erinnere mich, daß ich gerade diese letzte Besorgniß im Spätherbst 1870 in dem Briefe an einen Freund ausgesprochen habe. Mußten aber nicht die Deutschen Österreichs dadurch die Fähigkeit und vielleicht auch die moralische Berechtigung zur Beherrschung der nichtdeutschen Österreicher schwächen und in Frage stellen? Mußte nicht wenigstens auf die Germanisirungspläne im Donauthal jetzt verzichtet werden? Und war eine wahrhaft deutsche Weltpolitik, war eine pangermanische Politik, wie sie mir vorgeschwebt, ohne solche Pläne und ohne Österreich möglich?

So viel ich auch hin und herdenken mochte, es blieb dabei: die Strömung, die im Gegensatz zu der Bewegung von 1848 in Deutschland lange Jahre hindurch zur Geltung gekommen, und all' den geistigen Errungenschaften der 50er Jahre war durch Bismarck ein Ende gemacht worden. Die preußischen Konservativen und die, welche diese geistig annectirt hatten, täuschten sich hierüber nur deshalb, weil Bismarck von Haus aus einer der Ihrigen gewesen war. Aber gerade der Umstand, daß Bismarck aus den Reihen der Konservativen hervorgegangen, machte diese Wendung um so ominöser und gefährlicher. Auch Richelieu war aus einer Partei hervorgegangen, die man um jene Zeit die konservative in Frankreich nennen mußte.

Von solchen weittragenden Gedanken kehrte ich dann freilich stets wieder zur hannöverischen Frage zurück. Diese wurde doch

nicht direkt von der kleindeutschen Lösung der deutschen Frage berührt. Hier in Hannover lag doch mein nächstes Ziel und ich hatte hier auch Pflichten übernommen. Irgend welchen Einfluß auf die Haltung Hannovers im Jahre 1866 hatte ich nicht gehabt. Nach meinen schwachen Kräften hatte aber doch auch ich Hannover auf die antipreußische Seite zu treiben gesucht. Ja, dessen Haltung war mir lange nicht entschieden genug gewesen. Trug ich nicht doch eine moralische Mitschuld an dem, was geschehen war? Es brannte mir auf der Seele, daß Bismarck uns Hannoveranern einst zugerufen hatte, wir sollten ihn nicht reizen, weil wir einer Energie begegnen würden, der wir nicht gewachsen seien. Konnte nicht ich vielleicht den Anstoß zu einer solchen Energie geben? Wurden aber Recht und Geschichte auch nur nothdürftig auf dem Boden des alten Hannovers wieder hergestellt, so ließ sich gar nicht berechnen, welcher Segen darauf für die Entwicklung der gesammten deutschen Verhältnisse ruhen konnte. Ja schon die Existenz einer auf der Opposition gegen die Annexion beruhenden lebensfähigen Partei in Hannover mußte, wie ich die Sache nun einmal ansah, von Segen sein. Aber ich verhehlte mir nicht, wie schwierig die Stellung der deutsch-hannoverschen Partei, von meinen eigenen Plänen ganz abgesehen und bei dem allerbeschränktesten Programm, jetzt werden mußte. Wie sollte es mir möglich sein, gegen alle diese inneren und äußeren Schwierigkeiten anzukämpfen? Schließlich langte ich doch immer wieder bei dem Satze an, daß eine politische Thätigkeit mir nicht mehr möglich sei. Und war denn der stille Beruf in Haus und Familie nicht auch etwas werth? Und war er nicht vielleicht der für mich weit geeignetere?

Wäre es aber wiederum nur möglich gewesen, mich von der Politik ganz loszusagen! Von einer Zurückwanderung nach Elville konnte natürlich keine Rede sein und wollte ich in Hannover bleiben, so mußte ich mit einer gewissen Nothwendigkeit in die Politik wieder hineingezogen werden.

Nach meinen Papieren war das Erste, was an mich heran-

trat, der von einem Volksredner des vorhergehenden Sommers ausgehende Gedanke, daß wir uns an den König von Preußen — das betreffende Schriftstück ist noch vom Dezember 1870 und also vor der Gründung des Reichs niedergeschrieben — mit einer Petition um Herstellung Hannovers wenden sollten. Mir schien dieser Vorschlag richtig. Es war der Gedanke schon im September und Oktober 1870 in Hannover weit verbreitet, daß die deutschen Fürsten die Wiederherstellung der annektirten Länder zur Bedingung ihres Eintritts in das deutsche Reich machen sollten. Die nach dem Frieden von 1871 erschienene Broschüre des Herrn von Decken-Preten verfolgte später das gleiche Ziel und soll durch eine Mittelsperson dem Fürsten Bismarck überreicht worden sein. Aber bei den tonangebenden Persönlichkeiten der Partei fand der Vorschlag einer Petition keinen Anklang. Um den Plan zu berathen, kam eine Versammlung zu Stande. Aber sie verlief resultatlos. Persönlich aufgetreten bin ich in derselben nicht.

Noch während die Truppen im Felde standen, folgten dann neue Wahlen zum deutschen Reichstage. Die Bewegung war eine schwache und für eine Agitation hatten die Gegner weder Zeit noch Lust. Auch ist es gewiß nicht ohne Einfluß gewesen, daß die eigentliche Jugend im Felde stand. Kurz, die Wahlen fielen ziemlich günstig für die deutsch-hannoversche Partei aus. Sie hatte sich bei der Wahl zum ersten ordentlichen Reichstag leider fast gar nicht betheiligt. Es war eine Folge der Gründung des Wahlvereins und der Wahlversammlungen des vorhergehenden Sommers, daß man jetzt wieder mit einiger Energie in die Wahlcampagne eintrat. Da man einmal wieder wählte, so entschloß man sich aber meistens, auch zu dem preußischen Landtag zu wählen. Ich persönlich betheiligte mich dabei natürlich nicht.

Um Ostern 1871 schrieb ich über die politische Lage einen Brief an einen mir persönlich näherstehenden Parteifreund, der sich seit dem Ausbruch des Krieges bei dem König von Hannover aufhielt. Ich hatte darin auch meine Protesttheorie entwickelt. Der

Gedanke, daß der König von dem, was ich geschrieben, etwas erfahren würde, lag mir völlig fern. Aber der Adressat hatte dem Könige Mittheilungen daraus gemacht und der Protestgedanke diesen, wie es schien, angesprochen. Der Parteifreund, der meinen Brief inzwischen vernichtet, bat mich, denselben noch einmal zu schreiben. Wie es mir aber immer gegangen, so ging es mir auch diesmal. Als ich meine Gedanken zum zweiten Mal niederschrieb, wurde etwas ganz Anderes daraus. Allerdings hatte ich diese Gelegenheit auch ergreifen wollen, um mich über manche Dinge zu äußern, in denen meine Ansichten von denjenigen, die man seit 1866 in der Umgebung des Königs verfolgte, wesentlich abwichen. Ein Concept besitze ich auch von diesem Briefe nicht. Aber ich erinnere mich, daß ich mich ziemlich unumwunden über die Stimmung der Landbevölkerung während des Krieges von 1870 und in diesem Zusammenhang auch über die „Legion" aussprach. Ich tadelte es, daß man sich nicht besser mit dem Grafen Beust zu stellen wisse und prophezeite, daß man weit Schlimmeres erleben würde, wenn etwa Graf Andrassy an Beusts Stelle treten sollte. So erklärte ich mich auch gegen den Vermögensvertrag von 1867, in dem ich stets eine Inkonsequenz erblickte und dessen Suspendirung ich als ein Glück betrachtet hatte. Nur wenn dem König statt Geld ein von ihm völlig selbstständig zu verwaltender Grundbesitz in Hannover überlassen würde, schrieb ich, würde ich vielleicht nicht den Muth haben, an meinem prinzipiellen Dissensus festzuhalten. In diesem Zusammenhang bezeichnete ich unsere Fürsten als den hohen Adel deutscher Nation. Ganz besonderen Nachdruck legte ich für uns in Hannover auf die Aufstellung eines wirklichen Programms. Noch bestehe unsere Partei aus völlig disparaten Elementen. Diese müßten auseinandergehen, wenn neue Fragen an uns heranträten.

Es ist hier nicht der Ort, über die Aufnahme dieses Briefes in den Gmundener Hofkreisen zu sprechen. Ich wage auch nicht zu behaupten, daß mein Brief geschickt abgefaßt war. Aber er drückte meine Ueberzeugung aus.

Bald darauf konnte ich doch nicht umhin, mich in einer

kleineren Parteiversammlung über meine Stellung zum neuen Reich zu äußern. Am reichsfreundlichsten sprach sich der Oberappellationsrath von Leuthe aus, in dem trotz Allem ein alter Gothaer steckte. Seine Beweisführung stand aber ziemlich allein. Ich nahm formell eine vermittelnde Stellung ein, ließ aber darüber keinen Zweifel, daß es mir nicht möglich erscheine, die Opposition gegen den norddeutschen Bund auf das neue Reich zu übertragen. Ich erinnere mich, daß meine Worte nicht unbeachtet blieben. Ein Freund bestärkte mich in der, wenn auch schüchtern, von mir eingeschlagenen Richtung. Ich hätte ehedem sehr wesentlich zur Anregung seines deutschen Gefühls beigetragen, sagte er. Jetzt sei ich ihm noch lange nicht deutsch genug. Eine Unterhaltung mit diesem Freunde ist mir namentlich im Gedächtniß geblieben. Mit dem Reiche solle man innerlich Frieden schließen, war seine Ansicht. Österreich müsse dabei aus dem Spiele bleiben. „Dabei kann man Furchen ziehen, daß es dampft."

Den alten großdeutschen Standpunkt aufzugeben, kostete mir allerdings Mühe. *Aber ich hatte mir selbst gesagt, daß Preußen doch etwas für seine großen Erfolge haben müsse* und daß dies nur in der allgemeinen Adoptirung des kleindeutschen Programms bestehen könne. Auch Vivenot hatte sein großdeutsches Programm jetzt aufgegeben und suchte auf mich in diesem Sinne einzuwirken. Die *Brücke* lag in der Hoffnung, daß wir auf diese Weise Österreich mehr nützen könnten, als wenn wir in einer Negation des kleindeutschen Reichs verharrten. Auch war es ja klar, daß Österreich nicht, ohne sich aufzugeben, der Centralgewalt des neuen Reichs und dem deutschen Kaiser sich unterordnen konnte. Wollte man aber weiter gehen und eine Parität für Österreich und Preußen im Reiche verlangen, so mußte sich jeder sagen, daß dies die Vernichtung des Werkes von 1870 und 71 bedeute.

Zu einer Auseinandersetzung und Entscheidung kam es auch jetzt in der Partei nicht. Der Wagen kam aus dem alten Geleise nicht heraus. Schließlich vereinigte man sich doch wieder in der verhältnißmäßig leichten Bekämpfung der „Nationalmiserablen"; und davon war nur ein Schritt zur Bekämpfung

des kleindeutschen Programms überhaupt. Dies war die entschiedenere Tonart; und da auch die um diese Zeit entstehenden „Hessischen Blätter" sich auf diesen Standpunkt stellten, so hieß es bald wieder „Kein Deutschland ohne Österreich!"

Um wieder nicht ungerecht zu sein, muß man sich freilich vergegenwärtigen, aus wie verschiedenartigen Elementen die Partei bestand.

Da waren zunächst die Altliberalen: Ehrenmänner durch und durch, aber „von des Gedankens Bläße angekränkelt" und deßhalb vor Allem auf die Wahrung der materiellen Interessen des Landes und der Dynastie bedacht.

Daneben gab es eine jüngere Schule, die sich zum Theil aus ehemaligen Offizieren zusammensetzte, und in der Erinnerung an Langensalza lebte. Sie hatte ihre Ansichten Anfangs nach den Schriften Onno Klopps gebildet, stand nun aber unter dem Einfluß einer von Herrn von H. herausgegebenen bedeutsamen Schrift, die meinem „Von 1806 bis 66" zuvorgekommen war. Auf die deutschen und geschichtlichen Gesichtspunkte, die ich bewußter Weise voranstellte, gingen gerade die Vertreter dieser Richtung am wenigsten ein: und oft schien es mir, daß sie nicht auf sie eingehen wollten.

Zwischen beiden Gruppen stand eine Menge von Leuten, die man weder zu der einen noch zu der anderen rechnen konnte, und die auch wohl von beiden Richtungen etwas in sich hatten. Da die alten Excellenzen und überhaupt diejenigen, die sich im hannöverschen Staatswesen zu einer mehr oder weniger hervorragenden Stellung emporgeschwungen hatten, meistens zu den Altliberalen gehörten, so neigten diese mittleren Elemente damals doch vorwiegend zu ihnen. Aehnlich stand es mit der Geistlichkeit der Landeskirche. Sie hielt im Ganzen und Großen zu uns, ließ es aber, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, aus verschiedenen Gründen doch auch meist an der rechten Energie fehlen. Die Rücksicht auf Römer 13 wirkte lähmend und sie dachten doch vor Allem an die Interessen ihrer lutherischen Kirche.

Man wird nicht leugnen können, daß wenigstens in den althannöverschen Gegenden vor Allem gerade die besseren Elemente

auf dem platten Lande auch jetzt zur hannöverschen Partei gehörten. Die Treue wies ihnen eben ihren Platz an. Etwas anders verhielt sich aber die Sache mit den Kleinbürgern. Namentlich in der Stadt Hannover hatten sich vom ersten Augenblicke an mit dem eigentlichen Kern der Bürgerschaft Elemente vermischt, die besser ferngeblieben wären. Nicht bloß die Handwerkerpartei und die Antisemiten haben sich später aus ihnen rekrutirt: ein Theil derselben ist schon in den 70er und noch mehr in den 80er Jahren in das sozialdemokratische Lager übergegangen.

Alle diese verschiedenen Bestandtheile wurden durch eine Presse zusammengehalten, die gewöhnlich nicht gerade wählerisch in ihren Mitteln war, sich meist im Negativismus verlor und mehr den Haß gegen die Gegner als die Liebe für Hannover anregte. Man wird begreifen, wie gern ich unter solchen Umständen gestreikt hätte.

Aber Schritt vor Schritt wurde ich weiter und wieder in die Politik hineingezogen. So war es mir auch nicht möglich, mich dem Auftreten in öffentlichen Versammlungen ganz zu entziehen. Aber ich sprach jetzt ohne Schwung und machte deßhalb auch keinen Eindruck. Ich pflegte das bei meinen Reden selbst zu bemerken und dann einen gewaltsamen Anlauf zu nehmen. Gelegentlich wurde ich aber darauf aufmerksam gemacht, daß dies etwas Krampfhaftes an sich habe. Der eigentliche Grund davon war, daß ich nicht aussprach, was ich dachte. Habe ich einen Fehler begangen, so war es wieder der, daß ich mich dazu nicht aufschwingen konnte. Nicht zu wenig, wie man wohl behauptet hat, ordnete ich mich der Parteidisciplin unter, sondern zu viel.

Ob ich mich gelegentlich als Candidat für den Reichstag aufstellen lassen solle, war schon vor 1870 ein Gegenstand der Erwägung gewesen. Entziehen konnte ich mich auch hier einem Rufe nur schwer. Mein eigenes Gefühl neigte um 1873 schon wieder zur Bejahung dieser Frage. Eine parlamentarische Thätigkeit war seit meiner Rinteler Zeit der stille Wunsch meines Herzens gewesen. Jetzt hoffte ich, so sonderbar es klingen mag, im Reichstage mir eher als in meinen heimischen Parteiverhältnissen eine Stellung machen zu können; und hatte ich diese er-

worden, so dachte ich, daß es mir leichter gelingen solle, meinen Einfluß in der eigenen Partei geltend zu machen. Ich hoffte in Berlin gerade dem, was mir im Lande Hannover schwer war, zu entgehen.

Herr Oberappellationsrath von Lenthe, der den Wahlkreis Hameln, in dem ich lebte, bis dahin vertreten hatte, war 1873 zurückgetreten. Die entschiedener Gesinnten boten mir ein Mandat an. Hätte ich nicht angenommen, so würde vermuthlich ein Vertreter der damals zuerst aufkommenden agrarischen Richtung aufgestellt worden sein. Ein Parteigenosse, an den ich mich in diesen Jahren anlehnte, drang mit besonderer Wärme in mich. Ich durfte den an mich ergehenden Ruf vielleicht als eine Anerkennung meines „Von 1806 bis 66“ betrachten und mußte mir andererseits sagen, daß das Erscheinen meines Buches mir auch wieder neue Pflichten auferlegt habe. Selbst mein Onkel war der Ansicht, daß ich mich dem Candidiren nicht entziehen könne.

Der Wahlkampf war um jene Zeit in Hannover noch eine höchst einfache Sache. Ich wurde allerdings schon ein halbes Jahr vor dem Wahltermin zum Candidaten feierlich proclamirt. Der Bauer, welcher mich vorschlug, berief sich auf die von mir gethane Aeußerung, daß ich ein Calenberger Bauer sein wolle; und diese galt damals schon als weitgehend. Aber ich befand mich im Bade Neuenahr. Später hat man nur das Erscheinen auf einer einzigen Wahlversammlung von mir verlangt; und erst kurz vor der Wahl habe ich dann um die Weihnachtszeit auf einen besonderen Wunsch hin noch einmal in einer gefährdeten Gegend gesprochen. Dennoch zeigte sich bald, daß die Sachlage keineswegs eine so besonders günstige war. Mein Name war doch noch wenig genannt und ich galt halb und halb noch für einen Fremden. In den Kreisen der Gutsbesitzer bestanden mancher Orten wegen meiner nichtagrarischen Richtung Bedenken. In meiner eigentlichen Nachbarschaft war aber auch meine Popularität bei dem Volke nicht so groß als man erwartet und es hat mich damals geschmerzt, als ich erfuhr, daß eine Menge von Klatschgeschichten über mich im Umlauf seien.

Niemand hat mir vielleicht mehr geschadet als jener Holzhändler, der in Wichtringhausen den Volkstribunen spielte. Auch war es gerade damals Hochfluth für die Preußenfreunde.

Ganz von allem Diesen abgesehen, war aber auch die Linie, welche ich einzuhalten hatte, eine äußerst schwierige. Es war ein Doppelkampf, den ich zu führen hatte.

Die Rede, welche ich am 17. August 1873 in dem in der Nähe von Hameln gelegenen Flecken Arzen hielt, enthält eine Reihe von Bemerkungen, die für meine damalige Lage charakteristisch sind und auch für meine heutige Stellung ihre Bedeutung nicht verloren haben. Sie enthielt recht eigentlich mein Programm und ist besser als alles Andere geeignet, die Wendung zu kennzeichnen, die ich genommen hatte.

Es sei mir, sagte ich unter Anderem, wenn ich mit Preußen oder preußisch Gesinnten zusammen gekommen, fast regelmäßig begegnet, daß man mich unter allerlei Umschweifen gefragt habe, was wir denn eigentlich wollten. Ich müsse eine offene Antwort im Fall meiner Wahl dafür in Bereitschaft haben. „Ich könnte nun sagen, wir wollen so viel von unseren Rechten zu retten suchen, als irgend geht. Ich muß Ihnen aber unumwunden gestehen, daß ich ein solches Programm für viel zu unbestimmt, viel zu allgemein halte, um damit eine Partei zusammenzuhalten. Die Gegner werden es uns doch nicht glauben, daß sich nicht dahinter eine noch bestimmtere Absich verbirgt. — — — Wir werden damit auch das Feuer der eigenen Partei nicht anfachen und erhalten können. Es ist fast unvermeidlich, daß wir bei einem solchen Programm zu Compromissen, zu einer kleinlichen Interessenpolitik gedrängt werden, hinter der sich nur zu leicht die Privat- und die Standesselbstsucht verbirgt und bei der die einzelnen Bestandtheile der Partei mit der Zeit auseinandergehen müssen. — — — Nein, wir müssen mit einem bestimmten, klaren Gedanken, mit einem bestimmten Bilde der Zukunft vor die Welt hintreten. Und da stehe ich denn nicht an, es unverhohlen auszusprechen, daß mein bestimmtes Ziel die Wiederherstellung Hannovers auch unter den jetzigen Verhältnissen ist.“ Es seien *zunächst meine Hoff-*

nungen als Deutscher, die mich hierzu trieben. Es liege auf der Hand, daß ein organischer Bundesstaat nicht möglich sei, wenn einem aus mehreren Staaten zusammengesetzter Süden ein großer einheitlicher Norden zur Seite stehe. „Ist aber keine harmonische Gliederung in Deutschland möglich, so ist auch keine Freiheit möglich. Denn die Freiheit beruht eben darauf, daß die Begriffe von Nation und Staat nicht zusammenfallen, daß es der subjektiven Willkür eines einzigen Herrschers nicht möglich ist, mit einem Schlage die freie Bewegung in allen Theilen der Nation zu unterdrücken, daß vielmehr der Freiheit, an dem einen Orte unterdrückt, eine andere Zufluchtsstätte offen steht. Man kann sagen: der Begriff des Staats hat 1866 über die Idee der Nation gesiegt und er dehnt jetzt konsequenter Weise seine Tyrannei über alle Kreise der bürgerlichen Gesellschaft aus. So lange ich denken kann, hat man über die zunehmende Allgewalt jenes grauen Ungeheuers geklagt, das man Staat nennt, und die damit zusammenhängende Herrschaft der Schreibstube und des Tintenfasses. Im Grunde waren alle Parteien in dem Beklagen dieser Zustände vor 1866 einig. Und jetzt sind wir auf dem besten Wege, diese Tyrannei tausend Mal drückender zu gestalten und jedes selbständige Leben außerhalb des Staats zu unterdrücken. Ich verweise Sie vor Allem auf das, was auf den Gebieten der Kirche und der Schule geschieht. Und dem eigenartigen Leben der verschiedenen deutschen Lebensverhältnisse ist ebenso die Axt an die Wurzel gelegt." Komme es zu keiner Umkehr von dem 1866 betretenen Wege, so fürchtete ich, daß wir für unsere armen Kinder und Enkel einen Zustand herbeiführten, „bei dem nur noch für das reine Philisterthum Raum ist, der aber für jedes edlere Streben glatterdings unerträglich geworden." — — — „Man muß die Quelle verstopfen, wenn man der verderblichen Gewässer Herr werden will."

Die dann folgende Polemik gegen das Eroberungsrecht giebt den Gedankengang meines „Von 1806—66" wieder. Ich habe aber schon damals die später von mir immer mehr vertretene Anschauung andeuten wollen, daß wir Hannoveraner uns hinsichtlich der Restauration auf Hannover beschränken

sollten. „Mag es mit anderen Ländern sein wie ihm wolle, wir Hannoveraner haben ein geschichtliches Gut zu vertheidigen. Wir sind ein mit entscheidender Faktor in der deutschen Geschichte gewesen. Ohne uns hat das Gesammtbild Deutschlands eine Lücke."

Dann geht die Rede zu den Mitteln über, durch die unser Ziel zu erreichen sei. Ich ging hier von jenem „Friedensprinzip" aus, das ich in meinem Buch im Anschluß an Dante zu einem Ausgangspunkt für meine theoretischen Erörterungen gemacht hatte. Weil damals die agrarischen Tendenzen zu erwachen begannen, erschien mir hier eine Warnung auch in anderer Beziehung am richtigen Orte zu sein. „Unsere Partei besteht aus sehr verschiedenen Bestandtheilen. Wir müssen uns vor dem Hader hüten. Insbesondere ist es der Hader der Stände, vor dem ich nicht nachdrücklich genug warnen kann." — — —

„Ich werde es nie verleugnen, daß mich Gott hat als Edelmann geboren werden lassen. Aber wie ich von Jugend auf unser Volksthum zu erfassen getrachtet habe, so kenne ich auch keinen anderen Adel, so kann ich auch mir keinen anderen Adel denken als den, der an der Spitze unserer Bauern steht und der jenen Ueberzeugungen zum Ausdrucke verhilft, die bewußt oder unbewußt im deutschen Bauernthum leben. Denn wie der Edelmann mit dem deutschen Fürstenthume steht und fällt, so steht und fällt er auch mit dem deutschen Bauernstand." Die Rede behandelt das Friedensprinzip dann aber auch von einer dritten Seite und meine Worte lassen hier schon die Gedanken erkennen, die ich sieben und acht Jahre später im Reichstage zum Ausgangspunkt genommen habe. „Ich sagte, ich sei ein Mann des Friedens," heißt es. „Ich möchte deshalb das Friedensprinzip selbst da nicht in sein gerades Gegentheil verkehren, wo ich im Kampf und Streit stehe: unseren Gegnern gegenüber. Wir müssen wenigstens danach *streben*, auch ihnen gegenüber billig zu sein. Ich glaube nicht, daß es der Beruf einer Partei sein kann, die sich auf sittliche Mächte stützt, in der Unbilligkeit und Ungerechtigkeit mit den Gegnern zu wetteifern. Am allerwenigstens aber wäre dies wohlgethan, wenn diese Partei eine

geschlagene ist und sich in solcher Minderheit in Deutschland befindet, als dies leider bei uns der Fall ist. Wenn man unter den Schwankenden Parteigenossen gewinnen will, so muß man es nicht unter seiner Würde halten, das Berechtigte in dem Gedankengang des Gegners anzuerkennen. Man verliert dadurch nicht seine Entschiedenheit. Denn zu scharf schneidet nicht. Und man wird um so klarer die folgenschweren Irrthümer und die sittlichen Mängel auf der gegnerischen Seite erkennen." Bis zu einem gewissen Punkt hänge es ebenfalls mit dem Friedensprinzip zusammen, daß unsere Partei die Anlehnung an das Ausland und die Hülfe des Auslands verwerfen müsse. Es könne nur von einem geistigen Kampf die Rede sein.

„Unsere Partei wird eine weit glücklichere Stellung in Deutschland haben, wenn in dieser Beziehung erst jeder letzte Argwohn geschwunden ist, der trotz der Erfahrungen des Jahres 1870 nicht von uns weichen will." — — — — — — — — — — —

„Die Ideen sind es trotz Allem, die die Geschichte machen und das klarere Bild der Vergangenheit, das klarere Bild der Zukunft, kurz das klarere Ideal wird alle Zeit über das unklarere siegen. Wenn wir uns fleißig mit der Geschichte befassen, wenn wir hier nach der größeren Sicherheit und Klarheit streben, so wird auch das Recht für uns ein weit lebendigeres werden. Die Geschichte macht das Recht. Und man kann ohne allzugroße Uebertreibung sagen, daß der Deutsche Geschichte meint, wenn er Recht sagt. — — — Wir sind das eigentliche Rechtsvolk in Europa und die allgemeine Volksüberzeugung hat mit nichten das das Eroberungsrecht ausschließende Staatsrecht des alten Reichs bei dessen Zusammensturz über Bord geworfen."

Wie durch das offene Wort, so müßten wir auch durch unser ganzes Benehmen gegen die Annexion protestiren und mit männlichem Muthe zeigen, daß wir unseren Frieden mit der Annexion nicht schließen könnten. Die Wiederherstellung Hannovers müsse eng verknüpft werden mit unserem Gedanken über die Zukunft Deutschlands, damit Keiner sagen könne, wir verfolgten blos hannöversche Ziele. „Wenn ich mich auf das Aller-

geringste beschränke, so sind es doch jedenfalls zwei Punkte, an denen wir unter allen Umständen festhalten müssen, nämlich erstens die Zerlegung (des Reichs) in selbstständige Kreise und Hannover jedenfalls als einen derselben; und zweitens die Erhaltung unseres Fürstenstandes in einer Stellung, die jedenfalls mehr sein muß, als die eines bloßen Privatmannes und unter diesen Fürsten die Welfen in hervorragender Stellung." Der Gedanke ist, daß Hannover wieder zu seinem Recht und zu einer relativen Selbstständigkeit kommen müsse, wenn es zu solchen Kreisen komme.

Aber Konsequenz sei allerdings geboten, wenn wir derartige Gedanken in den gährenden Brei des politischen Lebens werfen wollten. „Daß unsere Gegner den Hannoveranern im Großen und im Kleinen manche Inkonsequenz vorwerfen, habe ich mich oft zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Wir haben es manch liebes Mal wie Petrus gemacht. Und schon mitten in der Erregung der Jahre 1866 und 67 sind Dinge dieser Art und zwar selbst in Berlin vorgekommen. Ich weiß wohl, der Boden in Berlin ist schlüpfrig, die Schwierigkeiten sind mannigfaltig, und ich kann nicht wissen, ob ich für mein Theil die Kraft haben werde, ihnen zu begegnen. Aber ich werde Gott bitten, mir Kraft zu verleihen, in Bescheidenheit und Ruhe, aber offen und männlich Jedermann gegenüber meinen Standpunkt — meinen Rechtsstandpunkt — zu vertreten." Das politische Leben verlange freilich große Zähigkeit und Geduld. „Wir haben heut zu Tage alle keine Geduld mehr. Und doch müssen wir uns sagen, wenn wir in den politischen Kampf eintreten, daß wir vielleicht eben so wenig das gelobte Land sehen als Moses; und doch wird der Mann wenig leisten, der schon in seinem eigenen Leben die Früchte seiner Thätigkeit pflücken will. Auch in meinen Privatverhältnissen arbeite ich nicht für mich, sondern für meine Kinder. Und ich sollte es auf der großen politischen Bühne anders machen?" — — — — — — — — — — — — — —

„Vor Allem möchte ich vor jener Pfiffigkeit warnen, die da Wunder wie klug zu handeln glaubt und den Gegner auslacht,

wenn sie bei dieser oder jener Gelegenheit ihre eigentliche Gesinnung verleugnet. Ich habe stets Verachtung dafür gehabt, wenn ich von den Gegnern die Aeußerung vernommen, es komme ja nichts darauf an, ob etwa der König oder das Volk sich eine Blöße gebe. Unsere Zukunft werde ja doch nur von dem Gang der großen Politik bestimmt. Wo mir aber auf unserer Seite solche Aeußerungen zu Ohren kommen, da bin ich jedesmal entrüstet. Verwandt mit solchen Gedanken ist eine andere Gefahr. Es liegt nahe, zu sagen: Die Welt liegt nun einmal im Argen und treibt dem Verderben zu. Möglich ist ja aber noch immer, daß ein großer Umschwung eintritt. Nennen wir überall das Unrecht Unrecht, und warten wir ruhig ab, bis in Spanien Don Carlos gesiegt, bis in Frankreich die Bourbonen, bis in Italien der Papst wieder hergestellt ist! Dann kann auch für uns eine Auferstehung kommen. Solche Gedanken führen nur gar zu leicht zur Phrase, nur gar zu leicht dahin, daß unsere Vaterlandsliebe zur Redensart verduftet, und daß wir die Hände in den Schooß legen. Ja, gewiß kann uns die konservative Strömung unerwarteter Weise zum Siege führen. Aber wir dürfen wahrlich nicht auf eine Generalkur des gesammten Europas warten. Es kann nicht der Beruf des Hannoveraners sein, die Restauration in anderen Ländern mit der Wiederherstellung Hannovers auf eine Linie zu stellen. Wir müssen zunächst vor unserer eigenen Thür kehren. Ebenso würde ich es für unpraktisch halten, wenn man das alte großdeutsche Programm noch jetzt auf unsere Fahne schreiben wollte. Ich habe wahrlich Österreich immer geliebt und rechne es auch noch heute zu Deutschland. Möglich, daß Gott Österreich und das übrige Deutschland auf unbekannten Wegen doch noch wieder einmal vereinigt. Und wer würde das mit aufrichtigerer Freude begrüßen als ich? Österreich hat aber feierlich die jetzigen Verhältnisse anerkannt und auf sein Recht verzichtet. Es kann nicht unser Beruf sein, den Gedanken der Zusammengehörigkeit mit Österreich treuer zu sein, als dieses selbst."

Von ganz besonderer Wichtigkeit sind jedenfalls diese letzten

Sätze; denn sie enthalten den offenen Bruch mit dem alten großdeutschen Gedanken. Es gehörte damals einiger Muth für mich dazu, sie auszusprechen. Als es sich sechs Jahre später um eine andere Candidatur für mich handelte, hat es Leute gegeben, die an diesem Passus Anstoß genommen. Die Rede schloß mit einem Appell an die Treue und einer Warnung vor dem Negativismus. „Wir müssen uns durch unsere Treue Achtung in Deutschland erzwingen und der politischen Berechnung der deutschen Parteien zeigen, daß man auf uns zählen kann. Dem Faulen hilft der liebe Gott nicht. Das Hassen, das Nichtsthun, das kann für eine Partei nicht das Richtige sein. Und wenn der liebe Gott auch ein Wunder vom Himmel schickte, so ist doch zehn gegen eins zu wetten, daß wir den Segen wieder einbüßen würden, wenn wir uns bis dahin nicht bewährt, wenn wir nicht des Segens würdig sind. Der Geist stirbt eben ab, wenn er sich nicht fort und fort bethätigt. Und was könnte uns eine Wiederherstellung nützen, wäre uns inzwischen der alte Geist abhanden gekommen? Und dann noch einmal: alles Recht beruht auf der allgemeinen Rechtsüberzeugung. Ich muß demgemäß auch eine Verjährung anerkennen. Sie tritt ein, wenn das Rechtsbewußtsein abstirbt. Ist das Rechtsbewußtsein erst erstorben, dann kann uns keine Macht der Erde retten." — — — — —

Indem ich diese Rede wieder durchlese, bin ich erstaunt, wie sehr sie Alles dasjenige, unter leichter Decke verhüllt, enthält, was zehn Jahre später als mein eigentliches Programm gelten konnte: die Verwandlung des theoretischen Rechtsstandpunktes in einen Proteststandpunkt, *aber* die Heranziehung nationaler und geschichtlicher Gesichtspunkte zu den rechtlichen; die Beschränkung auf die Restauration Hannovers und das Aufgeben des alten großdeutschen Gedankens, *aber* die Bekämpfung aller Lauigkeit und die Dokumentirung unseres Proteststandpunktes in allem unserem Thun und Lassen; die Zurückweisung jeder Spekulation auf das Ausland, eine milde Kampfesart, und eine Annäherung an unsere hannöverschen Gegner, *aber* die Verwerfung Alles dessen, was von unseren eigentlichen Zielen ab-

führen muß: eine bauernfreundliche Gesinnung, aber die Abweisung des Agrarismus: der Kampf gegen die Verstaatlichung der Nation, aber der deutsche Patriotismus und die Reorganisation Deutschlands als Ausgangspunkt. Es war eine Einschränkung unseres Programms, innerhalb dieser Einschränkung aber eine größere Energie und Klarheit, was ich erstrebte.

Ich will nicht sagen, daß ich immer und zu jeder Zeit diesem Programm in allen seinen Theilen äußerlich und — innerlich treu geblieben bin. Es sind in der Hitze des Kampfes gegen die Lauen und unter dem Druck der Elemente, an die ich mich anlehnen mußte, ohne Zweifel Abweichungen und Rückfälle eingetreten. Aber dies Aerzener Programm lag doch Allem, was ich auf politischem Gebiete dachte und that, ohne daß ich es zum Theil selbst wußte, zu Grunde.

Mir scheint, daß ein lebenskräftiges System auf dieser Grundlage hätte aufgebaut werden können. Aber die Frage war eben, ob man auf solche Gedanken bei uns eingehen würde. Vorläufig war sie nicht brennend. Am 10. Januar 1874 fand die Wahl statt. Die deutsch-hannoversche Partei verlor mehrere Sitze und darunter auch meinen Wahlkreis. Ich unterlag mit 160 bis 170 Stimmen.

Wie es im Leben wohl zu gehen pflegt, hatte ich dann nachträglich noch eine Menge persönlicher Unannehmlichkeiten von der Wahlcampagne. Mein Name ging in einer mir nicht gerade erwünschten Weise durch die Zeitungen. Ich mußte wegen eines Vorkommnisses im Wahlkampf eine Beleidigungsklage anstellen. Manche politische Genossen ließen es deutlich merken, daß sie mir den Verlust des Wahlkreises zuschrieben. Als der an meiner Stelle Gewählte nach etwa einem Jahre verstarb, hat Niemand versucht, mich zu einer abermaligen Candidatur zu bewegen. Die Agrarier gewannen gerade im fruchtbaren Wahlkreise Hameln an Bedeutung. Der Krieg zwischen ihnen und mir war jetzt erklärt und da sie sich aus den weniger entschiedenen Deutschhannoveranern rekrutirten, so erhielten die Altliberalen, so auffallend dies auch scheinen mag, bis zu — Windthorst hin durch sie einen Zukkurs.

Das Jahr 1875 brachte dann eine Diversion durch eine Broschüre von Constantin Frantz, in der dieser zur Bildung einer föderativen Partei aufforderte. Klinggräff war Feuer und Flamme. Ich schrieb einen Artikel zu Gunsten des in der Broschüre enthaltenen Planes; und dieser Artikel erschien dann mit meiner Namensunterschrift — letzteres hatte ich nicht beabsichtigt — in den Hessischen Blättern. Eine Broschüre des Prinzen Heinrich von Hanau verfolgte dieselbe Tendenz. In Folge dieser Anregungen tagte Mitte November eine kleine Versammlung von föderativ gesinnten Reichsdeutschen in Prag. Anfangs lehnte ich eine Einladung zu derselben ab. Als aber Constantin Frantz mich persönlich aufforderte, ging ich doch nach Prag. Die Versammlung war in vieler Beziehung eine Wiederholung unserer Aschaffenburger Versammlung. Die Mehrheit bestand aber jetzt aus Hessen. Doch waren außer Constantin Frantz ein zweiter Herr aus Dresden und ein Westphale erschienen. Aus Wien war Hofrath Maxen herübergekommen: ein katholischer Hannoveraner, der der juristische Lehrer des Kronprinzen gewesen war und nach dem Tode des Königs eine bedeutende Rolle am Gmundener Hofe gespielt hat. Außer ihm vertrat ich Anfangs Hannover allein. Nachgehends trafen dann aber auch noch zwei weitere Hannoveraner ein und unter ihnen einer meiner Aschaffenburger Collegen. Ich hatte den Eindruck, daß die hannöverschen Herren in dem Gedanken kamen, daß hier ein Unglück zu verhüten sei. Sonderbarer Weise hatte ich dies Mal aber ganz in ihrem Sinne gewirkt. Ich hätte bei der Tendenz, um die es sich handelte, an sich nicht viel zu erinnern gehabt und war ja auch schon für Frantz eingetreten. Aber die Mehrheit wollte auch die österreichische Frage in das Programm hineinziehen. Die Sache kam dann darauf hinaus, daß wir mit den österreichischen Föderalisten, ja auch mit den Tschechen hätten anknüpfen müssen. Stand schon die Hineinziehung der österreichischen Frage in einem Gegensatz zu der Aerzener Rede, so hätte ich durch eine Verbindung mit den Tschechen Allem ins Gesicht geschlagen, wofür ich seit 26 Jahren warm gewesen war. Auch die Verbindung mit anderen föderalistischen

Elementen in Österreich würde meiner Ueberzeugung zuwider gelaufen und ich würde mir dabei, wenn ich mich meiner Beziehungen zu Vivenot erinnerte, geradezu charakterlos vorgekommen sein. Da aber die österreichisch-deutsche Frage den Schwerpunkt des ganzen Unternehmens bildete, so blieb mir nichts übrig, als mich auch einmal auf die Seite der Neinsager zu stellen und ich glaube in der That, daß der Versuch des Jahres 1875 zunächst an mir gescheitert ist. Vor Allem berief ich mich auf die Unmöglichkeit, mich ohne eine Verständigung mit anderen hannöverschen Landsleuten auf die Sache einzulassen.

In Hannover hatte man das Ganze mit großem Mißtrauen betrachtet und wußte mir deßhalb wegen meiner Haltung Dank. Ein Parteifreund meinte, alle Unternehmungen dieser Art seien höchst bedenklich, wenn wir Hannoveraner sie nicht beherrschten. Ja, es sei überhaupt gefährlich, sich mit so vielen nichthannöverschen Elementen einzulassen und man könne dabei gewaltig hineinfallen. Ein deutsch-hannöverscher Reichstagsabgeordneter, an den ich mich auf Veranlassung von Constantin Frantz gewandt, hielt das Unternehmen für zwecklos. Er sei zum Handeln wahrlich allzeit geneigt, aber es müsse dabei etwas herauskommen können. Aeußerungen dieser Art zeigen, wie wir doch innerhalb zwanzig Jahren fortgeschritten sind. Aber noch zehn Jahre später habe ich Aeußerungen gehört, die denselben ablehnenden Standpunkt verriethen.

Für mich folgten auch dies Mal unerquickliche Correspondenzen mit den Theilnehmern an der Versammlung. In Beziehung auf den Pfarrer Hopf in Melsungen, der die Hessischen Blätter herausgab und den ich schon vor der Prager Versammlung hatte kennen lernen, konnte ich dies freilich nicht sagen. Ein Promemoria, das ich für ihn schrieb, brachte mich ihm im Gegentheil näher. Ich hielt es aber doch für nothwendig, mir meinen Rücken noch in anderer Weise zu decken. Deshalb knüpfte ich mit Hofrath Maxen an und bin dann im Winter nach Wien gereist. Auch dem Kronprinzen von Hannover machte ich natürlich meine Aufwartung und ich wurde von demselben sehr gnädig empfangen. Ich habe ihm von jener Reise her

stets auch persönlich die wärmste, tiefste und aufrichtigste Ergebenheit bewahrt.

Mit Hofrath Maxen verständigte ich mich leicht. Daß das Hineinziehen Österreichs in das Programm einer föderativen deutschen Partei unmöglich sei, erkannte er durchaus; und es mögen dabei auch die in Österreich herrschenden Auffassungen mitgewirkt haben. Einige leitende Gesichtspunkte für „die deutschen Landesparteien" ergaben sich von selbst. Aus den weiteren Plänen, die wir daran knüpften und die das in Prag Geplante ersetzen sollten, wurde jedoch nichts. Es sind dabei verschiedene Gründe maßgebend gewesen. Aber nach einigen Monaten mußte Alles von uns aufgegeben werden.

Länger hielten die Hessen und Constantin Frantz an ihren Plänen fest. Es kam zu einer zweiten Versammlung, die dies Mal in Eisenach stattfand und an der ich nicht theilnahm. Persönliche Differenzen machten dort der Sache ein Ende und der Plan hat dann bis in die 90er Jahre geruht. Sowohl mit Hopf als mit Maxen blieb ich aber in einer dauernden Verbindung.

Die Veranlassung trat für mich freilich bald in den Hintergrund, da der Spätherbst 1876 mich in eine Angelegenheit verwickelte, die weit bedeutendere Folgen für mich haben sollte. Der hannöversche Provinziallandtag hatte einen Beschluß zu Gunsten der Herausgabe des „Welfenfonds" gefaßt. Die Nationalliberalen hatten unter Bennigsens Führung demselben zugestimmt. Die Bedingung dafür war aber die Einschaltung eines Passus gewesen, durch den die Hoffnung ausgesprochen wurde, daß die Aufhebung des Sequesters wesentlich zur Beruhigung im Lande beitragen werde. Es war genau dieselbe Taktik, welche die Nationalliberalen 1867 im constituirenden Reichstag den deutschhannöverschen Abgeordneten gegenüber angewandt hatten. Die Hannoveraner beider Parteien hatten sich damals zu einer Bitte um Einberufung einer Konferenz für die Überleitung Hannovers in die preußischen Verhältnisse ausgesprochen und sich dabei gegen die Agitationen erklärt, die lediglich auf einer Verkennung der wahren Sachlage

beruhten.*) Es ist schwer zu verstehen, wie damals Männer eine solche Erklärung mit unterzeichnen konnten, die doch jener Agitation ihre Mandate verdankten. Schon anderthalb Jahre später sah es Windthorst ein, daß die Zustimmung der deutsch-hannöverschen Abgeordneten ein Fehler gewesen sei. Ich war 1867 über die Sache außer mir gewesen und es gab doch Leute im Lande, bei denen ich eine gleiche Auffassung gefunden habe, wie ich denn auch in dieser Beziehung den Oberappellationsrath von Lenthe nennen muß. Lag aber jetzt nicht der gleiche Fehler vor, wenn die Beruhigung des Landes als Ziel bei der Aufhebung des Sequesters bezeichnet wurde? Da für mich alles auf die Festhaltung des Proteststandpunktes und der Verhinderung einer neuen Rechtsbildung ankam, so lag in meinen Augen eine Lebensfrage für die Partei vor. Und wie konnte man dem König in einer solchen Sache vorgreifen? In der That hatten denn auch sieben Mitglieder der ersten Kurie unter Führung des Herrn von Lenthe gegen den Beschluß des Provinziallandtags gestimmt.

Ich erfuhr dies Alles in Hannover auf der Durchreise nach Eltville, wo am 5. Oktober die Hochzeit meiner zweiten Schwester gefeiert werden sollte. Die Erregung in den Kreisen der entschiedener Gesinnten war groß. Es sollte eine Versammlung stattfinden, die eine Gegenerklärung beschließen sollte. Ich sah in dem Votum derer, die mit Ja gestimmt hatten, einen Abfall von unserer Sache und erteilte einem Freunde das Mandat, jede gegen den Beschluß des Provinziallandtages gerichtete Erklärung in meinem Namen zu unterschreiben. Ich habe sonst niemals eine Vollmacht in blanco ertheilt. Hier aber erschien mir die äußerste Energie am Platze zu sein. Einige Tage lebte ich der Hoffnung, daß man sich zu einer That aufraffen werde. Wie aber wurde ich enttäuscht, als ich während des Hochzeitsdiners einen Brief erhielt, welcher mir mittheilte, daß

*) Bei der Konferenz ist natürlich wenig herausgekommen Wenn sich dieselbe beispielsweise gegen die Landrathsverfassung erklärt hat, so ist diese in den 80er Jahren doch eingeführt worden.

Windthorst das Zustandekommen der Protestversammlung verhindert habe! Noch von Eltville aus sandte ich eine mit Namensunterschrift versehene Erklärung gegen den Beschluß des Provinziallandtags an die hessischen Blätter ein und drückte darin die Hoffnung aus, daß sich vielleicht Andere meiner Erklärung anschließen würden. Hätte ich mich nicht außerhalb der hannöverschen Atmosphäre befunden, so würde ich mich vielleicht zu einem solchen Schritte nicht aufgerafft haben. Es folgten dann aber in den hessischen Blättern noch mehrere Artikel, in denen ich neben dem Beschluß des Provinziallandtags auch den Vermögensvertrag von 1867 selbst angriff. Das alte offizielle Hannover war entrüstet. Wie Windthorst jetzt dachte, konnte ich mir sagen. Es wurde ihm das Wort in den Mund gelegt, daß wir erst recht agitiren könnten, wenn der König sein Geld habe. Hatte ich nicht Recht, wenn ich gegen Dinge dieser Art auftrat und sie im Keime zu ersticken suchte?

Von einem Anschluß an meine Erklärung war freilich nirgends die Rede, und eine Protestversammlung nachträglich zu Stande zu bringen, stellte sich bald als unmöglich heraus. Demjenigen Flügel der Partei, der einen alten Spahn mit Windthorst hatte, und überhaupt allen entschieden Gesinnten trat ich aber durch meine Artikel näher. Das, was uns trennte, kam damals weniger in Betracht und es mag mir auch in diesem Augenblick der Vorwurf gemacht werden können, daß ich mich nicht offen genug über meine innersten Gedanken aussprach. Jedenfalls begann man von Seiten der strenger Gesinnten wieder auf mich zu blicken; und damit hing es ohne Zweifel zusammen, daß mir im Herbst 1877 ein Platz in dem Wahlvereinsdirektorium angeboten wurde, das im ganzen Lande eines großen Ansehens genoß. In den ersten Jahren nach dem Kriege von 1870 hatte ich es oft empfunden, daß man mich nicht genügend herbeizog und mir keinen Posten anvertraute. An eine Mitgliedschaft des Wahlvereinsdirektorium hatten meine kühnsten Erwartungen niemals herangereicht. In dem damaligen Moment kam mir der Ruf höchst unerwartet; ja er setzte mich in Verlegenheit.

Es war für mich ein höchst eigenthümlicher Moment, in dem mir jener Platz im Wahlvereinsdirektorium angeboten wurde. Ich verlangte nach einer That, die den Beschluß des Provinzial-landtags wieder gut machen solle. Ich hatte mir zu diesem Zwecke ein Rendezvous mit Hopf in Göttingen gegeben, der mir einen Ausweg in der Lage, in der ich und wir Alle uns befanden, zeigen sollte. Aber auch er wußte mir in jenem Augenblick nichts zu rathen. Ich beurtheilte unsere hannöverschen Verhältnisse seitdem sehr pessimistisch.

Es folgten meine zweite und dritte Reise nach Graubünden und dazwischen war mein Nachbar v. d. V. und mit ihm der letzte der drei Herren gestorben, die meinen ursprünglichen Anhaltspunkt in Hannover gebildet hatten. Gerade damals traf ich Vorbereitungen zu meiner vierten Reise nach Davos und zu meinem dortigen Sommeraufenthalt. Noch einmal drängte es mich in die Ferne. War dies der Moment für die Theilnahme an dem leitenden Organ der hannoverschen Partei? Dazu kamen dann die vielen Bedenken, die ich seit Jahren in Beziehung auf die Partei hegte. Sollte ich an dem Wahlvereinsdirektorium dauernd theilnehmen können, ohne meinen Ueberzeugungen untreu zu werden? Nur zögernd nahm ich an und befürwortete dabei, daß ich während des Sommers und Herbstes 1878 meiner Gesundheit wegen abwesend sein würde. Ja, ich habe schon bei der Annahme gelegentlich von der Möglichkeit meines Wiederaustritts gesprochen und einer meiner Freunde hat jenem Herrn, der den Antrag mir damals überbrachte, einen solchen als nicht unwahrscheinlich bezeichnet. Nicht einzelne Fragen trennten mich von der Parteileitung, hatte ich diesem Freunde gesagt. Fast in jedem Fall weiche meine Auffassungsweise von dem, was geschehe, etwas ab. Wüßten die Herren, wie ich in meinem Inneren dächte, so würden sie mich schwerlich in das Direktorium gewählt haben, antwortete der Freund.

An mehr als einer Sitzung werde ich vor meiner vierten Reise nach Davos kaum theilgenommen haben. Für den Sommer

und Herbst schied ich ganz aus dem politischen Treiben. Auch politische Briefe wechselte ich in dieser Zeit kaum. Ich sei „verschwunden", hatte man bei Pfarrer Hopf in Melsungen gemeint, als sich jemand nach mir erkundigte.

Doch muß ich eine Ausnahme freilich machen. Während meines Aufenthalts in Davos war König Georg V. gestorben. In meinem Condolenzschreiben an den Herzog Ernst August redete ich ihn als Majestät an. Die Correspondenz mit Hofrath Maxen kam wieder von Neuem in Gang und ich machte bei der Rückreise von Davos den Umweg über Gmunden. Es waren schöne Herbsttage, die ich dort verlebte. Alle Herrschaften waren außerordentlich gnädig für mich.

Im Spätherbst begann dann meine eigentliche Thätigkeit im Wahlvereinsdirektorium. Ich habe dieselbe mit der bewußten Absicht, eine Klärung der Situation herbeizuführen, in die Hand genommen. Kurz vorher hatten jene neuen Wahlen stattgefunden, die durch die Vorlage des Sozialistengesetzes und die dadurch veranlaßte Auflösung des Reichstags von 1877 nötig geworden waren. Auch dies Mal waren unsererseits Elemente in den Reichstag gekommen, denen jene Entschiedenheit fehlte, auf die ich drang. Einer derselben gehörte richtig zu denen, welche am Beschluß des Provinziallandtags Theil genommen hatten. Ein Anderer hatte gelegentlich einer Ausstellung in Hannover das Prinzip der gesellschaftlichen Trennung von den Preußen sehr offenkundig verletzt. Es handelte sich zunächst um die Stellungnahme des Wahlvereinsdirektoriums zu der wichtigen Abstimmung des letztgenannten Abgeordneten bei dem Sozialistengesetz. Mag man über das Verhalten der Deutschhannoveraner zu dem Sozialistengesetz denken wie man will, so hatten diese doch nun einmal in ihrem Wahlaufruf die Bekämpfung desselben als den Punkt bezeichnet, um den es sich in jenem Augenblick handele. Von dem Kulturkampfe her waren Ausnahmegesetze bei uns verpönt; und es herrschte damals die sehr entschiedene Besorgniß, daß das Sozialistengesetz auch zur Unterdrückung der deutsch-hannoverschen Partei mit benutzt werden werde. Der betreffende Abgeordnete hatte sich deßhalb ohne Zweifel in einen

Gegensatz zu den Erwartungen gesetzt, welche die deutsch-hannoversche Partei bei seiner Wahl gehegt hatte. Es handelte sich darum, ob das Wahlvereinsdirektorium sich trotz des Ansehens, das jener Herr mit Recht genoß, bei diesem Vorgange beruhigen wolle und könne. Ich gehörte zu denen, die zu einem Vorgehen drängten. Das Schriftstück, das an den betreffenden Herrn abgesandt wurde, ist nicht ganz aus meiner Feder. Aber es war unter meiner sehr wesentlichen Mitwirkung zu Stande gekommen. Vermuthlich würde ich heute in dieser Sache etwas anders schreiben. Formell war aber das Wahlvereinsdirektorium offenbar im Recht, und was ich that, entsprach der Tendenz, eine Klärung in die Verhältnisse zu bringen. Der Abgeordnete antwortete in einem offenen Schreiben und druckte als Anhang desselben unsere Zuschrift ab.

Vor Ostern machte ich wieder einmal eine Reise nach Wien. Die Briefe, die ich bis dahin mit Maxen gewechselt, trugen den Stempel einer ziemlich weitgehenden Harmonie. Mit Wärme sprach ich mich dafür aus, daß der Herzog in Österreich bleiben müsse, obwohl sich jetzt manche Stimmen, zu denen auch die Windthorsts gehörte, für eine Uebersiedelung nach London aussprachen. Für mich war es zweifellos, daß dies eine sogenannte Kaltstellung des Herzogs bedeutet und daß der Herzog dadurch nur die Geschäfte Preußens besorgt haben würde. Denn wenn sich dieser zur Uebersiedelung nach England entschlossen hätte, so würden er und seine Descendenten zu Engländern geworden sein und die welfische Dynastie wäre für Deutschland verloren gewesen. Nur, wenn man lediglich an das Interesse der Dynastie dachte, konnte man, wie mir scheint, entgegengesetzter Ansicht sein.

Unerwartet trat aber in Wien eine ganz andere Angelegenheit zwischen Maxen und mich. Fast unmittelbar vor meiner Abreise erfuhr ich, daß Verhandlungen wegen Braunschweig im Gange sein sollten und daß der Herzog das deutsche Reich in Briefen an regierende Verwandte anerkannt habe. Die Erregung in dem Kreise der strenger Gesinnten war groß. Auch

ich hatte stets befürchtet, daß die Rathgeber des Hofes durch prinzipielle Concessionen die braunschweigische Thronfolge zu sichern suchen könnten; und eine Anerkennung des Reichs ohne Wiederholung der auf Hannover sich beziehenden Ansprüche widersprach meinen Ueberzeugungen. Es handelte sich in erhöhtem Maße um das Prinzip, das ich bei'm Beschlusse des Provinziallandtages in Sachen des Vermögensvertrages vertreten hatte. Vielleicht könnte man einwenden, mein Aerzener Programm habe sich ja durchaus mit einer Regierung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig allein vertragen. Aber so war die Sache doch nicht gemeint gewesen. Der stillschweigende Gedanke war natürlich, daß unsere Dynastie eine Stellung an der Spitze eines niedersächsischen Kreises haben müsse, und an unserem Recht hatte meine Ärzener Rede ja durchaus festgehalten. Ich war dagegen überzeugt, daß das Recht eines in Braunschweig residirenden Herzogs thatsächlich zu einer bloßen Redensart verduften müsse und daß es dann um die Selbstständigkeit eines niedersächsischen Kreises geschehen sei. Weit eher als Braunschweig konnte ein verkleinertes Hannover dessen Mittelpunkt bilden. Aber ich bin nicht derjenige gewesen, der die Gesinnungsgenossen damals antrieb. Die Erregung war der Art, daß ich dies gar nicht nöthig hatte. Ohne mein Zuthun wurde beschlossen, daß ein Artikel in der niedersächsischen Zeitung erscheinen sollte und ich versprach nur, mich desselben anzunehmen. Dieser Artikel war nun während meines Wiener Aufenthaltes erschienen. Er ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und enthielt auch einen Angriff auf den Pater Bonafides, d. h. — auf Windthorst, der den übrigens auch mir sympathischen Ausdruck bona fides gern im Munde führte. Mit dem Verhältniß zwischen Maxen und mir war es seitdem aus.

Er war ein Bauernsohn aus dem Hildesheimschen: seine Mutter, die einst in Gmunden erschien, wurde mir als eine echte Bauernfrau geschildert. In den Kreisen des Adels war Maxen nicht beliebt und auch außerhalb dieser Kreise sah man vor Allem den Katholiken in ihm. Ich habe ihn jedoch nicht

gerade ungünstig beurtheilt. Wie er mit Treue an seiner Religion hing, so war er auch dem Herzog treu ergeben. Ein gesunder Menschenverstand und eine gewisse Treuherzigkeit waren hervorstechende Eigenschaften bei ihm. Allerdings aber bin ich der Ansicht, daß Maxen seiner Stellung nicht gewachsen war; und er hat die Schwierigkeit seiner Lage dadurch verschlimmert, daß er es an Rücksichten und wohlthuenden Formen im Verkehre fehlen ließ.

Von Interesse ist es vielleicht, daß Maxen mich mit Herrn von Vogelsang, dem damaligen Redakteur des Wiener „Vaterland" bekannt machte. Dieser war ein großer, magerer Mann, der mich an den Kreuzzeitungsredakteur Wagener erinnerte und in seinem zurückhaltenden Wesen etwas ebenso wenig Vertrauen einflößendes für mich hatte. Schon damals begann das „Vaterland" die unglückselige Sozialreform auf seine Fahne zu schreiben. Auch Maxen war einigermaßen dafür gewonnen und betrachtete die Sozialreform als sehr geeignet, um von den nationalen Fragen in Österreich abzulenken. Man beginne, sagte er, das Vaterland in den österreichischen Hofkreisen wieder zu lesen, seitdem es diese Bahn eingeschlagen habe. Den später bekannt gewordenen Prinzen Aloys Lichtenstein suchte Maxen in diesem Sinne zu bearbeiten und hielt ihm und seinem Bruder „Vorträge" über nationalökonomische Fragen.

Ich habe auf Mittheilungen über diese Dinge damals nicht viel geantwortet und es hat diese Sache für die Beziehungen zwischen Maxen und mir überhaupt keine Bedeutung gewonnen. Innerlich gelöst waren diese durch jenen **Bonafides**-Artikel und das, was damit zusammenhing, doch. Traurigen Herzens und körperlich angegriffen verließ ich Wien.

Unmittelbar nach meiner Abreise traf Windthorst dort ein. Mitgetheilt ist mir freilich nur, daß er sich in sehr scharf tadelnder Weise über die Ansicht, daß der Herzog sich nicht in England niederlassen dürfe, geäußert habe. Aber es läßt sich denken, wie er auch über alles Andere eventuell geurtheilt haben wird. So verschärften sich die Gegensätze immer mehr. Ich machte

Maxen brieflich kein Hehl daraus, daß ich eine Trennung von den Unentschiedenen und insofern eine Entscheidung wünsche. Damit riß unsere Correspondenz vollends ab. Eine Antwort erhielt ich nicht mehr. Ich hatte meine Schiffe hinter mir verbrannt. Wie ich heute denke, glaube ich, daß meine offene briefliche Aeußerung schwerlich richtig war. Aber sie war ein Produkt der Lage, in der ich mich befand und ich glaubte in der That, daß nur durch eine Scheidung von den politisch schwachen Elementen der Stagnation ein Ende gemacht und eine innere Entwicklung ermöglicht werden könne. Noch immer drückte es mich, daß für den Beschluß des Provinziallandtages keine Sühne erfolgt sei. Ich hielt mich durch die in den Hessischen Blättern mit meiner Namensunterschrift 1876 abgedruckte Erklärung noch immer zu irgend einer entschiedenen That verpflichtet, und ich fühlte mich um so mehr zu einer solchen angetrieben, als ein Artikel, den ich jetzt in Wien über die braunschweigsche Frage geschrieben, den Entschiedeneren im Lande doch wieder nicht genügt hatte.

So war meine Lage beschaffen, als durch den unerwarteten Tod des Geheimen Regierungsrath Nieper der Wahlkreis Nienburg vacant wurde. Derselbe beginnt eine Stunde nördlich von Wichtringhausen. Ich besaß in ihm die mannigfachsten Verbindungen und er war mir sympathisch, weil es so gut wie keine Agrarier damals in demselben gab. Ich hatte früher diesen Wahlkreis als denjenigen bezeichnet, in dem ich mich ganz gern einmal aufstellen lassen würde. Es ging mir jetzt ernstlich der Gedanke durch den Kopf, daß ich in diesem Wahlkreise, der aus dem südlichen Hoya, dem südwestlichen Lüneburg und dem nördlichsten Calenberg zusammengesetzt ist, vielleicht ein Fundament für eine politische Thätigkeit in dem Sinne, wie ich sie auffaßte, finden könne; und ich leugne auch nicht, daß ich indirekt auf meine Aufstellung einzuwirken gesucht habe. Die entscheidende Persönlichkeit war Herr v. H., dessen Gut im Wahlkreise liegt. Auch ihm war ich in den letzten Jahren näher getreten und wir waren Verbündete gegen die Lauen. Es war der Moment, wo durch Hülfe des Centrums die Schutz-

zollgesetzgebung durchgebracht worden war. In weiten Kreisen Hannovers mißtraute man Windthorst und rechnete darauf, daß ich mich nicht von ihm beeinflussen lassen werde. Das einzige prinzipielle Bedenken gegen meine Kandidatur, von dem ich gehört habe, war eben jene in der Ärzener Rede vollzogene Lossagung von dem alten großdeutschen Programm. Aber man kam über diese Frage hinweg und stellte mich auf.

Da in jenem Augenblick die Nationalliberalen mit der Regierung zerfallen waren und für „an die Wand gedrückt" galten, so fand gar kein eigentlicher Wahlkampf statt. Mein Gegner war wenig mehr als ein Zählkandidat. Ich habe nur ein einziges Mal und zwar in Walsrode gesprochen und meine Äußerungen waren kaum von irgend welchem Belang. Von etwas größerer Bedeutung war ein offener Brief, in dem ich mich als Gesinnungsgenosse der strengeren Richtung und somit auch zur Niedersächsischen Zeitung bekannte, welche diese damals vertrat. Mit einer nennenswerthen Majorität wurde ich gewählt. Erst nach der Wahl traten eigentlich die Fragen des Tages an mich heran. Man nahm jetzt in steigendem Maße an, daß der neuen Constellation ein Abkommen zwischen Bismarck und Windthorst zu Grunde liege. In dieser Form war die Annahme falsch. Windthorst wurde, wie ich später in Berlin einsah, dabei von den Agrariern des Centrums weit mehr getrieben, als daß er diese geleitet hätte. Richtig aber war es, daß sich eine Annäherung zwischen der Regierung und dem Centrum vollzogen hatte, die dieses zu einer halben Regierungspartei machen und zu recht bedenklichen Consequenzen führen konnte. Da das Hospitantenverhältnis der deutsch-hannoverschen Abgeordneten niemals recht populär in Hannover gewesen war, so erhielt ich jetzt Zuschriften aus meinem Wahlkreise, die es mir nahe legten, in dieses Verhältnis nicht einzutreten. Noch mehr drängte aber hierzu ein nicht im Wahlkreise wohnender Freund, der als protestantischer Orthodoxer stets gegen die Verbindung mit dem Centrum gewesen war. Ich beschloß den Schritt zu wagen, weil auch hierin eine That zu liegen schien und weil ich mir meine Selbständigkeit durch ein Fern-

bleiben vom Centrum sicherte. Auch war die Stimmung der Art, daß ich mir dadurch in Deutschland eine gewisse Popularität erwerben mußte.

Ich trat nach der Wahl wieder einmal die Reise nach Süddeutschland an und besuchte unterwegs, wie ich das jetzt schon zu thun gewohnt war, Herrn Pfarrer Hopf in Melsungen. Auch dieser war mit meinem Schritte einverstanden. Die Sache wurde hin und wieder besprochen und ich setzte dann dort in Melsungen eine kurze Mittheilung für die Hessischen Blätter auf. Die Sache war mir dadurch erleichtert worden, daß ein konservatives preußisches Organ meine Wahl an Stelle meines altliberalen und freihändlerischen Vorgängers mit einem gewissen Wohlgefallen begrüßt und daß nationalliberale Zeitungen die Regierung als jetzt mit den Welfen verbündet hingestellt hatten. Dem gegenüber erklärten nun die Hessischen Blätter, daß sie aus sicherer Quelle mittheilen könnten, ich würde, so lange die jetzige Situation dauere, dem Centrum fern bleiben. Weiter vermochte ich nicht zu gehen, obwohl z. B. jenem, seines Protestantismus wegen dem Centrum abgeneigten, Freunde in Hannover die Einschränkung auf die Dauer der jetzigen Situation nicht recht war.

Auf dem Bahnhof in Bebra, wo ich lange verweilen mußte, ließ ich mir noch einmal Alles durch den Kopf gehen. Ich nahm mir vor, nur die höchsten Ziele in Berlin zu verfolgen. Ich darf sagen, daß ich — Gott dienen wollte.

Da man sich in der saison morte befand, so machte die Erklärung der Hessischen Blätter einiges Aufsehen. Die liberalen Zeitungen zeigten eine unverhohlene Freude über die Zurückweisung der Konservativen. Von dem Centrum hatte ich mir natürlich nichts Gutes zu versehen; aber ich hielt es für leichter, diesem jetzt als in Berlin einen Korb zu geben. In der hannöverschen Partei urtheilte man verschieden. Die Einen freuten sich darüber, daß Windthorst und das Centrum etwas abgekriegt hätten; die Anderen meinten, dies sei denn doch nicht

die richtige Weise des Auftretens für einen eben Gewählten und es gab Leute, in denen beide Anschauungen zugleich lebten. Wiederum hatte ich einen Ball in die Höhe geworfen und es fragte sich, ob es mir gelingen werde, ihn aufzufangen. Eine zehnjährige Mitgliedschaft des Reichstags sollte darauf antworten.

Die ersten Jahre im Reichstag.

Die politische Situation war eine höchst eigenthümliche, als ich im Winter 1880 in den deutschen Reichstag eintrat. Bismarck hatte seine Zollvorlage mit Hülfe des Centrums durchgebracht. Die nationalliberale Partei, bis dahin tonangebend, war in sich gespalten. Aber auch in den Reihen des Centrums bestand eine große Verschiedenheit der Auffassungen. Sein linker Flügel empfand es nicht ohne Bitterkeit, daß das Centrum den „Magnaten" des rechten zu liebe in eine Art Abhängigkeit von der Regierung zu gerathen drohe. Das do ut des betrachteten die Herren des linken Flügels mit eben so großem Mißtrauen als die meisten Hannoveraner. Das „Seiltanzen" Windthorsts war auch ihnen äußerst bedenklich und es war diese innere Opposition im Centrum nicht zu unterschätzen, weil gerade zu diesen linken Centrumsherren dessen alte Garde gehörte, die schon in den fünfziger Jahren ein Centrum gebildet hatte. Allerdings gehörten dessen alte Führer: die Gebrüder Reichensperger jetzt zu den Rechtsklerikalen. Es hatte dies aber keinen Einfluß auf die große Masse der Niederrheiner, die landschaftlich zusammenhielten und den eigentlichen Kern der Linksklerikalen bildeten.

Die Gruppe meiner deutsch-hannöverschen Collegen unterschied sich sehr wesentlich von dem Bilde, das die Deutsch-hannoveraner jetzt darbieten. Es waren meist Herren der älteren Schule und von sehr divergirenden Ansichten. Diejenigen Elemente, welche ich vor Allem bekämpfte, prävalirten.

Brüel, der für den Führer galt, war ein verdienter Beamter, der im hannöverschen Kultusministerium eine hervorragende Stellung eingenommen hatte. Auf religiösem Gebiet streng orthodox, war er im Uebrigen so gut wie Windthorst ein Altliberaler. Doch fehlte ihm jene Nachwirkung der Möserschen Schule, die sich bei den Osnabrückern zeigte, durchaus. Eigentlich anerkannt war seine Leitung übrigens nicht. Denn einig waren meine Landsleute, wie bereits angedeutet, von der Frage der Restauration abgesehen, keineswegs und der Gedanke der Restauration entbehrte seit Ewalds Tod auch im Reichstage wieder einer bestimmten und zielbewußten Vertretung. Es ist mir auf unserer Seite, als ich in den Reichstag eintrat, versichert worden, es sei nicht möglich, unser eigentliches Programm im Reichstage zu entwickeln. Mindestens erwartete man turbulente Scenen von einem Bekenntniß zu demselben. Er höre schon die Glocke des Präsidenten bei dem, was ich sagen würde, meinte ein College. Da wir aber alle auf das Programm der Restauration gewählt waren, so konnte es nicht fehlen, daß eine gewisse Unklarheit die Folge eines solchen Standes der Dinge sein mußte. Diese verhältnißmäßige Unklarheit wurde noch dadurch vermehrt, daß die Opposition gegen die Politik von 1866 nach zwei Seiten hin eine Erweiterung und Verallgemeinerung erfahren hatte. Man stimmte gegen jede Ausdehnung der Reichscompetenz und interpretirte die justitia regnorum fundamentum jetzt dahin, daß man jede Unbilligkeit im inneren Staatsleben den Annexionen so zu sagen gleich oder doch wenigstens zur Seite stellte.

Das Erstere war zunächst eine Folge der Taktik, in der sich Windthorst noch während der 70er Jahre so besonders gefiel. Sie hatte aber das Bedenken, daß die Einschränkung der Reichscompetenz, solange die Annexion Hannovers aufrecht erhalten blieb, für uns Hannoveraner keinen Vortheil besaß; und sie hatte den weiteren Nachtheil, daß wir uns bei diesem System jeder Ausbildung des Reichs widersetzen und damit einer Sterilität verfallen mußten, die gerade im politischen Leben immer sehr gefährlich ist.

Der andere Gedanke war auch zum nicht geringen Theil eine Folge des Kulturkampfes. Doch möchte ich ihn nicht lediglich auf Windthorst und das Centrum zurückführen. Es sind dabei z. B. auch Gauvainsche Sätze wirksam gewesen. Diese Erweiterung des Grundgedankens der hannöverschen Partei hatte schon mehr für sich und beide Ausdehnungen entsprangen aus dem richtigen Gefühl, daß das in der Forderung der Restauration enthaltene Programm überhaupt einer Ergänzung bedürfe. Doch glaube ich auch bei dieser zweiten Erweiterung nicht, daß sie eine wirklich nutzbringende für uns war. Der moralische Gesichtspunkt wurde dabei fast noch mehr als bei dem Zehn-Gebote-Legitimismus über den des geschichtlich entstandenen Rechts gestellt; und es wird dabei, solange das politische Leben voller Unbilligkeiten bleibt, erst recht zu viel verlangt. Man verzeihe mir, daß ich es ausspreche. Ich habe aber immer das Gefühl einer gewissen moralischen Selbstüberhebung gehabt, wenn allgemeine Sätze dieser Art mit solcher Entschiedenheit als „Prinzipien" proklamiert werden.

Verstärkt wurde dadurch unsere Stellung gewiß nicht. Es prävalirten bei unseren Abgeordneten jetzt umgekehrt die materiellen Interessen. Die agrarische Richtung trat am stärksten bei Herrn von Lenthe hervor, der z. B. auch ein eifriger Bimetallist war; sein Lebensgang wies ihn auf solche Gebiete hin und er war ganz auf denselben zu Hause.

Es gab allerdings Andere, die die agrarische Richtung nicht theilten. Auch in betreff des Schutzzolls bestanden sehr verschiedene Ansichten und mein Vorgänger Rieper hatte z. B. für einen sehr entschiedenen Freihändler gegolten. Aber die Wahrscheinlichkeit schien doch dafür zu sprechen, daß die agrarisch-schutzzöllnerische Richtung und die Idee der Staatshülfe auch bei uns weiter vordringen werde. Dem trat ich nun mit der von mir eingeschlagenen Richtung entgegen. Man kann denken, daß es nicht gerade angenehm berührte. Weit mehr verdachte man mir es aber doch wohl noch, daß ich mich dem Centrum nicht als Hospitant anschließen wolle.

Ich war im askanischen Hof, einem ziemlich kleinen Gast-

hause in der Nähe des Anhalter Bahnhofs, abgestiegen. Außer mir wohnten und aßen dort drei Centrumsabgeordnete, von denen der eine ein am Niederrhein gewählter Hannoveraner, der zweite aus der preußischen Provinz Sachsen und der dritte ein Alt-Bayer war. Zu den irgendwie tonangebenden Mitgliedern der Partei gehörte keiner von ihnen. Ich schloß mich natürlich am meisten an den Hannoveraner: einen Amtsrichter Pfaffrott aus Liebenburg an. Er war ein großer Jäger und besaß mancherlei Eigenthümlichkeiten. In die parlamentarische Welt paßte er kaum und er sprach sich über das Centrum oft mit einer unglaublichen Offenheit aus. Aber er war ein biederer, wohldenkender Mann. Er ging mit dem linken Flügel des Centrums, stand aber auch mit dem Collegen aus der Provinz Sachsen gut, der doch sehr von dem preußischen Büreaukratismus angesteckt war und von unseren hannöverschen Bestrebungen nichts wissen wollte. Alle vier verkehrten wir höchst friedlich mit einander. Ich habe Anfangs wohl geglaubt, daß Pfaffrott den Auftrag gehabt habe, mich etwas zu beaufsichtigen. Bald aber ließ ich diesen Argwohn fallen. Zuweilen kamen auch noch andere Centrumsabgeordnete zum Essen. Ich erinnere mich insbesondere des Herrn von Ow aus Bayern und des Herrn von Schalscha aus Schlesien.

Gleich am ersten Tage hatte mich mein alter Göttinger Coätane und Freund, Herr von Arnswaldt-Böhme, der auch zu den Abgeordneten unserer Partei gehörte, nach allen Seiten hin mit den Herren vom Centrum bekannt gemacht. Ich kann nicht anders sagen, als daß man recht artig gegen mich war. Herr von Schorlemer sagte mir, man habe mich schon lange erwartet und ich glaubte dies, da ich zeitig in der Session von 1880 am Platze war, auf meine Kandidatur von 1874 und vielleicht auch auf mein erstes Buch beziehen zu dürfen. Mit August Reichensperger erneuerte ich eine alte Bekanntschaft und er kam mir mit besonderer Freundlichkeit entgegen. Windthorst war dagegen sehr zurückhaltend. Das Gleiche galt von Dr. Frantz, der damals die Germania redigirte. Man gab mir den Rath, mich Frantz gegenüber offen über meine Stellung zu

äußern. Ich suchte ihn in seiner Wohnung auf und erklärte mich sehr entschieden. Unter den jetzigen Verhältnissen hätte ich keinen Grund, Hospitant des Centrums zu werden, sagte ich unter Anderem. Dr. Frantz, dessen feines Gesicht mit dem spezifisch katholischen Ausdrucke mich interessirte, antwortete mit ähnlicher Entschiedenheit, er sei der Ansicht, daß das Verhältnis zwischen dem Centrum und den „Welfen" lediglich auf der Persönlichkeit Windthorsts beruhe. Einige Tage später wurde von uns beiden das Gespräch im Reichstage fortgesetzt. Bei dieser zweiten Unterredung sagte ich, ich sei der Vorläufer einer weit verbreiteten Richtung in Hannover und Hessen, die sich immer mehr geltend machen werde: eine Aeußerung, über die ich heute schmerzlich lächeln muß.

Der rechte Flügel des Centrums pflegte sich damals jeden Abend im norddeutschen Hof bei einem Glase Bier zu versammeln. Da man hier fast ausschließlich Aristokraten begegnete, so hätte man es die „Richer-Zechheit", die Patrizier-Trinkstube des Centrums nennen mögen. Auch an die studentischen Kneipen ließ sich denken. Hier hatte mich mein Freund Arnswaldt in den ersten Tagen ebenfalls eingeführt. Ich erinnere mich namentlich des Freiherrn von Hertling, der mir den Eindruck eines feinen, klugen und sehr durchgebildeten Mannes machte und schon seiner Brentanoschen Familientraditionen wegen mein lebhaftes Interesse erweckte. Ein regerer Verkehr bildete sich damals aber doch auch hier nicht heraus; und wenn mein Freund in Berlin nicht anwesend war, so erkalteten meine Beziehungen zum Centrum, von meinen drei Tischgenossen abgesehen, fast ganz.

Ich ging jetzt Abends fast regelmäßig in's Theater und habe während meiner 10jährigen Reichstagszeit einen ziemlich gründlichen zweiten Theaterkursus durchgemacht. Ging ich nicht in's Theater, so verbrachte ich die Abende häufig in Gesellschaft eines Herrn Bidder, eines geborenen Livländers, der mein zweites Buch verlegt hatte und sich jetzt in Berlin aufhielt.

Abwesend von Berlin war ich nicht häufig und ich übertraf in dem Besuch der Sitzungen damals wohl alle meine han-

növerschen Collegen. Hierin, dachte ich, sei ein Punkt gegeben, wo man mir keine Concurrenz machen werde. Den Reden hörte ich sehr eifrig zu und faßte schon bald den Muth, mich zu diesem Zweck von meinem Platz, wo man schlecht hören konnte, zu entfernen und auf einem oder dem anderen Sitz in der Nähe der Tribüne zu hospitiren. Ich müsse etwas lernen, pflegte ich wohl zu sagen.

Auch an Berührungen mit Abgeordneten, die nicht zum Centrum gehörten, hatte es von vornherein nicht gefehlt. Maltzahn-Gültz, den ich hier nach langen Jahren wiedersah, kam mir mit alter Herzlichkeit entgegen. Er erschien mir durchaus noch als derselbe Mensch wie vor 16 Jahren. Den Corpsbruder Lucius fand ich hier in Berlin jetzt als Minister der Landwirthschaft wieder. Unsere Auffassungen waren stets ziemlich weit auseinander gegangen. Er hatte in dem Corps doch etwas ganz anderes als ich gesehen. In jenen studentischen Jahren pflegte er stets für die Berechtigung der Individualität einzutreten und hatte mir einst vorgeworfen, daß ich ein rechter Büreaukrat werden werde. Wie hatten sich doch die Verhältnisse geändert! Aber auch er begrüßte mich mit Freundlichkeit und ich erwiderte das. Denn Lucius hatte mir nach dem Erscheinen meines ersten Buchs den Wunsch aussprechen lassen, dasselbe zu besitzen und mir mit freundlichen Worten dafür gedankt, als ich es ihm darauf schickte. Ueber die Sache lasse sich zwischen uns ja gar nicht streiten, hatte er geschrieben, wenn der Eine regelmäßig das zur Folge mache, was der Andere als den Grund betrachte. Aber ich möge nach Berlin, in den Reichstag kommen. Die Abgeordneten seien alle anständige Leute und würden mich auch demgemäß behandeln. Ich möge mich doch nicht dem buddhistischen Nirwana zuwenden, wie dies die Schlußworte meines Buchs andeuten zu wollen schienen. Ich gestehe, daß dieser Brief damals einigen Eindruck auf mich gemacht hatte. Es war dieselbe Stimmung, die mir auch jetzt bei Lucius entgegenzutreten schien.

Auf der eigentlichen Linken des Reichstags glaubte ich vielfach einer gleich günstigen Stimmung zu begegnen. So fiel

mir z. B. die Art und Weise auf, mit der sich mir zwei Nationalliberale vorstellten, welche zufällig vor mir saßen. Ueberhaupt frappirte und ermuthigte mich die ganze Art des Verkehrs im Reichstage. Man war auf allen Seiten coulant, wie das jemand, der in den engen Parteiverhältnissen Hannovers emporgekommen, gar nicht ahnen konnte. Windthorst hat mir später gesagt, gerade die Hannoveraner seien an diesem leichten und freien Verkehre schuld. Richtiger wäre es wohl gewesen, wenn er sich selbst als den Urheber dieses Verkehrs bezeichnet hätte. Denn die eigentlichen „Welfen" hielten sich bis dahin sehr zurück. Bennigsen saß fast immer auf seinem Platz. Recht im Gegensatz dazu war Windthorst fast immer im Reichstagssaale von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten unterwegs und verstand mit jedem ein freundliches oder scherzhaftes Gespräch anzuknüpfen. Da ich an meine eigene, durch Windthorst doch jedenfalls gefährdete, Stellung dachte, so kamen mir diese ewigen Wanderungen Anfangs unheimlich vor und ich dachte dabei unwillkürlich an ein Spinnengewebe. Aber so schlimm war die Sache nicht gemeint. Es waren die advokatischen Gewohnheiten Windthorsts, die sich zunächst hierbei geltend machten. Er verhandelte und sprach mit den Gegnern, wie die Advokaten gegnerischer Parteien sich mit einander zu unterhalten pflegen und es war höchst merkwürdig, daß er die entschiedensten Gegner gerade am häufigsten aufsuchte: niemand vielleicht mehr als den nicht weit von ihm sitzenden Bennigsen. Er wollte dabei sondiren und das, was bevorstand, ermitteln. Die Sache hatte freilich auch ihre Schattenseite. Windthorst erfüllte sich dadurch häufig selbst mit allerhand Schreckbildern und lähmte seine Energie. Allmählich schienen mir aber doch die Vortheile dieses Systems bei Weitem überwiegend, wenn unsere Partei wirklich parlamentsfähig werden wollte. Dies war zunächst das Ziel, das ich verfolgte.

Windthorst hat mir einst gesagt, es gebe nur zwei Wege für uns Hannoveraner. Man müsse entweder protestiren und jeder weiteren Einflußnahme auf die Verhandlungen entsagen, oder man müsse es lediglich auf diese Einflußnahme absehen.

Das Eine war der Weg Ewalds gewesen; das andere war der Weg Windthorsts. Das, was ich wollte, war ein drittes; und es schwebte mir dabei der Wunsch eines sehr verständigen Parteigenossen aus der Zeit um 1870 vor, der scherzend Windthorst und Ewald zusammengegossen zu sehen gewünscht hatte. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß Ewald niemals einen Eindruck im Reichstage gemacht. Windthorst schien mir und meinen Gesinnungsgenossen in Hannover das Ziel, um das es sich für uns handelte, bei all seiner Klugheit und all seinen Erfolgen nahezu aus den Augen verloren zu haben. Was aber die hannöverschen Hospitanten des Centrums betraf, so kam es mir vor, daß gerade diese in einer negativen Halbheit zwischen beiden Wegen stecken blieben. Zu einer protestirenden Haltung im Sinne Ewalds brachten sie es nicht; ebenso wenig betheiligten sie sich aber im großen Stil an den Prinzipienkämpfen des Tages. Brüel kam fast nur für den Landtag in Betracht und war dort für das Centrum ein unbezahlbarer Kampfgenosse. Wenn er dort mit hannöverschen Auffassungen einmal herausplatzte, so geschah das in einer Art, die gewiß zu weit ging, und sie gehörte gerade nach meiner Ansicht in den preußischen Landtag nicht. Es dürfte nicht zu viel behauptet sein, wenn ich sage, daß sich die Haltung der deutsch-hannoverschen Centrumshospitanten im Allgemeinen nicht viel von der der Elsaß-Lothringer unterschied, von denen die Mehrzahl im Reichstage selten erschien, prinzipiell eine ablehnende Haltung dokumentirte, daneben aber doch für die materiellen Interessen des Landes zu sorgen suchte. Sollte es möglich sein, auf einem solchen Wege zu irgend welchen Resultaten zu gelangen?

Ich hatte das Ziel einer lebensfähigen föderativen Partei bis jetzt in den engeren Verhältnissen meiner hannöverschen Heimath verfolgt und war nicht gerade weit damit gekommen. Vielleicht gelang es mir jetzt im Reichstage, wo nun einmal das politische Wetter gemacht wurde, besser. Mein Ausgangspunkt blieb der Restaurationsgedanke und zwar in der von mir stets betonten Fassung, die den Protest gegen die Rechtsbeständigkeit der Annexion einschloß. Es schien mir aber jetzt doch wenig

erreicht, wenn dieses Programm, wie es bis dahin geschehen war, von dem Reichstage schroff zurückgewiesen wurde. Das sogenannte Aus-dem-Fenster-Sprechen habe ich immer für verkehrt gehalten; und ich will gern eingestehen, wie es mir meine isolirte Lage als noch besonders nothwendig erscheinen ließ, daß mein Programm nicht einfach zurückgewiesen, daß ich mit demselben nicht etwa ausgelacht wurde. Denn ich konnte mir nicht verhehlen, wie man, sowohl von Seiten des Centrums als meiner Parteigenossen, nach einem Fiasko im Reichstage über mich hergefallen wäre. Daraus folgte, wie mir täglich klarer wurde, daß ich nach Windthorsts Art Verbindungen anknüpfen mußte. Daraus folgte aber auch, daß ich Punkte aufsuchen mußte, wo das Programm einer föderativen Partei in partibus sich mit dem, was andere Parteien erstrebten, deckte oder doch hätte decken sollen. Letzteres wurde der Gegenstand meines angestrengtesten Nachdenkens und es eröffnete sich mir dabei eine Fülle neuer Gedanken. Denn ich gewahrte bald, daß viel von dem, was wir alle und insbesondere auch ich in unseren Reden und Schriften vierzehn Jahre lang betont hatten, von den Rednern der liberalen Opposition jetzt oft in viel besserer und präciserer Weise ausgesprochen wurde. Und stand denn unsere Partei überhaupt so allein, als es schien? Gab es nicht genug Elemente im Reichstage, die sich im Stillen über unsere Opposition, so lange sie eine maßvolle blieb, freuten? Und sollte ich das nicht ausnutzen?

Daß man ziemlich allgemein über die dauernde Vernichtung Hannovers einig war, wußte ich wohl. Daß unsere Wiederherstellung erst in einer fernen Zukunft praktisch werden könnte, war mir ebenso wenig zweifelhaft. Von einer allgemeinen Rückkehr zu dem Rechtsprinzip erwartete ich sie, wie bereits gezeigt wurde, nicht. Wohl aber lag für uns eine Chance darin, wenn wir die Wiederherstellung Hannovers unter steter Festhaltung unseres Rechtsstandpunktes vom deutschen Gesichtspunkte aus reklamirten. Ich hatte diesen Weg bereits in meiner Ilzener Rede von 1873 und selbst schon in meinem „Von 1806—66“ betreten. Ich brauchte nur noch weiter auf ihm zu gehen. Viel-

leicht, daß es mir dann wirklich gelingen würde, die dampfenden Furchen zu ziehen, von denen jener Freund bereits im Jahre 1871 gesprochen hatte.

Eine Heuchelei war dabei wahrlich nicht nöthig. Ich brauchte nur zurück zu greifen auf die Ideen meiner Jugend, die ja das Bindeglied zwischen Klinggräff und mir waren. Lag denn die Annexion Hannovers und das Festhalten an derselben etwa im deutschen Interesse? Forderte dies nicht viel mehr, daß auch im Norden neben Preußen ein selbständiger Mittelstaat bestehe, damit das neue Reich dadurch einen gleichmäßigen Bau erhalte? War die Erhaltung der eigenthümlichen sächsischen Volksart, für die wir kämpften, nicht auch im deutschen Interesse zu wünschen und untergruben die Preußen diese Volksart nicht daheim tagtäglich? War es die „Freiheit, die ich meine," im Sinne Schenkendorffs, was uns die Preußen gebracht hatten? Wurde die freie Bewegung des niedersächsischen Geistes nicht seit 14 Jahren von dem preußischen Beamtenmechanismus und der preußischen Büreaukratie unterdrückt? War es nicht schließlich der Wille und die subjektive Auffassung eines einzigen Mannes: des Fürsten Bismarck, dem wir uns hatten beugen müssen und richtete sich nicht die jetzige Opposition gegen diesen Mann? Die Freunde unserer Freunde sollen unsere Freunde sein. Wenn das Centrum jetzt in einem halben Freundschaftsverhältniß zur Regierung stand, so konnten wir diese Freundschaft nicht mitmachen und unser Verhältniß zu dem Centrum selbst wurde problematisch. Aber waren nicht am Ende auch die Feinde unserer Feinde unsere Freunde? Der konservative Gesichtspunkt konnte mich von solchen Auffassungen nicht abhalten. Denn ich hatte immer zu denen gehört, welche einen Konservatismus nur auf der Grundlage aristokratischer Selbständigkeit und historischer Tradition gewollt hatten. Die Büreaukratie war mir, wie der Leser weiß, von jeher als der eigentliche Feind erschienen. Ein Konservatismus endlich, der sich über die historische Tradition hinwegsetzte und sie vernichten half, war in meinen Augen überhaupt kein Konservatismus.

Noch wogten alle diese Gedanken bei mir durcheinander.

Die weitere Entwickelung mußte zeigen, was daraus wurde; und es konnte nicht anders sein, als daß auch scheinbare Zufälligkeiten, daß auch die Eigenart meiner Lebensbedingungen und Lebenserfahrungen darauf einwirken mußten. Alles vereinigte sich jetzt, um mich zur Vorsicht und zur Milde des Ausdrucks zu mahnen.

Am 8. März feierte ich das Stiftungsfest der Vandalia in einem großen Kreise von Corpsbrüdern. Mir gegenüber saß Lucius, neben diesem der mecklenburgische Gesandte von Prollius, nicht weit davon Bennigsen. Das Gespräch bewegte sich mit Leichtigkeit auf den verschiedenartigsten Gebieten. Ich konnte nicht genug von Klinggräff erzählen, den ich kurz vorher gesehen hatte. In der Liebe für unser Corps waren wir alle einig. Als ich entwickelte, wie ich in diesem die Bedeutung einer Corporation habe kennen lernen, lenkte Lucius von diesem Gegenstande mit dem Bemerken ab, daß wir in Heidelberg lustig gewesen seien und wacker gezecht hätten. Als sich die Unterhaltung trotzdem noch mehr auf das politische Gebiet wandte, rief ich ihm lachend zu: „Ihr kriegt mich nicht". Auch mit Bennigsen berührte ich mich nicht unangenehm. Maltzahn war ganz wie in alten Zeiten. Ich verlebte vergnügte Stunden und es dämmerte in mir die Erkenntnis auf, daß ich in meinen Heidelberger Verbindungen eine sicherere Basis für meine Stellung besitze, als mir dies die parlamentarischen Verhältnisse sonst gewährten.

Nicht lange darauf reiste ich mit August Reichensperger zu Klinggräff nach Pinnow. Dieser hatte Ersteren einst im Jahre 1862, als er noch auf der Suche nach einem Baumeister war, der ihm gothische Möbel zeichnen könne, in Köln aufgesucht und beide hatten einen bleibenden Eindruck von dieser kurzen Begegnung bewahrt. Reichensperger pflegte zu erzählen, wie ein zufällig zu ihrer Unterredung damals hinzugekommener Dritter nachher gemeint habe, daß er nun einen noch enragirteren Gothiker als Reichensperger selbst gesehen.

Gleich anfangs hatte ich diesen aufgefordert, mit mir einmal nach Pinnow zu reisen. Nach einigem Besinnen willigte er

eines Tages ein und ich gewann dann später den Eindruck, daß er von irgend einer Seite veranlaßt worden sei, mit der Annahme meiner Einladung Ernst zu machen, um bei dieser Gelegenheit meine parlamentarische Situation und die politischen Absichten, die ich hegen mochte, zur Sprache zu bringen. Ist dies des trefflichen Reichensperger's Absicht wirklich gewesen, so nahm das Zusammensein in Pinnow aber doch einen ganz anderen Verlauf, als er wohl denken mochte. Die Erinnerungen an jene kurze Unterhaltung vor 18 Jahren wurden bei Klinggräff und Reichensperger wieder wach. Die ruhige, zielbewußte, imponirende Persönlichkeit des Ersteren beherrschte die Unterhaltung. Mit dem größten Interesse wurde von Reichensperger die ganze gothische Hauseinrichtung untersucht. Als auf Janssen die Rede kam, zeigte es sich, daß Klinggräff diesen gelesen hatte und die Harmonie wurde nicht gestört, als er erklärte, Janssen gehe ihm zu weit. „Was sind Sie für ein Mann?", rief Reichensperger im Gegentheil aus; „Sie richten Ihr Haus gothisch ein; Sie lesen den Janssen; Sie sprechen von einer Vereinigung der Kirchen!" Er empfahl Klinggräff die Zeitschrift „Ut omnes unum", die ebenfalls dieses letztere Ziel verfolge. Unter den günstigsten Auspicien kam dann meine Sonderstellung und das Programm der deutsch-hannoverschen Partei zur Sprache, von der der unter der französischen Herrschaft geborene Überrheiner nichts wissen wollte. Klinggräff vertheidigte mich in der wärmsten Weise und Reichensperger verstummte bald. Es hat uns seitdem ein unzerreißbarer Faden verbunden. Reichensperger wurde im Reichstag mein Beschützer und Windthorst hat ihm wohl einmal halb ärgerlich zugerufen, ich hätte ihn gewonnen, seit er in mir den Gothiker entdeckt. Ich aber habe Reichensperger seit jener Unterredung stets eine aufrichtige Verehrung bewahrt. Er war ein liebenswürdiger, edel denkender und begeisterter Mensch. Die Liebe für unser deutsches Mittelalter erfüllte ihn nicht weniger als Klinggräff und mich. Er ist vielleicht der einzige unter den hervorragenden Männern des Centrums gewesen, den man einen Romantiker im alten guten Sinne des Worts nennen könnte; wie er denn zu betonen pflegte, daß er sich als einen Schüler von Görres,

mit dem er auch verwandt war, betrachte. Wie dieser war er vom Liberalismus ausgegangen: nach seiner eigenen Mittheilung hatte er sich in religiöser Beziehung erst durch und an dem jüngeren Bruder Peter wieder zurecht gefunden. Reichensperger huldigte durchaus germanischen Auffassungen und bekämpfte auch in der kirchlichen Sitte den „Romanismus". Als Klinggräff den Herz-Jesu-Kultus zur Sprache brachte und diesen auch als einen Ausfluß des Romanismus bezeichnete, sprach sich Reichensperger in seiner originellen Weise mit Ausdrücken gegen denselben aus, die, obwohl humoristisch gemeint, nichts an Entschiedenheit zu wünschen übrig ließen. Wie weit die Übereinstimmung unserer Ansichten ging, möge der Umstand beweisen, daß Reichensperger sich auch als einen „Anglomanen" bezeichnete. Er kannte England aus persönlicher Anschauung und hatte sich offenbar auch in seinen Gedanken viel mit demselben beschäftigt. Auch daß in diesem Jahrhundert die Gothik zuerst in England wieder aufgeblüht war, vergaß er dem Lande nicht. Schon allein dies zeigt, mit wie wenig Voreingenommenheit er die Protestanten betrachtete. „Uns haßt man" sagte er mir allerdings einmal bei einem kirchlich-politischen Gespräch. Aber er verwarf alles Gezänk der Konfessionen und war ein Feind der Proselytenmacherei, die er auch nicht als nützlich für seine Kirche betrachtete, weil die übertretenden Protestanten immer reformiren wollten. Ganz in meinem Sinne wollte er das Zusammengehen der Konfessionen. Mit Reichensperger zusammengeführt zu sein, werde ich stets zu den erfreulichsten Dingen rechnen, die mir der Reichstag gebracht hat.

August Reichensperger und sein Bruder Peter gehörten, wie man sieht, zu jener Zeit nicht mehr zu den eigentlichen Leitern des Centrums. Der Bruder empfand dies und markirte eine frondirende Stellung, setzte aber mit seiner Fronde gewöhnlich bei einem verkehrten Punkte ein. August Reichensperger verhielt sich ganz anders. Er ordnete sich Windthorsts Leitung willig unter und zog sich auf die seiner Begabung näher liegenden Gebiete zurück. „Der Windthorst regiert," hat er mir einst gesagt; für ihn selbst blieben die leichteren Fächer. Gerade deshalb war er im

Centrum außerordentlich beliebt und er brachte durch die Betonung der Kunst und dessen, was damit zusammenhängt, ein warmes Element in die Debatte, das sonst gefehlt haben würde und später gefehlt hat. In allen diesen Dingen ging er einen sehr selbständigen Weg und er schüttelte dabei gelegentlich wohl auch seinen Kopf über Windthorst.

Es nahte jetzt die Zeit, wo ich eine Rede halten mußte, wenn ich nicht auf das Sprechen im Reichstag überhaupt verzichten wollte. Die Frage war, ob es mir gelingen werde, zum Worte zu kommen. So ganz leicht war das damals nicht immer für einen keiner Fraktion angehörenden Neuling. Ein erster Versuch mißglückte, da sich der Reichstag, als ich reden wollte, für den Schluß der Debatte erklärte. Auch das Centrum hatte für den Schluß gestimmt. Mich drückte das nieder und es fehlte selbst nicht an Spott. Jemand rieth mir, mich mit Bennigsen in Verbindung zu setzen, wenn es mir darum zu thun sei, zum Worte zu kommen. Ich folgte dem Rath. Bennigsen entgegnete, daß er auf die Abstimmung über Schlußanträge keinen Einfluß habe. Aber er nahm meinen Schritt freundlich auf und ich hatte das Gefühl, daß er mir zum Vortheil gereichen werde. Es könne doch nicht in der Absicht der politischen Gegner liegen, hatte ich Bennigsen gesagt, uns politisch mundtodt zu machen.

Endlich kam der Tag, wo eine große Debatte mich wirklich zum Worte kommen lassen sollte. Es handelte sich um die Verlängerung des Sozialistengesetzes und somit wieder um eine der wichtigsten Fragen, die damals die politische Welt beschäftigten. Einen Standpunkt, der sich nach allen Seiten hin vertheidigen ließ, in derselben einzunehmen, war, wie ich jetzt erst, wo es ernst wurde, entdeckte, nicht so ganz leicht. Daß man auf etwaige Blößen, die ich mir gäbe, besonders scharf achten würde, war nicht zweifelhaft. Sehr lebhaft erinnere ich mich noch der Gefühle, mit denen ich am Abend vor der Redeschlacht einsam durch die Straßen Berlins wanderte. In der Nacht that ich buchstäblich kein Auge zu. Hundertmal überlegte ich mir die Frage hin und her. Ich dachte von Haus aus über das Sozialistengesetz nicht anders als die Blätter unserer Partei und wähnte

die Frage damit abgethan, daß es sich um ein Ausnahmegesetz handele und daß die vom Kulturkampf her verrufene Ausnahmsgesetzgebung zu verwerfen sei. Ich habe oben dargethan, wie ich den Kampf gegen das Sozialistengesetz als Parteiprogramm betrachtete. Als ich mich aber für meine erste Rede vorbereitete und jeden Satz auf seine Angreifbarkeit hin prüfte, kamen mir doch gewaltige Zweifel, ob denn dies Alles so einfach sei. Ein Heidelberger Genosse, der jetzt eine hohe Stelle bekleidete, hatte mir, als ich mir im Jahre 1878 ein Rendezvous mit ihm in der Schweiz gab, auf eine heftige Aeußerung ganz ruhig geantwortet, reichlich scharf sei das Sozialistengesetz allerdings; aber etwas geschehen müsse unbedingt gegen die Sozialisten. Dies Wort klang mir jetzt immer in den Ohren. Das, was ich eigentlich hatte sagen wollen, kam mir jetzt inhaltslos und phrasenhaft vor. Konnte denn nicht in aufgeregten Zeiten ein Ausnahmegesetz für eine kurze Zeit einmal erlassen werden und lag es denn nicht am Tage, daß die Agitation der Sozialdemokraten seit dem Erlaß des Sozialistengesetzes erheblich nachgelassen hatte und daß dasselbe ein bedeutender Hemmschuh für sie war? Ich sann hin und her. Aber das war unzweifelhaft, daß ich nur dann mit einigem Erfolg würde sprechen können, wenn ich mir bewußt war, alles, was ich sagte, mit vollkommen gutem Gewissen zu vertreten. Ich beschloß, so viel den Vertheidigern des Sozialistengesetzes einzuräumen, als dies der Standpunkt der deutsch-hannoverschen Partei, an dem ich festhielt, nur immerhin gestattete. Es zeigte sich, wie ich glaube, diese doppelte Strömung in meiner Jungfernrede vom 17. April 1880. Ich sprach eigentlich nur gegen die Verlängerung des Sozialistengesetzes und nicht gegen dieses selbst. Ich ließ es deutlich durchfühlen, daß ich an eine theilweise Ernüchterung der Sozialdemokraten durch das Sozialistengesetz glaube und man hat dies damals auch sehr wohl beachtet. Am Schlusse suchte ich mein Programm in den allgemeinsten Umrissen anzudeuten.

„Wir müssen," sagte ich, „keine Gesetze mehr geben, die dem Rechtsbewußtsein des Volkes entgegen sind. Wir müssen das Gemüth pflegen. Man spricht so oft bei der Erziehung

der Kinder vom Gemüthsleben, das man pflegen müsse. Ja auch bei den erwachsenen Menschen spricht man davon, daß man das pflegen müsse, wenn man einen tüchtigen Mann aus sich machen wolle. Ich glaube, wir müssen das in höherem Grade als bisher auf die gesammten Institutionen, auf die gesammte innere Politik anwenden. Wo wir finden, daß noch in kleinen Kreisen ein corporatives Gefühl herrscht, da müssen wir das pflegen und es führt das auf ganz consequentem Wege zur Decentralisation, deren schwärmerischer Verehrer ich bin."

Auch wahrhaft freiheitliche Institutionen besäßen wir nicht „Die Freiheit, die ich meine, ist die Freiheit, die auf der Corporation beruht, auf dem Selfgovernement, auf der Selbstbestimmung, die Freiheit, die in absolutem Gegensatz zur Centralisation steht. Da ist sehr viel zu thun und wir haben einen sehr weiten Weg zurückzulegen, wenn wir an eine gesunde Eigenart unseres Volkes wieder anknüpfen wollen. Wir müssen einen Neubau ausführen; wenn Sie den Ausdruck verstehen wollen, einen gothischen Neubau in Deutschland, wenn es uns gelingen soll, in unserem inneren Leben einen Wandel zu schaffen."

Man solle mit offenen Augen um sich sehen und an die alte gesunde Volksentwicklung Deutschlands anzuknüpfen suchen. „Die Gefahr wird dann vielleicht früher an uns herantreten, und die Gefahr wird uns auf die Nägel brennen. Wenn aber schon jetzt eine konservative Strömung durch die Gefahren der Sozialdemokratie hervorgerufen ist, so wird dann eine konservative Strömung von weit größerer Kraft durchbrechen und es kann dann ein Segen darauf ruhen."

Würde man aber von konservativer Seite von solchen Dingen nichts hören wollen, so werde die Folge sein, daß die jetzige konservative Strömung, die auch ich an sich mit Freuden begrüßte, wiederum im Sande verlaufen werde, ohne für unser liebes deutsches Vaterland etwas Gedeihliches geschaffen zu haben; und sie wird dann schließlich doch auch wieder einer Gegenströmung weichen müssen. Ich wenigstens gehöre nicht zu denen, die da glauben, daß die jetzige Strömung ein für alle Mal Oberwasser behalten werde."

Bei der zweiten Hälfte meiner Rede hatte sich Maltzahn-Gültz unmittelbar vor mich hingestellt. Von dem Augenblicke an war meine Befangenheit verschwunden und man hat mir deshalb wohl gesagt, daß die zweite Hälfte meiner Rede bei Weitem besser gewesen sei als die erste. Aber überhaupt war Alles so viel günstiger verlaufen, als ich gefürchtet. Schon daß man mich im ganzen Hause mit einiger Aufmerksamkeit anhörte, war mir unerwartet. Ich war mindestens auf eine allgemeine Unruhe und auf Schlußrufe gefaßt gewesen und ich weiß nicht, in wie weit ich als Neuling meine Contenance dabei zu bewahren vermocht hätte. Auch glaube ich noch heute, daß Alles ganz anders verlaufen wäre, wenn ich mich zu eigentlichen Angriffen auf meine Gegner hätte hinreißen lassen. Dies war ja von Anfang an das Unglück gewesen, daß unsere Partei in der Presse sowohl als auf der Tribüne entweder zu wenig oder zu viel sagte. Gerade auch der alte treffliche Ewald war viel zu polemisch in seinen Reden vorgegangen und hatte vor allem deshalb die Wirkung verfehlt.

Schon in den Volksreden und schon vor dem Jahre 1870 hatte ich dagegen den Beweis zu führen gesucht, daß man weit mehr sagen könne, als gewöhnlich angenommen werde: vorausgesetzt, daß man milde in der Form bleibe. Ein Freund, auf dessen Urtheil ich Werth legte, hatte mir damals gesagt, daß es mir gelungen sei, diesen Beweis zu führen. Derselbe Freund sagte mir jetzt, man habe mich offenbar im Reichstage deshalb so gut behandelt, weil man durch mein Auftreten gleichsam „verblüfft“ gewesen sei und ich glaube, daß dieser Ansicht etwas Wahres zu Grunde lag. Viele glaubten, daß ich ein sogenannter Heißsporn sei. Aber gerade davon zeigte meine Rede nichts.

Nur der freikonservative Herr von Kardorff polemisirte etwas gegen mich. Er fand den Gegensatz zwischen meiner Rede und Windthorsts Haltung richtig heraus. Windthorst rief dazwischen, ich sei „ein wilder Mann.“ Damit aber war Alles abgethan.

Es ist mir dann freilich zu Ohren gekommen, man sei bei den Deutsch-Konservativen der Ansicht gewesen, daß es doch recht wenig zu bedeuten habe, wenn ich nicht mehr zu sagen hätte. In Maltzahns Benehmen unmittelbar nach meiner Rede drückte sich aber eine solche Auffassung nicht aus. Auf den verschiedensten Seiten hatte ich offenbar Glück mit der Rede gehabt. August Reichensperger sagte, ich habe herausgefühlt, was man im Hause nicht hören wolle und es könne doch niemand darüber im Zweifel sein, was ich habe sagen wollen. Sonnemann von der Frankfurter Zeitung, den ich auch schon von früher kannte, brachte mich auf meine Rede hin mit dem Oldenbergschen Correspondenzbüreau in Verbindung und es hatte dies den großen Vortheil, daß ich von da an den Wortlaut meiner Reden meist selber für alle mit diesem Büreau zusammenhängenden Blätter feststellte. Bennigsen war bei meiner Rede nicht anwesend. Aber ich hatte, als ich ihn am folgenden Tage zufällig sprach, den Eindruck, daß seine Fraktionsgenossen ihm günstig berichtet haben müßten. Das Benehmen meiner deutsch-hannoverschen Kollegen war von diesem Tage an umgewandelt. Ich hatte das Gefühl, daß die älteren Herren es ganz gern sahen, wenn ich das, was sie nicht sagen wollten, aussprach. Sie klopften mir sozusagen auf die Schulter, hatten bei meinem Auftreten nichts zu erinnern und mochten wohl denken, daß ich mir die Hörner schon abrennen werde. Namentlich Lenthe war in seiner ritterlichen Art jetzt für mich und hat mir dies Wohlwollen bis zu seinem Lebensende bewahrt. Daß ich innerhalb der Partei einen aparten Standpunkt einnähme, hatte er stets anerkannt und geachtet. Auch Brüel und Windthorst nehme ich aber in Betreff des mir jetzt gezollten Wohlwollens nicht aus. Ich hatte offenbar Saiten berührt, die in ihnen wiederklangen. Gerade Windthorsts Benehmen in der zunächst folgenden Zeit war mir höchst auffallend. Er schien in der Samoa- und in der Hamburger Frage den Beweis liefern zu wollen, daß er trotz seiner Mithülfe in der Schutzzollgesetzgebung den Standpunkt einer Opposition nicht aufgegeben habe. Da wir beide Berlin auf einige Tage verlassen wollten, so forderte er mich auf, mit ihm nach

Hannover zu fahren: ich lehnte es ab, weil ich diesmal nicht nach Wichtringhausen, sondern zu meiner Mutter nach Eltville reisen wollte und es kam mir vor, daß Windthorst in meinem Nein, so arglos ich dabei war, eine Zurückweisung erblickte.

Es ist hier wohl der Ort, Einiges über meine Beziehungen zu Windthorst zu sagen. Der Leser wird sich erinnern, wie ich ihn in Osnabrück kennen gelernt hatte. Auch in Schelenburg war ich ihm dann begegnet. Als er Minister war, setzte ich gerade seiner großdeutschen Richtung wegen einige Hoffnungen auf ihn und habe ihn deshalb auch aufgesucht. Er meinte im Spätherbst 1862, daß das Spiel für das hannöversche Ministerium nicht ganz ungünstig liege. Ich wies auf die Stärke der Opposition hin. Windthorst meinte, die zweite Kammer werde allerdings manche recht unbequeme Beschlüsse fassen. Die Stellung der Regierung sei dem gegenüber aber eine höchst einfache. Sie brauche dieselben ja nicht anzunehmen. Von einem schroffen Vorgehen hielt er nichts. Bismarck werde bei dem seinigen im Verfassungsconflict wahrscheinlich liegen bleiben. Ueber das Ministerium Borries äußerte er sich scharf. Sehr eingenommen zeigte er sich von dem Institut der hannöverschen Amtsversammlungen und mir schien hierin ein Berührungspunkt mit Stüve zu liegen. Wenn es in unserem Lande nicht noch schlimmer aussehe, meinte Windthorst damals, so sei dies vor Allem das Verdienst unserer Amtsversammlungen.

Etwa anderthalb Jahr später sah ich Windthorst wieder. Er war noch Minister. Wir hatten, ohne über die große Politik zu sprechen, die mannigfachsten Berührungspunkte und er forderte mich auf, ihn zuweilen zu besuchen. Offenbar schämte er sich als Großdeutscher ein wenig der Haltung Hannovers in der schleswigholsteinischen Frage. Den Onkel Schele sollte ich grüßen und ihm sagen, es bedürfe einer langen Auseinandersetzung, um ihm diese Haltung und ihre Gründe klar zu machen.

Von meinem Zusammentreffen mit Windthorst in der entscheidenden Krisis des Jahres 1866 und von unserer Berührung im

Winter 1868 auf 69 war ebenfalls oben die Rede. Ich fand ihn auch das zweite Mal pessimistisch gestimmt. Meine Bemühungen um die Herstellung einer Liga hatten im Frühling 1869 noch ein Nachspiel gehabt. Windthorst hatte mich aufgefordert, mit Klinggräff nach Berlin zu kommen, um dort für meinen Plan zu wirken. Ich hatte diesen dann allerdings aufgegeben, hielt mich aber doch für berechtigt und gleichsam verpflichtet, Windthorsts Aufforderung Folge zu leisten. Im Mai reiste ich zu Klinggräff nach Pinnow und mit diesem dann nach Berlin.

Ich hatte mich bei Windthorst brieflich angemeldet. Kaum war ich aber von Wichtringhausen fortgereist, als ein Brief von ihm ankam, in dem er mir nun doch von der Reise nach Berlin abrieth. Ich erhielt diesen Brief aber erst in Berlin. Des Besuches, den wir in seiner Parterrewohnung im Geheimrathsviertel machten, erinnere ich mich auch in den Einzelheiten gar wohl. Dem Freunde Klinggräff war Windthorst nicht gerade sympathisch. Er fand ihn überklug. Aber auch er war von der klaren Auseinandersetzung über die politische Lage, die uns Windthorst gab, in hohem Grade erfüllt. Letzterer betonte, daß es uns äußerst schwer halten würde, eine Bewegung für die Restauration in Gang zu bringen. Es habe das nicht einen Grund, sondern mehrere. Mich frappirte damals besonders seine Aeußerung, daß nirgends anders als in Berlin, „auf dem sandigen Boden der Mark", die politischen Kämpfe der Welt entschieden werden würden. Seine Lage in Berlin bezeichnete Windthorst damals als äußerst schwierig. Er müsse sich sehr in Acht nehmen und stehe so außerordentlich allein. Wenn er nur einen oder zwei hannöverische Genossen hätte, so würde ihm das äußerst wohlthuend sein.

Scherzhaft wurde Windthorst damals bekanntlich nach dem von ihm vertretenen Wahlkreis als „Fraktion Meppen" bezeichnet. Dennoch pflegte er schon damals die mannigfachsten Verbindungen. Mit großer Wärme sprach er von Mallinckrodt und bedauerte, uns nicht mit ihm zusammenbringen zu können, da derselbe gerade verreist sei. Mallinckrodt sei sein Gewissen.

Abends brachte uns Windthorst dann mit den zum Zollparlament erschienenen süddeutschen Herren zusammen. Der hohen Gestalt Franckensteins erinnere ich mich schon von damals. Er machte mir merkwürdiger Weise den Eindruck eines süddeutschen Büreaukraten. Ueber Politik wurde mit diesen Herren so gut wie gar nicht gesprochen.

Damit war diese Episode zu Ende. Aber es blieb auch fortan ein gewisser Verkehr zwischen Windthorst und mir bestehen. Ich pflegte ihn jetzt regelmäßig ein bis zwei Mal in jedem Jahre zu besuchen. Wohl wußte er, daß ich seine Taktik nicht billigte und daß er mir nicht entschieden genug war und er äußerte wohl einmal gegen einen zugleich mit mir anwesenden Herrn, daß ich recht freundlich mit ihm thue, ihn aber eigentlich verurtheile. Er schien aber doch auch meine Besuche nicht gerade ungern zu sehen. Sehr lebhaft schilderte er einst die Anfeindungen, denen er zu der Zeit, wo der Kulturkampf am heftigsten entbrannte, ausgesetzt war. Er glaubte, daß er auf Schritt und Tritt beobachtet werde. Zuweilen folge ihm Jemand, wenn er umhergehe, von Ferne als Späher. Dennoch sprach er mit gerechtem Stolz von diesen Kämpfen. Das Centrum sei ehrenvoll unterlegen.

In jenen Jahren bin ich auch einst mit Windthorst in einem Nachtzuge von Hannover bis Gießen gefahren: er wollte nach Ems und ich nach Eltville. Obwohl wir zum Theil nicht allein waren, so drehte sich doch das Gespräch um die mannigfachsten Dinge. Er freute sich auf der Fahrt von Gießen nach Ems an dem alten Wetzlar vorbei zu kommen. Denn dies sei ihm in der Erinnerung an das alte Reichskammergericht immer ein tief berührender Anblick. Von Österreich wollte er nichts mehr hören. Von dem König von Hannover sprach er dagegen mit der größten Pietät und zeigte mir ein Geschenk, das er von diesem erhalten. Er freue sich darüber, weil er auf „das Welfische“ immer ganz besonderen Werth gelegt habe. Als ich auf die parlamentarische Lage kam, zog er sich wieder mit der Wendung aus der Sache, daß er weit ausholen müsse, um mir Alles zu erklären.

Im Jahr 1873 brachte mich die Aufstellung für den Reichstag in neue Beziehungen zu Windthorst. Wie die meisten strenger gesinnten Hannoveraner, so betrachtete auch ich die Gründung des Centrums als bedenklich für unsere Sache. Wir fürchteten davon eine Verwässerung unserer Bestrebungen. Ob ich dem Centrum beitreten könne, war mir schon damals zweifelhaft und ich glaubte dies Windthorst sagen zu müssen. Ich vermöchte die Annexion nicht als zu Recht bestehend anzuerkennen, sagte ich und überreichte ihm mein erstes Buch. Es war wieder der im Winter 1868 auf 69 hervorgetretene Gegensatz. Ich brachte ihn aber dazu, daß er einräumte, seine Basis sei eine andere als die meinige. Dennoch machte auch er mir Lust, nach Berlin zu kommen und suchte die Bedenken zu zerstören, die ich meiner Gesundheit entnahm. Ich müsse meine Frau mit dorthin nehmen. Wartete ich aber noch lange mit dem Eintritt in das parlamentarische Leben, so würde ich zu alt.

Auch nachdem ich bei der Wahl von 1874 nicht reüssirt hatte, blieben wir in Verbindung. Windthorsts Freundlichkeit verminderte sich nicht und ich hatte ihm auch einmal für einen Dienst, den er mir erwies, zu danken. Eine Aenderung in unseren Beziehungen brachte erst der Herbst 1876. Denn Windthorst war es doch schließlich gewesen, der ein energisches Vorgehen gegen den Beschluß des Provinziallandtages zur Frage des Welfenfonds verhindert hatte.

Auch meine Beziehungen zum Hofrath Maxen verbesserten mein Verhältniß zu Windthorst nicht. Wie in der Frage der Uebersiedelung nach England, so hatte ich ihn in der braunschweigischen Frage gegen mich. Dann kam Windthorsts Haltung in der Zollfrage. Bei meiner Aufstellung im Jahre 1879 hatte er ursprünglich einen anderen Kandidaten für den siebenten hannöverschen Wahlkreis empfohlen. Als ich gewählt war, hatte er sich dahin geäußert, daß er keinen Einfluß auf mich besitze. Daß mich die Anhänger des Herrn v. H. gegen Windthorst vorschoben, lag am Tage und ich hatte Windthorst dadurch, daß ich dem Centrum nicht als Hospitant beitrat, und das, was damit zusammenhing, von Neuem gereizt. Auch mein Auftreten im Wahlvereins-

direktorium konnte ihm nicht unbekannt sein. Es circulirte im Herbst 1879 in den Kreisen der Eingeweihteren eine Denkschrift, die von dem Minister von Münchhausen herrühren sollte und in der vor einer Spaltung der Partei gewarnt wurde. Ich gestehe, daß ich mit Spannung auf die erste Begegnung mit Windthorst geblickt hatte. Einem Bekannten in Hannover gegenüber beklagte er sich, „daß ich ihn in den letzten Jahren demonstrativ nicht besucht habe." Darauf hin glaubte ich ein Uebriges thun zu sollen und suchte Windthorst, der ja jetzt mein College war, in Berlin auf. Ich verfehlte ihn und er gab bei mir dann nur eine Karte ab. Der Leser wird begreifen, daß mir jetzt nach meiner ersten Rede Windthorsts Aufforderung, mit ihm nach Hannover zu fahren, eine kleine Genugthuung war.

Man wird nach meinem Urtheil über Windthorst fragen. So schwer zu verstehen, wie man vielfach geglaubt hat, war er nicht; man muß sich nur auch hier hüten, den Wald nicht vor Bäumen zu sehen. Aber zu verstehen ist Windthorst allerdings nur, wenn man von dem Boden ausgeht, auf dem er aufgewachsen und dem er entstammte. Man muß die Osnabrücker Stüve und Schele mit ins Auge fassen, um Windthorst gerecht zu werden. In allen Dreien lebten die alten Möserschen Traditionen und alle Drei waren Altliberale. In Windthorst kam eine dritte Spezies hinzu: er zeigte das Möserische Element im katholischen Gewande. Aber Windthorst war von allen Dreien derjenige, der das osnabrückische und mit ihm das westphälische Wesen seiner Heimath in seiner Persönlichkeit am reinsten darstellte. Schon seine Sprache zeigte den unverfälschten Dialekt, wie er früher in den mittleren Kreisen auf dem Lande bei Osnabrück gesprochen wurde. Ich hatte einst bei einem kleinen Handwerker in der Stadt Hannover etwas zu thun und fand, daß er genau wie Windthorst spreche und mich auch sonst an ihn erinnere. Als ich dies hervorhob, meinte der Mann, es würde merkwürdig sein, wenn dem anders wäre. Denn er habe ja mit diesem in Osterkappeln bei einem Geistlichen die Schule besucht. Windthorst verweilte auch gern bei den Erinnerungen aus seiner Kindheit. Im Reichstag pries er

einst das Vergnügen, das er als Treiberjunge bei den Jagden empfunden habe.

Windthorsts Vater war bekanntlich Rentmeister auf einem Gute des Grafen Droste gewesen. Das Gut ist nicht gerade groß. Die ganze Bewirthschaftung war gewiß eine höchst einfache und es ist mir erzählt, daß nach dem Tode des Vaters die Mutter, welche als eine sehr resolute Frau geschildert wird, dieselbe geführt habe: das Leben der Rentmeisterfamilie auf dem Gute Caldenhof wird sich nicht allzu wesentlich von der einer wohlhabenden Bauernfamilie der dortigen Gegend unterschieden haben.

Windthorsts Aussehen entsprach diesem Ursprung. Daß er nicht schön war, ist auch bekannt. Als ihn eine gegnerische Zeitung im Jahre 1871 ziemlich geschmackloser Weise mit Maria Stuart, „der Hekate des Nordens," die die Welt in Flammen setzen wolle, verglich, äußerte Windthorst einem zum Könige nach Gmunden reisenden Herrn gegenüber: „Sagen Sie den Herrschaften, ich hätte mich eine halbe Stunde vor den Spiegel gestellt, aber vergeblich nach einer Aehnlichkeit zwischen mir und Maria Stuart gesucht." Sah man aber genau zu, so war Windthorsts Gesicht ein Bauerngesicht. Der große, eckige Kopf und die breiten, etwas platten Züge, mit der ursprünglich sehr gesunden Gesichtsfarbe paßten durchaus zu einem westphälischen Bauern. Auch der humoristische Zug und der nicht gerade kleine Mund, um den derselbe spielte, paßten trefflich dazu. Der Leser möge aber ja nicht glauben, daß ich mit der Hervorhebung dieser Bauernart etwas Nachtheiliges über Windthorst sagen will. Ganz im Gegentheil: diese osnabrückisch-westphälische Bauernart, der gesunde Instinkt, der derbe Mutterwitz, den er aus der Heimath Mösers mitbrachte, waren Windthorsts Stärke. Hierin lag das Erfrischende und Bedeutende seines Wesens und zum nicht geringen Theil die Erklärung seiner Erfolge. Wenn man den älteren Cato einen römischen Bauern genannt hat, so war Windthorst — bei aller sonstigen Verschiedenheit — gewiß ein Osnabrücker Bauer.

Irre ich nicht, so lag auch hier der Ausgangspunkt für

seine Ueberzeugungen. Sicherlich sind die ländlichen Eindrücke seiner Kindheit bei ihm die Grundlage für Alles gewesen. Nie war er in seinen Reden durchschlagender, als wenn er die realistischen Auffassungen des Bauern und den bäuerischen Humor der Verkehrtheit der modernen Entwicklung entgegensetzte. Windthorsts Begeisterung für die deutsche Gemeinfreiheit war echt und wenn er jemals mit fortriß, so war es in Momenten, wo er sich auf Dinge dieser Art berief.

Mit seiner urwüchsigen Bauernart hängt es auch zusammen, daß Windthorst von Anfang an die socialdemokratischen Theorien mit einer Entschiedenheit verwarf, der ich leider selten begegnet bin. Er war allerdings gegen das Socialistengesetz, weil er darin eine Fortsetzung der zuerst den Katholiken gegenüber zur Anwendung gekommenen Ausnahmegesetze sah. Ich erinnere mich aber, wie entschieden er einst sich äußerte, als die socialdemokratischen Doktrinen zuerst im Reichstag hervortraten. Mit den Leuten könne man nicht gehen, bemerkte er kurz und bestimmt. Im Reichstag hat er mir einst gesagt, Bebel würde mich so gut köpfen als ihn, wenn er zur Herrschaft käme. Auch von allen anderen Richtungen, in denen ein socialistisches Element lag, wollte er im Grunde des Herzens nichts wissen, wenn er nach seiner Art dann auch gelegentlich mit ihnen connivirte. Ueber Stöcker urtheilte er sehr scharf. Wenn Windthorst im Jahr 1879 der Schutzzollgesetzgebung zum Siege verhalf, so ist der Anstoß dazu, wie bereits angedeutet, nicht von ihm ausgegangen; und er hat nur die Situation in diplomatischer Weise auszunutzen gesucht. Innerlich blieb er stets ein Gegner der Agrarier und er hat mir dies auch in einem Augenblick gezeigt, wo er mit Ausnahme der Roggenzölle für die späteren Erhöhungen der Getreidezölle gestimmt hat. Der Strom sei so stark, sagte er mir damals, daß er so weit mitgehen müsse. Sein volksthümlicher Instinkt bewahrte ihn innerlich vor der Werthschätzung aller künstlichen Mittel.

Auf diesem volksthümlichen Grunde ruhte dann auch Windthorsts Katholicismus. Die Religion war ihm im Sinne Riehls ein Theil der Sitte des Hauses gewesen. Er hing mit gleicher

Treue an ihr wie an den übrigen Traditionen seiner Kindheit. Weil sie aber die höchsten Dinge betraf, so mußte dieses religiöse Element stärker sein als die anderen Bestandtheile seiner Traditionen und diese allmählich in den Hintergrund drängen. In theoretischer Beziehung war auch Windthorst nichts weniger als ein schroffer Katholik. Er war z. B. so gut wie die Gebrüder Reichensperger ein Gegner der Unfehlbarkeitserklärung und es soll aus diesen Kreisen um 1869 ein Promemoria nach Rom abgegangen sein, das davon abrieth. Auch auf religiösem Gebiete betonte Windthorst, daß man nicht mit dem Kopfe durch die Wand rennen könne. Seit er zum zweiten Mal Minister geworden, lebte er in Hannover ausschließlich unter Protestanten. Er hob dies auch gern hervor und es hat dies ohne Zweifel wesentlich dazu beigetragen, daß Windthorst im Reichstage so oft das rechte Wort zu finden wußte, wenn er ungerechte Angriffe auf seine Konfessionsgenossen zurückwies. Was ihn erwärmte, war meiner Ueberzeugung nach nicht das katholische Dogma, sondern die katholische Kirche: die Großartigkeit, die ihr Gefüge auch heute noch als halbe Ruine zeigt, der konservative Halt, den sie gerade in ihrer Selbständigkeit vom Staate darbietet.

Die hannöverschen Erinnerungen und Traditionen lagen Windthorst dagegen ziemlich fern: er gehörte nicht zu denjenigen Osnabrückern, die eine wirkliche Wärme für das Land Hannover besitzen. Er hatte immer zunächst die Sorge für die Dynastie im Auge und es liegt auf der Hand, daß dies zu anderen Resultaten führen mußte, als wenn man, wie ich, von dem Gedanken eines selbständig entwickelten und von eigenen historischen Traditionen getragenen niedersächsischen Kernlandes ausging. Auch der Idee des weltlichen Rechts stand Windthorst ziemlich kühl gegenüber. Ich habe das bei den Katholiken häufig gefunden. Sie ziehen, wenn man von dem Unrecht des Jahres 1866 spricht, sofort das Unrecht herbei, das in der Reformationszeit, im westphälischen Frieden und im Jahr 1803 gegen die katholische Kirche begangen wurde und die Einwohner der in diesen Jahrhunderten säcularisirten Stifter bleiben gewöhnlich in ganz besonderem Maße kühl. Daneben verwirrt und kreuzt

der Kampf für die weltliche Herrschaft des Papstes das Streben nach der Restauration Hannovers. Vielleicht existirt auch ein innerer Gegensatz des geistlichen und weltlichen Rechts. Man streitet so häufig darüber, ob Windthorst mehr Katholik oder „Welfe“ gewesen sei. Wenn man die Frage so formulirt, so so war er sicher weit mehr Katholik. Dem Pessimismus bin ich schon im Jahre 1862 bei Windthorst begegnet. Als ich ihm damals die Gefahren der Zeitlage ausmalte, wußte er ihnen gegenüber im Grunde doch kein anderes Programm, als daß man Schritt vor Schritt zurückweichen und sich hinter jeder Barriere vertheidigen solle. Diese Aeußerung scheint mir charakteristisch und ich möchte sie nicht unbedingt tadeln. Wem das Ideal in der Vergangenheit liegt, wird leicht zu einer solchen Taktik kommen. Allerdings lag hier aber auch Windthorsts größter Mangel. Großes Spiel wagte er nicht zu spielen. Zu einem offenen Bekenntniß vermochte er nur äußerst selten sich zu erheben. Seine Kräfte verzettelte er meist im kleinen Kriege. Halb verdeckte Angriffe gehörten durchaus zu seiner Methode und der von Haus aus gutmüthige Mann konnte sich dabei zu einer Taktik versteigen, die ich stets getadelt habe und welche die Gegner mehr verbitterte als es der offene Angriff gethan haben würde. Windthorst besaß manche Kenntniß. Dennoch ist mir seine Ausbildung nie als ganz genügend erschienen, wie sich das denn auch schon daraus erklärt, daß der aus kleinen Verhältnissen stammende Mann schon so frühe in das thätige Leben hineingezogen wurde. Auch seine Bildung war eine zu einseitig juristische.

Mit seiner einseitigen Ausbildung hing es doch wieder zusammen, daß er so äußerst selten mit einem positiven Gedanken hervortrat. Mit Vorliebe redete er am Ende einer Debatte, um dann das vorgebrachte Material zusammenzufassen und zu verwerthen. Die Replik war bekanntlich das Feld, auf dem er unübertroffen dastand. Zwischenrufe waren ihm stets willkommen. Ja, er bedurfte derselben beinahe, um eindrucksvoll reden zu können. Ein ehemaliger Nationalliberaler hat mir erzählt, daß deshalb einst die Losung unter seinen Parteigenossen ausgegeben worden

sei, Windthorst einmal nicht durch Zwischenrufe zu unterbrechen. Dieser sei dadurch in Verlegenheit gesetzt worden und habe in seiner Rede gewissermaßen gestockt. Es mag theilweise hiermit zusammenhängen, daß Windthorst am besten sprach, wenn er nicht vorbereitet war. Doch habe ich dies auch bei anderen Rednern gefunden und ich möchte ihm daraus ganz gewiß keinen Vorwurf machen.

Klug war Windthorst gewiß in ungewöhnlichem Maße, ein Parlamentarier und selbst ein Diplomat von seltener Begabung. Sein Horizont war ein außerordentlich weiter: ich habe dies bei hervorragenden Katholiken infolge der internationalen Stellung ihrer Kirche meistens gefunden, und die ganze Carriere Windthorsts einschließlich der Reisen, die er als Sachwalter der einen Bentinckschen Linie gemacht, hatten ebenfalls dazu beigetragen. Auch viel Geist mischte sich in das Gewebe seiner Gedanken und er war trotz der Eitelkeit, die ihm wie so vielen Parlamentariern eigen und trotz dessen, was man wohl seinen Leichtsinn genannt hat, — **bonae voluntatis**. Anderen zu nützen, machte ihm wahre Freude. In einem hohen Grade zeichnete ihn die Treue aus und er blieb stets dankbar für Dienste, die man ihm erwiesen hatte. Aber ein großer Mann war er nicht. Es lag in seinem Auge auch eher etwas Kaltes als das Feuer wahren Genies.

Unsere Ausgangspunkte waren nicht so gar verschieden. Aber darüber hatte sich bei Windthorst gar Manches hingelagert. Er war ganz unfähig, ein System in großen, allgemein verständlichen Zügen zu entwickeln, wie ich dies doch für den einzig möglichen Weg zur Rettung hielt. Er blieb doch schließlich der Praktiker, der von der Hand in den Mund lebte, der sich an den kleinen Erfolgen freute und mit diesen schließlich fürlieb nahm. Mich mußte er für einen „Idealisten“ und „Weltverbesserer“ halten. Auch der Kirchenvereinigung gegenüber zeigte er sich, wenn ich einmal davon sprach, skeptisch und kühl. Für die altdeutsche Kunst besaß er keinerlei Verständniß. Die Germanistik war ihm natürlich ein Buch mit sieben Siegeln und ich glaube auch nicht'

daß er bedeutende geschichtliche Studien gemacht hatte. Etwas näher lag ihm die Litteratur. Namentlich mit Goethe hatte er sich befaßt und es hat mich mit Hochachtung erfüllt, als er mir einst sagte, daß er alle Jahre Goethes Faust zu lesen pflege. Einem eigenen großen Gedanken bin ich aber — ich wiederhole es — doch nie bei ihm begegnet und wo die Subjektivität bei ihm begann, stieß man immer auf jene Ueberklugheit, die man bei Metternich vor 80 Jahren das Finassiren nannte. Am schwersten zu ertragen war es für mich, daß er der Hoffnung stets die negative Kritik entgegensetzte.

Windthorst hatte — es ist auch dies schon angedeutet — das Centrum, so lange ich im Reichstage war, weit weniger in der Hand, als ich dies geglaubt hatte und als man dies gewöhnlich annahm. Es herrschten die Aristokraten des rechten Flügels und namentlich Franckenstein, der eine geistig ziemlich unbedeutende Persönlichkeit, aber ein echter grand seigneur mit steifem Nacken war und insofern Mallinckrodt bei Windthorst ersetzte, als er ihm den Impuls für das Wollen gab. Die Einheit im Centrum wurde dadurch hergestellt und erhalten, da sich der linke Flügel schließlich doch aus alter Anhänglichkeit dem die Geschäfte des rechten besorgenden Windthorst unterordnete. Genauer ausgedrückt herrschten die bayerischen und schlesischen Magnaten, während sich der ehrgeizige Schorlemer im Reichstag zur Seite gedrängt fühlte und infolgedessen später immer mehr in eine frondirende Stellung gerieth.

Uebrigens lag mir der Gedanke an das Centrum und das, was es mir nützen oder nicht nützen könnte, ziemlich fern, als ich an einem der auf meine Rede folgenden Tage mit Klinggräff an den Rhein reiste. Ich war in gehobenster Stimmung. Auch Klinggräff gratulirte mir auf das Herzlichste und sah in meiner Jungfernrede ein bestandenes Examen.

Namentlich daß die Linke mir so ruhig zugehört, betrachtete ich als einen Erfolg. Da ich von derselben Stelle, wo Windthorst gewöhnlich sprach, d. h. auf der linken Treppe, gesprochen, so hatte ich die Herren auf dieser Seite unmittelbar vor Augen

gehabt. Ich nahm mir vor, künftighin ganz besonders zu ihnen zu reden, und ihnen gegenüber „kleinweise“ vorzugehen.

Die Route von Berlin nach Frankfurt war mir noch unbekannt. Wir reisten, wie es damals noch meistens geschah, über Wittenberg, Halle, Eisenach und Bebra. In Gelnhausen machten wir Halt, um den dortigen Dom und die Pfalz Kaiser Rothbarts zu besehen. Auf dem Umwege über Wichtringhausen traf ich nach etwa acht Tagen etwas ermüdet wieder in Berlin ein.

Dort hatte inzwischen die interessante Debatte über die Samoavorlage stattgefunden. Das Centrum hatte sich mit der Fortschrittspartei und dem linken Flügel der Nationalliberalen zusammen gefunden und die Vorlage zu Fall gebracht. Alle Welt war erfüllt von einer Rede Bambergers, die in formeller Beziehung in der That meisterhaft gewesen sein muß. Windthorst machte mir Vorwürfe, daß ich nicht am Platze gewesen sei und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ich im Falle meiner Anwesenheit gegen die Vorlage gestimmt haben würde.

Kurze Zeit darauf kam die Hamburger Freihafen-Frage im Reichstage zur Sprache. Das deutsche Reich hatte mit Österreich einen Vertrag abgeschlossen, der mit den älteren Rechten der Elbschifffahrtsakte nicht wohl in Einklang gebracht werden konnte. Es war ein öffentliches Geheimniß, daß es darauf abgesehen war, Hamburg zum Eintritt in den Zollverein zu zwingen. Die Freihändler der Linken und die Föderalisten des Centrums waren gleichermaßen entrüstet. Diesen hatte sich der ehemalige Minister Delbrück zugesellt, der dem früheren Collegen Bismarck in sehr energischer Weise Opposition machte. Ersterer hielt eine gute Rede: ich sehe den ziemlich kleinen, breitschultrigen Mann noch vor mir, wie er vom Platze aus, eine Prise zwischen den Fingerspitzen haltend, sprach. Alles war sachlich und zum Ziele treffend, aber freilich sehr büreaukratisch nüchtern. Auch ich wurde an jenem Tage mit Delbrück bekannt und erhielt eine Prise aus seiner Dose. Es war die wunderbarste Sitzung, die ich erlebt. Die schon durch

das Projekt der zweijährigen Budgetperioden angebahnte Vereinigung der verschiedenartigsten Parteien gegen Bismarck erfolgte jetzt doch spontan und zeigte eine solche Heftigkeit, daß ich den Eindruck hatte, Bismarck könne matt gesetzt werden, wenn das Centrum nur nicht bloße Scheinangriffe machte, sondern sich mit Bewußtsein und Nachdruck mit Bismarcks Gegnern auf der Linken verband. Es fehlt in der Geschichte der parlamentarischen Versammlungen nicht an ähnlichen Wendungen und eine Aeußerung, die Bismarck selbst später machte, hat mir den Beweis geliefert, daß ich die symptomatische Bedeutung jenes Tages nicht überschätzt habe. Die Hoffnung erfaßte mich, daß es vielleicht möglich sein werde, Bismarck und sein Regime auf parlamentarischem Wege zu stürzen. Der Tag der Nemesis, dachte ich, sei vielleicht nicht fern.

An jenem denkwürdigen Tage habe ich Bismarck auch zum ersten Mal gesehen und reden gehört. Er war krank und machte damals auf der Tribüne keinen imponirenden Eindruck. Es war die Sitzung, wo er sich für todtmüde erklärte und von der Möglichkeit seines Abganges sprach. Es galt Delbrück, als er hinzufügte, daß er dann auch vielleicht einmal als Führer der Opposition im Reichstage erscheinen könne. Die Bismarck immer eigenthümliche Art des Sprechens, die Klanglosigkeit seiner Stimme, sein häufiges Räuspern und die gepreßte Art, mit der seine Sätze herauskamen, vermehrten den Eindruck der Mattigkeit, den er mir machte. Nur bei dem Kommen und Gehen behielt seine Gestalt ihr Imponirendes. So oft ich Bismarck später habe reden hören: der Eindruck jenes Tages wurde niemals ganz bei mir verwischt.

Mit diesem Tage schloß auch meine erste Reichstagssession. In hohem Grade angeregt und seit langer Zeit einmal wieder mit Hoffnungen erfüllt, kehrte ich in die Heimat zurück.

Bald darauf erstattete ich meinen Wählern zu Nienburg an der Weser einen Rechenschaftsbericht und erklärte mich auch über mein Fernbleiben vom Centrum. Da die deutsche Volkszeitung darauf eine Rechtfertigung des Centrums brachte, deren Spitze sich unverkennbar gegen mich richtete, so sprach ich in

Walsrode ein zweites Mal zu meinen Wählern und vertheidigte mich dabei gegen die deutsche Volkszeitung. Eine Replik von Seiten derselben erfolgte nicht.

Mit wie ganz anderen Gefühlen als das Jahr vorher begann doch für mich die zweite Session! Auch meine Beziehungen zu dem linken Flügel des Centrums hatten sich seit meiner Jungfernrede intimer gestaltet. Da der rheinische Hof damals eine Art Mittelpunkt für denselben bildete, so siedelte ich jetzt dorthin über. Ein großer Kreis von Rheinländern war es, der sich jeden Tag hier zum Essen versammelte. Das aristokratische Element fehlte fast ganz. Aber es waren durchweg liebenswürdige, lebensfrohe Menschen, die sich hier zusammen fanden. Ich kehrte hier einmal den Rheinländer heraus und befand mich sehr wohl dabei. So wunderbar sind oft die Geschicke, daß mich das zäh festgehaltene Ziel meines Lebens jetzt durch Hannover und durch die hannöversche Sache zu diesen Rheinländern geführt hatte. Von Politik war freilich äußerst wenig die Rede. Aber wir waren guter Dinge und es hat mich dieser Verkehr erfrischt. In der That glaube ich, daß man liebenswürdigere, coulantere und anspruchslosere Leute in keiner Fraktion und daß man nirgends einen angenehmeren Verkehr finden wird als bei den Herren vom Centrum. Schon ihre ganze Lage und ihre Prinzipien machen den Mitgliedern des Centrums das „neminem time, neminem laede“ gewissermaßen zur Pflicht; und dazu kam die starke süddeutsche Beimischung des Centrums und die guten Traditionen einer älteren deutschen Zeit. Dies Alles gilt im Allgemeinen gewiß für den rechten Flügel ebenso gut wie für den linken. Ich war aber nun einmal durch meine Lage auf diesen linken Flügel angewiesen. Sehr vergnügte Stunden habe ich an der Mittagstafel im rheinischen Hof verlebt und werde den Tischgenossen stets eine freundliche Erinnerung und Dankbarkeit bewahren. Dabei fehlte es, wie man sieht, doch auch nicht an einem inneren Bande. Die Liebe für unsere echte alte Geschichte war bei diesen Herren unzweifelhaft vorhanden und ich bin auch oft erstaunt, welche geschichtliche Kenntnisse die schlichtesten Leute besaßen. Wollten wir aber Ernst machen

in dem Kampf für die echte und gegen die falsche Geschichte, so konnte wenigstens damals von einer Allianz mit der Regierung nicht die Rede sein. Obwohl wenig über alle diese Dinge gesprochen wurde, so hatten wir doch alle das Gefühl gemeinsamer Ueberzeugungen. Im Hintergrunde stand damals bei mir in der That — ich will kein Hehl daraus machen — die Hoffnung auf eine Spaltung des Centrums. Die Gegensätze in demselben waren gewiß nicht geringere als innerhalb der nationalliberalen Partei; und sie haben dort bekanntlich zu einer Secession geführt. Ich habe erst später eingesehen, daß meine Hoffnung eine irrige und daß an ein Zerfallen des Centrums nicht zu denken war, weil eben hinter dem Centrum die katholische Kirche stand.

Wäre es aber zu einer Spaltung gekommen, so würde ich keinen Augenblick gezaudert haben, einem selbständigen linken Flügel beizutreten und ich glaubte, daß dann auch die deutsch-hannöversche Partei einen Stützpunkt für ein gedeihliches Parteileben gewinnen würde. Freilich hing dies Alles auch wieder auf's Innigste mit meinem Wunsch nach einer Klärung und Sonderung innerhalb der deutsch-hannöverschen Partei selbst zusammen. Wir müßten eine neue Partei gründen, hatte ich schon im Sommer 1879 in Hannover geäußert. Der Weg dazu aber führte durch die Spaltung hindurch.

Für den Moment kam mir meine Taktik jedenfalls zu Statten. Da ich aus meinem Aristokratismus kein Hehl machte, so erkannten es die Rheinländer doppelt an, daß ich ihre Gesellschaft der der bayerischen und schlesischen Magnaten vorzog; das Lied, das ich sang, hatte doch eine große Aehnlichkeit mit der Tonart, die die Gebrüder Reichensperger in den 50er Jahren mit so viel Glück angeschlagen hatten und Bismarck hat selbst einst im Reichstage gesagt, daß das Centrum der 80er Jahre ihm einen Schritt näher stünde als die alte Fraktion Reichensperger.

Ich möchte hier auch noch einer Auffassung entgegentreten, die sich so häufig bei der Beurtheilung des Centrums geltend macht. Man hört so oft von den Demokraten des Centrums reden. Ich muß aber sagen, daß ich im Reichstage nur ganz

einzelnen Centrumsmitgliedern begegnet bin, die man als Demokraten bezeichnen konnte. Die Herren, insbesondere mit denen ich verkehrte, waren sämmtlich Liberale. Wenn ich bei meinen Abstimmungen etwas weiter als sie ging, so war ihnen das meistens sehr willkommen, weil sie eine Mahnung für das Centrum darin erblickten. Wir harmonirten bei all' den Dingen, um die es sich damals handelte, vortrefflich. Freilich gehörte der damals im Reichstage noch sehr zurücktretende Lieber nicht zu unserem Kreise, und ich hatte von diesem gleich bei meiner ersten Rede den vielleicht irrigen Eindruck, daß er mir keine Sympathie entgegenbrachte und daß er bei meinem Heranziehen der Riehlschen und germanistischen Auffassungen Bedenken hatte.

Auch außerhalb des Centrums kam mir aber meine Taktik immer mehr zu Statten. Ich war trotz Allem der stille Verbündete aller derer, welche die neue Steuergesetzgebung bekämpft hatten und die jetzt dem sich langsam hervorwagenden Staatssozialismus entgegentraten. Allerdings mußte ich auf der Rechten das Terrain verlieren, das ich auf der Linken gewann. Dies aber ließ mich kalt. Auch rein taktisch schien mir die Gegnerschaft der Rechten, wenn die Linke mir gegenüber neutral war, von geringer Bedeutung. Erstere, sagte ich mir, werde stets ein gewisses platonisches Verständniß für uns zeigen und sie werde uns nicht ganz von sich stoßen wollen, da sie das Ziel unserer Gewinnung doch nie ganz werde aufgeben können. Sollte sie aber sich jeder Rücksicht gegen uns entschlagen und uns mit ganzer Energie bekämpfen, so würde das, wie die Stimmung wenigstens damals in Deutschland war, nur dazu dienen, der kleinen deutsch-hannöverschen Partei eine gewisse Popularität zu verleihen. Weit gefährlicher war das Übelwollen der Linken. Sie galt es zu desinteressiren, indem man ihr den Beweis lieferte, daß auch wir für die Freiheit einzutreten verständen.

Allmählich aber kam zu diesen Erwägungen noch ein viel wichtigerer Gedanke hinzu. Nicht um ihrer selbst willen hatte ich die Schutzzölle bekämpft, sondern weil ich ein staats-

sozialistisches Element darin sah. Das staatssozialistische Prinzip trat nun immer kecker hervor. Es suchte sich auf den verschiedenartigsten Gebieten geltend zu machen und die Vertreter desselben waren merkwürdiger Weise die — Konservativen. Der tiefste und innerste Kern meiner Überzeugung wurde hier, wie jeder leicht erkennen wird, getroffen. Andererseits glaubte ich, daß sich für die hannöversche Sache wieder eine neue Chance eröffne, wenn wir den Kampf gegen den Staatssozialismus und für die deutsche Gemeinfreiheit zum Ausgangspunkt für unseren Kampf machten. Im Hintergrund lag die Meinung, daß sich die Wiederherstellung Hannovers ganz von selbst ergeben müsse, wenn wir die Herrschaft des preußischen Staatsprinzips brächen und auf diesem Wege zu einer Reconstruktion Deutschlands auf seinen alten, freiheitlichen Grundlagen gelangten. Bismarck ist es gewesen, der bald darauf von dem Tropfen sozialistischen Öls gesprochen, mit dem die preußischen Könige gesalbt seien. Will man mir so ganz Unrecht geben, wenn ich den Kampf für die Selbständigkeit Hannovers dadurch indirekt führen wollte, daß ich die Konsequenzen dieses sozialistischen Tropfens bekämpfte? Wir konnten ja doch nicht immer blos von der Restauration sprechen. Wenn wir nicht der Phrase verfallen wollten, bedurften wir einer täglichen Arbeit im Kleinen für das gleiche Prinzip. Daß das, was ich wollte, auch von liberaler Seite aus in Angriff genommen werden könne, hatte ich immer gewußt. Warum es nicht einmal von dieser Seite her versuchen? Allerdings waren gerade die Liberalen früher die Feinde der Gemeinfreiheit und einer Selbstbestimmung von aristokratischem Schlage gewesen; und es hatte gerade der Liberalismus einen sozialistischen Einschlag in seinem Gedankengewebe bis dahin aufzuweisen gehabt. War es aber nicht ein Gebot der Klugheit, daß man den Liberalismus in einem Augenblicke unterstützte und bei'm Worte nahm, wo die sozialistischen Gedanken auf die Konservativen übergingen und von den Liberalen bekämpft wurden? In den ersten Stadien des Kampfes würden wir jedenfalls die Unterstützung der Liberalen gehabt haben. Allerdings war es ein neuer Weg, den ich einschlug. Aber hatte etwa der alte

zum Ziele geführt? Und war der Kampf gegen den Staatssozialismus nicht auch eine Konsequenz des „bündischen" Prinzips, das seit der Prager Zusammenkunft so energisch in den hessischen Blättern vertreten wurde? Hatten wir nicht die Bekämpfung der Staatsomnipotenz seit dem Kulturkampf auf unsere Fahne geschrieben? Das Centrum, dessen Berechtigung im Kulturkampf doch gerade hier lag, ließ denselben jetzt auf wichtigen Gebieten im Stich. Ich hielt es für unsere Pflicht, die Fahne hoch zu halten, den Kampf von hier aus zu führen. Auch für mich freilich war es ein neuer und im Grunde der vierte Weg, den ich einschlug. Wenn ich jetzt eine neue Schwenkung vollzog, so that ich damit doch nichts anderes als mit den vorgehenden Schwenkungen. Die Halsstarrigkeit hatte man mir so lange Jahre hindurch vorgeworfen. Konnte man mir es verdenken, wenn ich einmal beweisen wollte, daß ich in Bezug auf die Form nicht halsstarrig war?

Schon als die Sozialgesetzgebung noch nicht im Vordergrund des Interesses stand, war ich am 6. Mai 1881 zum zweiten Mal zum Worte gekommen. Es handelte sich nun wirklich um die Einführung zweijähriger Budgetsperioden. Ich sprach dagegen, weil ich eine Schwächung der Bedeutung des Parlaments darin erblickte. Ich könne die Gesetzvorlage nicht von der Situation, in der wir uns befänden, trennen, sagte ich. „Hätten wir eine durchgeführte Dezentralisation, hätten wir ein Selfgovernement, eine Selbstregierung bis in die kleinsten Kreise hinab, gestützt und getragen durch ein Volksrecht, so würde ich vielleicht anders sprechen. Aber — wie die Verhältnisse liegen, halte ich ein Parlament für ganz unerläßlich für das Reich, wenn wir nicht in den allerschlimmsten Absolutismus, wenn wir nicht in die Diktatur verfallen wollen. — — — Die Staatsgewalt, der Staatsmechanismus, die Beamtenherrschaft ist durch die Liberalen in den ersten Jahren des Reichs in ungeheurer Weise gestärkt worden. Und jetzt dreht sich das Ding um, jetzt wird die Staatsgewalt, der Büreaukratismus und zugleich die Zentralisation durch die Herren von der rechten Seite gesteigert; und die Regierung heimst beides ein. — — —

Es mag dem Einen oder Anderen vielleicht sehr gleichgiltig sein, ob er einen Bundesgenossen von meiner Art gewinnt. Es mag ihm sogar auch bedenklich sein wegen der Consequenzen, die man daraus ziehen könnte. Ich kehre mich aber nicht daran. Ich verlange weiter nichts, als daß wir zusammenstehen in dem momentanen Kampf gegen die Diktatur und gegen die Zentralisation und daß die Herren ein klein wenig Anerkennung haben für diesen Standpunkt, den wir seit 14 Jahren mit Zähigkeit vertheidigt haben, und ein klein bischen Verständniß dafür, daß wir in der Hoffnung auf die Zukunft und unter Wahrung unseres Landesrechts in den Kampf der Parteien eingetreten sind und eintreten."

Es war nach dieser Rede bei Gelegenheit eines sogenannten „Hammelsprungs", daß der damals noch zur nationalliberalen Partei gehörende Lasker mir sagte, er habe bei den beiden Reden, die ich bis jetzt gehalten, aufmerksam zugehört und könne mir versichern, daß er entweder mit meinen Ansichten übereingestimmt habe, oder daß er sich doch in meine Anschauungsweise hineinzudenken vermöge. Ich dankte, indem ich mich dabei erinnerte, daß er es gewesen war, der einst von einer Sühne für das Jahr 1866 gesprochen hatte. Seitdem bestand nun auch eine gewisse Verbindung zwischen Lasker und mir. Ich habe ihn, seitdem ich ihn persönlich kennen lernte, für einen durchaus integeren, das Gute und Edele wollenden Menschen gehalten: für einen liberalen Idealisten ernsten Schlags. Er verdiente sicher nicht den Spott, mit dem man gerade ihn überhäuft hat. Aber wirklich bedeutend erschien er mir in keiner Weise. Nur ein einzig Mal mußte ich seine Eloquenz bewundern und es war dies charakteristischer Weise bei einer Rede, die er gegen — die Wiederbelebungen der Innungen gehalten hat. Nicht lange vor seinem Tode gab er mir eine Zuschrift, die er an seine Wähler gerichtet hatte. Ich muß aber gestehen, daß ich vergebens nach einem eigentlichen Gedanken darin gesucht habe. Alles kam schließlich auf den Satz hinaus, daß sich Lasker die Freiheit auf allen Gebieten als das Arcanum jeder politischen Weisheit erwiesen habe. Doch will ich gern anerkennen, daß er

damals schon körperlich gebrochen und innerhalb seiner Partei zur Seite gedrängt war.

Auch meine Beziehungen zum rechten Flügel der nationalliberalen Partei wurden um diese Zeit vermehrt. Klinggräff kam wieder einmal durch Berlin. Es wurde ihm zu Ehren ein Diner der Corpsbrüder veranstaltet, an dem auch Bennigsen und zwei andere Corpsbrüder theilnahmen, die zur nationalliberalen Fraktion gehörten. Ich saß neben einem derselben. Nach Tisch hatte ich infolge eines Artikels der Weserzeitung eine Unterredung mit Bennigsen, die mich sehr befriedigte. Daß ich diesen Artikel, dem Bennigsen übrigens gänzlich fern stand, offen zur Sprache brachte, berührte ihn — es konnte darüber kein Zweifel sein — angenehm und ich nahm keinen Anstand, ihm meine persönlichen Sympathieen zu bezeugen.

Reichensperger wegen begab ich mich noch am selben Abend mit Klinggräff in den norddeutschen Hof und wir verlebten auch hier ein paar angenehme Stunden. War die Berührung mit Bennigsen aber vielleicht nicht doch noch wichtiger für mich? Dieser stand damals der Regierung gegenüber mindestens in einer halben Opposition. An etwas mehr als an einen modus vivendi mit den Nationalliberalen war, wie ich sehr wohl wußte, trotzdem nicht zu denken. Aber war ein solcher modus vivendi in einem Augenblick so ganz unmöglich, in dem die Nationalliberalen so gut wie der linke Flügel des Centrums die Gegner des von der Regierung eingebrachten Entwurfs einer Unfallversicherung waren?

Um diese Unfallversicherung drehte sich am Schluß der Session Alles. Als Windthorst mich bei Seite nahm, um mich nach der Stimmung zu fragen, die darüber in Hannover herrsche, wußte ich leider nicht, was ich darauf antworten sollte. Es war mir aber nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß ich solche Pläne aufs äußerste bekämpfen mußte.

Im Centrum machten sich zwei Strömungen geltend und die Entscheidung schwankte lange. Ich erinnere mich, daß ich Windthorst einst sagte: „O, bringen Sie doch dies schreckliche Gesetz zu Fall!" Zuletzt entschied sich auch das Centrum

wirklich dagegen und die Sache war für diesmal begraben. Meine Rede gegen die Unfallversicherung finde ich nicht so klar, als ich dies heute wünschen möchte. Es wirkte Manches auf mich ein und ich mochte in meiner Ablehnung nicht radikaler zu Werke gehen als die — Fortschrittspartei. Aber ich ließ doch über meine eigentlichen Auffassungen keinen Zweifel und hielt an der Ablehnung der Vorlage fest.

Unsere Väter, sagte ich, würden ein solches Gesetz nicht gemacht haben. „Es ist das auf die Spitze getriebene Staatsprinzip, es ist das über seine Grenze hinausreichende Staatsprinzip, gegen das ich mein ganzes Leben lang gekämpft habe und auch immer kämpfen werde. Wenn ich diesem Gesetze zustimmen würde, so würde ich nicht das volle gute Gewissen haben, um auf anderen Gebieten die Staatsomnipotenz zu bekämpfen."

Das Resultat, zu dem ich kam, war, daß ich mich, um eine äußerste Concession zu machen, für den Versicherungszwang erklären wolle, wenn auch Privatgesellschaften und Genossenschaften für diese Versicherung zugelassen würden. Erwiese sich der so geschaffene Zustand als ungenügend, setzte ich hinzu, so erblickte ich darin kein Unglück. Durch besondere Zuschüsse des Reichs könne ja im einzelnen Fall mal geholfen werden und ich sähe ein Glück darin, wenn die ganze Materie etwa nach einem Jahre wieder durchberathen werden müsse. Der Hintergedanke war der, daß es später gelingen werde, von dem Gesetze wieder los zu kommen. Es bedeutete mein Votum, wie die Sachen lagen, schon ein Nein.

Ich stand zu jener Zeit, wie ich sagen darf, auch mit Windthorst auf gutem Fuße. Einst schalt er in den Tagen dieser Krisis auf die Agrarier und nannte dabei Lenthe. Im Laufe der weiteren Unterhaltung suchte er dann mich auch zu überzeugen, daß man ihm Unrecht thue, wenn man von ihm glaube, daß er auf eine schwächliche Haltung des Gmundener Hofes hinarbeite. Das Gegentheil sei der Fall. Es war nach Tisch, wo man sich eher einmal ein Wort erlauben darf. „Ach, lassen Sie die Agrarier ganz fahren," sagte ich zu Windthorst.

„Ich bin sehr befreundet mit Franckenstein," antwortete er; und sofort trat die alte, kühle Zurückhaltung wieder ein. Es hat Jahre bedurft, ehe das Verhältniß, wie es in diesem Augenblick zwischen uns bestanden hatte, wieder hergestellt wurde.

Mit dem Tage, wo diese Unterredung stattfand, schloß die Session und damit auch die Legislaturperiode. Ehe es zu Neuwahlen kam, fand in meinem Hause eine kleine Versammlung von Hannoveranern und Hessen statt. Es handelte sich darum, Herrn von H. und die Hessen einander näher zu bringen. Eine regere Verbindung war zwischen diesen bis dahin niemals vorhanden gewesen und seit der Prager Versammlung von 1875 bestand geradezu eine Entfremdung. Ich dagegen war in immer näheren Verkehr mit Pfarrer Hopf getreten und pflegte ihn jetzt regelmäßig zu besuchen, wenn ich an den Rhein reiste. Seit meinem Vorgehen gegen den Beschluß des hannöverschen Provinziallandtages und seit meiner Erklärung vom Jahre 1879 waren wir enge Verbündete. Herr Pfarrer Hopf war ein klar denkender und zäher Mann: von edeler und gerader Gesinnung, dem Aussehen und Charakter nach ein echter Hesse. Schon die Vilmarsche Grundlage seiner Ideen — Hopf war Vilmars rechter Neffe — bildete eine Brücke zwischen uns. Die Hauptsache war, daß ich hier doch endlich einmal einen Mann fand, der meinen Auffassungen einiger Maßen zugänglich war. Es sind stets wohlthuende Stunden für mich gewesen, die ich in seinem gastlichen Hause verleben durfte. Wohl fühlte ich, daß wir in den tiefsten politischen Ueberzeugungen doch auseinander gingen. Darauf kam es aber jetzt auch hier nicht an. Es genügte, daß Pfarrer Hopf mir in der schwierigen Lage, in der ich mich befand, den Rücken deckte und eine Stütze darbot. Ich habe eine Reihe von Jahren Reichstagsberichte für die Hessischen Blätter geschrieben, die für das Parteileben in Hannover und Hessen wohl nicht ganz ohne Bedeutung geblieben sind. Stets hielten damals die Hessischen Blätter zu mir.

Alle diese Althessen hatten den großen Vortheil, daß sie mit der Tagesströmung weit mehr Fühlung hatten als wir im isolirten Hannover und darauf eben beruhte das Uebergewicht,

das sie, trotz ihrer geringen Zahl, über uns Hannoveraner allmählich gewannen.

Auch mit dem Kabinetsrath Schimmelpfeng war ich in Berlin in vielfache Berührung gekommen. Als halbe Gegner waren wir in Prag auseinander gegangen. Jetzt hatte ich ihn in Berlin getroffen, wo er in dem großen Geschäft seines Bruders eine Stelle als juristischer Beirath bekleidete. Er beobachtete dort die politischen Strömungen aus nächster Nähe. Noch weit mehr als Hopf wünschte er, daß wir uns zunächst links halten sollten und ich habe mich auf dieser Bahn gern von ihm weiter treiben lassen. Wenigstens bei allen wichtigeren Fragen pflegte ich mich in den ersten Jahren mit ihm zu besprechen. Auch er war eine höchst achtungswerthe Persönlichkeit. Meinen tiefsten Auffassungen stand er indessen wohl noch ferner als Hopf. Für meinen Germanismus und für meine fast religiöse Begeisterung für — das, was ich das „Deutschthum" nannte, hat er schwerlich je etwas mehr als ein Lächeln gehabt.

Auch Schimmelpfeng war jetzt in Wichtringhausen erschienen. Zu Berathungen über ein Programm kam es jedoch nicht. Niemand war froher darüber als ich. Ich hatte den Eindruck, daß die Anwesenden im Großen und Ganzen mit meiner Haltung in Berlin einverstanden waren.

Die Neuwahl verlief wenigstens in meinem Wahlkreise außerordentlich glatt. Die Nationalliberalen hatten gar keinen Kandidaten aufgestellt. Einer unserer Vertrauensmänner, der stets zu den entschiedensten Parteimännern gehörte, ließ mir gegenüber die Auffassung durchblicken, daß die Besserung der Verhältnisse zwischen uns und den Nationalliberalen doch als ein Gewinn zu betrachten sei.

Ganz im letzten Augenblick stellten dann plötzlich noch die Freikonservativen in einem Landrathe meines Wahlkreises einen Gegenkandidaten auf; und da auf unserer Seite so gut wie nichts geschehen war, so hätte diese Ueberrumpelung leicht gefährlich werden können. Ich siegte aber doch wieder mit einer nennenswerthen Majorität. Die Mehrheit der Nationalliberalen oder, wie man sich im Volke ausdrückte, „die eigentlichen National-

liberalen“ enthielten sich meist der Abstimmung. Eine andere Gruppe stimmte gegen mich. Es soll aber auch solche gegeben haben, die mir ihre Stimme gaben, weil sie mich einem büreaukratischen Landrath vorzogen.

Der neue Reichstag zeigte doch schon eine veränderte Physiognomie. Am meisten war dies in Bezug auf meine eigene Partei der Fall. Man hatte mir Succurs schicken wollen. Mit wenigen Ausnahmen waren die Herren der eigentlichen älteren Schule verschwunden. Aber waren die „Jungen“ eine Stärkung für mich und meine Stellung? Zunächst fragte es sich doch, ob ich einige Genossen finden würde, die gleich mir dem Centrum fern blieben. Ich hatte das gehofft und war durch eine gelegentliche Aeußerung darin bestärkt worden. Aber es stellte sich bald heraus, daß meine Hoffnung eine irrige war und eine gewisse Verstimmung blieb seitdem hüben und drüben zurück. Es befanden sich auch wieder unter den Jungen verschiedene Elemente. Der ganze Lebensgang war aber bei fast allen ein von dem meinigen sehr abweichender gewesen. Eine wirkliche Stütze fand ich nur in dem alten Grafen Bennigsen, der auch neu gewählt, aber freilich kein „Junger“, sondern ein recht Alter war: er war Chef jenes Ministeriums Stüve gewesen, für das ich mich von meiner Jugend her so lebhaft interessirte. Die Gespräche über jene bedeutsame Zeit bildeten einen Vereinigungspunkt zwischen uns und ich darf wohl sagen, daß ich mich bald seiner Protektion erfreute. Wesentlich gestärkt wurde meine Position aber auch dadurch nicht. Denn Graf Bennigsen, der übrigens in der hannöverischen Frage wie wir alle dachte, war schon zu alt und des politischen Kampfes zu sehr entwöhnt, um noch einmal eine Rolle spielen zu mögen.

Entscheidend ist vielleicht der an sich unbedeutende Umstand für die Stellung zu meinen Landsleuten geworden, daß es mir von vornherein nicht möglich war, Alle bei der Mittagstafel im rheinischen Hof zu vereinigen. Der Kreis der Hannoveraner wurde im Gegentheil dort immer kleiner. Es war nicht mehr daran zu denken, den rheinischen Hof zu unserem Hauptquartir zu machen. Dagegen bildete sich unter uns bald

eine Gruppe, die es mich — es sei ohne Bitterkeit gesagt — fühlen ließ, daß sie andere Wege als ich gehen wolle. Man verdachte mir zum Theil die Verbindungen, die ich auf der Linken angeknüpft hatte.

Alle diese Dinge wurden für mich noch dadurch erschwert, daß es unter den neu Hinzugekommenen auch solche gab, welche die Sitzungen des Reichstages weit mehr als ich besuchten und fast immer in Berlin waren. Ich war in dieser Beziehung entschieden übertrumpft und hatte die Dinge schon deshalb weit weniger in der Hand, als vor 1881.

Die Session begann mit einer sehr heftigen Debatte über die Wahlbeeinflussung von Seiten der Regierung. Eine Nachtsitzung wird mir unvergeßlich bleiben. Bennigsen hielt eine glänzende Rede gegen den Minister von Puttkamer. Nie habe ich ihn besser sprechen hören und ich habe damals erst begriffen, welcher Zauber seinen Oppositionsreden in der hannöverschen zweiten Kammer innegewohnt haben muß. Ferner habe ich Stöcker damals zum ersten Mal im Reichstage gehört. Der Eindruck, den er auf mich machte, war kein gewinnender und ich bin von da an stets sein Gegner gewesen. Eine sehr merkwürdige Episode war die Rede des Abgeordneten für Lauenburg, der den dortigen Landrath eines wahrhaft unerhörten Vorgehens bei den Wahlen zieh. Dieser Lauenburger war ein schlichter Mann und des Redens wenig gewohnt. Aber seine einfache Darstellung machte Eindruck.

Am späten Abend kam Klinggräff an. Ich brachte ihn in das Foyer des Reichstags. Auch Bennigsen kam an unseren Tisch und wir verplauderten beim Bier eine halbe Stunde. Ich hatte das vielleicht irrige Gefühl, daß Bennigsen auf meinem Gesichte zu lesen suche, welchen Eindruck seine Rede auf mich gemacht. Zu einem ernstlichen Gespräch kam es jedoch nicht.

In den Parteiverhältnissen des Reichstags hatte sich inzwischen dadurch eine Wendung vollzogen, daß der linke Flügel der Nationalliberalen unter Stauffenberg, Rickert und Bamberger wirklich aus der nationalliberalen Fraktion ausgetreten war und eine

eigene Fraktion — man bezeichnete sie damals als die der Sezessionisten — gebildet hatte.

Auch mit Herrn von Stauffenberg kam ich um diese Zeit in Berührung. Wir hatten zusammen studirt, aber verschiedenen Corps angehört. Ich erneuerte jetzt unsere Bekanntschaft und fand einen äußerst liebenswürdigen und feingebildeten Mann in ihm. Die gemüthvolle, süddeutsche Art kleidete ihn gut. Innerlich war er ein vornehmer Mann. Aeußerlich erinnerte er in seinen nicht gerade schönen Zügen an Götz von Berlichingen und dem entsprach seine politische Stellung. Aber es fehlte freilich die Kraft des alten Götz. Es lag wenigstens damals in Stauffenbergs ganzer Art etwas Dilettantisches. Eine eigentliche Rolle spielte auch er zu meiner Zeit nicht mehr im Reichstage. Schon seiner Gesundheit wegen war er häufig abwesend. Entschloß er sich freilich bei einer großen Aktion einmal zum Reden, so machte er durch seine würdige Haltung, die Feinheit seiner Argumente und die süddeutsche Innigkeit, die aus seinen Worten herausklang, stets einen wohlthuenden Eindruck. In der ersten Zeit schien er sich meiner etwas annehmen zu wollen, wie ich denn bei den Edelleuten auf der Linken meist ein besonderes Entgegenkommen gefunden habe. Später aber hatte ich den Eindruck, daß Stauffenberg sich mehr von mir zurückhielt und er ist für meine parlamentarische Laufbahn ohne Bedeutung geblieben.

Ich bin in der Folge während des Winters zwei Mal zum Worte gekommen und benutzte beide Gelegenheiten, um mich mit den Liberalen noch weiter auseinander zu setzen. Ich sei kein Liberaler, sagte ich, und das aus den spanischen Parteikämpfen kommende Fremdwort „liberal" sei mir stets äußerst unsympathisch gewesen. Aber ich sei allerdings für die germanische Freiheit. Den Konservativen stände ich näher, als dies vielleicht scheine. Ja meine Auffassungen seien konservativ. Aber nur der Konservatismus, der sich auf das Recht stütze, sei ein wahrer Konservatismus und könne sein Ziel erreichen.

Es handelte sich damals um die Aufhebung des Gesetzes über die Verhinderung der „unbefugten" Ausübung von Kirchenämtern. Ein Antrag Windthorst lag zu Grunde. Mit voller

Entschiedenheit trat ich hier für die Auffassung der Katholiken ein. Es sei ein alter Fehler der Protestanten, sagte ich, daß sie es häufig nicht sähen, wie sie ihre eigene Kirche schädigen, wenn sie der katholischen einen Schaden zufügen. Es fehlte mir nicht an einer warmen Anerkennung von Seiten der Katholiken.

Am 20. Januar 1882 kam dann wieder die Hamburger Frage zur Sprache. Die ganze Angelegenheit hatte einen nichts weniger als erhebenden Verlauf genommen. Noch immer standen mir der 8. und 10. Mai 1880 vor der Seele. Lange hatten sich meine Hoffnungen auf diesen Punkt gerichtet. Aber gerade in dem Augenblick, wo der Reichstag die Sache im Jahre 1881 abermals in die Hand nehmen wollte, hatte der Hamburger Senat der von Berlin ausgehenden Pression nachgegeben. Nur ein kleines Freihafengebiet sollte bleiben, das ganze übrige Gebiet der freien Stadt Hamburg aber dem Zollverein einverleibt werden. Es handelte sich jetzt um die Bewilligung von 40 Millionen für den Hamburger Freihafen. Ich behandelte die Hamburger Frage vom rechtlichen und föderativen Standpunkte aus. Die Liebe, die man für besondere Güter im Herzen trage, sei sehr verschiedenartig. „Es sind die alten großen Traditionen dieser herrlichen Hansestadt, die den Hamburger mit seinem Freihafen verknüpfen. Schon deshalb, meine Herren, möchte ich, daß wir den Hamburgern nicht wehe thun.“ „Wir Hannoveraner sind die Nachbarn von Hamburg; wir haben aus mannigfachen Erklärungen immer das Eine heraus gehört: die deutschen Zustände seien noch nicht fertig. Wir glauben, daß man über kurz oder lang auch unserem Heimathland wird gerecht werden müssen und deshalb werden wir unseren Rechtsanspruch auf Selbständigkeit niemals aufgeben; und für unsere Selbständigkeit brauchen wir ein selbständiges Hamburg neben uns.“

Es war mir ein Alp vom Herzen, als ich endlich das auch im Reichstag ausgesprochen hatte, was der Gegenstand so mancher meiner Reden und Schriften gewesen war. Meine Worte waren wohl überlegt. Sie blieben ohne Entgegnung und wurden auch ohne Lärm hingenommen. Ich war der Ansicht, daß das Bekenntniß zur Restauration damit reichstagsfähig geworden sei

Im Lande Hannover erregten meine Worte großen Jubel. Er hätte mich küssen mögen, sagte mir einer meiner näheren Bekannten. Jemand hatte ihm gegenüber sein Bedauern ausgedrückt, daß ich nicht schroffer gesprochen. Aber der zu mir Haltende meinte, daß dies ja gerade der Vorzug meiner Rede sei. In der That war ich mir bewußt, jetzt die Fahne der hannöverschen Sache hoch zu halten. Und wenn Windthorst bald darauf auch einmal mit ähnlicher Entschiedenheit wie ich gesprochen hat, so habe ich ihn, offen gestanden, als meinen Nachfolger darin betrachtet und man hat mir im Reichstage gesagt, daß er sich früher niemals mit solcher Bestimmtheit geäußert habe. Jedenfalls hoffte ich, daß jetzt endlich der Weg betreten sei, den ich seit dem Frühling 1871 betreten zu sehen gewünscht hatte und ich hoffte auch noch weiter zu gelangen, wenn ich recht höflich in der Form blieb und meine Bestimmtheit langsam steigerte. Auch für mich persönlich glaubte ich jetzt endlich die Zeit gekommen, wo mir eine Thätigkeit im größeren Stil zu theil werden solle, wie ich dieselbe seit meiner Rinteler Zeit, d. h. seit dem Jahre 1848 ersehnt und erhofft hatte. Es kam ein bischen spät. Aber es war doch wohl noch nicht zu spät für eine solche Thätigkeit. Auch meine hannöverschen Reichstagskollegen waren zufrieden. Ich sei der Redner unserer „Fraktion", hieß es; und es sei günstig, daß gerade dieser Redner dem Centrum fern stehe. Der Friede schien geschlossen.

Aber die Dinge sollten ganz anders kommen und ich sollte bald gewahr werden, wie glatt der parlamentarische Boden ist.

Die Hauptsession war im Jahre 1882 nur kurz. Aber noch im Mai wurden wir wegen des Tabaksmonopols zu einer Nachsession nach Berlin berufen. Fast von allen Seiten war man einig in dessen Verwerfung. Auch das Centrum schwankte in dieser Beziehung nicht. Aber Windthorst wollte sich der Regierung wenigstens so weit gefällig erweisen, daß er für die Berathung der Vorlage an eine Kommission stimmte. Auch hatte er nun einmal eine außerordentliche Vorliebe für die Berathung in Kommissionen, bei denen er sein advokatisches

Geschick und die ausschlaggebende Bedeutung des Centrums hervortreten lassen konnte. „Eine Verweisung in die Kommission", hat er mir bei einer anderen Gelegenheit gesagt, „und dann Allianzen!"

Meine deutsch-hannöverschen Collegen gingen bei der Abstimmung mit dem Centrum. Eine Erklärung, welche sie abgaben, sollte die sie dabei leitende besondere Auffassung wiedergeben. Ich vermochte mich dieser Taktik nicht anzuschließen. Aber die Erklärung war zum Theil auch auf mich mitbezogen worden. Rickert, den ich bis dahin noch nicht gesprochen, redete mich etwas erstaunt darauf an, daß ich nun doch für die Kommission stimme. Lasker, der dabei stand, vertheidigte mich in einer Weise, die mir deutlich zeigte, daß es meine Stellung geschädigt haben würde, wenn ich mich bei dieser Gelegenheit von der Opposition getrennt hätte. Das Richtige wäre ohne Zweifel gewesen, wenn ich mich zu einer persönlichen Bemerkung gemeldet und dann erklärt hätte, daß ich gegen die Kommission stimmte. Ich konnte mich aber nicht dazu entschließen und glaubte die Sache gehen lassen zu sollen. Es war dies ohne Zweifel ein Fehler. Aber die Befangenheit und Schüchternheit stand damals noch in hohem Grade meinem parlamentarischen Auftreten im Wege und ich habe sie, so lange ich im Reichstag blieb, niemals ganz zu überwinden vermocht.

Da ich hier einmal bei dem Beichten bin, so will ich auch noch einen zweiten Fehler, den ich machte, bekennen. Man hatte mich bei der Abfassung der Erklärung nicht zugezogen und dies war auch ganz in der Ordnung. Als man mir dann später die Erklärung vorlegte, gefiel sie mir nicht. Aber ich war wiederum zu befangen, um etwas anderes als die Bitte zu äußern, daß aus der Wortfassung bestimmt hervorgehen möge, daß sich die Erklärung nicht auf mich beziehe.

Dem sei übrigens wie ihm wolle: ich habe in Berlin jedenfalls damals meinen hannöverschen Collegen keinen Grund zur Unzufriedenheit mit meinem öffentlichen Auftreten gegeben Das einzige, was ich that, war, daß ich anders wie diese stimmte, und dies fand man natürlich. So weit man von

Differenzen in diesem Augenblicke reden konnte, bestanden diese nur in persönlichen Verstimmungen. Die Sachlage änderte sich aber, als es die deutsche Volkszeitung vertheidigte, daß die deutsch-hannöverschen Abgeordneten für die Kommission gestimmt hatten. Ich wurde dabei nicht ausgenommen. Das glaubte ich nicht hingehen lassen zu können und sandte aus Mecklenburg, wohin ich mich während der Pfingstferien zunächst begeben, eine Berichtigung an die deutsche Volkszeitung ein. Vermuthlich hätte ich mich hiermit begnügen sollen. Aber ich sah in dem Artikel eine Art Majorisirung, glaubte dieser aufs entschiedenste entgegentreten zu sollen und hatte den, wie es sich zeigte, unbegründeten Argwohn, daß die D. V Z. meine ihr doch jedenfalls unbequeme Erklärung vielleicht nicht bringen würde. Ich theilte deshalb den ganzen Sachverhalt zugleich brieflich an Pfarrer Hopf mit und bat ihn von meinen Mittheilungen Gebrauch zu machen. Auch dieser brachte eine Berichtigung. Sie war dem Wortlaute nach aber nicht aus meiner Feder und hatte eine Form, durch die sich meine Collegen, da sie die Wortfassung als von mir herrührend betrachteten, vor den Kopf gestoßen fühlten. Jener Freund, der zu meinem Fernbleiben vom Centrum den hauptsächlichsten Anstoß gegeben, machte mir, als ich nach Hannover kam, entschiedene Vorwürfe. Es berührte mich schmerzlich, daß sich auch der alte Graf Bennigsen tadelnd geäußert hatte. Das glaubte ich nicht verdient zu haben. Allerdings war ich den übrigen Hannoveranern gegenüber nur ein Einzelner. Aber ich hatte die Partei seit dritthalb Jahren so gut wie allein vertreten und war mir bewußt, ihre Lage wesentlich verbessert und sowohl das Odium einer unvaterländischen Gesinnung als das der Lächerlichkeit einigermaßen von ihr abgewälzt zu haben. Einschüchtern wollte ich mich in keinem Fall lassen. Ich beschloß, meinen selbständigen Weg nun noch mit größerer Entschiedenheit zu gehen.

Für den Rest der Pfingstferien reiste ich von Hannover an den Rhein und traf im Eisenbahncoupee mit einem nationalliberalen Reichstagscollegen zusammen. Derselbe war mir sympathisch und wir fanden uns — es ist mir das zu jener Zeit

sehr häufig mit Nationalliberalen begegnet — in einer weit größeren Anzahl von Punkten, als ich dies angenommen hatte. Leugnen will ich nicht, daß ich ihm in der Lage, in der ich mich befand, mehr entgegenkam, als ich dies sonst gethan hätte. Die Scheu, die ich, trotz meinen Beziehungen zu Bennigsen, lange Zeit im Reichstage vor einem Verkehr mit denjenigen Nationalliberalen, die nicht zu meinem Corpsbrüdern gehörten, gehabt hatte, war seitdem überwunden und es mag dies bei einem oder dem anderen Nationalliberalen falsche Ansichten über mich hervorgerufen haben. Es ist mir bald darauf in Berlin hier und da wohl gesagt worden, ich würde, wenn die hannöversche Frage nicht existire, gewiß bei den Freikonservativen oder — einer verwandten Fraktion sein. Bennigsen selbst hat mir aber eine ähnliche Andeutung niemals gemacht und ich habe Grund zu glauben, daß er meine Stellung weit besser erkannte.

In der Tabackskommission war inzwischen eine ganz eigenthümliche Wendung eingetreten. Der Centrumsabgeordnete Lingens aus Aachen, der sich recht eigentlich durch das auszeichnete, was man im Publikum gewöhnlich „ultramontan" nennt, hatte, aus eigener Initiative und ohne sich mit Windthorst vorher zu benehmen, eine sehr entschiedene Resolution gegen jede Mehrbelastung des Tabacks beantragt. Die Situation drehte sich jetzt um diesen Antrag Lingens und es war in der That seltsam, daß ein Antrag, der der Regierung sehr unangenehm sein mußte, in einer Kommission gestellt wurde, die von Windthorst doch zunächst, um der Regierung etwas Angenehmes zu erweisen, gewünscht worden war.

Lingens zog seinen Antrag, als die Sache im Plenum berathen wurde, zurück. Dies machte aber, da er seinen Rückzug noch obendrein schwach motivirte, den allerunglücklichsten Eindruck. Das sei ein sacrificio del intelletto, hieß es. In verkürzter und abgeschwächter Form nahm Bennigsen den Antrag Lingens wieder auf und nun handelte es sich um den „Antrag Bennigsen". Windthorst bekämpfte ihn aufs allerentschiedenste. Vermuthlich sollte der Regierung gezeigt werden, daß das Centrum doch weit entgegenkommender sei als die Nationalliberalen. Das

Resultat war zweifelhaft. Die Stimmen der Hannoveraner konnten entscheidend werden. Daß diese wieder keinen Grund hatten, gegen den Antrag Bennigsen zu stimmen, lag auf der Hand. Die Sache hätte damit für uns entschieden sein sollen. Aber die Gegnerschaft gegen die Nationalliberalen war so groß und diese waren bei uns dermaßen zur bête noire geworden, daß immerhin schon einiger Muth dazu gehörte, ihnen zu einem kleinen Siege zu verhelfen. Ich hielt mich in jenen Tagen, um der Mißstimmung keine Nahrung zu geben, völlig zurück. Ist jemand für die Abstimmung der Hannoveraner entscheidend gewesen, so war es Brüel, der bei der Abstimmung über die Kommission nicht anwesend war und jetzt, kritisch gestimmt, aus Hannover kam. Zugeben kann ich nur, daß die Vorgänge bei der Entscheidung über die Kommission vielleicht indirekt und unbewußt auf meine hannöverschen Collegen eingewirkt haben.

Es kam zur Abstimmung. Der Antrag Bennigsen wurde durch die Stimmen der Hannoveraner mit einer sehr kleinen Majorität angenommen. Das Aufsehen im Reichstage war groß und man hielt mich für das Karnickel, das an diesem Ausgange schuld sei. „Das haben Sie fertig gebracht," sagte ein hannöverscher College zu mir, der von den Alten noch übrig geblieben war. Von der Linken kam man, um mich zu beglückwünschen. Es müsse doch wohl noch eine geheime Sympathie zwischen den „Welfen" und deren Landsmann Bennigsen bestehen, sagte mir ein Sezessionist. Ein hannöverscher Nationalliberale, der schon längst nicht mehr lebt, drückte mir seine Anerkennung aus. Er habe 1866 die Annexion mißbilligt, setzte er hinzu und sei als sie proklamirt wurde, auf's Land gegangen „um Hühner zu schießen," weil er von der Sache nichts habe wissen wollen.

Ehe der Reichstag auseinanderging, hatte ich noch ein Diner bei dem Minister Lucius mitzumachen. Ich traf dort auch Bennigsen und hatte mit diesem eine Unterhaltung, welche nicht ohne entschiedenen Eindruck auf mich blieb. Er gestand mir willig zu, daß wir Hannoveraner bei der Abstimmung zu seinen Gunsten den Ausschlag gegeben hätten. Er könne mir bezeugen,

daß ich mich bei meinen Abstimmungen stets unabhängig von Windthorst gezeigt habe. Klinggräff und ich seien vielleicht die einzigen Legitimisten, die es noch gebe. Im weiteren Verlauf des Gesprächs gab ich zu verstehen, daß ich persönlich einen modus vivendi zwischen uns und den Nationalliberalen wünsche. Ich hoffte, sagte ich, durch unser Benehmen die Achtung der anderen Parteien für die unsrige zu gewinnen.

Auch meine Bekanntschaft mit Bennigsen war schon alt. Ja sie war eigentlich weit älter, als die mit Windthorst; und ich fühle mich gedrungen, hier etwas über dieselbe zu sagen, da meine Landsleute mir gerade diese Beziehungen zum Vorwurf gemacht haben. Rudolf Bennigsens Bruder Karl hatte mir in Lüneburg von dem Ersteren erzählt. Auch der bei seinen Eltern in Frankfurt verlebte Tag war mir im Gedächtniß geblieben, und auch dort war in einer Weise von Rudolf Bennigsen die Rede gewesen, die meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Dann hatte dieser einst Klinggräff während meiner Heidelberger Zeit besucht. Ich erinnere mich einer Fahrt nach dem unterhalb am Neckar gelegenen Edingen, die Klinggräff mit ihm machte und bei der ich mitgenommen wurde. Unter Anderem kam die Rede auf den König Ernst August und auf Riehl. Für den Ersteren war Bennigsen nicht ohne Anerkennung. Von Riehl meinte er, daß er eine sonderbare Richtung habe, obwohl seine Schilderungen allerdings ganz vortrefflich seien. Daß Klinggräff Bennigsen mit großer Achtung behandelte, entging mir nicht. Später traf ich mit diesem bei der Beerdigung seines Bruders Karl in Göttingen zusammen. In jenem Augenblick traten wir uns corpsbrüderlich näher, als dies sonst wohl der Fall gewesen sein würde. Bei dem stillen Zusammensein, das Klinggräff und ich vor unserer Abreise mit Bennigsen hatten, war z. B. auch von August Lammers die Rede. Bennigsen hatte dessen Briefe an den Verstorbenen bei der Ordnung der Papiere gefunden und mit großem Interesse in ihnen gelesen.

Während ich in Göttingen studirte, kam mir Bennigsen, der damals dort als Assessor stand, mit vieler Freundlichkeit

entgegen. Er war bereits verheirathet und ich verkehrte in seinem Hause. Auch aus dieser Periode erinnere ich mich einiger Unterhaltungen. Einst setzte ich ihm mit einer gewissen Emphase auseinander, daß die Freiheit sich immer nur auf der Aristokratie aufgebaut habe. Bennigsen lächelte, war aber wohl nicht meiner Ansicht. Er äußerte sich damals sehr günstig über die auswärtige Politik Österreichs. Als dann das Koncordat abgeschlossen wurde, hatte er allerdings sehr entschiedenen Tadel, widersprach aber nicht unbedingt der Ansicht, daß so kluge Leute wie die österreichischen Minister auch dafür ihre Gründe gehabt haben könnten.

Politisch hervorgetreten war Bennigsen noch nicht. Eine gewisse Scheu hielt mich aber vor dem schweigsamen Manne zurück, über dessen politische Richtung ich im Allgemeinen nicht im Zweifel sein konnte. Noch während ich in Göttingen war, wurde er dann in die zweite Kammer der hannöverschen Ständeversammlung gewählt und nahm den Abschied, als das Ministerium Borries ihm den Urlaub für den Eintrit in die Ständeversammlung verweigerte. Der Eifer, mit dem er diesen Beruf ergriff, machte mir Eindruck. Man bedürfe jetzt der Männer des Rechts, meinte er in Beziehung auf meinen Onkel Langwerth, der von der Universität Göttingen in die Ständeversammlung gewählt worden war, aber die Wahl nicht angenommen hatte.

Als ich im Jahre 1858 meines Examens wegen in Hannover verweilte, habe ich Bennigsen nur flüchtig gesehen. Doch machte ich ihm einen Besuch und habe ihn auch einst in der Kammer reden hören. Als ich mit ihm auf dem Vandalencommers im Sommer 1861 wieder zusammentraf, gingen unsere Wege schon sehr weit auseinander. Der Nationalverein war bereits gegründet. Am zweiten Tage begann ich in der Commersstimmung eine Unterhaltung mit ihm über unser Verhältnis zu Österreich und bin dabei sehr lebhaft geworden. Ich möge doch eine konservative Partei in meinem Sinne zu gründen suchen, sagte Bennigsen lächelnd. Er würde uns bekämpfen, wenn wir zu Kräften kämen. Das schade ja aber nichts. Als wir uns am dritten Tage trennten, war er etwas zurückhaltend, forderte

mich aber doch auf, seine verheirathete Schwester, die sich meiner von jenem Besuch im Jahre 1850 her erinnere, in Frankfurt zu besuchen. Leider bin ich niemals dazu gekommen.

Bennigsen hat dann nach dem Commers einer Versammlung des Nationalvereins in Heidelberg beigewohnt und in derselben präsidirt. Klinggräff hörte einmal zu und wußte Zeit Lebens davon zu erzählen, mit welcher Ruhe und Würde Bennigsen „all den ausgeschlagenen Unsinn", der dort zu Tage getreten, zu ertragen und zu lenken gewußt habe. Klinggräff und ich sprachen damals oft über Bennigsen. Es lasse sich nicht verkennen, sagte Ersterer: es liege etwas Großes in ihm. Ich schalt damals weiblich auf ihn. Klinggräff aber meinte, ich solle mich nicht so ereifern; denn es gehe aus meinen Worten ja doch hervor, daß ich im Grunde eine Neigung für Bennigsen habe.

Ich habe diesen dann vor dem Jahre 1866 nur noch ein einziges Mal und zwar gelegentlich eines Rittertages in Hannover wieder gesehen.

Nach der Annexion war ich Bennigsen zwei Mal begegnet und fand beide Mal die alte corpsbrüderliche Art bei ihm wieder. Mehr als elf Jahre waren seit der letzten Begegnung verflossen, als ich ihn 1880 im Foyer des Reichstags wieder sah. Er war zurückhaltend. Als ich mich meinerseits näherte, deutete er an, daß ihm mein Fernbleiben vom Centrum gleichgiltig sei. Auch nach unserer zweiten Unterredung glaubte ich ein gewisses Mißtrauen zu bemerken und er hat mir selbst wohl gesagt, daß er mich habe beobachten wollen. Jetzt aber glaubte ich Vertrauen bei ihm zu begegnen.

Als Ergänzung für diese Lebenserinnerungen sind ein paar Worte über Bennigsen, obwohl es sich um einen Lebenden handelt, nicht ganz zu vermeiden. Seinem Wesen nach verleugnet Bennigsen — man sage was man wolle — seinen Ursprung in keiner Weise. Sein in sich abgeschlossenes Wesen, seine Einsilbigkeit, seine scheinbare Passivität und die abweisende Art, die ihm gleich seinem verstorbenen Bruder eigen, sind durchaus hannöverisch. Ganz wie bei seinem Bruder ist es

aber von großer Bedeutung für seine Entwicklung gewesen, daß seine Eltern lange Jahre und namentlich zur Zeit der Paulskirche in Frankfurt lebten. Klinggräff kam er um 1848 als ein sehr fortgeschrittener Liberaler vor.

Mit voller Ueberzeugung spreche ich es aus, daß Bennigsen ein deutscher Patriot, ein großartig angelegter und das Gute wollender Mensch ist. Klinggräff rühmte an Bennigsen die Treue für persönliche Freunde und diese ist gewiß eine der Eigenschaften, durch die er seine Partei gelenkt hat.

Bennigsens oratorische Gaben sind bedeutend und ich möchte ihn doch immerhin für den besten Redner halten, den ich nach Bismarck im Reichstage gehört habe. Ich muß es z. B. entschieden bestreiten, daß Bebel ihm hierin überlegen ist. Bebels Bedeutung liegt nur in der Negation und ich vermag ihn ebensowenig über Bamberger und Richter zu stellen. Auch diesen beiden halte ich aber Bennigsen an sittlicher Würde für überlegen und Windthorst vermochte ihn trotz all seines Scharfblicks und seiner Möserschen Traditionen nicht aufzuwiegen. Dabei wird man Bennigsen auch eine staatsmännische Mäßigung nicht absprechen können. Die Lebenskraft, welche die nationalliberale Partei gezeigt hat, beruht auf seiner Persönlichkeit. Ueber den Haufen werfen läßt er sich in seiner niederdeutschen Art nie und überall tritt nüchternes und praktisches Urtheil zu Tage. Bei der Zuckerfrage hatte ich einst Gelegenheit zu beobachten, wie ungemein rasch seine Auffassung auch in rein technischen Dingen ist.

Dies alles sind Sätze, die ich getrosten Muthes zu vertreten wage und ich habe immer behauptet, daß meine Parteigenossen, die in ihm vor Allem den zu den Gegnern übergegangenen Edelmann sahen, Bennigsen Unrecht thun. Auch der Berührungspunkte mit Klinggräff gab es manche.

Obwohl nur wenige Jahre älter als letzterer ist Bennigsen aber doch noch durchaus das Kind aus der Zeit vor 1850; und die auf dieses Jahr folgende Strömung hat ihn in den entscheidenden Jahren nicht berührt. Er steht noch unter dem Bann der Theorie; er täuscht sich über das Sinken unseres

Volkes seit den Befreiungskriegen und ist deshalb der politischen Zukunftsmusik zugänglich. Auch gegen Utopien hat er sich nicht absolut gefeit gezeigt. Das, was ich das Goethische Element nenne, trat mir niemals in seinen Reden entgegen. Oftmals aber habe ich dabei an den Marquis Posa denken müssen. Und ich muß noch eins hinzufügen. Wenn ich seine politische Thätigkeit beobachtete, so hatte ich mehr als einmal den Eindruck, daß Bennigsen logisch und mit Konsequenz bis zu einem gewissen Punkte ein Ziel verfolgte, es dann aber plötzlich doch aus doktrinären oder Opportunitätsgründen aufgab. Er war schon deshalb Bismarck gegenüber stets im Nachtheil.

Bei jener Begegnung gelegentlich des Diners bei dem Minister Lucius machte er, wie ich bereits sagte, großen Eindruck auf mich. Die ewigen Recriminationen wegen der Haltung Einzelner während der Krisis von 1866 hatte ich stets verworfen. Mir schien eine nachsichtige Behandlung unserer nationalliberalen Landsleute als die Vorbedingung jeden Erfolges. Ich habe auch damals nicht daran gedacht, Bennigsen für die Rolle eines Monk oder doch für die Restauration Hannovers zu gewinnen. Aber konnte er nicht der Führer einer Koalition gegen die Tyrannis des Fürsten Bismarck werden? Weder Windthorst, noch Richter, noch Bamberger schien mir der Mann zu sein, um die Bismarck widerstrebenden Elemente zu führen und ihnen den nöthigen Impuls zu verleihen.

Daß mit dem Centrum oder auch mit dem linken Centrum allein Bismarck keine erfolgreiche Opposition zu machen sei, war mir längst klar. Waren aber die Sezessionisten oder die mir noch immer fernstehenden Fortschrittler die Männer, um das Centrum zu ergänzen? Die Sozialdemokraten, die doch noch immer schwach im Reichstage vertreten waren, blieben für eine solche Koalition bei mir *vollkommen aus der Rechnung*. Ich glaubte, daß ihre Unterstützung unsere Sache nur compromittiren könne. Denn die Sozialdemokraten verneinen die uralten Grundlagen unserer nationalen Existenz und damit das

Deutschthum selbst und ich vermochte ihrer Unterstützung keine innere Bedeutung beizumessen.

Allerdings führte der Weg, den ich einschlagen wollte, weit ab von den Bahnen, welche die deutsch-hannöversche Partei bis dahin gewandelt hatte und auch ab von meiner eigenen Bahn. Hatte aber nicht auch ich mich weiter in den Negativismus hineintreiben lassen, als dies, streng genommen, meiner Ueberzeugung entsprach? Hatte nicht auch bei mir der gewiß entschuldbare, aber vor Gott doch nicht zu rechtfertigende Haß eine große Rolle gespielt? Und was hatte mir das Parteileben in Hannover denn anders gebracht als eine Reihe von Enttäuschungen? War es mir möglich gewesen, die Opposition gegen die Annexion und gegen das Preußenthum zu derjenigen Klarheit zu steigern, von der ich allein das Heil erwartete? Oder war es mir möglich gewesen, meiner germanischen Richtung innerhalb derselben zum Siege zu verhelfen? Auf dem bisherigen Wege verzehrte ich unnütz meine Kräfte.

Daß man mir im Lande Hannover meine Beziehungen zu Bennigsen verübeln werde, konnte mir nicht zweifelhaft sein. Aber es hat mir stets widerstrebt, diejenigen, mit denen ich im politischen Leben zu thun hatte, lediglich als todte Zahlen in einem Calcül zu betrachten; wie ich denn z. B. auch dem Hofrath Maxen gegenüber in diesem Sinne gehandelt habe. In dem vorliegenden Fall erschien es mir in doppeltem Maße als Pflicht, die sittlichen Konsequenzen des von mir eingeschlagenen Weges zu ziehen.

Wäre Bennigsen nicht auch Vandale gewesen, so würde es mir an einer wesentlichen Brücke zu ihm gefehlt haben. Allerdings gehörte er auch im Corps zu einer älteren Schule. Unsere reformatorischen Absichten aus den 50er Jahren lagen ihm sehr fern. Doch aber regte sich bei mir wieder der Gedanke, für das politische Leben eine Art Vandalia zu gründen. Bennigsen würde ihr natürlich nicht angehört haben. Aber ich habe auf lange hin den Gedanken an eine Partei festgehalten, welche die Elemente, die für uns in der Vandalia unbewußt

maßgebend gewesen waren, vertreten und sich mit anderen Parteien zu einer von Bennigsen zu führenden Koalition gegen Bismarck vereinigen sollte. Es war der beste, aber auch der unglücklichste Gedanke meines Lebens. Habe ich gefehlt, so lag es vor Allem wieder darin, daß ich zu viel wollte. Es ist mir dabei wie manchem Mann gegangen, der aus der Studierstube in das politische Leben hineintrat. Wie wenig ich aber daran dachte, von meinen Ueberzeugungen auch nur etwas aufzugeben, beweist eine Broschüre, die ich noch im Herbst desselben Jahres veröffentlichte.

Ein hervorragender Vertreter jener älteren Richtung innerhalb meiner Partei veröffentlichte eine Broschüre, um dieselbe zu den Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus aufzufordern. Dies allein schon würde mich in die Schranken gerufen haben, da es einen Punkt betraf, der für mich von prinzipieller Bedeutung war und der mit meinem ersten Auftreten innerhalb der Partei aufs innigste zusammenhing. Der Verfasser, dessen edler Persönlichkeit allgemeine Hochachtung gezollt wurde, war aber auch durch seine Ausführungen in einen direkten Gegensatz zu den Ansichten gerathen, die ich in meinem „Von 1806—66" zuerst ausgesprochen und dann in verschiedenen Reden wiederholt hatte. Wie weit Windthorst an dieser Veröffentlichung betheiligt war, weiß ich nicht. Sie ging aber aus derselben Gruppe hervor, der jene Denkschrift vom Spätherbst 1879 entstammte. Ursprünglich hatte ich in den hessischen Blättern antworten wollen, da es aber diesen zufällig an Raum gebrach, wurde eine kleine Broschüre aus meiner Antwort. Ich sei, sagte ich im Eingang, der Rücksichten eingedenk, die ich einem edelen und hochgeachteten, älteren Manne schuldig sei und der Leser werde dies auch nicht verkennen. Materiell ließ meine Schrift allerdings an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig. Unter Bezugnahme auf die Erklärung vom 7. November 1866 sprach ich mich zunächst auf das Bestimmteste gegen die Beschickung des preußischen Landtages aus, an dem wir nur theilnehmen könnten, wenn wir uns auch wirklich als Preußen fühlten.

„Wollen wir die Wunde von 1866 offen erhalten, so müssen wir uns von allem spezifisch Preußischen fern halten. Theilen wir dagegen erst einmal in dieser Weise die Sorgen und Freuden der preußischen Staatsbürger, so kann es gar nicht fehlen, daß wir uns allmählich als ‚Preußen' fühlen lernen. — — —

Wir haben nichts für unsere Schmerzen
Als wofür wir uns halten in unserm Herzen."

Der Schluß der Broschüre reproduzirt im Wesentlichen wiederum die Rechtsauffassungen meiner ersten größeren Schrift. Eine gewisse Weiter- und Fortbildung der Gedanken wird man, wie ich glaube, aber nicht verkennen können. Schon in der Kürze und Gedrängtheit der Argumentation lag ein Vorzug. Wenn ich früher in einer vielleicht zu formalistischen Weise von der Verhinderung der Verjährung als unserem Hauptziele gesprochen hatte, so wird jetzt als das eigentlich zu Bekämpfende die Bildung einer neuen Rechtsüberzeugung bezeichnet.

Der Leser sieht, mit welcher Zähigkeit ich an meinem Proteststandpunkte festhielt. Sicherlich wird niemand, der auf dem Wege ist, ein Renegat zu werden, eine solche Broschüre unter seinem Namen veröffentlichen. Aber schon war der Boden unter mir untergraben. Unsere Abstimmung zu dem Antrag Bennigsen hatte gleich nach dem Schluß der kurzen Session zu einer Zeitungsfehde zwischen den Blättern der deutsch-hannöverschen Partei und einem Organ des Centrums geführt, von dem man gewöhnlich annahm, daß es unter dem persönlichen Einfluß des Herrn von Schorlemer stehe. Dieses hatte namentlich die hannöverschen Abgeordneten, die durch die letzte Wahl in den Reichstag gekommen waren, d. h. also „die Jungen", angegriffen. Streng genommen wurde ich davon nicht betroffen. Aber ich glaubte die Gelegenheit wahrnehmen zu sollen, um meine Meinung über unsere Beziehungen zum Centrum zu sagen. Ein dem Lande Hannover angehörendes national-liberales Organ zweiten Ranges hatte damals einen Artikel veröffentlicht, der in Betreff eines modus vivendi mit der deutsch-

hannöverschen Partei sondiren zu sollen schien. Jetzt oder nie, dachte ich, sei der Moment gekommen, um eine Lossagung der deutsch-hannöverschen Abgeordneten vom Centrum herbeizuführen. Im Hintergrunde lag der Gedanke, daß wir uns bei einer Spaltung des Centrums mit dessen linkem Flügel wieder vereinigen könnten. Ich schrieb einen polemischen Artikel für die D. V. Z. Deren provisorischer Redakteur war damals jener Dr. Bärens, der jetzt für gewöhnlich gar nicht mehr in Hannover sondern in seiner schleswig-holsteinischen Heimath lebte und den ich mir in einer persönlichen Angelegenheit verpflichtet hatte.

Ich ging zu ihm. Er empfing mich außerordentlich freundlich und sagte, daß er schon längst den Wunsch gehegt habe, mit mir über die Situation Rücksprache zu nehmen. Ich versprach ihm meine Meinung brieflich noch unumwundener zu sagen, als dies in meinem Artikel möglich war. Dieser erschien jedoch nicht. Und wie erstaunte ich, als die D. V. Z. statt dessen in einer Reihe von Nummern auf das Heftigste gegen Bennigsen los zog! Wer dahinter steckte, habe ich wiederum nie erfahren. Es mußte aber ein Kind einsehen, daß der Moment, wo wir mit dem Centrum in Fehde lagen, für ein solches Vorgehen sehr wenig geeignet war. Es konnte die schlimmsten Folgen haben, wenn wir in dieser Weise nach zwei Seiten zugleich kämpften. Ganz davon abgesehen, hielt ich es aber für ein Gebot der Ritterlichkeit, mich Bennigsens in diesem Augenblick anzunehmen. Was ich in meinem Briefe an Bärens sagte, weiß ich zwar nicht mehr genau. Es ist mir aber nicht zweifelhaft, daß ich mich mit einer gewissen Wärme aussprach. Für ein größeres Publikum war dieser Brief gewiß nicht bestimmt. Es steht nun aber fest, daß derselbe in einem Verein, zu dem namentlich Bürger der Stadt Hannover gehörten, vorgelesen worden ist. Die Wirkung kann man sich denken. Wenn die nach Berlin entsendeten Herrn solche Dinge machten, sagte man, so könne man sich nicht wundern, wenn es schlecht gehe. Ich erfuhr von diesem Vorgang erst ein halbes Jahr später. Aber die Antwort von Bärens war

der Art, daß ich deutlich fühlte, es müßten Andere hinter ihm stehen.

In den hessischen Blättern erschien etwa um diese Zeit der von der D. V. Z. zurückgewiesene Artikel. Noch einen oder zwei weitere ließ ich folgen. Ich schrieb dabei in dem ganzen Feuer, das mir von der Situation eingegeben wurde. Aber ich erreichte nicht einmal den nächsten Zweck, noch andere hannöversche Kollegen zur formalen Trennung vom Centrum zu bewegen. „Wenn nur nicht gerade immer derselbe Herr von Langwerth dies Thema anschlüge!“ meinte ein Brief aus Hannover, den mir Hopf bei der Durchreise in Melsungen zeigte. Noch vor dem Beginn der neuen Session wurde es mir klar, daß man jetzt auf allen Seiten gegen mich Front machte und daß die Herren von der strengeren Richtung den Windthorstianern dabei Hülfe leisteten. Einer von denen, die im Jahre 1879 mich mit zu dem Entschlusse, dem Centrum fern zu bleiben, bewogen hatten, erzählte mir später ganz offen, wie er sich über mich geäußert habe. Er danke, hatte er gesagt, für eine Spaltung der deutsch-hannöverschen Partei, wenn diese nur dahin führen solle, daß sich Herr von Langwerth oben auf die neue Partei setze. In einem an einen zweiten Hessen gerichteten Briefe eines zu den schroffsten Hannoveranern gehörenden, namhaften Mannes wurde vor mir mit dem Bemerken gewarnt, daß ich zwischen Stauffenberg und Bennigsen hin und her schwanke. Es fiel dabei auch ein Hieb auf mein erstes Buch, in dem ich die communis opinio omnium an die Stelle des Gewissens gesetzt habe.

Wie viel Windthorst bei dem Allen direkt die Hände im Spiel hatte, weiß ich nicht. Es steht aber z. B. fest, daß er sehr bald nach dem Schluß der Session in Gmunden gewesen ist; und als Graf Bennigsen kurze Zeit nachher ebenfalls in Gmunden war, wurde ihm gesagt, er stehe ja ganz unter meinem Einfluß. Der alte Herr empfand dies, wie er mir nach Monaten ganz offen erzählt hat, wie einen bitteren und ihn demüthigenden Vorwurf.

Auch von meinen Tischgenossen vom Centrum wurde

ich, als die neue Session begann, mit einigem Mißtrauen empfangen. Man sage, hieß es, daß ich das Centrum spalten wolle. Doch könne man sich nicht denken, daß ich mich mit solchen Illusionen trage. Hinsichtlich meiner hannöverschen Collegen hatte die Zeitungsfehde vom Sommer die Folge gehabt, daß sie sich fortan von dem norddeutschen Hofe zurückhielten. Aber ich hatte wenig davon, da sie den rheinischen Hof nun erst recht preisgaben. Die engere Vereinigung, in der sie sich zusammenschlossen, konnte meinem Ziele wenig förderlich sein. Denn ich konnte jetzt um so weniger gewillt sein, mich ebenfalls zu isoliren, als ich auch die Majorisirung durch meine Landsleute zu befürchten hatte. Ich mußte mir sagen, daß ich die Schlacht des vorigen Sommers verloren hatte. Noch einmal freilich war es mir vergönnt, in einer eingehenden Rede meiner Ueberzeugung Ausdruck zu verleihen. Die Sachlage war dafür günstig. Ein zufälliger Umstand hatte mich, als es zur Berathung der Gewerbenovelle kam, veranlaßt, an der Debatte theilzunehmen. Meine Worte waren aber nicht glücklich, da ich mich dafür nicht genügend auf die Sache vorbereitet hatte. Es mußte mir in meiner Lage unangenehm sein, daß Eugen Richter mich angriff. Ich beschloß, Alles dadurch gut zu machen, daß ich bei den vielen Paragraphen der Gewerbenovelle mit möglichster Selbständigkeit abzustimmen suchte. Das war aber keineswegs ganz leicht für mich, da ich den Gegenstand auch jetzt noch bei Weitem nicht beherrschte. Die Folge war, daß ich mir in schwierigeren Fällen bei den mir näher sitzenden Nationalliberalen, vor Allem aber bei dem Sezessionisten Bamberger Rath holte. Die Weise, wie letzterer auf allen diesen Gebieten zu Hause war, imponirte mir sehr und ich war schon längst ein Bewunderer von Bambergers Reden. Er hat in allen jenen Jahren oft meisterhaft gesprochen. An Geist kam er Bismarck nahe und an Feinheit war er ihm überlegen. Die Schule des Lebens hatte sein Urtheil in hohem Grade gereift und der lange Aufenthalt außerhalb Deutschlands ihm eine Weite des Horizonts verliehen, der man selten begegnen wird. Gar oft wußte er den Nagel auf den

Kopf zu treffen. Dazu seine große Gelassenheit! Einst, als Bismarck Bamberger gröblich angegriffen hatte, wußte er mit solcher Ruhe und Klarheit zu antworten, daß Bismarck nicht replicirte und daß Bamberger in den Augen der großen Mehrheit des Hauses als Sieger dastand. Ein bekannter konservativer Abgeordneter war einst auch ziemlich schroff gegen Bamberger aufgetreten. Dieser erwiderte ganz ruhig, jeder wolle heutzutage Bismarck copiren. Bei seinen großen Eigenschaften vermöchten sie es nicht. Sie hielten sich um so mehr an seine kleinen; und so sei die Welt voll von lauter kleinen Bismärckern.

Mit Bambergers Kenntnissen auf den Gebieten des Handels und der Gewerbeverhältnisse konnte sich Niemand im Reichstage messen. Das, was er sagte, machte durchaus den Eindruck der inneren Ueberzeugung. Was ihm fehlte, war die Kraft und die innere Wärme. Fortzureißen und zu begeistern hat auch er wohl schwerlich jemals vermocht und das negative, kritische Element blieb in dem, was er sagte, doch immerhin das Maßgebende. Es ist sehr charakteristisch, wenn Bamberger später erklärte, er habe mit weit weniger Haß als man wohl denke, seinen politischen Gegnern gegenüber gestanden. Er gehört meiner Ueberzeugung nach zu den in den Rheingegenden nicht seltenen Naturen, denen die Kraft der Affekte fehlt. Wie fern er den Ideen stand, von denen ich und die Freunde meiner Jugend ausgingen und wie sich auch hier die Gesichtslinien kreuzten, hat er dadurch bewiesen, daß er später den Stil des neuen Reichstagsgebäudes, in dem ich ein uns feindliches Element erblicke, im Gegensatz zu der nüchternen Bauart früherer Dezennien als das Sinnbild der ständischen Ausgestaltung bezeichnete, die man auf der konservativen Seite erstrebe.

Für mich war dieser zweite Semit, mit dem ich im Reichstage in Berührung kam, damals aber von nicht geringer Bedeutung; und ich werde ihm stets Dankbarkeit für die Unterstützung bewahren, die mir seine klaren Auseinandersetzungen gewährten.

Die Stimmverhältnisse waren so eigenthümlich, daß es bei wichtigen Abstimmungen häufig auf eine oder zwei Stimmen ankam. Im Foyer wurde dann wohl geklatscht, um die Säumigen herbeizurufen. Die Augen richteten sich auf mich und einen bayerischen Katholiken des älteren Schlages, der dem Centrum nicht beigetreten war. Unsere Namen wurden fast regelmäßig bei den Abstimmungen in den Zeitungen hervorgehoben und ich glaube einmal mit meiner Stimme den Ausschlag gegeben zu haben. Aber ich mußte meine ganze Aufmerksamkeit und alle meine Kräfte zusammennehmen, um mit Ehren hierbei zu bestehen. Der mich leitende Gedanke war, daß man von unserem Standpunkte aus auch auf gewerblichem Gebiet der Staatsomnipotenz entgegentreten müsse. Aber oft kam ich in einen Konflikt mit mir selbst. In allen denjenigen Fällen, wo es sich um die Sittlichkeit handelte, stimmte ich bei der Gewerbenovelle mit der Regierung, sonst aber gegen dieselbe. Die Grenzlinie war aber oft sehr schwer zu ziehen. So gerieth ich z. B. bei der Frage der Büchercolportage in das peinlichste Dilemma. Ich wollte den Behörden keine weittragenden neuen Befugnisse in die Hand geben, konnte mich aber der Erkenntniß nicht verschließen, daß durch die Colportage höchst bedenkliche Machwerke in unsere ländlichen Kreise gebracht würden. Es ist dies wohl das einzige Mal gewesen, wo eine Rede von Stöcker einen Eindruck auf mich machte. In der That haben aber damals seine Mittheilungen über eine Reihe verderblicher Bücher, den Ausschlag bei mir gegeben, als ich mich entschloß, mich bei den betreffenden Paragraphen in seiner vorliegenden Fassung wenigstens der Abstimmung zu enthalten.

Alles dies war noch in frischem Andenken, als wiederum die Frage des zweijährigen Budgets an uns herantrat. Die Regierung wollte die Sache dadurch durchsetzen, daß sie uns gleich ein zweites Budget vorlegte. Ja noch mehr! Eine kaiserliche Botschaft trat hierfür ein und führte unter den Gründen für diesen Weg den höchst persönlichen Wunsch des greisen Kaisers auf, daß die auf die Sozialgesetzgebung sich beziehenden Vorlagen recht bald erledigt werden möchten. So

verband sich also der Kampf gegen die geplante Sozialgesetzgebung in durchaus natürlicher Weise mit dem gegen den „Imperialismus.“ Gegen die zweijährigen Budgetperioden sprachen die alten Gründe. Daß eine Zurückdrängung des Reichstags vorliege, konnte nicht zweifelhaft sein und es war vollständig richtig, wenn Windthorst das Budget als die pièce de résistance der Reichstagsberathungen bezeichnet hatte. Die persönliche Hineinziehung der Person des Kaisers erschien nicht blos mir, sondern sehr vielen im Reichstage als unzulässig. Gerade aber um dieser Hineinziehung willen war die Sache ein heißes Eisen und ich muß gestehen, daß ich Anfangs wenig Lust verspürte, mich dabei zu exponiren. Es war die zufällige Anwesenheit des Pfarrers Hopf, die mich anderen Sinnes machte.

Ich habe mich allezeit im politischen Leben gern vorwärts treiben lassen. Ich wußte, daß ich besser sprechen konnte, wenn ein Mann wie Pfarrer Hopf anwesend war und hinter mir stand. Wichtiger aber war es vielleicht noch, daß Hopf mich gerade in diesem Augenblick mit den Volksparteilern in Beziehung brachte. Der Leser hat gesehen, daß meine Neigungen nach einer ganz anderen Seite gingen. Aber Pfarrer Hopf war der Ansicht, daß mit den gemäßigteren Oppositionsmännern wenig zu machen sei und leugnen ließ sich nicht, daß der oppositionelle Elan, der die Linke vor vier Jahren ergriffen hatte, sich schon sehr merklich zu verflüchten begann. Nur ein männliches Auftreten konnte noch helfen, wenn der Reichstag nicht unter dem kaudinischen Joch hindurchgehen sollte.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß meine Rede vom 7. Mai 1883 betrachtet werden. Sie begann mit der Bemerkung, daß ich die Gelegenheit gern ergriffe, um offen zu sagen, wie ich dächte und wie scheinbare Widersprüche bei meinem Auftreten und bei meinen Abstimmungen sich erklärten. Von der Sozialgesetzgebung erwartete ich nicht viel Segen. „Meiner Ueberzeugung nach wird entweder wenig bei diesen Dingen herauskommen oder aber nichts Gutes, d. h. Dinge, die uns Gefahren bereiten, die sich heute noch gar nicht übersehen lassen und bei

denen schließlich auch vor meiner Seele das Gespenst der Sozialdemokratie steht."

Seit dem Jahre 1880 hätten uns zwei Fragen beschäftigt, die meine Hoffnungen auf eine Weiterbildung unserer Verhältnisse im bundesstaatlich-constitutionellen Sinne gehoben hätten: die Elbschifffahrts- resp. Hamburger Frage einerseits, die des zweijährigen Budgets andererseits. Wenn wir auch in dieser zweiten Frage definitiv unterlägen, so werde das Ansehen des Reichstags einen gewaltigen Stoß erleiden. „Es ist so viel vom monarchischen Prinzip die Rede. Ich möchte doch dringend warnen, dieses Prinzip nicht auf die Spitze zu treiben und das monarchische mit dem konservativen Prinzip zu verwechseln." „Ich kann nicht zugeben, daß die Gegensätze von konservativ und demokratisch, oder wie Sie es sonst nennen wollen, sich auch nur entfernt in irgend einer Weise mit den Begriffen monarchisch und republikanisch decken. Es hat sehr konservative Republikaner gegeben, sehr aristokratische und sehr oligarchische. — — — Mir scheint, der Gegensatz ist ein anderer. Es frägt sich, ob wir eine Monarchie wollen mit historischer und legitimer Grundlage, oder ob wir dem Imperialismus, dem Cäsarismus zusteuern sollen." — — — — — — — — — — — — — — — —

„Es sind torystische Gesichtspunkte, von denen ich ausgehe; es sind germanische im höchsten Sinne des Worts. Ich liebe unser altes Mittelalter, unsere alten Stände. Ich kann nicht in die Aeußerungen einstimmen, die der Herr Abgeordnete Bamberger über das Ständewesen in seiner vorgestrigen Rede gethan hat, und in die Freude, daß das jetzt zerstört sei, und daß das zum Wesen des Parlaments gehöre. Nein, wenn ich mir eine parlamentarische Schöpfung nach meinen Ideen konstruiren sollte, so würde ich zu einem ganz anderen Wahlreglement greifen, zu ganz anderen Elementen." — — — —

Wie die Dinge lägen, hielte aber auch ich zu dem modernen Verfassungsrecht. „Ich muß es auch deßhalb wünschen, daß sich ein verfassungsmäßiges Regiment, das Sie meinetwegen parlamentarisch oder konstitutionell nennen mögen, bei uns

wirklich festsetzt und kräftigt, weil wir im Begriffe sind, so unendlich viele Dinge zu verstaatlichen. Immer mehr Dinge nimmt der Staat an sich, immer mehr Beamte entstehen; dadurch wird die Kontrole immer nöthiger, und je weniger diese Kontrole besteht, um so mehr laufen wir Gefahr, in den Absolutismus oder, wie ich es vorhin nannte, in den Imperialismus hinein zu gerathen." — — — „Frankreich hatte im wirklichen Mittelalter seine Parlamente, seine verfassungsmäßigen Zustände; nachher trat eine Auflösung infolge der englischen Kriege ein; und als das Königthum mit Waffengewalt und verbunden mit einer Erhebung des Volks wieder erstarkte, die, wie ich ja gern zugeben will, Frankreich vor den Engländern rettete und ein neues Frankreich gründete, da hat man nicht wieder die Wege zurückfinden können zu den alten verfassungsmäßigen Schranken. Man ist von vornherein in eine Militärmonarchie hineingerathen, man hat das Steuerbewilligungsrecht den Franzosen über den Kopf weggenommen und hat davon abstrahirend die Steuern, namentlich die taille, eingeführt. Von Reichsständen war keine Rede mehr. Es sind dann Zeiten gekommen, wo das altständische Prinzip sich wieder regte; es hat sich dasselbe aber nicht mehr behaupten können." Die Monarchie, wie sie sich zur Zeit der englischen Kriege begründet hatte, diese Soldatenmonarchie war die eigentliche Verfassung Frankreichs; und das hat dann schließlich zur Revolution von 1789 geführt, weil eben noch zu viel gesunde Elemente im Volke waren, um ein solches Regiment nach Art der altrömischen Kaiserherrschaft auf die Dauer zu ertragen. Und diese Revolution fand keinen widerstandsfähigen Konservatismus mehr vor. Was ich sagen will, werden Sie wohl verstehen. Wir laufen mindestens Gefahr, eine ähnliche Entwicklung zu erhalten, und gerade indem ich ein Beispiel gewählt habe, wo der Glanz und das Berechtigte so sehr auf der Seite der Regierungsgewalt lag, werden Sie vielleicht geneigt sein, keinen Anstoß an diesem Vergleich zu nehmen und mir einigermaßen zuzustimmen. — Ganz anders sind die Dinge in England verlaufen. Dort hat das germanische Selbstbestimmungsrecht gegen die Tyrannis,

die aus den romanischen Ländern eingeführt war, den siegreichen Kampf aufgenommen, es hat dem Königthum siegreichen Widerstand geleistet. Es hat das zu traurigen Ueberschreitungen geführt, zu einer Revolution, die jeder vernünftige Mensch bedauern wird: es hat sich dann aber doch schließlich ein Gleichgewicht der verschiedenen Elemente herausgebildet." — — — „Nun kommen die Leute und sagen: Ja, wo waren die Parlamente, wo war die ständische Vertretung im 17. Jahrhundert (bei uns), zur Zeit des großen Kurfürsten? Es ist aber doch sonderbar, daß die Herren, die uns das vortragen, mit ihren Geschichtsanschauungen gewöhnlich mit dem Jahre 1640 abschließen; d. h. sie kennen gewöhnlich gar nichts anderes als die preußische Geschichte seit dem großen Kurfürsten; mit dem rocher de bronce fangen sie an, und was damals nicht bestand, ist nicht berechtigt. — Wir wollen aber Deutsche sein, wir wollen zurückgreifen auf die Erinnerungen unserer tausendjährigen Geschichte. — — — Hat — in unserer älteren Zeit bis in's 16. Jahrhundert hinein — jemals ein absolutes Regiment in Deutschland existirt? Nein, das was die Engländer speziell an Verfassung gehabt haben, das ist germanischer Natur, und wir hatten es ursprünglich mit ihnen gemein. Die Entwicklung ist nur für uns eine ungünstigere gewesen; tausend Dinge haben unsere Entwicklung gekreuzt — nicht zum geringsten die Reformation, aber auch die Kriege, die wir zu führen gehabt haben; und unter der Einwirkung dieser Kriege, namentlich des dreißigjährigen Krieges, hat man das romanische Regiment acceptirt, und das ist dasjenige, was man Ihnen jetzt als die preußische Tradition immer hinstellt, von der wir nicht abweichen sollen, weil Preußen nun einmal faktisch an der Spitze Deutschlands stehe."

„Es versteht sich von selbst", heißt es dann da, wo ich auf die kaiserliche Botschaft komme, „daß auch ich jede Rücksicht für Seine Majestät nehme. Ich habe noch niemals die Rücksichten vor Seiner Majestät dem Kaiser aus den Augen gesetzt, und ich werde sie auch nie aus den Augen setzen. Es handelt sich aber auch hier für mich — — um einen von einem Minister unterzeichneten Akt, an den ich meine Kritik legen darf und

muß; und da muß ich es zuerst aussprechen, wie sehr ich es bedauere, wenn der Name Seiner Majestät bei doch so verhältnißmäßig kleinen Dingen so wiederholt in die Diskussion hineingezogen wird. — — — Bedenken Sie, daß jede Waffe sich abstumpft, wenn man sie zu früh gebraucht und zu viel gebraucht. — — — — — — — — — — — — Ich habe aber noch einen zweiten Punkt und der betrifft uns. Ich glaube nicht, daß es gut sein kann, wenn man die Autorität Seiner Majestät des Kaisers in dieser Weise geltend macht bei Fragen, die doch zunächst unsere Geschäftsordnung betreffen. — — — Ich habe aber auch drittens das föderalistische Bedenken, das — von dem Herrn Abgeordneten Payer geltend gemacht worden ist; ich glaube allerdings, daß die Berufung auf Seine Majestät, auf sein Alter und dergleichen für einen Bundesstaat sehr bedenklich, wenn nicht unmöglich ist. — — — Sie sehen, wie nahe verwandt der föderative Gesichtspunkt mit dem freiheitlichen ist. — — — Dieser Gedanke ist die Karte, auf die ich meine politische Existenz gesetzt habe; und ich möchte den Einsatz halten, so lange ich kann."

Auf der Linken fand ich vielfachen Anklang. Ich hatte das ausgesprochen, was viele fühlten, ohne daß sie es in diesem Augenblicke aussprechen mochten. Hatten meine Worte einen Werth, so lag er, wie ich glaube, darin, daß ich der in den konservativen Kreisen noch vielfach verbreiteten Ansicht entgegen trat, daß Verfassungen in Deutschland historisch unberechtigt und der Absolutismus das historisch Berechtigte bei uns sei. Es waren die germanistischen Ideen, die mich auch hier wieder leiteten, und die durchsichtige Hülle, die ich denselben gab, wird Jeder gewiß leicht durchschauen.

Verkennen läßt sich aber freilich nicht, daß diese Rede den äußersten Punkt nach links bezeichnet, bis zu dem ich mich vorgewagt habe. Es sind aber drei Momente, auf die ich hierbei zum Verständniß aufmerksam machen möchte. Ich habe von jeher das abstrakte „monarchische Prinzip," wie man es im Jahre

1815 proklamirte, für einen unglücklichen Griff gehalten, der mit zahlreichen Erscheinungen der germanischen Geschichte in einem inneren Widerspruch steht. Das Wort Republik hat an sich nie etwas Schreckliches für mich gehabt und ich bin schon, nachdem ich Riehls bürgerliche Gesellschaft gelesen hatte, der Ansicht gewesen, daß in jedem Bürgerthum ein republikanisches Element liege. Den Kampf für die libertas germanica hatte ich nur unter der Voraussetzung aufgenommen, daß die sogenannten bürgerlichen Parteien die Kraft und Zähigkeit dafür besäßen.

Daß ich auch in dieser Beziehung schon zweifelhaft geworden war, bewies doch auch meine Rede. Die Opposition des Reichstags hatte bereits seit dem unglücklichen Ausgang der Hamburger Frage ihre Kraft verloren und der Moment der Entscheidung der, wie ich mir einredete, erst kommen sollte, hatte bereits in dieser Hamburger Frage gelegen. Gerade der 7. Mai 1883 hat es gezeigt, daß seit der Entscheidung in der Hamburger Frage die Widerstandskraft des Reichstags gebrochen war. Auch gegen Bismarcks Sozialgesetzgebung war sie von da an nicht mehr vorhanden. Der in die Waagschale geworfene Name des greisen Kaisers blieb jetzt ausschlaggebend.

Ein sehr wichtiges Moment bei dem Allen bildete die öffentliche Meinung. Ohne diese würde der Hamburger Senat niemals in so schwächlicher Weise nachgegeben haben. Als ich einst in jenen Jahren nach einer Rede Bismarcks mit Lasker aus dem Reichstage trat, machte mich dieser auf das draußen harrende und Bismarck mit lautem Jubelruf begrüßende Volk aufmerksam. Hierin liege die Schwierigkeit der Situation für uns, meinte Lasker. Wie wenig die Opposition im deutschen Volke populär war, zeigte auch eine Posse, die „die Parlamentarier" hieß und sich über den Reichstag in einem Augenblick lustig machte, wo die ganze Nation zu ihm stehen mußte, wenn er den Kampf gegen Bismarck durchführen sollte.

Von außerordentlicher Bedeutung war unter diesen Umständen der Rücktritt Bennigsens aus dem politischen Leben. Er

war bei meiner Rede im Reichstag nicht anwesend. Wenige Tage darauf wurden wir alle durch die Nachricht überrascht, daß er seine Mandate zum Reichstag und Landtage niedergelegt habe. Mir ist es nie einen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß dieser Rücktritt nur deshalb erfolgte, weil Bennigsen dem Gegensatze, in den er zu Bismarck gerathen war, ein Ende machen wollte, und es ist dieser Rücktritt bekanntlich nach einer Unterredung zwischen Beiden erfolgt. Mit Bennigsen verschwand der einzige Mann, der Bismarck einen erfolgreichen Widerstand zu leisten vermocht hätte. Innerhalb der nationalliberalen Partei trat jetzt der Jahre lang dem Reichstage ferngebliebene Miquel in den Vordergrund und mit ihm kam das sogenannte Heidelberger Programm, in dem die Nationalliberalen den Kampf gegen die Bismarcksche Sozialgesetzgebung aufgaben.

Wenn sich im Gegensatz zu dieser nationalliberalen Schwenkung die Sezessionisten und Fortschrittler vereinigten, so war damit für das, was ich wollte, wenig gewonnen. Denn es konnte nicht fehlen, daß in der neuen deutsch-freisinnigen Partei die Herrschaft an Richter und die Fortschrittler gelangte. Dadurch war aber auch ein Zusammengehen der nach der Sezession zurückgebliebenen Nationalliberalen mit der Opposition außerordentlich erschwert und in eine unabsehbare Ferne gerückt; und ohne ein Mitthun der Nationalliberalen war ein erfolgreicher Widerstand des Reichstags unmöglich. Wenn aber durch die Wahlen von 1884 die Sozialdemokraten unter Bismarcks Zuthun in doppelter Zahl in den Reichstag einzogen, so war das, wie ich bereits andeutete, nicht etwa ein Ersatz für die Nationalliberalen. Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß ein Beschluß, der nur mit Hülfe der Sozialdemokraten zu Stande kommt, ohne innere Bedeutung ist.

Da es aber zu der von mir erhofften Opposition nicht kam, so mußte dieselbe der Hauptsache nach — auf die Sozialdemokraten übergehen. Es gab wohl schon damals Linksliberale, die in der Verzweiflung über die gesammte Situation auch

hierauf Hoffnungen gründeten. Später sind solche Gedanken ganz offen hervorgetreten. Breite Massen haben sich diesen, auf dem Elend der Zeit beruhenden Hoffnungen hingegeben. Mir war es von vornherein unmöglich, es ähnlich zu machen.

Ausgänge meiner politischen Thätigkeit.

Schon im Sommer 1883, ja im Herbst 1882 hatte ich mich mit Rücktrittsgedanken getragen, und es wäre vielleicht richtiger gewesen, wenn ich schon damals demgemäß gehandelt hätte. Meine Rede vom 7. Mai 1883 hatte allerdings in Hannover vielfach Anklang gefunden. Aber meine hannöverschen Reichstagscollegen berührte es zum Theil unangenehm, daß meine Worte auf der rechten Seite des Hauses mit sichtbaren Zeichen der Unzufriedenheit aufgenommen worden waren. Ich hatte letzteres im Eifer des Redens nicht bemerkt. Als ich aber das nächste Mal sprach, konnte mir die Verstimmung, mit der man mich auf der Rechten empfing, nicht entgehen. Ohne eine wirkliche Stütze auf der Linken, von der Rechten angefeindet, vom Centrum nur ertragen und von den hannöverschen Genossen mit steigendem Zweifel betrachtet — konnte ich unter solchen Umständen noch Ersprießliches im Reichstage wirken? Es gab in Hannover Viele, welche nicht einsehen wollten, warum meine Stellung auf die Dauer unhaltbar war. Es könne mir ja einerlei sein, was Andere dächten, sagten sie; ich sei doch frei in meinen Abstimmungen und Reden. Sie übersahen dabei aber unter Anderem die Rückwirkung, die alle diese Verhältnisse auf mich selbst ausüben mußten. Der Redner zehrt in einem viel höheren Grade, als man dies gemeiniglich annimmt, von dem Widerhall, den seine Worte bei den Zuhörern finden. Namentlich bei einem

Anfänger, der ich doch noch immer war, und bei einem Mann in so schwieriger Stellung wird dies wohl immer der Fall sein. Aber auch Windthorst sprach mir einst von dem elektrischen Strom, der von den Zuhörern zum Redner führe und der ihm immer sage, wie weit er gehen dürfe. Es mag Redner geben, die darüber ganz erhaben sind. Ich habe aber Grund zu glauben, daß die Zahl derselben sehr klein ist. Wo das Gefühl jenes elektrischen Stromes fehlt, da kann meist nur der Zorn über die Befangenheit hinwegbringen. Hierin aber liegen wieder große Gefahren; und es hat sich schon gar mancher Redner ira et studio seine Stellung für immer verdorben. Ich persönlich gestehe offen, daß ich nicht sprechen kann, wenn ich im Auditorium nicht eine gewisse Anzahl von dankbaren Zuhörern weiß.

Alles dies sagte ich mir und der Schluß, den ich daraus ziehen mußte, liegt auf der Hand. Aber das Jahr 1884 brachte eine unerwartete Wendung. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß die Regierung mich im Reichstage los sein wollte. Unbemerkt war mein Auftreten jedenfalls nicht geblieben. Ich habe später einmal einen Artikel gelesen, der unter den Anzeichen der mit dem Jahr 1884 zu Ende gehenden Periode auch das anführte, daß sich bereits föderalistische Stimmen in den Chorus der liberalen Opposition gemischt hätten. Ein offiziöser Artikel, der mich scharf angriff, wurde als von Bismarck beeinflußt angesehen. Weit merkwürdiger aber als dies war es, daß über ein halbes Jahr vor den Wahlen ein systematischer Feldzug gegen mich in meinem Wahlkreis begonnen wurde. Der Landdrost*) von Hannover hatte sich dahin geäußert, daß die hannöverisch Gesinnten doch einen konservativen Welfen und nicht einen solchen wählen möchten, der immer mit den Fortschrittlern stimme. Die Wahlen sollten etwa Ende Oktober stattfinden. Bis gegen Ende des Sommers war in keinem anderen hannöverschen Wahlkreise von irgend einem Kampf die Rede. Aber schon um Ostern wurde mir in einem Herrn Stadtländer aus

*) Dies war der frühere Titel der Regierungspräsidenten in Hannover.

Bremen, der aus meinem Wahlkreis stammte, ein gewichtiger Gegencandidat entgegengestellt. Den Zeitungen nach hatte sich Bennigsen mit dieser Candidatur einverstanden erklärt. Secessionistisch angehauchte Liberale, die früher davon gesprochen hatten, daß sie mich einem Regierungscandidaten vorziehen würden, ließen sich ohne Schwierigkeit in die Agitation hineinziehen. Mich traf dies Alles um so unerwarteter, als ich in Berlin nicht blos mit den Secessionisten, sondern auch mit den Nationalliberalen noch auf dem besten Fuße stand: von mir wünsche er, daß ich wiedergewählt würde, hat mir noch während der eigentlichen Wahlcampagne ein namhafter Nichthannoveraner der nationalliberalen Partei gesagt.

Von meinen Gefühlen will ich weiter nicht reden. So konnte und durfte ich aber doch nicht meinen Wahlkreis in die Hände der Gegenpartei gelangen lassen; und wenn ich einmal zum Candidiren entschlossen war, so mußte ich Alles daran setzen, um meinen Platz zu behaupten.

Es entbrannte ein heftiger Wahlkampf und mein Gegencandidat war mir durch manche Eigenschaften offenbar überlegen. Namentlich auf die materiellen Interessen verstand er es weit besser einzugehen. Ich kam mir ihm gegenüber recht eigentlich wie ein Idealist vor. Auch besaß Herr Richter Stadtländer eine große Sicherheit, ein entschiedenes Rednertalent, und stand aus den mannigfachsten Gründen den Wählern näher als ich. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß ich hätte unterliegen müssen, wenn ich auf die Fechtweise eingegangen wäre, die mir von vielen meiner Parteigenossen empfohlen wurde. Unsere Presse hatte bereits, ehe ich persönlich in den Wahlkampf eingriff, gegen meinen Gegner in besonders scharfer Weise jene Tonart angeschlagen, die den Nationalliberalen gegenüber nun einmal Mode war. Nur aus persönlichen Gründen sollte Herr Richter Stadtländer sich zur Aufstellung entschlossen haben. Er wünsche wieder in den preußischen Staatsdienst zu treten, sagte man, und was dergleichen mehr war. Während des Wahlkampfes steigerten sich dann noch diese Persönlichkeiten. Die Gegner fühlten sich mit Recht verletzt. Sie antworteten mit sehr grobem Geschütz

und hatten dabei alle Chancen auf ihrer Seite. Ich siegte nur durch — Ruhe und Gelassenheit. Einst habe ich in einer Rede erklärt, ich nähme von jedem Gegner bis zum Beweise des Gegentheils an, daß er von ehrenhaften Beweggründen geleitet würde. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß ich mit diesem Worte den Wahlkreis gehalten habe. Als einst ein kleiner Handwerker in einer Wahlversammlung die zum Theil noch im Wahlkreise lebende Familie des Gegners in ihrer Gesammtheit angriff, sagte ich, ich hielte es für ein Gebot der Ritterlichkeit, zu erklären, daß mir nichts Nachtheiliges über Herrn Stadtländer und dessen geachtete Familie bekannt sei.

Im Uebrigen beschränkte ich mich meistens auf ein Referat über meine Thätigkeit im Reichstage. Dies war ein Gebiet, dem der dem Reichstag noch nicht angehörige Gegencandidat nichts Gleichwerthiges entgegenzustellen vermochte. Diese Objectivität hatte man nicht von mir erwartet. Ob man jemals gehört habe, begann man zu fragen, daß ich den Gegencandidaten schlecht gemacht habe. Vielleicht machten sich jetzt auch die Fäden geltend, die ich in Berlin bei den Nationalliberalen angeknüpft hatte. Auf einen Appell von mir erkannte mein Gegencandidat in einer oder mehreren Wahlversammlungen öffentlich mein Benehmen gegen ihn an. Damit war mein Sieg entschieden. Wenn ich auch an Stimmen gegen 1879 und 81 verloren hatte, so war doch meine Majorität noch immer eine ansehnliche. Der ganze Wahlkampf hatte mich innerlich gehoben. Die nördlich an die Wichtringhäuser Gegend angrenzenden Landstriche boten die Ursprünglichkeit, die ich in Wichtringhausen, am Fuße des Deisters, vermißte. Namentlich für die Bewohner der Wesergegenden in der Grafschaft Hoya gewann ich ein dauerndes Interesse. Hier fand ich echtes, unverfälschtes Niedersachsenthum.

An Strapazen fehlte es freilich bei dieser Wahlcampagne nicht und ich vermochte auch hier das Lampenfieber nicht ganz zu überwinden. Aber dies Herumziehen als „predigend Reisender“ hatte doch etwas außerordentlich Wohlthuendes für mich. „Da weiß man doch, wofür man lebt.“ Ich mußte daran denken,

daß ** in meinen Jugendjahren einst Reden an das Volk zu halten als sein Ideal gepriesen hatte.

Auf Veranlassung eines in Bremen wohnenden Parteigenossen habe ich im Herbst 1884 auch einmal in dem von meinem Wahlkreise ziemlich weit entfernten Geestemünde gesprochen. Es waren ziemlich viele Nationalliberale anwesend und diese riefen mehrfach Bravo. Ob die Leiter der Versammlung ebenso zufrieden waren, ist mir zweifelhaft. Einer derselben meinte mit einem stillen Vorwurf, ich hätte mich günstiger über die Nationalliberalen ausgesprochen als über das Centrum.

Mitten in diese meine politische Thätigkeit fiel der in jenem Augenblick mir doch sehr unerwartete Tod meines Onkels Langwerth. Er stand jetzt im 82. Jahr, war aber bis zum vorhergehenden Sommer noch recht rüstig gewesen. Seitdem aber litt er an einem Leiden, das ihn immer mehr von Kräften brachte. Seit über einem Monat war er in Wiesbaden. Im Sommer hatte ich den Onkel noch einmal am Rhein gesehen. Es war höchst merkwürdig, wie sich seine Ansichten zuletzt verändert hatten. Von seinem Liberalismus war fast nichts mehr übrig geblieben. Er habe eingesehen, sagte er, daß seine früheren Ideen verkehrt gewesen seien. Das, was er gewollt habe, sei eben unmöglich.

Ich ging dem Onkel jetzt viel zu sehr nach links. Er horchte aber sehr auf, als ich ihm sagte, mein Ziel sei nichts anderes als — eine neue konservative Partei.

Die soziale Gefahr betrachtete er — es sind 14 Jahre seitdem vergangen — als eine sehr große. Es sei ihm nicht im mindesten zweifelhaft, wiederholte er mehr als einmal, daß es zur Revolution kommen und außerordentlich schlimm werden werde. Aber ich möge mich trösten; es würden auch wieder bessere Zeiten kommen.

Es trieb ihn in einer rührenden Weise nach Eltville, wo er zu den Zeiten seiner Mutter so glücklich gewesen war. Im Begriff dorthin überzusiedeln, ist er unerwartet in seiner städtischen Einsamkeit gestorben. Erst zu seiner Beerdigung war es mir möglich gewesen, nach Wiesbaden zu kommen. — —

Es war ein großer Kontrast, als ich dann wieder direkt in den Wahlkampf mußte. Zum Glück dauerte derselbe nicht mehr all zu lang. Jene letzte Zeit der Wahlkampagne war dadurch von Interesse, daß inzwischen der Tod des Herzogs von Braunschweig eingetreten war. Ich billigte es durchaus, daß der Herzog von Cumberland sich als Herzog von Braunschweig proklamirte. Aber ich vermißte in dem Besitzergreifungspatent den nochmaligen Protest gegen die Annexion Hannovers. Nur wenn ich von der Ansicht ausging, daß eine solche Wiederholung nicht zu erreichen gewesen sei, konnte ich mich mit dem, was geschah, einverstanden erklären. Der braunschweigischen Erbfolge selbst stand ich nach wie vor völlig kühl gegenüber.

In Hannover war jedoch in sehr weiten Kreisen in dieser Beziehung ein Umschlag eingetreten. Mancher, der früher einen faulen Frieden gefürchtet hatte, fand den eingeschlagenen Weg — klug. Die Preußen würden „hereinfallen", hörte man sagen. Andere redeten sich in Entrüstung hinein.

Unter diesen Auspizien begann der neue Reichstag. Auch die hessischen Blätter verhielten sich in der braunschweig'schen Frage anders als ich — erwartet hatte. Herr Kabinetsrath Schimmelpfeng, den ich gleich Anfangs sprach, wollte hier einen Hebel einsetzen und suchte mich zu bereden, die Sache im Reichstag zur Sprache zu bringen. Davon war ich aber weit entfernt. Denn ich hielt daran fest, daß der Herzog unter keinen Umständen in den wirklichen Besitz von Braunschweig kommen dürfe. Eine Verkleinerung Hannovers auf die etwaige Größe Braunschweigs schien mir weit erträglicher als eine Hingabe des ganzen Hannovers gegen das braunschweigsche Linsengericht. Mußte ich bei einer Debatte nicht in Differenzen mit Windthorst und meinen Parteigenossen gerathen?

Meine Lage im Reichstage wurde von dem Allen zunächst nicht berührt. Wohl aber war in derselben nach einer anderen Seite hin durch die Wahlen eine Veränderung eingetreten. Ich hatte jetzt in der Person eines alten Freundes und Corpsbruders:

des Landschaftsraths von der Decken-Rutenstein wirklich einen bedeutenden Succurs erhalten. Seine Aufstellung im Celler Wahlkreise war etwas kühn gewesen. Aber unerwarteter Weise hatte er obgesiegt.

Vom ersten Augenblicke an schloß er sich auf's Engste an mich an. Schon daß er mit mir in den rheinischen Hof zog und sich durch nichts von diesem abwendig machen ließ, war ein Gewinn. Dem Centrum trat er nicht bei, sodaß ich endlich einen Genossen gefunden hatte. Auch ein anderer neugewählter Deutsch-Hannoveraner, der seinem Alter nach freilich unser Vater hätte sein können, blieb dem Centrum fern, sodaß sich jetzt zwei getrennte Gruppen unter uns herausbildeten: die Centrumshospitanten und die Nichthospitanten. Wäre dies Alles drei Jahre früher eingetreten, so würde vermuthlich Vieles anders gekommen sein. Natürlich machte es aber auch jetzt noch für meine äußere Stellung und mein inneres Gefühl viel aus, daß ich nicht mehr allein stand. Decken trat in mehr als einer Beziehung in die von mir geschaffene Stellung ein; und ich glaube auch sagen zu dürfen, daß ich auf die Tonart, die er anschlug, von Einfluß gewesen bin.

Unbemerkt blieb unsere kleine Gruppe wieder nicht. Ein Artikel des hannoverschen Couriers legte unserer Selbständigkeit immerhin einige Bedeutung bei. Der Kladderadatsch machte sich lustig, daß sich eine Fraktion Langwerth von Simmern gebildet habe, in der ich erster, Herr von der Decken zweiter und Herr v. E. dritter Chargierter seien. Meine parlamentarischen Verbindungen kamen Decken zu Gute und wirkten natürlich auch auf seine Haltung ein. Da er namentlich durch mecklenburgsche Verwandte auch allerhand Beziehungen zur Rechten hatte, so gestaltete sich seine Stellung im Reichstage bald nach den verschiedensten Seiten hin zu einer recht günstigen. Aber die Landsleute nahmen vielfach Anstoß an seiner Stellung. Bei mir hatte man das Fernbleiben vom Centrum schließlich auf meine Charaktereigenthümlichkeiten und die Spezialität meiner Entwicklung schieben können. Daß ich aber jetzt Genossen erhielt, war bedenklicher. Im Hintergrunde bei den Versuchen, Decken für das Centrum zu gewinnen,

stand ohne Zweifel Windthorst. Mich ließen diese Versuche, da ich Deckens Festigkeit kannte, kalt.

Es begann jetzt wieder eine schöne Zeit für mich: ich möchte sie den Nachsommer meines parlamentarischen Lebens nennen. Im Reichstage selbst saßen Decken und ich nicht bei einander und wir vermieden es auch wohl, uns dort gar zu häufig gemeinsam zu zeigen. Außerhalb der Reichstagsstunden waren wir aber vom Morgen bis zum späten Abend unzertrennlich. Ich darf sagen, daß wir wie zwei Brüder mit einander lebten. Erst jetzt entwickelte sich eine wahre Freundschaft zwischen uns; und diese hat sich bis auf den heutigen Tag trotz aller Verschiedenartigkeit in, wie ich sagen darf, seltener Weise bewährt. Trotz aller Verschiedenartigkeit sage ich. Denn es fehlte freilich viel, daß unsere Ueberzeugungen sich auch nur annähernd gedeckt hätten. Ich kann mich über Decken nicht gut äußern. Sagen darf ich, daß er einer der edelsten und treuesten Menschen ist, die mir im Leben begegnet sind. Aber es mußte schwer in's Gewicht fallen, daß ich einen so großen Theil meines Lebens außerhalb Hannovers zugebracht hatte. Was bei Decken motivirt war, konnte es bei mir nicht sein, und wenn die Eigenthümlichkeiten meines Lebensgangs meinen Horizont vielleicht zu sehr erweitert hatten; so wäre es doch natürlich ein moralisches Unrecht gewesen, wenn ich mich in Anschauungen künstlich hineinforcirt hätte, die ich nun einmal für einseitig hielt und deren Motivirung ich nicht als tief und deutsch genug zu betrachten vermochte. Decken wie ich hielten an den väterlichen Traditionen fest und es war dies vielleicht das Treibende in uns Beiden. Aber man wird sich denken können, daß diese Traditionen doch sehr verschiedenartige waren.

Vielleicht würden wir uns trotz mancher Aehnlichkeiten des Charakters nicht so nahe getreten sein, wenn nicht noch ein anderes Bindemittel zwischen uns bestanden hätte. Dies war wieder die gemeinsame Liebe zu unserem — Corps, und was das gerade in diesem Augenblick für mich zu bedeuten hatte, wird Jeder einsehen, der sich die Mühe genommen hat, meinen Ausführungen

zu folgen. Decken war ein ebenso guter Vandale wie Hannoveraner. Er verdankte wie ich dem Leben in Heidelberg und der Schulung durch das Corps einen nicht geringen Theil seiner Charakterbildung und widmete dem letzteren eine rührende Dankbarkeit. Lange Jahre hatte er dann dem Corps fern gestanden. Nicht ohne mein Zuthun hatte er sich aber 1882 entschlossen, den großen Commers in Heidelberg mitzumachen. Seitdem war seine alte Liebe wieder erwacht und er verdankte jenen kurzen Tagen einen Impuls, der jetzt hier in Berlin nachwirkte. Da eine große Menge junger Vandalen die Berliner Universität besuchten, so war mehrmals in der Woche, ja fast jeden Tag, ein großer Kreis von jüngeren und zum Theil auch älteren Corpsbrüdern versammelt. Auch junge Hannoveraner befanden sich darunter. Ich hatte in den vergangenen Jahren diese corpsbrüderlichen Versammlungen nur selten besucht. Aber Decken, der den Rheinländern des Reichstags doch immerhin einen Schritt ferner stand als ich, drängte zu unseren Vandalen. Die Führung hatte ich hierbei in keiner Weise. Aber ich gab um so lieber nach, als jetzt mein ältester Sohn in Heidelberg studirte und bei den Vandalen eingetreten war. Meine und Deckens Besuche auf der „Vandalenkneipe“ wurden immer häufiger und es verging schließlich selten ein Abend, an dem wir nicht auf eine kürzere oder längere Zeit bei den Corpsbrüdern erschienen wären. Auch diese Abende erfrischten und belebten mich in hohem Grade. Zuweilen begegnete ich bei denselben auch Zeitgenossen oder doch Corpsbrüdern aus einer wenig jüngeren Zeit als die meinige es war. Alle kamen mir herzlich entgegen und ich ward in der Erinnerung an die Vergangenheit wieder jung. Das ganze Bild, das mir jene Zeit hinterließ, ist gleichsam eingerahmt von dem Verbande unseres alten Corps. So entscheidend wirkte auch hier die Heidelberger Zeit nach.

Der Minister Lucius hatte mir einst gesagt, das parlamentarische Leben habe viele Aehnlichkeit mit dem Studentenleben. Jetzt befand ich mich sozusagen mitten im Studentenleben selbst. Daß auch hinter diesen Blüten Dornen für mich lauerten, ahnte ich damals nicht.

Auch Decken brachte ich zu Klinggräff nach Pinnow. Er verehrte in ihm den moralischen Gründer des Corps. Manches kam zwischen uns Dreien zur Sprache; und derartige Unterhaltungen verfehlten nie ihre Wirkung.

Im Reichstage war inzwischen auch eine neue Aera angebrochen. Die Sozialdemokraten zählten jetzt zwei Dutzend. Daß die Regierung, d. h. Bismarck, wesentlich zu diesem Resultate beigetragen hatte, lag am Tage. Hatte doch ein Regierungspräsident es ganz offen ausgesprochen, daß die Konservativen dem Reichskanzler einen Gefallen thäten, wenn sie in der Stichwahl dem freisinnigen Candidaten gegenüber für den Sozialdemokraten stimmten. Bekanntlich hat dann Bismarck in einer seiner ersten Reden vor dem neuen Reichstage erklärt, daß er in dem zweiten Dutzend Sozialdemokraten keine Gefahr sehe. Auch wenn sie es zu einem noch weiteren Dutzend brächten, so erblicke er darin noch keine Gefahr, hatte er hinzugesetzt. Gerade weil die Sozialdemokraten jetzt stärker im Reichstage vertreten seien, müßten sie endlich mit den positiven Vorschlägen, welche sie zu machen hätten, herausrücken. Der Sinn war, daß sie das ungefährlicher machen werde.

Niemals hat sich Bismarck gründlicher geirrt als damals. Jede Stimme, die die Sozialdemokraten neu gewannen, vermehrte die Gefährlichkeit derselben; und je mehr sie bei den Reichstagsverhandlungen hervortraten, um so mehr wurde unsere Gesetzgebung, um so mehr wurde die öffentliche Meinung in Deutschland und Europa nach der sozialistischen Seite gedrängt.

Bismarck erschien jetzt außerordentlich häufig im Reichstage. Seine Reden aus jener Zeit sind zum Theil meisterhaft. Ein zu der bürgerlichen Demokratie gehörender Mann äußerte mir gegenüber damals, daß Bismarck der beste Redner des Reichstags sei. Ich habe kaum widersprochen. Er hat überhaupt durch seine Reden beinahe noch mehr auf die öffentliche Meinung und damit auf die Geschicke unseres Vaterlandes eingewirkt als durch seine Thaten.

Da ich Bismarck vielfach beobachtete, so darf ich hier auch wohl Einiges über ihn bemerken. Was mir namentlich auffiel,

war die geistige Durcharbeitung seiner Gedanken. Mein Eindruck war, daß er sehr viel innerlich durchgemacht, aber auch sehr viel innerlich — gelitten haben müsse. Letzteres war beinahe der vorherrschende Eindruck, den ich empfing. Es lag trotz Allem etwas geradezu Schmerzliches in Bismarck. Er machte nicht den Eindruck eines Menschen, der ein großes inneres Gut gefunden, das sein Herz mit Schaffensfreudigkeit erfüllte. Dem entsprechen bekanntlich auch seine eigenen Aeußerungen aus früherer und späterer Zeit; und ich mußte stets an Bismarck denken, wenn die Schilderungen Friedrichs des Großen und Napoleons I. so deutlich von deren Unbefriedigtsein berichten. Darum lag aber auch nichts eigentlich Wohlthuendes und etwas sehr Modernes in dem Eindruck, den Bismarck machte. In einzelnen Augenblicken konnte sein Ausdruck, wenn er sprach und z. B. nach einem Worte suchte, etwas todtenkopfartig Erschreckendes haben.

Es ist bekannt, daß er nicht gerade leicht sprach. Alles eigentlich Oratorische fehlte ihm. Jenes Suchen nach einem Ausdruck kehrte häufig wieder. In Momenten, wo er etwas Gewichtiges aussprechen wollte, pflegte sich jenes eigenthümliche Räuspern damit zu verbinden, das ich von seinen Anhängern als das Brüllen des Löwen bezeichnen hörte. Bei seinen Aeußerungen flossen nicht selten Argumente mit unter, die man nur mit Kopfschütteln vernehmen konnte. Trotzdem machten seine Worte auch auf die ihm gegnerisch Gegenüberstehenden, wenn man sie nicht einzeln, sondern in ihrer Gesammtheit nahm, stets einen Eindruck. Man empfand es, daß ein inneres Feuer in ihm lebe, das fortreißend auf seine Umgebung wirke. Jeden Augenblick mußte man auf einen neuen Gedankengang gefaßt sein, der alle Argumentationen über den Haufen warf. Gewiß spiegelten sich die Verhältnisse und die Thatsachen der Vergangenheit oft recht falsch in seiner Phantasie. Dann mußte man aber wieder staunen über die Kraft seiner geistigen Production und man sagte sich, daß dieser von seltsamer Leidenschaft durchglühte Mensch auch an Wahngebilde seiner Einbildungskraft zu glauben vermöge.

Zu hohem Grade mußte ich es anerkennen, wie Bismarck belesen und namentlich mit der Litteratur bekannt war. Goethe und Shakespeare waren ihm in einer Weise vertraut, wie sie mir im Reichstage sonst nie entgegengetreten ist. An Geist that es Bismarck gewiß Keiner im Reichstage gleich. Bamberger und Richter, die am ersten dazu im Stande gewesen wären, hatten diese inneren Kämpfe offenbar nicht durchgemacht und zeigten sich in ihren Reden niemals von den Werken der großen germanischen Dichter innerlich berührt.

Zu alle dem kam dann aber bei Bismarck eine Kraft, der Keiner im Reichstage etwas Gleiches entgegen zu setzen hatte. Richter, den ich übrigens für einen geraden Charakter und durchaus rechtschaffenen Mann halte, wäre wohl vielleicht noch am ersten dazu im Stande gewesen. Aber er verdarb es im entscheidenden Augenblick meist durch den Mangel an Ernst und einen maliziösen Scherz, bei dem man zu sehr den Eindruck hatte, daß der Redner sich selbst dabei gefalle. Gewiß lag ein Theil von Bismarcks Kraft auch in seinem gewaltigen Körper. Es imponirte auch diese mächtige Figur unbewußt jedermann. Es ist ja nun einmal so, daß auch die körperliche Veranlagung bei unserer Begabung eine gewichtige Rolle spielt.

Bismarcks Vorzügen stehen aber sehr große Schattenseiten gegenüber. Ich wünsche an dieser Stelle nicht mehr darüber zu sagen, als was zur Rechtfertigung und Erklärung meiner eigenen Handlungsweise nöthig ist. Aber eins möge man mir gestatten, auszusprechen: der größte Deutsche, zu dem man Bismarck machen möchte, ist er gewiß nicht; wie er denn schon an Tiefe der Auffassungen an Luther und Goethe, mit denen man ihn wohl verglichen hat, bei Weitem nicht heranreicht. Ja ich muß noch einen Schritt weiter gehen. Das, was mir seit meinen frühesten Jahren und insbesondere seit meiner Rinteler Zeit stets als das spezifisch Deutsche erschien und was auch nach meiner heutigen Ueberzeugung allein deutsch genannt werden kann, ist gerade das, was ich bei Bismarck vermisse. Vor Allem gerade fehlt dies Deutsche seinen Ideen; und es ist mir immer höchst charakteristisch gewesen, daß er, als einst über die Stilart des

zu bauenden Reichstagsgebäudes gesprochen wurde, erklärt hat, ihm läge diese Frage im Grunde fern, aber er würde für einen römischen Stil sein, wenn er einen Gedanken auszusprechen hätte. Das Festhalten an der Bismarckschen Tradition steht für mich etwa auf einer Linie mit dem Festhalten an den Traditionen der Revolution von 1789 durch die Franzosen. Und wir Deutschen werden nach meiner Ueberzeugung erst dann wieder zu uns selbst und unserer Eigenart zurückkehren, wenn wir mit den Bismarckschen Traditionen brechen.

Aber Bismarck gehört zu den echt genialen Menschen, welche die Geschichte doch nur selten aufzuweisen hat und die man, wo man sie findet, in ihrer Bedeutung anerkennen muß. Er ist einer jener großartig angelegten Gewaltmenschen, gegen die unendlich schwer anzukommen ist. — — — — — — —

Damals, im Winter 1884/85, kam Bismarck in den Reichstag, um diesen niederzureden. Es stammt aus jener Zeit die Aeußerung von ihm, daß er dabei nicht müde werden und, wenn nöthig, jedes Mal bis zum späten Abend ausharren werde. Alle diejenigen, die sich als auf den Schultern Bismarcks stehend fühlten, befanden sich bei der Opposition natürlich von vornherein in einer schiefen Lage. Es standen Bismarck aber auch Hülfsmittel zu Gebote, denen kein Redner des Reichstags etwas Gleichartiges entgegenzusetzen vermochte. Schon daß er als Minister nach jeder Rede eines Gegners sprechen und repliciren konnte, war ein gewaltiger Vortheil. Dazu kam dann, daß ihm in jedem Augenblick Informationen zu Gebote standen, die kein Privatmann besaß. Die ungeheuren Erfolge, die er von 1864 bis 71 aufzuweisen hatte, gaben jedem seiner Worte eine weit größere Bedeutung, als ihnen an sich zustand. Die officiöse Presse und der Telegraph theilten jede seiner Reden in extenso mit, während die der Opposition gar häufig zu kurz kamen. Ob Bismarck zur Ordnung gerufen werden könne, war trotz seiner oft starken Invectiven zweifelhaft, während seine Gegner bei jedem kräftigen Ausdruck auf den Ordnungsruf gefaßt sein mußten. Last not least nenne ich die Claque, die Bismarck namentlich auf der Rechten damals immer zu Gebote stand. Ich persönlich habe

ihre Macht kaum zu empfinden gehabt. Mehr als einmal hatte ich aber Gelegenheit, über ihre Wirkung nachzudenken.

Aller dieser Dinge hätte es damals freilich nicht bedurft. Ja, auch Bismarcks persönliches Erscheinen im Reichstag wäre kaum mehr nöthig gewesen. Er kam, um offene Thüren einzurennen. Vor Allem stand jetzt der geplanten Sozialreform nichts mehr im Wege. Auch sie war wiederum ein verhängnißvoller Schritt und Bismarck hat dadurch nicht bloß Deutschland, sondern, wie es sich jetzt zeigt, ganz Europa einen unglückseligen Impuls gegeben. Es war freilich, wie man sich damals auszudrücken pflegte, ein Sprung in's Dunkele, den man that. Aber sind nicht alle Revolutionen Sprünge in's Dunkele gewesen und ist nicht gerade das ihr wesentliches Charakteristikum, daß sie Sprünge ins Dunkle sind?

Ich bin stolz darauf, daß ich gegen alle diese Gesetze gestimmt, mit denen wir uns auf die schiefe Ebene des ungeschichtlichen Machens begeben haben. Gesprochen habe ich aber in den Jahren 1884, 85 und 86 nicht zu dieser Materie. Mit einer einzigen Ausnahme habe ich in der ganzen Periode bis zum Spätherbst 1886 überhaupt keine Rede gehalten, die für mich eine innere Bedeutung gehabt hätte.

Mein Streben ging jetzt nur auf das möglichste Festhalten der einmal erworbenen Stellung und ich habe deshalb auch häufig bei nebensächlichen Fragen das Wort zu einer kurzen Bemerkung ergriffen. Die einzige Ausnahme, die ich machen muß, betrifft die Kolonialpolitik. Ich habe damit aber nur den Erklärungen entsprochen, die ich im Laufe der Wahlcampagne abgegeben und den Erwartungen, die ich erweckt hatte; und auch hier sprach ich ganz kurz und ohne nach einem oratorischen Erfolge zu streben.

Was meine innere Stellung zu der Frage betrifft, so war ich durch einen über dem Meer lebenden Freund schon längst

auf die Bedeutung des Deutschthums jenseits des Meeres aufmerksam gemacht. Wie hätte ich mit meinen germanischen Auffassungen nicht ein Verständniß für diese Dinge haben sollen? Nicht einen einzigen wirklichen Grund konnte meine Partei, wie ich meinte, gegen sie geltend machen und es mußte umgekehrt von der größten Wichtigkeit sein, daß sie einmal bei dieser Gelegenheit von dem Negativismus sich losmachte, der der Verderb jeder Partei sein muß.

Man hat vielfach Anstoß daran genommen, daß ich mich bei der ersten Motivirung meiner Stellung zur Kolonialfrage unter Anderem auch des Arguments bediente, daß der, welcher häufig gegen den Strom zu schwimmen habe, diese Fälle nicht willkürlich vermehren dürfe. Auch Klinggräff war mit dieser Motivirung nicht ganz zufrieden. Vielleicht waren meine Worte etwas zu naiv. Ich wollte damit zunächst auf meine Parteigenossen wirken, hoffte aber, daß die Gegner meine Offenheit anerkennen und achten würden.

In einem hatte ich mich freilich gründlich getäuscht. Ich hatte erwartet, daß die Kolonialpolitik nur einem geringen Widerstande im Reichstage begegnen würde. Ich ahnte nicht, daß man in ein Wespennest gestochen hatte. Aber der Parteigeist hatte sich auch schon dieser Sache bemächtigt. Das Centrum verhielt sich damals rein ablehnend. Von den Theorien Bambergers und Virchows geleitet, widersetzten sich die Freisinnigen mit besonderer Hartnäckigkeit der Kolonialpolitik, ohne daß ich einen inneren Grund bei einer Partei zu erkennen vermochte, die stets von dem großen Weltverkehr ausging und vor Allem von dieser Basis aus den Schutzzoll und die Silberwährung bekämpfte. Daß Virchow mich bei dieser Gelegenheit angriff, war mir nicht unangenehm. Ich empfand längst das Bedürfnis, den Freisinnigen gegenüber meine Selbständigkeit zu dokumentiren. Jeder einsichtige Leser wird erkennen, daß dies auch thatsächlich ein Bedürfniß für mich war. Nichts würde jetzt gefährlicher für mich gewesen sein als wenn ich zu weit nach links gerathen wäre.

Meine Haltung in der Kolonialfrage grenzte aber meine Stellung doch nur den Deutsch-Freisinnigen gegenüber ab. Eine Frontveränderung im großen Stil war sehr schwer zu bewerkstelligen, wenn ich nicht erst recht mißverstanden sein wollte. Ich freute mich deshalb, in zwei Fragen zweiten Ranges Gelegenheit zu finden, um mich zu den historischen Auffassungen zu bekennen, die mich fast von der ganzen Linken unterschieden. Das eine betraf — den gothischen Stil, den ich in höherem Grade bei den Postgebäuden angewandt zu sehen wünschte, das andere die Duellfrage, die durch einen Antrag des Centrums zum ersten Mal im Reichstag angeregt wurde und bei der ich im Sinne meines Corps sprach.

Hinsichtlich der Gothik löste ich ein Versprechen, daß ich dem schon nicht mehr dem Reichstage angehörigen August Reichensperger gegeben hatte. Hier und da fand ich Anklang und ich darf auch bemerken, daß mir der Staatssecretär Stephan persönlich in dieser Sache seine Sympathie bezeugte. Bei meiner Duellrede gab es aber etwas Spektakel auf den Bänken der Linken.

In meinen hannöverschen Kreisen hatte man kein Verständnis dafür, daß ich mich jetzt über so scheinbar nebensächliche Punkte verbreite. Denn man nahm es mir in immer steigenderem Maße übel, daß ich in der Kolonialfrage die Reihen der Opposition verlassen hatte.

Es sei verkehrt, sagte mir ein Parteifreund, daß ich immer von dem Deutschthum rede: nicht dazu hätten mich meine Wähler in den Reichstag gesandt. — — —

Leicht war meine politische Stellung auch neben dem jetzt langsam hervortretenden Freunde Decken gewiß nicht.

In einer der ersten Sitzungen der neuen Reichstagssession, am 26. November 1884, hatte mich Bismarck durch eine Äußerung über die hannöversche Frage provozirt, indem er die „Welfen“ „bis zu einem gewissen Grade als indirekte Mitarbeiter“ zu den Elementen des Reichstags rechnete, die er „fremdländische nennen möchte“. Ich hatte darauf das Folgende geantwortet:

„Meine Herren, ich bin durch ein Wort des Herrn Reichskanzlers veranlaßt worden, um das Wort zu bitten. Ob ich den Herrn Reichskanzler richtig verstanden habe, weiß ich nicht. Verstanden habe ich, daß der Herr Reichskanzler bei Aufzählung der fremdländischen Elemente des Reichstags hinzugefügt hat, in gewissem Sinne gehörten auch die sogenannten ‚Welfen' dazu, da sie indirekt für das Ausland arbeiteten. Meine Herren, ich fühle mich verpflichtet, als Mitglied derjenigen Partei, welche sich die deutsch-hannöversche nennt, mich hiergegen zu verwahren.

Persönlich befinde ich mich in der glücklichen Lage, Ihnen aus einer Rede, die ich im März d. J. vor meinen Wählern in Nienburg gehalten habe, einen Satz vorlesen zu können, der da beweist, daß mich persönlich diese Anschuldigung jedenfalls nicht betrifft. Sie lautet: ‚Ja, worauf gründen wir denn unsere Hoffnung? Ich will Ihnen zunächst sagen, worauf ich sie nicht gründe. Ich gründe sie nicht auf das Ausland, wie ich das schon bei meinem ersten öffentlichen Auftreten und zwar vor dem Kriege von 1870 ausgesprochen habe. Es ist immer mein Stolz gewesen, ein deutscher Patriot zu sein. Der deutsche und hannöversche Patriotismus gehören für mich durchaus zusammen. Sie ergänzen sich gegenseitig. Sie wurzeln in demselben Gefühle.' Das ist eine Aeußerung von mir persönlich, meine Herren. Ich stehe deshalb der Frage persönlich ohne jede Gereiztheit und ohne jedes persönliche Interesse gegenüber. Ich darf Sie aber darauf aufmerksam machen, daß zur selben Zeit das Organ unserer Partei, ‚die deutsche Volkszeitung', einen Artikel ähnlichen Sinnes gebracht hat, in dem es heißt: ‚Dennoch gestehen wir offen, daß nicht dies der Punkt ist — das Ausland nämlich — den wir bei unseren Hoffnungen rebus sic stantibus im Auge haben. Wir abstrahiren völlig von jedem Zusammenstoß mit dem Ausland.' Ich meine, das ist klipp und klar geredet und spricht das aus, was die Ueberzeugung unserer Partei ist, und wenn die Führer der deutsch-hannöverschen Partei eine andere Sprache reden würden, so würden sie sehr bald sehen, daß sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der hannöversche Stamm hat immer zu denen gehört, die in erster Reihe gegen

die Feinde Deutschlands und auch ganz besonders gegen die Franzosen auf der Bresche gestanden haben; und wir setzen eine Ehre darin, auf diesem Standpunkte zu beharren und diesen Ruhm unbefleckt zu bewahren.

Wenn es eine Periode vor der Gründung des deutschen Reichs gegeben hat, wo andere Bestrebungen aufgetaucht sind, meine Herren, so werden Sie es begreifen, warum ich in diesem Augenblick nicht näher auf diesen Gegenstand eingehen will. Ich will nur bemerken: nicht blos ich persönlich bin stets ein Gegner aller dahin gehenden Bestrebungen gewesen, sondern der bei Weitem größte Theil des deutsch-hannöverschen Volkes ebenso. Wir sind gute Deutsche und wollen gute Deutsche bleiben; und gerade aus unserem Gefühle des Deutschthums heraus und aus unseren Auffassungen des Deutschthums heraus reclamiren wir die Restauration unseres hannöverschen Heimathlandes."

Eine Replik Bismarcks war damals nicht erfolgt und wenn sich auf Veranlassung meiner Rede eine Zeitungspolemik über die Haltung des hannöverschen Adels in der westphälischen Zeit entwickelte, und wenn ich persönlich darin eingriff, so konnte der Angriff doch auch hier als zurückgeschlagen gelten. Daß ich in Bismarcks Gegenwart die Restauration Hannovers reclamirte und daß dieser dazu still geschwiegen hatte, war gewiß ein neuer Erfolg gewesen. Ich persönlich hielt es zunächst gerade nicht für nöthig, diese Fragen wieder anzuregen und den Erfolg in Frage zu stellen. Aber des Freundes Decken Jungfernrede brachte sie wiederum zur Sprache. Der wieder anwesende Bismarck antwortete mit einer Schroffheit, wie sie mir kaum je in einer seiner Reden entgegengetreten ist.

Mir hatte der Präsident Anfangs eine Erwiderung im Rahmen einer persönlichen Bemerkung gestattet, ließ mich dann aber noch einmal rufen und bat, es zu entschuldigen, wenn er mich in meiner persönlichen Bemerkung unterbrechen werde. Viel zu sagen war mir unter diesen Umständen nicht möglich, da ich bald von der Rechten, bald von dem Präsidenten unterbrochen wurde. Als ich mich überzeugte, daß man mir eine Deduktion auch in der bescheidensten Ausdehnung nicht gestatten

wolle, brach ich ab. Um doch etwas zu sagen, schloß ich mit den Worten: „Wir sind loyale, gute Deutsche und wollen es bleiben so lange wir leben. Wir sind aber auch gute Hannoveraner. Wir glauben das sein zu müssen, weil wir gute Deutsche sind, und wir wollen es bleiben, so lange wir leben."

Der hannoversche Courier nannte meine Replick schwach und dies hatte eine Einsendung von mir an denselben zur Folge, in der ich, wenn ich nicht irre, unter Anderem sagte daß die Lösung des unnatürlichen Bandes zwischen Preußen und Hannover sich ganz von selbst ergeben würde, wenn die Dinge sich so, wie ich hoffte, entwickelten. Decken war aber natürlich der Mann des Tages in Hannover, und zwar um so mehr, als er eine halbe Stunde nach seiner Rede von dem Präsidenten nachträglich zur Ordnung gerufen wurde und als es ein offenes Geheimniß war, daß der inzwischen fortgegangene Reichskanzler diesen Ordnungsruf veranlaßt hatte. Auch im Reichstag schlug darauf hin die Stimmung zu Gunsten Deckens um; und er hat die sich ihm zuwendende Gunst auch dort nie wieder ganz verloren. Jedenfalls war ich hinfort nicht mehr der einzige Reichstagsredner der Partei; und ich konnte mich auch nicht mehr darauf berufen, daß ein offenes Auftreten mir nur durch meine besondere Taktik ermöglicht worden sei. Es wurde mir einen Augenblick zweifelhaft, ob Deckens System nicht richtiger als das meinige gewesen sei und ich zwang mich zu einer herzlichen Freude am Erfolge des Freundes. Aber das Bekenntniß zur Restauration, an das ich den Reichstag langsam und kleinweise hatte gewöhnen wollen, wurde jetzt außerordentlich erschwert. Als Windthorst einmal wieder darauf zu reden kam, sprach er nur von „unseren Wünschen"; und im Centrum herrschte seitdem die Ansicht, daß man nur von unseren „Wünschen" in Betreff der Restauration sprechen dürfe. Auch ich selbst konnte für den Moment nicht daran denken, dieselbe wieder zur Sprache zu bringen.

Durch die braunschweigsche Frage war die hannöversche wieder aufgerührt worden. Daß sie den Fürsten Bismarck beschäftigte, lag klar am Tage; und ich habe wenigstens die ersten

provocirenden Worte Bismarcks darauf zurückgeführt. Es drängte mich, diesem auf das, was er Decken gesagt hatte, ausführlicher zu antworten. Auch die braunschweigsche Frage konnte einer von mir zu schreibenden Broschüre zu Statten kommen. Immer mehr verbreitete sich der Wunsch, daß dieselbe im Reichstage zur Sprache gebracht werde. Klinggräff drängte mich z. B. beständig dazu. Auch jetzt vermochte ich mich nicht dazu zu entschließen. Nichts stand aber der Veröffentlichung einer privaten Broschüre im Wege, und ich beschloß dieselbe auch aus anderen Gründen an meine sämmtlichen Reichstagscollegen zu versenden. Denn es kamen bei dem Gesagten auch noch persönliche Momente hinzu und diese lagen auf einem ganz anderen Gebiete.

Es war wohl einige Zeit vorher gewesen, daß mich ein in Mecklenburg erscheinendes föderatives Organ, das den Namen „der Mecklenburger" führte und dessen Tendenzen sich mit denen der Deutsch-Hannoveraner und Althessen nahe berührten, wegen meiner Kolonialrede angriff. Damit war der Punkt berührt, der in Hannover für meine Achillesferse galt und aus dem man dort allerhand Rückschlüsse machte. Gerade jener Parteifreund, der mich vor der steten Betonung des Deutschthums gewarnt hatte, forderte mich von Hannover aus auf, dem „Mecklenburger" zu antworten.

Ein weiterer Grund für meine Broschüre lag in den Memoiren des Herrn O. Meding, der bekanntlich von 1866 bis 70 in so nahen Beziehungen zu dem hannöverschen Hofe gestanden und eine einflußreiche Stellung an demselben eingenommen hatte. Die Indiskretionen empörten mich und ich hielt es für unmöglich, daß sie von uns einfach todtgeschwiegen werden könnten. Es schien mir im Gegentheil durchaus nothwendig, daß meine Partei das, was unrichtig war, auch als unrichtig bezeichnete. Auch wir aber mußten nach meiner Ueberzeugung Buße thun und ich glaubte nicht, daß wir mit Erfolg kämpfen könnten, wenn wir nicht jetzt wenigstens völlig rein daständen und alles Verkehrte von unseren Rockschößen abschüttelten. Gern will ich zugeben, daß ich auch persönlich Buße

dafür thun wollte, wenn ich im Jahre 1870 nicht ganz so gefühlt hatte, wie ich hätte wohl fühlen sollen.

Wie für unsere Partei, so glaubte ich, daß auch für mich die Krisis gekommen sei. Ich wollte auch den Parteigenossen gegenüber endlich einmal meine volle Ueberzeugung bekennen. Nur darauf, meinte ich, könnte Segen ruhen, und von der Aufnahme meiner Worte sollte es abhängen, ob ich mich von der Politik wirklich zurückziehen wollte.

Dies ist die Entstehung meiner im Sommer 1885 unter dem Titel „Die deutsch-hannoversche Partei und die braunschweigsche Frage“ erschienenen Broschüre.

Es lag, wie man mir später gesagt hat, von vornherein ein Uebelstand darin, daß ich mich in derselben zugleich an die Gegner und an die eigene Partei wenden wollte. Schon, weil ich die Schrift an meine Collegen verschickte, mußte ich in dem conciliianten Reichstagston schreiben.

Nicht um seiner selbst Willen wurde in meiner neuen Broschüre das hannöversche Recht von mir reclamirt, sondern weil es im konservativen, im freiheitlichen und im bündischen Interesse liege, dieses Recht nicht untergehen zu lassen. Bismarck hatte von den Traditionen gesprochen. Wenn ich dies Wort aufgriff, so entsprach das durchaus den Ideen, die ich in meiner Jugend vor Allem vertreten hatte. Ich suchte nachzuweisen, daß wenigstens in Hannover die Traditionen nicht festgehalten werden könnten, wenn man nicht zugleich an dem Recht festhalte. Den Liberalen rief ich zu, die Annexion Hannovers beruhe ganz gewiß nicht auf dem Prinzip der Freiheit. Wenn es in Hannover möglich sei, das Recht zu unterdrücken, so werde das auch anderer Orten gelingen. Vom föderativen, oder, wie man damals bei uns sagte, vom bündischen Standpunkte aus reclamirte ich für das deutsche Reich einen größeren Nordseestaat. Was die Mittel und Wege zum Erreichen unseres Zieles betrifft, so betonte ich wieder, daß wir vor Allem nichts von einer Wiederherstellung durch das Ausland und nichts von einer Spekulation auf das Ausland wissen wollten. Das Haupt-

mittel, zu unserem Ziel zu gelangen, sollte der „thatsächliche Protest“ sein. Durch diesen sollten wir es verhindern, daß sich in Hannover ein neues Recht bilde. Hier fand dann der Gedankengang der Broschüre von 1882 seinen Platz. Wenn ich 1870 bei meiner zweiten Rede das Recht dem Begriff der Freiheit subsumirt hatte, so war auch jetzt der Rechtsstandpunkt nicht der Ausgangspunkt, sondern nur ein unumgänglicher Bestandtheil des geschichtlichen Standpunktes und zugleich ein Mittel für die Wiederherstellung. Was das Letztere betrifft, so ist der unausgesprochene Gedanke wieder der, daß ein in dem Volke noch lebendes Recht sich früher oder später geltend machen müsse und obendrein in einer Zeit wie die unsrige, die aller kräftigen Ueberlieferungen unserer Väter bedürfe.

Mit diesen Sätzen glaubte ich den nothwendigen Unterbau für das Recht gefunden zu haben. Ob ich damit das Richtige getroffen, müssen natürlich Andere entscheiden. Auf die Tagesströmung in Hannover kam es dabei natürlich nicht allein und nicht einmal in erster Reihe an. Erst der zweite Theil meiner Broschüre handelt von der braunschweigschen Frage. Der Hauptsache nach beschränkte ich mich hier auf eine Kritik des preußischen Vorgehens. Aber ich deutete an, daß ich unseren Herzog nicht im thatsächlichen Besitz von Braunschweig wünschen könne, solange ihm Hannover vorenthalten werde und daß ich in dieser Sache nichts mehr fürchtete als unklare und künstliche Rechtsdeduktionen.

Der Eindruck meiner Broschüre bei den Gegnern war, wie ich sagen darf, kein ungünstiger. Zum ersten Mal, schrieb mir Klinggräff, sei auf unserer Seite eine Broschüre erschienen, die bei den Gegnern einen gewissen Eindruck gemacht habe. Nur die konservative Monatsschrift verhielt sich völlig abwehrend. Es erschien eine Reihe von günstigen Besprechungen in den liberalen Zeitungen der verschiedenen Denominationen. Dagegen stieß sie in der eigenen Partei auf einen noch viel entschiedeneren Widerstand als ich erwartet hatte.

Nicht etwa meine Kolonialpolitik war es, die dies verursachte.

Ich glaubte zu diesem Gegenstand bereits genug gesagt zu haben, wollte in der Heimath nicht unnützer Weise reizen und hatte mich deshalb in dieser Beziehung mit einer kurzen Andeutung begnügt.

„Je besorgter er (der Verfasser) auch im günstigsten Falle die deutschen und europäischen Verhältnisse ansieht," hieß es, „um so mehr möchte er seine germanistischen Jugendhoffnungen auf ein System deutscher Kolonien übertragen können. Nicht durch uns darf jedenfalls auf irgend einem Punkt der völkergeschichtlichen Aufgabe Deutschlands hindernd in den Weg getreten werden. Gerade hier ist ein Punkt, wo wir mit gutem Gewissen — einmal ‚Ja' sagen und der Welt beweisen können, daß wir nicht blos zu hindern verstehen." Meine Parteigenossen hatten diese Sätze, die etwas Neues von mir ja nicht boten, hingenommen. Aber der heftigste Zorn entbrannte einerseits wegen meines milden Urtheils über die Nationalliberalen und andererseits wegen dessen, was ich über die „Legion" des Jahres 1867 und das damit Zusammenhängende geschrieben hatte.

„Was die Nationalliberalen betrifft," hieß es in ersterer Beziehung, „so ist der Verfasser weit entfernt, in alle die harten Urtheile einzustimmen, die der Parteikampf auch auf unserer Seite hervorgerufen hat. Im heftigsten Kampf auf dem engen Raum des hannöverischen Landes zusammengedrängt, hat sich auf beiden Seiten ein verjährter Haß festgesetzt, der hüben und drüben die Objektivität des Urtheils trübt. Wir leugnen nicht, daß es auch unter den Nationalliberalen Männer giebt, die von einem echten deutschen Patriotismus durchdrungen sind. Wenn man ihre Thätigkeit im Reichstag mit ruhigem Blute betrachtet, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß sie es mit dem neuen Reiche wirklich gut meinen, und ihr eigenes Interesse zurückzudrängen trachten. Aber auch vom Rechtsstandpunkte abgesehen, verkennen sie es unseres Erachtens, daß das sicherste Fundament für den deutschen Patriotismus der Sonderpatriotismus ist, daß beide aus einer Quelle stammen und daß für sehr viele, ja für die große Mehrheit der deutsche Patriotismus nur dann eine Wahrheit sein kann, wenn er mit einem Sonderpatriotismus

verknüpft ist. Sie stehen noch unter dem Bann der alten Staatsidee und werden schon allein deshalb unbillig gegen die Ueberreste des mittelalterlichen, des alten historischen Deutschlands. Sie haben die raschen Erfolge der Jahre 1866 und 70 überschätzt und in der Begeisterung jener Jahre Dinge mit in den Kauf genommen, die sie niemals in den Kauf hätten nehmen sollen. In manchen Detailfragen werden uns die Deutsch-Freisinnigen ferner stehen, als die, wo ihre eigentlichen Prinzipien nicht in Frage kommen, gemäßigteren Liberalen".

Ich überlasse dem Leser die Beantwortung der Frage, ob ich bei der Stellung, die ich nun einmal einnahm, wesentlich anders sprechen, ob ich weniger sagen durfte, wenn ich auch nur konsequent handeln wollte.

Was den anderen Punkt betrifft, so hatte ich in meiner Broschüre vorausgesagt, daß mich in dieser Beziehung Tadel treffen werde. Ich kam da auf die „Legion" zu sprechen, wo ich mich gegen die Hülfe des Auslandes erklärte. Man habe unserer Partei, heißt es auf Seite 30, von den verschiedensten Seiten bekanntlich vorgeworfen, wir rechneten auf das Ausland und spekulirten auf das Unterliegen Deutschlands in einem großen europäischen Kriege. Die Veröffentlichung des Regierungsraths Meding müsse diese Auffassungen unterstützen; und der jüngste preußische Antrag in der braunschweigischen Sache berufe sich auf gleichzeitige Briefe unseres Königs, die sich auf dem auswärtigen Amte befinden sollten.

Ich sei natürlich nicht in der Lage, die Echtheit derselben zu prüfen. Die Medingsche Arbeit beruhe aber auf einem Vertrauensbruch. Auch Männer der Gegenpartei hätte ich mit Entrüstung sich darüber äußern hören. Wer gegen Harry von Arnim Partei genommen, könne Medings Benehmen nicht gut heißen. Wenn wir aber auch einmal annähmen, das von Meding Mitgetheilte sei seinem Kern nach wahr und die Briefe im auswärtigen Amte authentisch: „auch dann ist es klar, daß die Verhandlungen mit Frankreich zu keinem Abschluß gekommen sind. Im Gegentheil geht aus Meding unwiderleglich hervor,

daß die betreffenden Pläne vor dem Kriege von 1870 bereits aufgegeben waren." Eine bestimmtere Form hätten sie offenbar niemals angenommen.

„Aber wie stand es mit dem hannöverischen Volk?, wird man fragen. In wie weit hat das hannöverische Volk und hat die deutsch-hannöverische Partei die halb zur Reife gekommenen Pläne des Hietzinger Hofes gebilligt? Es ist ein eigenes Ding um die Entwerfung eines Stimmungsbildes. Riehl hat einmal gesagt, es gehöre zu den Eigenthümlichkeiten der öffentlichen Meinung, daß sie immer bestritten werde; und es handelt sich dabei in der That um etwas so Feines und Ungreifbares, daß in den meisten Fällen das, was man darüber sagt, bestritten werden kann. Wir sind deshalb überzeugt, daß man uns von den verschiedensten Seiten in dem, was wir in dieser Beziehung sagen, widersprechen werde. Auch handelt es sich gewiß dabei um einen heiklen Gegenstand. Dennoch halten wir es in diesem Augenblick für unsere Pflicht, auch über diesen Punkt unsere Meinung zu sagen.

Es ist ja weltkundig, daß es eine hannöversche Legion in den Jahren zwischen 1866 und 1869 gegeben hat und daß man kriegerische Pläne an dieselbe knüpfte. Da man den hierauf sich beziehenden Behauptungen Medings, soviel wir wissen, niemals einen Widerspruch entgegengesetzt hat, so ist es auch völlig gleichgültig, ob man dieselbe als Legion oder nur als Emigration bezeichnet. Wir wollen, da dies Wort dafür einmal gebräuchlich geworden ist, bei dem Namen Legion bleiben.

Klar ist es nun ferner, daß sich eine solche Legion gar nicht bilden konnte, wenn die kriegerischen Absichten nicht einen gewissen Wiederhall im Lande fanden. Ja es geht aus Medings Mittheilungen hervor, daß der Gedanke einer Legion nicht vom Hietzinger Hofe, sondern aus dem Lande kam, daß dieser hierin nur gezwungen nachgab, daß ihm die Sache sozusagen über dem Kopf hinweggenommen wurde. Wir haben damals nicht im Lande Hannover gelebt und können deshalb nicht im Einzelnen urtheilen. Aber unsere Auffassung stimmt mit dem, was Meding sagt, in diesem Punkte durchaus überein. — — — Die Er-

innerung an die glorreiche deutsche Legion aus der französischen Zeit ist — (in dem eigentlichen Volk) noch heute eine sehr lebendige. Es lag nur allzunahe, zu denken, daß diesmal die Dinge ebenso lägen als im Anfange des Jahrhunderts. Den Impuls gab die Aushebung zum Militärdienst. — — — Es waren natürlich nicht die schlechtesten Elemente, welche sich durch die Flucht in das Ausland dem preußischen Militärdienst zu entziehen suchten. An die Fäden der auswärtigen Politik dachten diese Refractairs, so weit sie sich selbst überlassen blieben, wahrlich nicht. Am wenigsten war irgend welche Sympathie für Frankreich im Spiel. Daß wir mit dieser Darstellung Recht haben, beweist schon allein der Umstand, daß die meisten dieser Flüchtlinge sich Anfangs gerade nach England begeben hatten, wohin die alten stolzen Legionserinnerungen wiesen: nach Frankreich ist ursprünglich wohl kaum Jemand gegangen. Nun ist es ja ferner klar und geht aus Meding hervor, daß der Hietzinger Hof, als er auf jene Legionspläne einging, auch mit gebildeten Leuten in Hannover in Verbindung stand und derselben bedurfte. Auch unter den Gebildeten fühlte Jedermann, daß wir uns in einem Provisorium befanden und daß erst ein großer europäischer Krieg über das 1866 Geschaffene entscheiden werde. Die Hoffnungen wandten sich allmählich in etwas weiteren Kreisen dem, was man in Hietzing plante, zu. Dies Alles ist nicht zu leugnen; und wer will sich wundern, wenn Hannoveraner sich dorthin stellten, wo ihr König stand oder zu stehen schien? Es ist trotzdem unsere volle Ueberzeugung — und der Schreiber dieses hat die Zeit des Krieges von 1870 und 1871 großentheils in Hannover zugebracht — daß ein im Nachsommer 1870 vor der Elbe- oder Wesermündung landendes französisches Corps keine nennenswerthe Unterstützung in Hannover gefunden haben würde."

Wenn ich heute nach fast dreizehn Jahren diese beiden Stellen wieder durchlese, so weiß ich kaum etwas hinzuzufügen. Aber es erhob sich im Lande Hannover ein Sturm gegen mich. Die niedersächsische Zeitung griff mich offen und entschieden an; und es war dies nur ein schwaches Abbild der Stimmung, wie sie

mir gegenüber thatsächlich vorhanden war. Namentlich die Erbitterung über das von mir über die Legion Gesagte war groß. Man versuchte dem von mir Gegebenen gegenüber Ableugnungen, ohne jedoch dabei etwas wesentlich Anderes zu Tage zu fördern. Man warf mir vor, daß ich aus der Schule geschwätzt habe, ohne ein Verständnis für die moralische That zu zeigen, die darin liegen sollte. Selbst Männer, die mir sehr nahe standen, ließen sich von der gegen mich gerichteteten Strömung fortreißen. Von der jüngeren Generation hielt fast nur Decken zu mir; von der älteren könnte ich den Grafen Bennigsen nennen, der mir einst gesagt hat, die Hannoveraner tadelten mich sehr mit Unrecht. Auch will ich noch hervorheben, daß die hessischen Blätter den Angriffen gegen mich durchaus fern blieben.

Völlig klar wurde mir meine Lage, weil ich lange am Rhein weilte, erst im Herbst. Wieder sagte ich mir, daß es mit meiner politischen Laufbahn zu Ende sei.

Alles dies lastete um so schwerer auf mir, da meine politische Stellung in nichts weniger als erfreulicher Weise auf das Verhältnis zu meinem alten Corps eingewirkt hatte. Es gab Menschen, die es herausgefühlt hatten, daß ich das Lebensprincip unseres Corps auf die Politik hatte übertragen wollen. Aber da sie die Verhältnisse innerhalb der hannöverschen Partei nicht kannten, so interpretirten sie mein Bestreben falsch. Ich wolle aus den Vandalen ein Welfencorps machen, hieß es. Nach allen Seiten hin fühlte ich mich isolirt. Wie sollte es mir auch nur möglich sein, einen würdigen Abschluß für meine Bestrebungen zu finden? Aber noch einmal sollte eine Diversion eintreten und der Sachlage eine neue Gestaltung geben.

Im Sommer 1886 fand bekanntlich die Jubiläumsfeier der Universität Heidelberg statt und unser Corps verband damit einen großen Commers. Natürlich erschien auch ich wieder. Aber wie ganz anders war mir zu Muthe als vier Jahre früher! Ueberall glaubte ich dem Mißtrauen und der Zurückhaltung zu begegnen und meinem eigenen Mißtrauen erschienen die Dinge dabei wohl gelegentlich noch größer und ernster als

sie thatsächlich waren. Klinggräff vermochte mir nur einen geringen Rückhalt zu bieten: er hatte im Frühling eine schwere Rippenfellentzündung durchgemacht und war trotz eines neuen Aufenthaltes in Davos seitdem körperlich nicht mehr der alte. Bei dem Fest mußte er sich außerordentlich zurückhalten und wurde von jedermann mit Besorgniß betrachtet.

Auf die Heidelberger Tage folgte am 12. September meine silberne Hochzeit. Auch Klinggräff erschien noch einmal in Eltville. Ich hatte auch die Zwischenzeit dort verlebt und in diese fielen dann die Gefangennehmung des Fürsten Alexander von Bulgarien und die Ereignisse, die sich daran knüpften. So viel ich weiß, war die hannöversche Partei im Allgemeinen für den Fürsten Alexander. Wenn ich von vornherein etwas wärmer für Bulgarien fühlte, so hatte ich dazu wohl den ersten Anstoß durch — meinen ältesten Sohn erhalten, der in jugendlicher Begeisterung aufwallte und Feuer und Flamme war. Als die offiziösen Zeitungen für die Russen Partei nahmen, war ich empört und ich wurde durch Klinggräff, als dieser zu uns kam, in meinen Empfindungen sehr bestärkt. Die Bezeichnung, die er für das Gebahren der Offiziösen hatte, war zu unparlamentarisch, als daß ich sie hier wiederholen möchte. Das Ganze wurde eingehend zwischen uns besprochen. Es setzte sich der Gedanke bei mir fest, daß *diese* Sache in der That im Reichstage zur Sprache gebracht werden und ich dabei meine Ueberzeugung bekennen müsse. Auch ein persönlicher Grund kam für mich dabei in Betracht. Klinggräff, der im Uebrigen mit meiner Broschüre über die deutsch-hannöversche Partei und die braunschweigsche Frage durchaus einverstanden war, mißbilligte doch einen Satz, in dem von der *Möglichkeit* die Rede war, daß die Parteinahme gegen Preußen im Jahre 1866 unrichtig gewesen sei. Er fand den Ausdruck mindestens mißverständlich und fragte, ob ich denn den großdeutschen Standpunkt und die Parteinahme für Österreich, für die ich mein ganzes Leben lang eingetreten sei, nun auf einmal aufgeben wolle. So war die Sache nun keineswegs von mir gemeint gewesen. Ich habe die Bekämpfung der preußischen Absichten im Jahre 1866 stets für

das allein Zulässige und Würdige gehalten. Aber ich hatte mich in meiner Broschüre auch einmal auf den entgegengesetzten Standpunkt stellen und von diesem deduciren wollen, daß die Ablehnung der von Preußen geforderten Neutralität Hannover unmöglich als ein Verbrechen und obendrein als ein derartiges Verbrechen angerechnet werden könne, daß es dafür durch die Vernichtung hätte bestraft werden dürfen. Gerade bei dem Ernst, den ich im Jahre 1885 der Situation beilegte, glaubte ich so weit gehen und den großdeutschen Standpunkt einmal ganz aus dem Spiele lassen zu sollen. Ich habe auch in diesem Punkte mit Ueberlegung gehandelt. Möglich aber ist es immerhin, daß mein Ausdruck hier nicht präcis genug war. Ich erblickte nun in dieser bulgarischen Frage eine willkommene Gelegenheit, um vor aller Welt zu zeigen, daß ich den Kern des großdeutschen Gedankens noch immer festhalte.

Wie hatte ich mich in meiner Jugend dafür begeistert, daß Österreich bis zum schwarzen Meer vordringen sollte! Das mitteleuropäische Achtzig-Millionenreich von der Nordsee bis zum schwarzen Meere hatte ja noch weit später zu meinem Programm gehört. Davon war nun freilich keine Rede mehr. Aber war es nicht das Gegentheil jenes alten Programms aus dem Anfang der fünfziger Jahre, wenn wir jetzt Rußland sich an der unteren Donau festsetzen ließen? Man hatte immer gesagt, wenn das Gothaische Deutschland erst hergestellt sei, so könne bis nach Konstantinopel hin kein Schuß ohne unsere Einwilligung abgefeuert werden. War es würdig, wenn wir jetzt die Bulgaren in dieser Weise von den Russen vergewaltigen ließen und eine Position völlig räumten, die ein deutscher Prinz bis dahin inne gehabt?

Hierzu kamen dann die Rücksichten, die wir unter allen Umständen auf das alliirte Österreich nehmen mußten. Wenn die Russen sich auch nur in Bulgarien festsetzten, so war Österreich in gewissem Sinne auch im Süden von Rußland umklammert.

Solche und ähnliche Gedanken beschäftigten mich in jenen Tagen. Die bulgarische Sache war damals populär in Deutschland. Entsprach es nicht auch meiner seit 1880 konsequent

festgehaltenen Taktik, daß ich dies auszunutzen suchte? Die Rücksichtsnahme auf unseren Hof und dessen russische Verschwägerung kam für mich absolut nicht in Betracht und ich habe damals auch nicht einmal einen Augenblick bei dem Gedanken daran verweilt. Gerade wenn wir entschieden gegen Rußland auftraten, so legten wir damit den besten Beweis ab, daß wir bei unserem Verlangen nach der Wiederherstellung völlig von dem Auslande absahen. — — — — — —

Die silberne Hochzeit wurde in alter Fröhlichkeit in den Räumen des alten Familienhauses gefeiert. Die Worte von Klinggräffs Toast waren aber schon von einer eigenthümlichen Wehmuth durchzogen. Auch seine Gattin verhehlte sich das Bedenkliche seines Zustandes nicht. Etwa acht Tage später verließ er uns. Ich sollte ihn nicht wieder sehen.

Während Klinggräff stille Momente in Pinnow verlebte und sich, wie es mir nicht zweifelhaft ist, innerlich auf seinen Tod vorbereitete, mußte ich noch einmal in den bunten Kampf des Lebens hinein. Schon unmittelbar nach meiner silbernen Hochzeit fand eine kurze Session des Reichstags wegen einer ganz fern abliegenden Frage statt. Im Geheimen hatte ich darauf gehofft, daß die bulgarischen Angelegenheiten zur Sprache kommen würden. Mit ganz eigenen Empfindungen traf ich mit Decken, der auch auf der silbernen Hochzeit gewesen war, in Berlin wieder zusammen. Es war mir zu Muthe wie damals auf dem Bebraer Bahnhof. Noch einmal hatte ich das Gefühl, daß ein Ruf an mich ergehe und daß ich meine Ueberzeugung vor Gott und den Menschen bekennen müsse. Da die Lage aber noch sehr ungeklärt war, so kam es zu nichts.

Unter schon wesentlich anderen Verhältnissen trat dann der Reichstag etwa zwei Monate später wieder zusammen. Österreich hatte erklärt, daß es eine bewaffnete Intervention Rußlands in Bulgarien nicht dulden werde. In Berlin trat man dagegen aus der Rußland gegenüber beliebten Haltung nicht heraus. In der auffallendsten Weise wurde fort und fort verkündigt, daß Deutschland keinerlei Interessen in Bulgarien habe. Frankreich gegenüber wurde dagegen plötzlich die Lärmtrommel geschlagen

und das öffentliche Interesse dadurch von Bulgarien abgelenkt, daß man die Loslösung Rußlands von Frankreich als Ziel verkündete. Die Rodomontaden des Generals Boulanger, denen vor Allem doch Popularitätshascherei zu Grunde lag, mußten herhalten, um plötzlich eine sehr erhebliche Vermehrung der Armee zu verlangen. Mir erschien es denn doch etwas stark, daß man in einem Moment mit solchen Forderungen kam, wo man sich von der Interessengemeinschaft mit Österreich im Orient lossagte. Es glückte mir, bei der ersten Berathung zum Worte zu kommen. Die Rede, mit welcher ich mich gegen die Bewilligung erklärte, war gewiß kein Meisterstück der Redekunst. Bismarck war nicht zugegen. Ich war aber doch doppelt befangen, weil ich fühlte, daß die Erregung über die bulgarischen Ereignisse sehr geschwunden war. Ich mußte äußerst vorsichtig sein, um noch etwas von dem bulgarenfreundlichen Winde in meine Segel aufzufangen. Ich sprach, wie immer, nach links gerichtet; und man hat behaupten wollen, daß die ganze Art meines Sprechens der Linken gegenüber etwas zu Einschmeichelndes gehabt habe. Anderen ist meine Rede in Beziehung auf die Regierung als zu schroff erschienen. Was ich sagen wollte, ist aber, wie ich glaube, klar.

„Es handelt sich" — lauten die entscheidenden Worte — „bei der in Frage stehenden Bewilligung also nur um ein Vertrauensvotum, das wir der Regierung ertheilen sollen. Kann ich ihr das geben? Hier, meine Herren, komme ich auf einen Punkt, in dem ich nur meine persönliche Ansicht ausspreche. Sehen Sie sich die auswärtige Politik an! Ist uns ein bestimmtes klares Bild gezeigt? Hat das deutsche Volk nicht den Wunsch, daß wir unserem östlichen Nachbar gegenüber uns ebenso bewähren, wie wir uns dem westlichen gegenüber bewährt haben? Ist es nicht, gerade weil der kleindeutsche Gedanke gesiegt hat, eine Pflicht, dem gerecht zu werden, was wir Großdeutsche gewollt haben? Sollten wir nicht mit Österreich, so zu sagen, durch Dick und Dünn gehen? Sollten wir nicht Österreich gegen Rußland in jeder Beziehung vertheidigen? Sollten wir nicht Rußland an der niederen Donau zurückdrängen?

So weit ich sehen kann, ist das Gegentheil geschehen. Wir haben uns im Ganzen und Großen auf die Seite von Rußland gestellt; wir haben keine specifisch österreichische Allianzpolitik getrieben; und die Thronrede, in der ich natürlich nur eine verantwortliche Arbeit des Herrn Reichskanzlers sehe, hat diesem Gesichtspunkt dadurch einen Ausdruck gegeben, daß sie die Beziehungen zu Österreich mit denen zu Rußland auf eine Linie gestellt hat. Das ist keine Politik, der ich Vertrauen entgegenbringen kann; ich sehe wenigstens noch nicht den Punkt, für den ich mich als Deutscher erwärmen könnte; und ich glaube, sehr viele Deutsche empfinden wie ich. Sehen Sie in unsere offiziösen Zeitungen: stets ist in denselben Friede geläutet worden. Es hieß stets: es giebt keinen Krieg, die deutsche Regierung vermittelt zwischen den — Gesichtspunkten von Österreich und Rußland, von Rußland und Bulgarien, es bleibt Friede. Auf einmal kommt man nun und präsentirt 41 000 Mann und sagt: Die Situation ist eine bedenkliche! Sieht das nicht so aus, als wenn man nun unser patriotisches Gefühl nur nebenbei ausnutzen wollte, um rasch eine solche Bewilligung einzuheimsen?" Democh stimmte ich hier einmal für die Berathung in der Kommission und erklärte, daß es vielleicht möglich sein würde, daß die Kommission sich von einer eminenten Gefahr überzeugen lasse.

Meine Rede wurde im ersten Augenblick nicht übel aufgenommen. Dies gilt auch wieder ganz besonders von der Linken. Ein süddeutscher Nationalliberaler sagte mir, ich hätte „das Ding" vortrefflich auseinander gesetzt. Windthorst hatte, als er nach der Rede mit mir sprach, offenbar das Gefühl, daß ich wieder das gesagt habe, was er eigentlich hätte sagen sollen. Er entschuldigte sich gewissermaßen. Der Grund, den er als Entschuldigung anführte, war — nicht der Centrumspolitik entnommen. Daß ich auf richtiger Fährte sei, bestritt er keineswegs; und die Bismarckschen Enthüllungen haben mir denn nach 10 Jahren gewiß nur zu sehr Recht gegeben.

Die Sachlage hatte sich keineswegs in der von mir noch als möglich angenommenen Weise bis zur dritten Lesung geklärt. Sie war dadurch wesentlich verschärft worden, daß Bismarck inzwischen im Plenum gesagt hatte, er bitte bei unseren Erwägungen von der Möglichkeit eines Krieges mit Rußland gänzlich abzusehen. Eine Gefahr könne nur von Frankreich drohen. Schon dadurch war ich in die Nothwendigkeit versetzt, bei der Schlußabstimmung gegen die ganze Vorlage zu stimmen und mich dabei auch von meinem treuen Freunde Decken zu trennen, der mit Windthorst und dem Centrum stimmte. Auch die Freisinnigen stimmten für den Windthorst-Stauffenbergschen Mittelweg, dem zufolge die 41 000 Mann auf drei statt, wie gefordert wurde, auf sieben Jahre bewilligt wurden. Es war mir nicht gerade angenehm, mich bei der Abstimmung fast allein in der Gesellschaft der Polen und Sozialdemokraten zu befinden.

Der vermittelnde Windthorst'sche Antrag wurde bekanntlich angenommen und die Regierung antwortete darauf mit der Auflösung des Reichstags. Von allen Seiten verkündete man mir, daß ich einen äußerst schwierigen Stand bei der Wahlcampagne haben würde. Meine Rede wurde jetzt von den Nationalliberalen meiner Heimath in der unbarmherzigsten Weise zerstückt und kritisirt. In Nienburg hatten in einer Versammlung Wähler des siebten Wahlkreises ihre Entrüstung über meine Haltung ausgesprochen. Dem gegenüber erschien es wieder als eine Ehrenpflicht, dem Kampfe nicht auszuweichen; und ich hatte mich dazu schon nach meiner Reichstagsrede vom 4. Dezember bereit erklärt, obwohl auch meine durch die vielen äußeren und inneren Kämpfe der Reichstagszeit im Vergleich zu den 70er Jahren erheblich geschwächte Gesundheit dagegen sprach. Die Bedingung, die ich stellte, war, daß es mir vergönnt sein solle, mich ausdrücklich auf meine Broschüre von 1885 zu berufen und mich zu derselben zu bekennen.

So begann denn mitten im Winter 1887 die letzte Wahlcampagne, die mir beschieden sein sollte. Dieser Winterfeldzug ist mir fast eine noch angenehmere Erinnerung als der Wahl-

kampf von 1884; und ich habe auch eine weit größere Anzahl von Orten besucht als damals. Ich fühlte, daß es dies Mal galt. Ein Unterliegen würde der von mir vertretenen Sache einen erheblichen Schaden zugefügt haben; und ich wollte natürlich auch nicht so von der Bildfläche verschwinden. Wie man mir mit Recht gesagt hat, war es der Nachklang der alten großdeutschen Ideen meiner Jugend, was mir den Schwung gab, dessen ich bedurfte, um den Kampf durchzukämpfen. In der Schroffheit der Opposition, auf die es den Hannoveranern doch meist ankam, stand ich wieder einmal an der äußersten Spitze; und es kam mir das den gegen mich erhobenen Vorwürfen im eigenen Lager gegenüber zu statten. Mehr als Alles aber wirkte es auf mich, daß es mir nun wieder gelungen war, mit dem Kampf gegen den preußischen Particularismus eine andere Frage von großen Dimensionen zu verknüpfen.

Wieder wurde Herr Stadtrichter Stadtländer gegen mich aufgestellt. Doch hatte ich dies Mal schon dadurch einen kleinen Vorsprung vor ihm, daß das nationalliberale Wahlcomité und namentlich Herr Stadtländer selbst geschwankt hatten, ob er auch der richtige Mann für diesen rein ländlichen Wahlkreis sei. Auch war ich es, der dies Mal den Wahlkampf durch eine Versammlung in Nienburg am 23. Januar eröffnete. Ich kleidete das, was ich sagen wollte, wieder in einen Bericht über meine Thätigkeit im Reichstage. Da, wo ich auf die Forderung der Regierung zu reden kam, sagte ich, der Reichskanzler habe keinen Zweifel darüber gelassen, daß er sich von Rußland nicht trennen lasse und daß die Politik, die er treibe, hinsichtlich Rußlands auf die der heiligen Allianz hinauskomme. Das, was wir von der europäischen Situation zu erkennen vermöchten, entspreche durchaus seiner Darlegung. „Wenn ich unter diesen Umständen für den durch den Antrag Stauffenberg amendirten § 1 der Regierungsvorlage gestimmt hätte, würde man da mir nicht entgegengehalten haben, dies sei unvereinbar mit meiner Rede zur ersten Lesung? Ich könnte hier schließen, meine Herren! Aber ich glaube es Ihnen doch noch schuldig zu

sein, einen weiteren Gedanken hier auszusprechen, der mich bei meiner Handlungsweise geleitet hat. Nicht von Frankreich, nicht von dem zersetzten romanischen Südwesten erwarte ich die Gefahr der Zukunft für uns Deutsche. Die Gefahr liegt im Panslavismus. Früher oder später wird sie jedenfalls von dieser Seite kommen. Wir bedürfen m. E. dem Panslavismus gegenüber der Polen, der Ungarn, der Rumänen und auch der Bulgaren; wir bedürfen vor Allem Österreichs, das ich noch immer für einen sehr tüchtigen Bundesgenossen halte. Diesem Gedankengange folgend glaube ich, daß die deutschen Polenfreunde die wahren Patrioten sind. Es war ferner gewiß ein richtiger Instinkt, als man in den weitesten Kreisen das sogenannte deutsch-österreichische Bündniß mit Jubel begrüßte. Wer erinnert sich nicht jener Bilder, die die Kaiser Wilhelm und Franz Joseph vereint darstellten? Die deutsche Frage schien erst jetzt im gothaischen Sinne gelöst. Mit Stolz hob man preußischerseits das Opfer hervor, das Preußen in der theilweisen Abwendung von Rußland gebracht habe. Man betrachtete diese als selbstverständlich in dem deutsch-österreichischen Bündniß gelegen. Denn ein specifisch österreichisch-deutsches Bündnis hat nur einen Sinn, wenn es seine Spitze gegen Osten richtet. Und was haben wir im letzten Sommer gesehen? Kühl bis an's Herz hinan sah man der Verdrängung eines deutschen Fürstensohnes aus Bulgarien zu. Wir, die wir mit unserer Kolonialpolitik doch die ganze Welt umspannen wollen, sollten keine Interessen in Bulgarien haben? Die Haltung unserer offiziösen Presse dem schändlichen Attentat von Sophia gegenüber hat fast überall das Rechtsgefühl in Deutschland verletzt. Von einer österreichischen Allianzpolitik, der man die Innigkeit der russischen Beziehungen zum Opfer gebracht hätte, von der Verwirklichung des alten gothaischen Gedankens war offiziös und offiziell keine Rede mehr. Österreich und Rußland standen uns wieder gleich nahe; wir langten plötzlich wieder bei der ‚heiligen Allianz' an. Kann ich wissen, meine Herren, wo uns eine solche Politik hinführt, kann ich einer solchen Politik ein Vertrauensvotum geben? Kann ich dazu beitragen, daß der richtige

Instinkt der Nation von dem Osten weg gegen Westen abgelenkt wird? Soll ich, wenn auch noch so indirekt, eine Politik unterstützen, die wie ein Ei dem anderen der Politik Friedrichs des Großen nach dem siebenjährigen Kriege gleicht? — — — —

Ueberzeuge ich mich (andererseits) von einer imminenten Gefahr, so werde ich jeden Mann und jeden Groschen bewilligen. Ist es nöthig, so bewillige ich bei einer Gefahr des Vaterlandes auch noch weit mehr als das jetzt Geforderte. Man soll sehen, daß auch das deutsche Vaterland auf mich zählen kann. Man möge mich eintretenden Falls bei'm Worte nehmen. Aber ein Vertrauensvotum für unsere auswärtige Politik darf ich zur Zeit nicht aussprechen. Und eben so wenig werden Sie verlangen, daß ich mich in Gegensatz zu mir selbst setze."

Mit der Aufnahme, die meine Nienburger Rede fand, konnte ich wieder zufrieden sein. Es dauerte lange, ehe gegnerischerseits Bemerkungen über dieselbe erfolgten. Man hat mir gesagt, sie habe „durchgeschlagen" und meinen Wahlerfolg veranlaßt.

Unmittelbar an meine Nienburger Rede schloß sich eine Rundfahrt durch das Hoyasche links der Weser an. Auch jetzt im Winter übten diese echt ländlichen Gegenden ihren Zauber auf mich aus. Die Beschwerlichkeit der Winterreise, die fast zu einem Unfall geführt hätte, wollte dagegen nichts verschlagen und war beinah ein neuer Reiz. Ich und meine Begleiter gingen, soweit es irgend möglich war, in die Bauernhäuser hinein. Überall trat mir ein kerniger und mannhafter Volksstamm entgegen. Wir befanden uns auf echt historischem Boden. „Terra antiquorum Saxonum" hieß ehedem der südlichste Theil dieser Gegenden. Man glaubt, in dem Orte Loh jenes Markloh zu finden, in dem die Landtage des gesammten Sachsenstammes schon vor den Zeiten Karl's des Großen zu tagen pflegten. Ein solch klassisches Bauernland habe ich weder vorher noch nachher jemals gesehen. Es wäre einer Riehl'schen Schilderung werth. Gerade daß dort verhältnißmäßig nur wenige und nur wenig bedeutende Rittergüter existiren, trug wesentlich zu diesem Charakter bei.

Auch die Rolle, die die so genannten „Freien“ ehedem im Hoyaer Landtag spielten, beweist, daß die Grafschaft Hoya allzeit in besonderem Maße ein Bauernland geblieben war. Andererseits fehlte doch die unerquickliche Über- und Halbbildung, der man in den Seemarschen und z. B. auch an der unteren Elbe bei den Bauern begegnet. Ich wurde jetzt warm bei diesen Leuten. Das war doch endlich das Bauernthum, nach dem ich mich seit jenen Schilderungen meines guten Lehrers Heußner gesehnt hatte. Das war das Hannover, wie es mir vor der Seele stand, als ich 1867 jene Broschüre über den hannöverschen Partieularismus herausgegeben; und auch die Wesererinnerungen meiner Rinteler Zeit wirkten bei allen diesen Empfindungen mit.

Nach dem Ausflug in das Hoyasche folgten Versammlungen in den an Wichtringhausen angrenzenden Gegenden des nördlichen Calenberg. Hier war die Lage bei weitem nicht so günstig und die Selbständigkeit des Bauernthums schon weit mehr durch die Büreaukratie gebrochen. Ein alter Corpsbruder führte dort als Königlicher Landrath ein sehr strammes Regiment. Ich suchte diese Verhältnisse aber durch die größere Zahl von Versammlungen auszugleichen. Im Volk war die alte Gesinnung dem Kern nach doch auch hier noch vorhanden und ich fand gerade hier Gebildete, die mich verstanden und mit besonderer Treue zu mir hielten. Die gewöhnlichen Volksredner unserer Partei suchte ich nach Kräften fernzuhalten. Dagegen begleitete mich der Hauslehrer meines jüngsten Sohnes, der mir dies freiwillig angeboten hatte. Die gegnerische Presse spottete, daß ich mit einem Hauslehrer im Wahlkreise herum ziehe. Aber ich hatte eine frische Kraft, einen treuen und verständnißvollen Menschen an diesem gefunden. Auch mein ältester Sohn, der sich gerade zu Hause aufhielt, nahm an unserer Fahrt Theil und war jetzt Feuer und Flamme. Namentlich mein antiagrarisches und antisozialistisches Programm war es, was ihm einleuchtete.

Unser Haus gerieth durch meine Fahrten in nicht geringe Unordnung. Es waren aber auch fröhliche Fahrten, die ich selb

zweit und selb dritt mit meinen im Lande jetzt weit und breit bekannten kleinen Schimmeln und mit meinem alten Kutscher machte.

Eine Unannehmlichkeit, der ich im weiteren Verlauf der Campagne begegnete, bestand darin, daß einzelne Worte aus meinen Reden von Schullehrern oder kleinen Kaufleuten und deren Genossen aufgegriffen, aus dem Zusammenhang gerissen und hannöverschen oder Berliner Blättern mitgetheilt wurden Auch Äußerungen im Privatgespräch kamen zuweilen an die große Glocke. Hatte ich mich auf die Anfrage der Leute zur Restauration bekannt, so brachte wohl ein Kreisblättchen die Mittheilung, ich habe gesagt, der Herzog von Cumberland werde nächstens wieder in Hannover eingesetzt werden, und was dergleichen mehr war.

Aus meinen Aeußerungen über die auswärtige Politik ergab sich in den kleineren Orten nun doch eine Gefahr. Ich mußte diese leider immer mehr zurückstellen, sodaß ich allmählig zu der Taktik zurückkehrte, auf die ich mich im Jahre 1884 beschränkt hatte. Wenn die Gegner behaupteten, ich wolle den Leuten Doktrinen vortragen, so antwortete ich, das sei vollkommen irrig; ich wolle ihnen was erzählen. Bald konnte ich gewahren, daß meine im Jahre 1884 erworbene Popularität noch die alte sei. „Sei sind old woren" riefen mir die Leute unter Bezugnahme auf die weißen Haare, die sich in Bart und Kopfhaar eingestellt hatten, zu. „Meint Ihr denn, daß das Alles in Berlin in einen hohlen Zahn ziehe?" entgegnete ich. Nichts war für mich gefährlicher als der Vorwurf, daß wir Deutsch-Hannoveraner gegen Alles stimmten. Die Bauern verstanden mich meistens recht gut, wenn ich von der echten deutschen Art sprach, die wir festhalten wollten. In meiner Entrüstung trat ich allerdings weit schroffer als sonst dem Fürsten Bismarck entgegen: diesem dämonischen Menschen, sagte ich, der uns auf unabsehbare Bahnen alle mit fortreiße."

Merkwürdiger Weise veränderte sich das Bild etwas, als ich in das Fürstenthum Lüneburg kam. Dem nach Südosten vorgeschobenen Amte Burgwedel fehlten die Verbindungsfäden nach

dem Calenbergschen und Hoyaschen etwas und es war infolgedessen von unserer Partei ein wenig vernachlässigt worden. In einem Flecken verlangten die hannöversch Gesinnten eine energische Rede von mir: als Antwort auf Angriffe, welche die Gegner bei einer früheren Gelegenheit auf uns gemacht hätten. Ich war der ewigen Berichterstattung etwas müde und sagte zu. Ob ich mich im Tone vergriffen habe, weiß ich nicht. Auf Rußland und Österreich kam ich, so viel ich mich erinnere, nicht zu reden. Aber die Rede hätte mir beinahe theuer zu stehen kommen können. Wieder wurden einige Sätze entstellt und aus dem Zusammenhang gerissen dem hannoverschen Courier mitgetheilt. Bereits zum zweiten Mal sandte ich eine Erklärung an ihn ein und begleitete den Bericht mit einigen Bemerkungen. In diesem Falle verdankte ich es einem alten Genossen meiner Heidelberger Zeit, daß der Courier meine Berichtigung nahm und den Streit damit abschloß. Im Allgemeinen fand ich aber noch weniger als im Jahre 1884 das bei den Nationalliberalen, was ich erwartet hatte und ich habe das um so schmerzlicher empfunden, als ich nach meiner letzten Broschüre und dem, was mir in Folge davon begegnet war, auf einiges Entgegenkommen gerechnet hatte.

Wenn auch wesentlich anders, so doch nicht viel besser als im Amte Burgwedel erging es mir in dem ebenfalls lüneburgschen Kreise Fallingbostel. Hier wohnten zahlreiche Standesgenossen von der strengeren Observanz unserer Partei. Wie man in diesen Kreisen über meine Reichstagsthätigkeit jetzt dachte, konnte mir nicht mehr zweifelhaft sein. Auch mein letztes Auftreten hatte die Sache bei ihnen nur wenig gebessert, während die Selbständigkeit meines Vorgehens doch auch jetzt wieder Tadel erregte. Ich wußte von vornherein, daß ich in dieser Gegend nicht würde sprechen können und schrieb dies auch an einen mich einladenden Herrn. Der Erfolg gab mir Recht. Ich fühlte mich nicht frei, mußte in spanischen Stiefeln gehen und bei jedem Zufallswörtchen schwitzen. Meine Worte mußten dabei ihre Unmittelbarkeit verlieren und die Wärme konnte sich nicht einstellen. Andererseits hatte gerade in diesen Gegenden die

nationalliberale Partei einen Aufschwung genommen, zu dem der Gegensatz gegen zahlreiche Güter das Seinige beitragen mochte. In dem Hauptort Walsrode hatte Herr Stadtländer vor mir geredet und Eindruck gemacht. Zum Ueberfluß begleitete uns auch noch der jugendliche und äußerst gewandte Landrath bei allen unseren Versammlungen und hat gelegentlich sogar in die Debatten einmal eingegriffen.

Der Leser wird sich denken können, wie wohlthuend es mir war, als ich nach diesem Ausflug nach dem Nordosten meines Wahlkreises wieder in die Grafschaft Hoya zurückkehrte. Es galt jetzt auch hier auf dem platten Lande noch einige Wahlversammlungen zu halten. Namentlich eine derselben, die nicht, wie gewöhnlich, in einem Tanzsaal sondern auf einer Bauerndiele stattfand, wird mir im Gedächtniß bleiben. Ich redete statt von der Musikantentribüne auf einem Tische stehend. Die ernste Haltung dieser Männer berührte wohlthuend. Rechts und links der Diele stand das Vieh.

Am Tage vor der Wahl hielt ich in dem Amtssitz Stolzenau an der Weser die letzte Versammlung ab: es war die zweiundzwanzigste dieser kurzen Wahlcampagne. Am Morgen war ich bei einem Superintendenten in die Kirche gegangen, der nebst einem anderen Geistlichen zur Verwunderung des Landes gegen mich aufgetreten war. In der Wahlversammlung kam ich hier auf meine politische Entwicklung zu reden. Zum ersten Mal habe ich damals der Erkenntniß Ausdruck gegeben, daß der Germanismus mich zu meiner Liebe für Österreich und zu meiner großdeutschen Richtung geführt habe. Ich glaube, daß auch hier meine Zuhörer nicht an meiner deutschen Gesinnung zweifelten.

Am Tage darauf fand die Wahl statt. In vierstündiger Fahrt fuhr ich nach Wichtringhausen zurück und berührte dabei, da ich durch das Fürstenthum Schaumburg-Lippe und den Kreis Rinteln hindurchfahren mußte, vier verschiedene Wahlkreise. In einem Dorfe, das noch zu meinem siebten hannöverischen gehörte, stieg ich aus, um mit einigen meiner Wähler auf der Straße zu reden. Die Leute brachten ein Hoch auf mich aus und ich antwortete mit einem Hoch auf den Wahlkreis.

Der Leser wird es fühlen, wie wohlthuend mir alle diese Erinnerungen sind. Wie sich meine Gesammtstimmung aber seit 1881 und selbst seit 1884 verändert hatte, konnte ich inmitten aller dieser Dinge aus der inneren Apathie gewahren, mit der ich dies Mal auf das Resultat blickte. Von der fieberhaften Spannung noch früherer Jahre war vollends keine Rede mehr.

Das Wahlresultat entzog sich scheinbar der Berechnung. Die Gegner sollen vieler Orten mit absoluter Sicherheit auf mein Unterliegen gerechnet haben. Das Ergebniß war aber ein für mich außerordentlich günstiges. Während sich fast überall ein Rückgang der hannöverschen Stimmen zeigte, betrug meine Majorität etwa 500 Stimmen mehr als das vorige Mal. Jetzt hieß es, gerade durch meine klarere Stellung zur Tagesfrage und meine offenere Opposition sei mir der Sieg erleichtert worden.

Erheblich vermindert kehrte das Häuflein von uns Hannoveranern nach Berlin zurück. Leider war auch mein treuer Decken unterlegen. Der rheinische Hof war verkauft, um abgebrochen zu werden und dem Prachtgebäude einer amerikanischen Versicherungsgesellschaft Platz zu machen. Allerdings war ein erheblicher Theil der alten Tischgesellschaft nach dem **Hôtel de Russie** übergesiedelt und ich befand mich darunter. Aber dies war doch der alte Tisch nicht mehr. Namentlich machte es sich geltend, daß der Abgeordnete Dieden, — der jetzige Alterspräsident — der den ganzen Kreis zu beleben verstand, an unserem Mittagstisch keinen Theil nahm. Auch war es mir etwas peinlich, daß ich jetzt der einzige Hannoveraner der ganzen Gesellschaft war.

Mein Verhältniß zu Windthorst hatte sich jetzt ziemlich günstig gestaltet. Unmittelbar vor der Auflösung hatten wir Hannoveraner ihm ein Essen gegeben. Er sprach den Wunsch aus, daß möglichste Einigkeit unter uns herrschen möge. Hierin konnte ich ihm nun nicht ganz zu Willen sein. Aber ich hatte

ihm dies „Nein“ versüßen wollen, setzte mich damals auf längere Zeit zu ihm und sprach mich über das Vergangene aus. Er habe sehen können, sagte ich, daß ich im Jahr 1879 durch die Anhänger des Herrn v. H. gegen ihn vorgeschoben worden sei. Es habe damals in seiner Macht gelegen, mir meine politische Laufbahn von vornherein unmöglich zu machen und ich würde ihm Dankbarkeit dafür bewahren, daß er dies nicht gethan habe. Es war dies, wie ich denke, keine Redensart: es entsprach meinem Gefühl. Windthorst, der für solche Erklärungen sehr empfänglich war, nahm meine Worte hoch auf. Seine Handlungsweise habe seiner Überzeugung entsprochen, sagte er. Die Lage von uns Hannoveranern sei so schwierig, daß er jeden gewähren lasse, der unsere Sache anders als er angreifen zu müssen glaube. Das werde Jeder erfahren, der in den Reichstag eintreten sollte. Von diesem Tage an behandelte mich Windthorst völlig anders. Als ich ein Jahr später als einziger Hannoveraner an der Feier seines Geburtstags Theil nahm und einen Toast auf ihn ausbrachte, hat er in einer Weise geantwortet, die ich nicht erwartete. —

Im Reichstage war ich mit Windthorsts Haltung freilich weniger zufrieden. Das Centrum stimmte nun schließlich ohne die Modification, welche die Reichstagsauflösung veranlaßt hatte, doch für die Militärvorlage. Da die Neuwahlen auch die Reihen der Freisinnigen sehr erheblich gelichtet hatten, so war der Sieg der Regierung ein vollständiger. Und wenn die Zahl der Sozialdemokraten wiederum zugenommen hatte, so nützte auch das vorläufig der Regierung, weil es bewußt oder unbewußt mit Besorgniß erfüllte.

Neben Bennigsen war jetzt auch Miquel wieder in den Reichstag eingetreten. Letzterer war mir stets als der von dem was ich wollte, abgewendete Pol der nationalliberalen Partei erschienen; und ich konnte nicht begreifen, wie das Centrum gerade für ihn Sympathien hegen konnte. Ich habe zu jener Zeit auch Miquel zum ersten Mal gehört. Ich fand seine Reden klar, glatt, wenn ich so sagen darf, seduisant. Aber Begeisterung, tief gründenden Auffassungen, fortreißenden Ideen begegnete ich

nicht. Im gewissen Sinne beherrschte er jetzt die Situation. Wo waren die Hoffnungen hin geschwunden, die ich einst doch wohl nicht ganz ohne Berechtigung an die Haltung der national-liberalen Partei geknüpft? Nur noch bei den Deutsch-Freisinnigen vermochte ich jetzt einen Anhaltspunkt zu finden: und ich verkannte nicht die Schwierigkeiten, die dies im Gefolge haben konnte. Aus dem Lande Hannover kamen diese Schwierigkeiten nicht. Denn die Agrarier waren dort damals machtlos: und es ist irrig, wenn man gemeint hat, daß mir meine Hinneigung zu den Freisinnigen irgendwie den Boden daheim entzogen habe. Eine solche Hinneigung war weit ungefährlicher für mich als die Stellung, in die ich den Nationalliberalen gegenüber gerathen war. Aber in den Ansichten der Deutsch-Freisinnigen lag doch ein Keim, der mit dem, was ich wollte, noch weniger zu vereinigen war als die meisten Abstimmungen der National-liberalen.

Mit Bennigsen vermochte ich zunächst die alten Fäden nicht wieder anzuknüpfen. Es ist ein sehr trauriges Ereignis: der Tod meines Schwagers Klinggräff gewesen, was uns wieder näher brachte.

Klinggräffs Zustand war den Winter über immer bedenklicher geworden. Weder er noch die Seinigen verhehlten jetzt ihre Besorgnisse. Unsere Correspondenz hatte etwas gestockt. Aber mit dem lebhaftesten Interesse verfolgte Klinggräff den Wahlkampf. Nicht einen Augenblick hatte er an den Krieg geglaubt. Wir würden, schrieb er mir in seinem letzten Briefe, immer charakterloser und dümmer und gingen so der Revolution entgegen.

Am Morgen des 26. Mai überraschte ihn während seiner häuslichen Andacht ein Blutsturz im Bett. Er bestand darauf, daß man ihn anziehe und wollte hinaus ins Freie, ließ sich dann aber anders bestimmen und auf sein Ruhebett im Saal bringen, das man so gestellt hatte, daß er die Kirche und den Wald sehen konnte. Er meinte, es gehe noch nicht mit ihm zu Ende. Aber freilich, wir müssen immer auf den Tod vorbereitet sein. „Wir haben nur immer Gott zu loben, loben, loben."

„Ja loben und singen müssen wir," setzte er zu seiner Tochter gewendet hinzu. Man las ihm aus Justinus Kerners „Bilderbuch aus meinem Leben" vor. Bald aber trat ein zweiter Blutsturz ein. Nach einem dritten ist er, ohne irgend eine innere Unruhe zu zeigen, von Frau und Tochter umgeben, dahin gegangen.*) Ich war gerade im Begriff gewesen, ihn endlich einmal wieder zu besuchen, als ich die Todesnachricht erhielt. Nur an seiner Beerdigung konnte ich noch Theil nehmen. — — Erfüllt von den Eindrücken der damals in Pinnow verlebten Tage schrieb ich einen kleinen Nekrolog für die hessischen Blätter, der dann auch als besondere Schrift erschienen ist.

Ich hatte die Druckbogen in der Tasche, als ich mit Bennigsen auf der Fahrt nach Hannover im Eisenbahncoupee zusammentraf und zeigte sie ihm. Im Herbst weilte er dann in der Villa des Geheimen Regierungraths Oechelhäuser bei Eltville und besuchte mich mit diesem und einem anderen Nationalliberalen. Meine Weine wurden probirt. Wir verlebten recht als alte Studenten eine mir wohlthuende Stunde.

Im Spätherbst 1887 trafen wir uns wieder im Reichstage. Die Regierung hatte eine neue Militärvorlage eingebracht Die Landwehr zweiten Aufgebots sollte hergestellt, der Landsturm besser organisirt und um drei weitere Jahrgänge vermehrt werden. Die jährlich wiederkehrenden Kosten waren höchst unbedeutend und nur die einmaligen konnten ins Gewicht fallen. Diese enthielten keine Bedenken für mich, da ich ja auch im Frühling des Jahres für die bedeutenden einmaligen Geldforderungen des Kriegsministers gestimmt hatte. Wenn aber durch die Vorlage von 1886 das Berufsheer verstärkt worden war, so erhielt jetzt umgekehrt das Volksheer eine weitere Ausbildung. Ich würde schon aus diesen Gründen für die Vorlage gestimmt haben. Durch Nachrichten, die aus den offiziösen Kreisen zu kommen schienen, verleitet, glaubte ich aber auch, daß die Haltung Deutsch-

*) Siehe: „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes." I. S. 132.

lands sich in dem Sinne, wie ich es gewünscht, gegen das vorige Jahr verändert habe und ich fühlte mich vor Allem deshalb zu einem Eintreten für die Regierung angetrieben.

Um es zu begreifen, wie mir dies begegnen konnte, muß man sich die damalige Situation vergegenwärtigen. Die Stimmung des Publikums war jetzt in Beziehung auf Rußland weit kriegerischer als das Jahr vorher. Die Erkenntniß, daß Frankreich keinen Krieg anfangen werde, wenn Rußland dabei nicht mitmache und daß es deshalb eigentlich nur auf Rußland ankommen könne, verbreitete sich immer mehr. Offiziöse Zeitungen begannen bereits Rußland gegenüber einen kriegerischen Ton anzustimmen. Eine aus Militärkreisen stammende Broschüre über den nächsten Krieg verlegte denselben in die polnisch-russischen Gebiete und erörterte die Chancen, welche Deutschland und Österreich dabei hätten. Namentlich erregte die langsame Truppenvorschiebung der Russen nach dem Westen ernste Besorgnisse. Dagegen war das Kriegsgeschrei in Frankreich einigermaßen verstummt und jedermann mußte sich doch eigentlich sagen, daß Frankreich, nachdem es bei dem Fall Schnäbele zu keinem Konflikt gekommen, zu einem Angriff auf uns unmöglich schreiten würde, wenn es nicht der Hülfe Rußlands sicher sei und von diesem getrieben werde. In Wien soll man, wie ich später gehört habe, im Herbst 1887 fest überzeugt gewesen sein, daß der Krieg im nächsten Frühjahr entbrennen würde. Ich hatte dies bis dahin nicht angenommen. Es schien mir aber jetzt wirklich, daß Bismarck sich einmal verrechnet habe und daß wir einem Kriege mit Rußland entgegentrieben. Ich erinnerte mich dabei der Zusicherung, die ich meinen Wählern für diesen Fall gegeben hatte. Es war ja nicht gerade ungünstig, daß ich den von meinem alten großdeutschen Standpunkt übrig gebliebenen Ansichten im Anschluß und unter Befürwortung einer Regierungsvorlage Ausdruck zu verleihen vermochte. Hatte es nicht auch sein großes Bedenken, wenn ich stets den Krieg gegen Rußland predigte und dennoch das für einen energischen Krieg Erforderliche der Regierung versagte? Daß das, was jetzt begehrt wurde, weit mehr für einen Krieg in Betracht kam, als die im Jahr vorher geforderten

41000 Mann, schien mir nicht zweifelhaft zu sein. Muß ich mir einen Vorwurf machen, so ist es wohl nur der, daß ich mich dem Glauben an eine kriegerische Wendung gern hingab, weil ich daraus einen Schwung für das, was ich sagen wollte, schöpfte.

Etwa ein Jahr nachdem ich im Reichstage die bulgarische Frage zur Sprache gebracht, kam ich am 16. Dezember 1887 wieder bei einer ähnlichen Diskussion zum Wort. Bennigsen hatte vorher gesprochen und die Wärme seiner Worte hatte mich berührt. Der erste Theil meiner Rede beschäftigte sich in dem bereits angedeuteten Sinn mit dem technischen Theil der Frage. In dem folgenden wurde dann der Kern der von mir im Jahre vorher vertretenen Anschauungen in einer den heutigen Verhältnissen entsprechenden Weise reproducirt. Am Schlusse aber hieß es: „Erst in den letzten Wochen habe ich mir die Ueberzeugung verschafft, daß unsere Politik jetzt wirklich nach einer Richtung hinsteuert, die ich für Deutschland als die allein segensreiche und als die allein richtige, die ich für die wirklich deutsche halte. Und seitdem ich mich davon überzeugt habe, seitdem stehe ich allerdings ganz anders zu diesen Dingen. Und ich setze hinzu, meine Herren: wenn ich im vorigen Jahre gesagt habe, ich müsse eine auswärtige Politik sehen, der ich zustimmen könne, oder eine eminente Gefahr, so sage ich jetzt; ich glaube eine auswärtige Politik zu sehen, der ich zustimmen kann, und ich bin überzeugt, daß uns diese Politik, wenn sie festgehalten wird, in nicht ferner Zeit allerdings vor eine eminente und imminente Gefahr stellen wird. Und da will ich das Wort einlösen, das ich mehr als einmal gegeben habe: daß auch das deutsche Vaterland auf mich, auf uns zählen kann. Ich glaube damit wahrlich nicht in Widerspruch zu gerathen mit dem, was ich im vorigen Jahre ausgesprochen habe. Ich glaube nicht, dem Programm meiner Partei, der deutsch-hannoverschen Partei untreu zu werden. Ich berufe mich auf das, was ich im vorigen Jahre gesagt habe; ich bekenne mich noch einmal zum vollen Programm meiner Partei. Aber, meine Herren, in diesem Augenblick bin ich allerdings der Meinung — und der hier

laut gewordene Appell soll auch an mir nicht verloren sein — daß wir alle unsere häuslichen Zwistigkeiten bei Seite setzen sollen, all die berechtigte Bitterkeit, die sich bei uns aufgehäuft hat, alle noch so berechtigten Rekriminationen. Wir müssen uns vereinigen zur Vertheidigung unseres gesammten deutschen Vaterlandes und zur Abwehr eines drohenden Angriffs." Als ich geendigt hatte, lohnte mich ein Beifall, wie er mir im Reichstage wohl niemals zu Theil geworden ist. Das Wort wurde laut, daß die drei Vandalen: Bennigsen, Maltzahn und ich der Debatte des Tages den Schwung verliehen hätten. Windthorst meinte, ich hätte die schwarzrothgoldene Mütze aufgesetzt. Es sei nicht die schwarzrothgoldene, sondern die goldrothgoldene (vandalische), antwortete ich. Bennigsen übergab ich, um von ihm nicht mißverstanden zu werden, meine Rede vom 4. Dezember 1886.

Von allen Rednern sprach nur der Abgeordnete Bebel gegen die Vorlage und demgemäß hat sich auch später die Schlußabstimmung gestaltet. Ich gehörte aber doch immerhin mit zu denjenigen, die an den patriotischen Erklärungen theilgenommen hatten. Auch die Zeitungen äußerten sich in diesem Sinne über mich.

Ganz anders aber stellte sich die Sache im Lande Hannover. Wie in manchen oppositionellen Kreisen, so gefiel Bebels Rede dort weit besser als die meinige. Den Abdruck meiner Rede vermochte ich nicht durchzusetzen und nicht mein sondern das rein negative Votum Bebels wurde vielfach als das richtige hingestellt. Die hessischen Blätter plaidirten in der bulgarischen Frage von Anfang an für die russische Auffassung. Nur wenn es wirklich zum Kriege kam, konnte die Stimmung in Hannover sich mir gegenüber bessern.

Aber es erfolgte das Gegentheil. Allerdings schien mir die Veröffentlichung des österreichischen Bündnißvertrages einen Augenblick Recht zu geben; und ich verweise noch heute zur Rechtfertigung meiner Worte vom 16. Dezember auf die That, die in dieser Veröffentlichung lag. Aber Bismarcks entscheidende „Friedensrede" konnte doch nur durch eine allerdings auch von

mir versuchte künstliche Interpretation eine Deutung gegeben werden, die sie nicht im Gegensatz zu meinen Worten erscheinen ließ. Es war mir außerordentlich peinlich, daß ich in meiner Lage nicht daran denken konnte oder es doch wenigstens nicht wagte, neben den Erklärungen der Parteiführer meinerseits eine Sondererklärung abzugeben. Sie würde jedenfalls einen Mißklang in die Stimmung des Tages gebracht haben. Vielleicht hätte ich mich nicht daran kehren und gegen jede mögliche Mißdeutung meines zustimmenden Votums Verwahrung einlegen sollen. Aber ich wollte noch hoffen und von einer Erklärung hielt mich wieder ein Etwas zurück. Die antiösterreichische Tendenz der Bismarckschen Rede war den meisten verborgen geblieben. Konnte sie durch eine Replik des Fürsten gegen eine Erklärung von mir nicht noch offenkundiger werden? Meine Hoffnung war, daß die Verhältnisse Bismarck trotz Allem weiter nach der österreichischen und deutschen Seite drängen würden.

Aber auch Alles, was auf jene Sitzung folgte, konnte nur der ungünstigsten Beurtheilung von Bismarcks Rede Recht geben. Dieser hatte im kritischen Augenblick auch in der auswärtigen Politik die verhängnißvollste Entscheidung gegeben. Der Moment wurde versäumt, wo wir Germanen uns die Bulgaren auf ewig hätten verpflichten und einen Keil in die slavische Welt hätten eintreiben können. Rußland hatte sich durch unglaubliche Verblendung in eine schiefe Lage gebracht. Weder die russische Rüstung noch das franko-russische Verhältnis hatten ihre heutige Ausbildung erreicht. Es hätte in des deutschen Reiches Hand gelegen, Österreich eine Sühne für das ihm 1866 zugefügte Unrecht zu gewähren. Es wurde aber auch der Moment versäumt, wo es noch in einem viel höheren Grade als später möglich war, die revolutionären Leidenschaften Österreichs durch einen Krieg nach Außen zu lenken. Man kann sicher sein, daß Dinge, wie sie jetzt in der habsburgischen Monarchie vorgekommen sind, unmöglich geworden wären, wenn es damals zu einem Kriege gegen Rußland gekommen wäre. Man würde in diesem Fall der Allianz zwischen Deutschland und der habsburgischen Monarchie auch erst den wahren Kitt verliehen haben, der ihr

jetzt fehlt. Auch für unsere innere Entwicklung würde ein großer Nationalkrieg gegen die Slaven eine glückliche Diversion gebildet haben. Wir wären dann von der weiteren Wendung nach der sozialistischen Seite verschont geblieben, die wir in den 90er Jahren genommen haben; und eine mit neuen Lorbeeren geschmückte Armee hätte der Sozialdemokratie gegenüber ein sehr erhöhtes Gewicht in die Wagschale geworfen.

Da aber meine Hoffnungen mich getrogen hatten, so war auch meine persönliche Lage jetzt eine sehr schwierige. Noch lange Zeit wollte ich hoffen. Aber immer schwerer wurde es, diese Hoffnung festzuhalten. „Siegt ein allein gelassenes Österreich," hatte ich noch vor Bismarcks „Friedensrede" am Sylvestertage 1887 an einen hannöverschen Gesinnungsgenossen geschrieben, „so verdankt es seinen Sieg lediglich eigener Kraft und wird dann ganz anders gegen Deutschland auftreten als ohne das. Siegt es nicht, so wälzt sich die ganze slavische Fluth nach Deutschland, und es kann uns gehen wie Preußen im Jahre 1806." — — —

„Die letzten Ziele müßten die Verstopfung des bulgarischen Lochs, die Wiederherstellung Polens und die Befreiung der russischen Ostseeprovinzen sein. Die Verlegung des Weges nach der Balkanhalbinsel für die Russen will Bismarck offenbar eigentlich nicht, weil er Österreich durch die russische Gefahr in Schach und dadurch an der Hand behalten will. Aber es ist doch sehr merkwürdig, daß das offiziöse deutsche Tageblatt in diesem Augenblick eine Reihe von Artikeln über die Wiederherstellung Polens auf der Grundlage der Personalunion von 1815 gebracht hat. — Die Dinge liegen so, daß wir, wenn die Lawine nur erst ins Rollen kommt, auf einen energischen Krieg gegen Rußland, und daß wir auch weiterhin hoffen dürfen, daß die Ereignisse wieder mächtiger als Bismarck sein werden." Schwer möchte allerdings eine solche Erkenntniß Bismarck werden. „Der kleindeutsche Bismarck soll großdeutsche Politik treiben, und das ist eben recht schwer für ihn." Aber die Sache liege doch zu klar, um von irgend jemand übersehen werden zu können. „Schon wenn man sagt, Österreich und Rußland dürften sich nicht über Bulgarien

entzweien, steht man, ohne daß man es weiß, auf — einem unmöglichen Standpunkte. Denn nicht Österreich will etwas in Bulgarien sondern Rußland. Man kann, wie ich meine, nicht früh genug auf diesen Punkt aufmerksam machen. Denn wenn man konsequent nach der unrichtigen Seite geht, so ist es im Augenblicke der Krisis nicht gerade zu spät, aber doch sehr spät für das Umkehren." *)

Weit mehr Zweifel drückt bereits das, was ich im Januar 1888, aber noch immer vor Bismarcks „Friedensrede," an einen Gesinnungsgenossen außerhalb Hannovers schrieb, aus. „Ich will es offen bekennen," heißt es in diesem Briefe, „daß seit meiner Rede vom 16. Dezember**) eine Reihe von Dingen geschehen ist, die mich stutzig gemacht haben. Es gilt dies namentlich wieder von der Haltung der Reichsregierung Bulgarien gegenüber. Die ganze Verwicklung beruht doch zunächst auf diesem Bulgarien, und es giebt allerdings zu denken, wenn fort und fort auf deutscher Seite wiederholt wird, Deutschland habe kein Interesse an Bulgarien, und wenn man jetzt ebenso gegen den ‚Coburger' Partei nimmt, wie früher gegen den ‚Battenberger.' „Wo soll es hinführen, wenn wir Einen nach dem Anderen die Prinzen deutschen Geblüts, Prinzen, die doch jedenfalls das deutsche Element an der unteren Donau vertreten, von dort verdrängen lassen?" „Ist es nicht mehr als wahrscheinlich, daß an die Stelle des Prinzen von Coburg, wenn wir ihn auch verdrängen ließen, ein Fürst, eine Herrschaft treten würde, die den deutschen Interessen absolut nachtheilig wäre? Oder sollen wir es im Ernste uns einreden lassen, daß Deutschland keine Interessen an der unteren Donau habe? Das sind nicht die Ideen, die man ehedem mit der Aufgabe der deutschen Nation verknüpfte. Der Umstand, daß wir uns staatsrechtlich von Österreich getrennt haben, kann m. E. hierbei keinen Unterschied machen. Wollen wir

*) Siehe: „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes" III. Nachwort Seite 513 ff.

**) 1887.

eine dauernde Allianz mit Österreich, so dürfen wir nicht den russischen Einfluß im Rücken Österreichs Wurzel fassen lassen, so sind die Interessen Österreichs auch im östlichen Theile der Balkanhalbinsel mehr oder weniger die unsrigen, so behält das alte Ideal einer bis zur Mündung dem fremden Einflusse entzogenen Donau seine Bedeutung." *)

Noch deutlicher reden Tagebuchblätter von mir aus der Zeit nach Bismarcks „Friedensrede".

„Wenn Österreich sich erst sagt," schrieb ich Ende 1889, „daß das deutsche Reich ihm ebensowenig einen Privatvortheil gönnt als das alte Preußen, so ist die Allianz — — — innerlich gelöst." „Nach irgend einer Seite hin muß sich doch die österreichische Politik richten können. Deutschland und Italien, die früher ihre Objekte waren, sind ihm versperrt. Soll es nun auch nach Osten keine Politik treiben, so ist ihm der Hals zugeschnürt." „Ich glaube die Österreicher einigermaßen zu kennen. Helfen wir ihnen zu einem Erfolge gegen Osten, so sind sie auf ewige Zeiten für die deutsche Allianz gewonnen; und sie werden die Hand dazu bieten, diese Allianz weiter auszubilden. Bringen wir sie aber um einen wirklichen Erfolg gegen Rußland und um die Ausdehnung ihrer Machtsphäre gegen Osten, so wird der alte österreichische Stolz erwachen und sie werden sagen, Österreich sei eine Großmacht und könne eine Allianz nicht gebrauchen, die ihm lediglich sein Dasein garantire und hinsichtlich einer Aktion die Hände binde. Eine solche Allianz brauche und wolle das Kaiserreich nicht. Es ist in meinen Augen ungerecht und nicht der Sachlage entsprechend, wenn man hier und da Zweifel an der Zuverlässigkeit Österreichs im Falle eines Krieges aussprechen hört. — — — Aber ließen wir Österreich nach einem ersten Erfolge im Stich, brächten wir es um seine errungenen Vortheile, gewährten wir z. B. Rußland in einem Privatfrieden doch eine besondere Stellung in Bulgarien, so wäre die Sachlage allerdings schlimmer als in dem Falle eines von Deutschland und Rußland besiegten Österreichs."

*) A. a. O. Nachwort Seite 521 ff.

— — — Auch in Deutschland gebe es noch Menschen, die da behaupteten, es wäre Österreich durch den Allianzvertrag zu wenig geboten und es verliere dagegen seine eigene Aktionsfreiheit. Ich kämpfte deshalb auch pro domo. „Nach langen inneren Kämpfen habe ich mit allen Velleitäten dieser Art gebrochen. Ich habe hier wie in der Kolonialpolitik einmal glauben und hoffen wollen; und es gehört zu den schmerzlichsten Erfahrungen meines Lebens, daß sich das Meiste, was sich nach meiner Rede vom Dezember 1887 in Beziehung auf die Donauthal-Frage ereignete, Lügen strafen mußte."

„Ich kann immerhin Vieles in Bismarcks ‚Friedensrede' unterschreiben. Die Publication des Bündnißvertrages stellte uns vor eine neue Situation und würde vielleicht schon allein mein Ja gerechtfertigt haben." „Leider vermochte ich aber mit dem besten Willen immer weniger an meiner optimistischen Auffassung festzuhalten. Schon bei Bismarcks ‚Friedensrede' mußte man eigentlich die Überzeugung gewinnen, daß er der alte Russenfreund der sechziger Jahre ist, daß er der österreichischen Allianz innerlich kühl gegenüber steht und nichts für die österreichischen Interessen im Orient thun, die Bulgaren preisgeben will. Sprach er doch in der Hauptsache immer nur von einem Angriffe Rußlands auf uns. Als wenn es sich um einen solchen handelte! Auch gewiß nicht ohne Absicht sprach er von den von ihm persönlich stets mit Vorliebe gepflegten traditionellen Beziehungen zwischen uns und Rußland. Er rühmte sich seiner Haltung während des Berliner Kongresses. Er habe früher eine Abhängigkeit von Rußland für erträglich gehalten, sagte er. Es sei während des Kongresses kein russischer Wunsch zu seiner Kenntniß gekommen, den er nicht befürwortet, ja durchgesetzt. Er habe seine Rolle, so weit er es gedurft, ungefähr so aufgefaßt, als wenn er der vierte, ja fast könne er sagen, der dritte russische Bevollmächtigte gewesen wäre u. s. w. Die ganze Rede schien eigentlich auf den Zaren berechnet und erschien beinah als eine — Entschuldigung, daß wir den Vertrag mit Österreich geschlossen. Nicht mit irgend einer Wärme und mit keiner Bezugnahme auf unsere gemeinsame Geschichte wurde dessen ge-

dacht. Was sollte es heißen, daß Deutschland gewaltsame Mittel Rußlands nicht unterstützen und auch nicht dazu rathen werde? Gewaltsame Mittel — das heißt doch der Krieg? Und im gleichen Sinne heißt es in jener Rede, Deutschland habe keinen Beruf, das in Bulgarien entstandene faktische Verhältniß zu remediren. Als wenn ein Krieg gegen Bulgarien für Deutschland denkbar gewesen wäre, wenn es daneben die österreichische Allianz aufrecht erhalten will! Es war von Rechten die Rede, die Rußland in Bulgarien habe. Wenn Rußland uns auffordere, seine diplomatischen Schritte zur Herstellung der kongreßmäßigen Situation zu unterstützen, so werde er (Fürst Bismarck) dem Kaiser deren Unterstützung anrathen. Woher plötzlich dieser Legitimismus? Rußland ist Bismarcks Jugendliebe, sagte mir jemand nach jener Rede. Wie peinlich mich dies Alles berühren mußte, bedarf keiner Worte." „Es ist mir nicht gerade leicht geworden, an dem ‚Ja', das ich am 16. December ausgesprochen, festzuhalten. Das aber, was da folgte, mußte wiederum der schlimmsten Interpretation der Bismarckschen Rede Recht geben: erst die angekündigte Aktion zur Entfernung des Prinzen Ferdinand, als Accompagnement ein Zeitungsfeldzug gegen den armen Coburger, dessen Entfernung in wenig Wochen prophezeit und der schließlich zu einer lächerlichen Figur gemacht wurde; dann nach Kaiser Wilhelms I. Tode der zweite Battenberg-Spektakel, der noch schlimmer und das Gefühl noch verletzender war als der erste, die Kommentare zur Reise Kaiser Wilhelms II. nach Rußland ꝛc. Ich kann nicht sagen, was ich bei dem allen gelitten habe." — —

„Man spricht immer von der Rückwirkung der inneren österreichischen Politik auf die auswärtige. Muß aber nicht umgekehrt unsere auswärtige Politik in der nachtheiligsten Weise auf die innere Politik Österreichs zurückwirken? Wenn wir uns in den großen Fragen der europäischen Politik moralisch auf die Seite Rußlands stellen oder auch nur mit diesem liebäugeln, so stärken wir das Slaventum in Österreich. Das bedenke man wohl. Bei einem Kriege muß sich dies in einem noch viel höherem Grade geltend machen."

„Fassen wir einen Krieg mit Rußland ernstlich ins Auge, so muß man alles thun, um sich Englands zu versichern. Die Sympathie für England wird sich dann ganz von selbst einstellen. Statt dessen that man im Jahre 1888 Alles, um den Gegensatz gegen England zu schärfen. Erst hatte man gesagt, wir dürften uns nicht um Englands Willen in einen Krieg gegen Rußland hineinzerren lassen. Nun hieß es umgekehrt, England werde uns Rußland gegenüber nicht helfen. Ueberall aber wurde das unbegreifliche Dogma verbreitet, daß die deutsche Politik niemals auf die englische angewiesen sein könne, und daß dazu die Gemeinsamkeit der Interessen fehle."

Im Osten gehe, sagte ich, schon jetzt eine Position nach der anderen an die Russen verloren. Der Vernichtungskampf gegen die Deutschen in den Ostseeprovinzen nehme immer gefährlichere Dimensionen an und die österreichischen Verhältnisse verschlimmerten sich. „Alle dem gegenüber stehen wir recht eigentlich wie der Vogel Strauß, der den Kopf in den Sand steckt. Wie Bismarcks ‚Friedensrede' unsere öffentliche Meinung beherrscht, zeigt sich täglich. Unsere berühmte Friedenspolitik aber gleicht nur zu sehr der Politik Preußens zwischen 1795 und 1806. Wird ein ähnliches Geschick, wie das von 1806 uns erspart bleiben? Noch halte ich die Hoffnung, daß es anders kommen werde, fest. — — — Ich muß meine Ueberzeugung aussprechen, daß wir die Russen im Jahre 1887 glänzend geschlagen hätten und daß wir sie auch heute noch schlagen würden. Auch diese Ueberzeugung lebt in der großen Mehrheit der Deutschen; und auch in diesen Dingen ist es schließlich der Glaube, welcher Berge versetzt. Man nehme uns Deutschen aber nicht diesen Glauben!"

„Man hört wohl die Meinung aussprechen, die österreichischen Streitkräfte würden gegen die Russen nichts ausrichten. Ich bin vom Gegentheil überzeugt. Die Österreicher sind noch immer den Russen qualitativ überlegen. Ungarn und Polen werden Wunder verrichten. Der gesunde Instinkt aber der österreichischen Deutschen sieht in den Russen überall den natürlichen Feind. Die Südslaven in Cisleithanien wie in den Ländern der un-

garischen Krone werden im Ganzen und Großen wenigstens ihre Schuldigkeit thun und mit fortgerissen werden. Es ist allerdings nicht unwahrscheinlich, daß in Böhmen ein Aufstand ausbrechen wird. Aber ich glaube nicht, daß er bei der strategischen Isolirung Böhmens gefährlich werden kann." „Noch einmal: verhelfen wir den Österreichern zu einem Erfolge und wir haben sie für immer. Erweckt aber die Haltung Deutschlands in den entscheidenden österreichischen Kreisen die Ueberzeugung, daß die deutsche Politik von dem odi quem laeseris der Generation von 1866 geleitet werde, so ist es freilich mit allen nationalen Hoffnungen, die das Zusammengehen Österreichs und Deutschlands hervorruft, eitel Dunst. Gewiß ist das bestehende deutsch-österreichische Bündniß defensiver Natur; aber es wird wie alle Defensiv-Allianzen entweder zu einer Aktion führen oder aber — ohne Resultat sich auflösen. Die Zukunft der deutschen Nation liegt in dieser Frage. Möge Gott uns in seine gnädige Obhut nehmen!" *)

Ueber allen Zweifel erhaben war es mir vom ersten Augenblick an, daß ich jeder russenfreundlichen Tendenz gegenüber mir selber treu bleiben müsse. Durch eine höchst eigenthümliche Verkettung von Umständen sollten aber die orientalischen Wirren noch verhängnißvoller für mich werden, als ich irgendwie hätte ahnen können.

Auf die Frage der auswärtigen Politik in einer Rede zurück zu kommen, bot sich mir keine Gelegenheit und eine solche Aeußerung ex post hatte doch des Auslandes wegen erst recht seine großen Bedenken. Völlig unerwartet schien sich aber ein Ausweg aus diesem Dilemma zu zeigen.

Es erschien damals in Wien und Berlin unter dem Titel: „Deutsche Wochenschrift" ein Organ, das sich die Pflege der Interessengemeinschaft zwischen Österreich und Deutschland zur

*) A. a. O. Nachwort Seite 524 ff.

Aufgabe gemacht hatte. Die mit den deutschen Parteiverhältnissen wahrscheinlich nicht genügend bekannte Redaktion wandte sich an die verschiedensten Persönlichkeiten, um Artikel für ihr Blatt zu erhalten. Vermuthlich hatte ich es meiner Rede zu danken, wenn sie auch mich um einen Artikel unter dem Titel: „Die Welfen und das deutsche Reich" bat. Sollte ich mich einem so ganz ohne mein Zuthun an mich ergangenen Rufe entziehen? Nach kurzem Zaudern ging ich auf die Sache ein. Unter allen Umständen hielt ich es auch nützlich für meine Partei, wenn sie in weiteren Kreisen gegen den Vorwurf der Reichsfeindschaft vertheidigt wurde. Mein Aufsatz sollte aber zugleich mein eigenes Programm noch einmal entwickeln. Er war auf die mir von Vivenot her sehr wohl bekannten Ansichten der Deutsch-Österreicher berechnet. Es war mir erwünscht, die Streitfrage, um die es sich für mich handelte, auf ein allgemeineres Gebiet hinüberzuziehen.

Zufällige Umstände veranlaßten es, daß der Artikel erst im Mai und also geraume Zeit nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. und der Thronbesteigung Kaiser Friedrichs erschien. Man wird aber nicht aus dem Auge verlieren dürfen, daß er vor dem ersten Battenberg-Spektakel und also zu einer Zeit geschrieben wurde, wo die Realisirung der Hoffnungen, die ich hegte, noch möglich erschien.

Im Eingang wird darauf hingewiesen, daß Hannover zunächst doch nur deshalb von der europäischen Karte verschwunden sei, weil es sich nicht von Österreich habe trennen lassen wollen. Demgemäß habe die hannöversche Bewegung von 1866 von vornherein ein sehr starkes großdeutsches Element in sich getragen. „Solange der norddeutsche Bund bestand, wurden diese Tendenzen natürlich beständig genährt. Der norddeutsche Bund genügte niemand und die Deutsch-Hannoveraner glaubten vor 1870 nicht daß es gelingen werde, das südwestliche Deutschland mit dem norddeutschen Bunde zu vereinigen." Durch die rasche Beendigung des französischen Krieges und die Gründung des deutschen Reichs sei aber die deutsch-hannöversche Partei vor eine völlig neue Situation gestellt worden. Man habe sich nicht

sogleich in ein Deutschland ohne Österreich finden können. Das so zu sagen radikale Programm, welches von einem Deutschland ohne Österreich nichts wissen wolle, habe sich noch häufig nach der Gründung des Reichs hervorgewagt. Dennoch habe man sich mit dem Reich als solchem immer mehr befreundet. Schon die aufwachsende Jugend habe nach dieser Richtung hingedrängt. „Dazu kam das eigentliche Volk, die breiten Wählermassen, die von einer Gegnerschaft gegen das neue Reich von Anfang an nichts empfanden. Den Ausschlag gab die Erklärung, die der Herzog von Cumberland, dessen echt deutsche Gesinnung meist nicht genügend gewürdigt wird, bei König Georgs V. Tode abgab, die Erklärung nämlich, daß er eine Wiedereinsetzung in Hannover nur von einer freien That der deutschen Völker und Fürsten erwarte."

Der Artikel behauptete, daß seitdem von einzelnen Ausnahmen, die sich immer finden würden, abgesehen, nur noch von jener „organischen Allianz mit Österreich" und davon bei den Deutschhannoveranern die Rede sei, daß Österreichs Interessen nicht geschädigt werden dürften. Alles Weitere glaube man getrost der Zukunft überlassen zu sollen.

Es folgte eine Schilderung der Krisis, die die Partei im Jahre 1879 durchmachte. „Man hatte zu viel traurige Erfahrungen mit den preußischen Staatsorganen gemacht, als daß man in Hannover im Ernste daran hätte denken können, den Bismarckschen Staatssozialismus zu acceptiren und die Rettung für die volkswirthschaftlichen Uebelstände in dem Eingreifen des Staates zu finden. Ja, man wäre in einen schroffen Gegensatz gegen sich selbst gerathen, wenn man jetzt auf diese Dinge eingegangen wäre und jene selbe Staatsgewalt angerufen hätte, deren Uebergriffe man so lange Jahre hindurch bekämpft hatte."

Natürlich sei es der Beruf der hannöverschen Partei, unsere Eigenthümlichkeiten und Traditionen nach jeder Richtung hin zu vertreten. Dies bedinge aber nicht, daß wir gegen eine Weiterbildung des Reichs ankämpfen müßten.

Es handele sich hierbei allerdings um eine schwierige Frage und ich hätte kein Bedenken, einzugestehen, daß noch sehr

zahlreiche und einflußreiche Elemente innerhalb der deutsch-hannöverschen Partei — wie fast ausnahmslos die Presse — von einer solchen Weiterbildung nichts wissen wollten. Natürlich hätten die Deutsch-Hannoveraner nach 1866 zunächst eine Fühlung bei den alten Freunden der Mittelstaaten gesucht. „Die deutschhannöversche Partei ist aber auch in dieser Beziehung schon längst vor eine andere Situation gestellt, seit des Fürsten Bismarck Schwenkung vom Jahre 1879 die Regierungen und die Konservativen der deutschen Mittelstaaten in so erhöhtem Maße in sein Lager führte und er dann selbst den preußischen Particularismus mehr und mehr hervorkehrte. Es hat dies bekanntlich dahin geführt, daß Bismarck geradezu mit dem Austritte aus dem deutschen Reiche, d. h. mit der Sprengung desselben für den Fall drohte, daß der ‚König von Preußen' sich durch das Reich zu sehr eingeschränkt finden sollte. Diese Tendenzen sind und zwar zunächst infolge des sogenannten ‚Kartells' für den Augenblick zurückgetreten. Aber man täusche sich darüber nicht, daß sie in weiten Theilen des östlichen Preußens ein Echo gefunden haben; und daß auch dieser preußische Particularismus von den Mittelstaaten unbegreiflicher Weise als ein Bundesgenosse betrachtet wird, liegt leider am Tage. Zu hoffen haben die Deutsch-Hannoveraner auch von dieser Seite wenig oder nichts. Wohl aber finden sie bei dieser Sachlage mehr und mehr einen Bundesgenossen an dem Reichsgedanken." —

„Als Preuße kann und will sich der Deutsch-Hannoveraner nicht fühlen. Aber schon der Militärdienst vermehrt mit jedem Jahre die Sympathien für das Reich. Die Ueberzeugung beginnt mehr und mehr sich einzubürgern, daß es sich in letzter Instanz innerhalb des Reiches um einen Kampf des Preußenthums mit dem Deutschthum handeln werde und daß in diesem Kampfe dem Deutschthum doch der schließliche Sieg verbleiben müsse." Allerdings sei große Vorsicht von Nöthen. Eine Centralisation des gesammten Lebens der deutschen Nation sei vom Uebel. So seien die Deutsch-Hannoveraner z. B. Gegner des Unterstützungswohnsitzes und ich persönlich sei der Ansicht, daß die Gewerbegesetze nicht für die verschiedenen Theile Deutsch-

lands die gleichen zu sein brauchten. Das schließe aber eine weitere Ausbildung des Reiches nicht aus und es müßten dabei natürlich auch manche Befugnisse den Einzelstaaten genommen und auf das Reich übertragen werden. Als zwei zu erstrebende Punkte wurden ein höchster Gerichtshof für die Erledigung staatsrechtlicher Streitigkeiten, dessen Nothwendigkeit die Braunschweiger Frage bewiesen habe, genannt und ein Reichsministerium.

Was dem deutsch-hannöverschen Programm am meisten im Wege stehe, sei der Umstand, daß die hannöversche Frage zugleich eine dynastische sei. „Es besteht nun einmal in weiten Kreisen eine Aversion oder doch ein Mißtrauen gegen dynastische Interessen und Rechtsansprüche; und wenn man das den Franzosen abgeborgte Wort ‚Legitimismus' ausspricht, so ist man meist verloren. Aber man bedenke, daß die welfische Dynastie zu den ältesten und ruhmwürdigsten Deutschlands gehört: sie ist eine der wenigen deutschen Kaiserdynastien, sie ist tief in die deutsche Geschichte verflochten. Sie wird, wie man mit Recht hervorgehoben hat, stets ein Faktor bleiben, der sich gelegentlich wieder geltend machen wird, und den man deßhalb nicht ganz unberücksichtigt lassen kann. Wie völlig verschieden auch die thatsächlichen Verhältnisse in Beziehung auf sie und in Beziehung auf die anderen depossedirten Dynastien liegen, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Sie ist die natürliche Vertreterin jeder niedersächsischen Selbständigkeit und der Tradition Hannovers. Die Deutsch-Hannoveraner würden sich selbst vernichten, wenn sie jemals von ihr abstrahiren könnten. Wie man aber von Königstreue reden und diese zum Ausgangspunkte des politischen Verhaltens machen kann, ohne auch die Königstreue in Hannover anzuerkennen, ist mir schwer verständlich. Wenn die Grundlage der Königstreue nur die thatsächliche Gewalt ist, so erscheint sie als etwas sehr Geringes. So lange es überhaupt noch neben dem Kaiser Fürsten in Deutschland giebt, wird die deutsch-hannöversche Partei deshalb nicht auf ihre Dynastie verzichten dürfen und können."

Auch die Karte Deutschlands dürfe nicht für alle Zeiten

als ein Noli me tangere betrachtet werden. „So allein, wie man vielfach denkt, stehen die Deutschhannoveraner mit ihren Tendenzen nicht. Sie haben Gesinnungsgenossen in Mecklenburg, Braunschweig, Hessen und in jenen Gebieten, die Althannover westlich begrenzten. Man kann sagen, daß eine starke föderalistische Unterströmung durch das nordwestliche Deutschland hindurchgeht. Und auch in Thüringen und Sachsen fehlt es derselben nicht ganz an Bundesgenossen. Sollte es so ganz undenkbar sein, daß sich diese Unterströmung früher oder später geltend machen wird und daß es früher oder später deutsche Staatsmänner geben wird, die derselben Rechnung tragen? Für einen harmonischen Ausbau des deutschen Reichs erscheint ein selbständiges Hannover, erscheint ein niedersächsischer Mittelstaat m. E. als eine Nothwendigkeit; und wenn früher oder später Holland sich auf friedlichem Wege mit Deutschland vereinigen sollte, so würde dies Bedürfnis noch größer sein."

Daß man unseren Gedankengang heute schon theilen solle, sei nicht zu verlangen. Aber die Hannoveraner begehrten allerdings, daß man sie nicht absolut anders behandle als alle anderen Parteien, daß man ihnen ihre subjektive Berechtigung nicht absolut abspreche. „Verfährt man den Deutsch-Hannoveranern gegenüber anders, baut man ihnen keinerlei Brücken, um sich in den neuen Verhältnissen zurecht zu finden, so wird man die Sache auch wahrlich nicht besser machen. Man wird dann die zähen Niedersachsen verhärten und immer von Neuem jene Uebertreibungen und Excentricitäten hervorrufen, die niemand mehr als der Schreiber dieses beklagt."

Erst zum Schluß kommt der Artikel auf die auswärtige Politik. Um es mit einem Worte zu sagen, was hier die Hannoveraner wollten, so sei es eine deutsche Politik anstatt einer preußischen. „Die Deutsch-Hannoveraner haben deshalb kein Verständniß dafür, wenn die Politik des deutschen Reichs, wie es geschehen ist, einfach als eine Fortsetzung der preußischen Politik, die sie in vielen Beziehungen beklagen, dargestellt wird. Die Deutsch-Hannoveraner glauben, daß die Allianz mit Österreich noch in einem viel höheren Grade zum Ausgangspunkte der

deutschen Politik gemacht werden sollte, als dies thatsächlich geschieht. Sie meinen, daß die österreichischen Interessen im Orient auch die deutschen sind; und sie haben deshalb kein Verständniß dafür, daß die deutsche Politik die russischen Interessen in Bulgarien bisher begünstigt und vertreten hat. — — — — — Der Schreiber dieses ist wahrlich auch seinerseits in keiner Weise mit der bulgarischen Politik einverstanden, wie dieselbe in letzter Zeit wieder auf der Seite Deutschlands zu Tage getreten ist; und er glaubt, daß schon die Rücksichtsnahme auf Rumänien eine andere Politik an die Hand geben sollte. Aber er hält sich an den Eindruck, den die deutsche Politik im Dezember vorigen Jahres machen mußte und vor Allem an den deutsch-österreichischen Bündnißvertrag und daran, daß derselbe gerade jetzt veröffentlicht wurde."

Mit ein paar Worten streifte ich dann die Kolonialpolitik. Die Ansichten gingen in dieser Beziehung sehr auseinander. Aber es seien doch deutsch-hannöversche Abgeordnete gewesen, die bei der Dampfersubvention mit den Ausschlag gegeben hätten.

Auch unter den Deutsch-Hannoveranern sei sich jedermann bewußt, daß das Reich seine Reichslande festhalten müsse. Die Hannoveraner müßten eine zweihundertjährige Geschichte verleugnen, wenn dem anders wäre. Soweit auswärtige Sympathieen in Hannover vorhanden seien, gälten sie dem 123 Jahre mit uns vereinigt gewesenen England. Wer aber wolle uns das verargen? Die Reichspolitik sollte im Gegentheil solche Sympathieen im pangermanischen Sinn für die Beziehungen zwischen Deutschland und England verwerthen.

Der Aufsatz schließt mit dem Wunsch, daß der wohlwollende Leser aus demselben den Eindruck gewinnen möchte, wie die deutsch-hannöversche Partei „trotz des Gegensatzes, in dem sie sich Preußen und den Preußen gegenüber befindet und trotz der Unbilden, durch die man es ihr erschwert hat" in das Reich hineinwachse. Man hege Vertrauen zu Kaiser Friedrich. „Möchte sich wenigstens die eine Hoffnung bewähren, daß man die deutsch-hannöversche Partei in Zukunft nicht mehr mit dem Banne belegt, daß man sie wie andere Parteien als eine Partei aner-

kennt, die, wenn auch nach ihrer Façon, dem Gesammtvaterlande zu dienen nach Kräften bestrebt ist!"

Ueberblicke ich heute diesen Aufsatz, so muß ich Eins offen eingestehen: das, was ich von der Stimmung der Hannoveraner sagte, war nur so weit ganz richtig, als es sich um meine eigene Stimmung handelte.

Höchstens konnte ich sagen, daß unbewußt die große Mehrheit der Deutsch-Hannoveraner so dachte und fühlte, wie ich gesagt, mit anderen Worten, daß latent diese Stimmung vorhanden war und daß nur die Parteileitung oder, wie ich sagte, die Presse, das Durchbrechen dieser Stimmung verhinderten. Dennoch will ich einen Tadel in dieser Beziehung gern hinnehmen. Aber gerade dies hat man mir gegenüber nie urgirt; und sieht man von diesem Punkte ab, so weiß ich nicht, was man von Seiten meiner Parteigenossen mir mit Recht vorwerfen könnte. Daß ich dem Wiener Publikum gegenüber den Rechtsstandpunkt etwas zurücktreten ließ — wer will das tadeln? Implicite war er in dem, was ich über die dynastische Frage sagte, enthalten.

Was meine positiven Vorschläge betrifft, so hat die neuere Zeit an praktisch möglichen Zielen nicht so gar viel mehr auf unserer Seite zu Tage gefördert. Das Uebrige bestand aus Ansichten, die ich mehr als einmal im Reichstage zum Besten gegeben hatte.

Der Effekt war aber ein für mich hüben und drüben höchst unerwarteter. An das, was man den englischen Einfluß bei dem neuen Hofe nannte, hatte ich wahrlich bei dem, was ich schrieb, nicht gedacht. Ich bin aber, wenn ich es auch nicht beweisen kann, stets der Meinung gewesen, daß das Gerede von den welfischen Zetteleien am Hofe Kaiser Friedrichs auf mein unbedeutendes Machwerk zurückzuführen sei und daß jener dieselben denunzirende Artikel — „Auch ein Programm aus den hundert Tagen" war ja wohl der Titel — lediglich auf einer Verdrehung des meinigen beruhte. Ein großes nationalliberales Organ griff mich in der heftigsten Weise an.

Das Alles war aber gar nichts gegen das, was mir von

Seiten der eigenen Partei widerfuhr. Vielleicht wäre der Artikel im Lande Hannover ziemlich unbemerkt geblieben, wenn er nicht den leitenden Kreisen der Partei von auswärts zugeschickt worden wäre. Mein Artikel wurde darauf hin in Hannover herumgesandt, um Ansichten über denselben einzusammeln. Es scheint eine förmliche Enquete gewesen zu sein. Manches, was man sagte, wird auf Mißverständnissen beruht haben; und es kommt immer viel darauf an, in welcher Weise eine Sache an die Menschen herangebracht wird. Schon Alles, was mit unserer Presse zusammenhing, fühlte sich verletzt. Von mir, dem in's Land Eingewanderten, wollte man eine Belehrung über die Stimmung nicht hinnehmen. Doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch der Kern des Gedankengangs die leitenden Männer revoltirte. Es war nahe daran, daß das Wahlvereinsdirektorium gegen mich vorging. Es gab Leute, welche sich zu dem Satze verstiegen, jemand, der so schreiben könne, gehöre nicht mehr zur deutsch-hannöverschen Partei.

Von befreundeter Seite wurde mir noch im Laufe des Sommers eine erste Mittheilung über diese Dinge zu Theil. Wenn die Urtheile meiner Parteigenossen mich interessirten, wurde mir geschrieben, so ständen mir dieselben zur Disposition. Ich lehnte dankend ab und setzte hinzu, die Partei habe zwei und drei Mal gegen mich entschieden. Es bleibe mir nichts übrig, als meine zwanzigjährige Thätigkeit abzuschließen.

Im Winter 1890 — ich greife hier vor — standen Neuwahlen bevor. Schon im Winter 1889 wurde aber der Versuch gemacht, einen anderen Kandidaten im 7. Wahlkreise von deutsch-hannöverscher Seite aufzustellen. Männer, die treu zu mir hielten, widersetzten sich und die Stimmung des Wahlkreises sprach für mich. So wurde mir denn im Herbst 1889 das Mandat des 7. Wahlkreises zum fünften Male angeboten. Ich war gerade mit einem Briefe beschäftigt, der dies Anerbieten in milder Weise und unter Berufung auf den Zustand meiner Gesundheit sowohl als auf die Schwierigkeiten meiner Lage ablehnte, als mir jetzt mitgetheilt wurde, das Wahlvereinsdirektorium, aus dem ich übrigens schon um 1881 aus-

getreten war, habe sich bei dem Erscheinen meines Artikels in dem Wunsche vereinigt, daß ich ihm, falls ich wieder etwas schreibe, das Manuscript, ehe ich dasselbe zum Druck gelangen ließe, vorlegen möchte. Das war also in optima forma die Censur. Natürlich war dem gegenüber meine Stellung gegeben. Ich machte nun zu meinem Briefe noch einen Zusatz und lehnte darin in schroffer Weise ab. Meine Gesundheit bot vor der weiteren Welt eine Motivirung für meinen Rücktritt: aber ich habe stets einfließen lassen, daß ich auch noch andere Gründe hätte.

So ist meiner politischen Thätigkeit ein Ende gemacht worden. Jener hannöversche Freund, der so entscheidend auf meine politische Haltung eingewirkt hatte, wünschte mir Glück und meinte, daß ich nach der Wiedererlangung meiner Unabhängigkeit für unsere Sache mehr leisten könne als bisher.

Es war zunächst die eigene Partei, die mir die weitere parlamentarische Thätigkeit unmöglich machte. Aber meines Seins war im Reichstage zunächst und auf lange hin doch nicht mehr, seit die Hoffnungen, die ich in Bezug auf die innere Politik gehegt hatte, in so trauriger Weise getäuscht worden. Und nun war in Betreff der auswärtigen Politik auch noch eine Enttäuschung hinzugekommen, die mich vor der Welt, vor meinen Parteigenossen und namentlich vor mir selbst blos stellte. Es war gewiß aus einem richtigen Gefühl entsprungen, wenn ich einer rein negativen Haltung hatte entsagen und wieder einmal hoffen wollen. Aber wie hatte doch dies Alles geendigt! Ich begrüßte es mit wahrlich ungeheuchelter Freude, daß ich mich jetzt in die Einsamkeit zurückziehen konnte. Das peinliche Gefühl, doch noch immer nicht genug für die Sache, der ich mich gewidmet, gethan zu haben und der Zweifel, ob der Rücktritt aus dem öffentlichen Leben deshalb recht sei, konnten und mußten nun endlich aufhören. Ich durfte mir sagen, daß ich meine Rolle bis zur äußersten Möglichkeit und darüber hinaus durchgeführt hatte. Nur allzu lange Zeit hatte ich vergehen lassen, seit mir zuerst der Gedanke an den Rücktritt gekommen war.

Im Reichstag habe ich nach dem 16. Dezember 1887 noch

zwei Mal Gelegenheit gehabt, mich in den inneren Fragen zu meinen alten Ueberzeugungen zu bekennen.

Am 18. Mai 1889 handelte es sich um das Gesetz über die Invaliditäts- und Altersversicherung. Ich knüpfte an das an, was ich acht Jahre früher, als uns das Unfallsversicherungsgesetz zum ersten Male beschäftigt, gesagt hatte, und wiederholte, daß der Ausgangspunkt für mich die Auffassungen seien, die unsere Vorfahren über die Sache gehabt haben würden. Schon vor acht Jahren hätte ich mich zum Gegner solcher allgemeinen Gesetze erklärt. Ich hätte damals gesagt, daß ich es nicht für richtig halten könne, wenn man ein „mathematisches und juristisches Recht auf Unterstützung formulire.“ „Es wird durch dieses Gesetz von Neuem besiegelt, daß immer mehr und mehr, meine Herren, in die Hände des Staats gelegt werden soll. Mit den Eisenbahnen haben wir angefangen. Jedes Jahr bekommen wir neue Gesetze, wo neue Gebiete dem Staat überwiesen werden. Und nun dieses Gesetz! Ich gebe ja zu: radikal kann man in diesen Dingen nicht sein. Den Gesichtspunkt des laisser faire betrachte ich nicht so, als wenn er ein absolutes Prinzip wäre, von dem man unter keinen Umständen abweichen kann. So weit gehe ich nicht; aber die Gefahr liegt wahrlich nicht nach der Seite hin. Tag für Tag wird mehr dem Staatsgötzen geopfert. Wie ein von mir hochverehrter Mann — es war Riehl — es aussprach: ‚Der Staat sitzt uns überall im Nacken‘ — — — Es war eine entscheidende That desselben Riehl, — — — wenn er in seinen Büchern in den 50er Jahren sagte: die Aufgabe der Zeit liegt in der Scheidung des Staates von der Gesellschaft. Das waren Auffassungen, in denen die Konservativen in meiner Jugend aufwuchsen; seitdem haben sich die Dinge gewaltig geändert. Jetzt soll der Staat hinten und vorn helfen. Ein Ende davon ist nicht abzusehen. Und ich glaube, er wird im wesentlichen nicht helfen können. Es wird uns das nur zu Illusionen und schließlich zum sozialen Unfrieden im allerschlimmsten Maße führen. Die Hauptgefahr aber, die uns droht, die ist, wenn ich es so

ausdrücken darf, die Verstaatlichung der Nation. Das ist die Gefahr der Zeit und ich glaube früher oder später wird der Moment kommen, wo sich alle diejenigen, die diese Gefahr erkennen, und die noch echtes, deutsches Bewußtsein in sich tragen, zusammenschaaren müssen, um zu sagen: ‚bis hierher und nicht weiter! das kann nicht so weiter gehen.‘

Man nennt den auch von mir vertretenen Standpunkt Individualismus. Diesen Sprachgebrauch möchte ich nicht adoptiren. Es ist die Gefahr eines jeden staatlichen Organismus, daß seine Organe, ich möchte sagen, die Rinde, die dieses Gewächs des Staates oder Reiches sich schafft, auf die Länge zu sehr erstarken und schließlich so stark werden, daß sie den Lebenskeim erdrücken. Dagegen kämpfen die, welche wie ich denken, an, und ich weiß, daß in sehr weiten Kreisen auf dem flachen Lande, soweit die Leute dort überhaupt ein Urtheil in dieser Sache haben, ähnliche Auffassungen bestehen. Ich glaube auch einen sehr erheblichen Theil meiner niedersächsischen Landsleute hinter mir zu haben. —

Von Anfang habe ich, wie gesagt, dem Prinzip, das diesem Gesetze zu Grunde lag, gegnerisch gegenübergestanden, und ich kann meine Auffassung nicht ändern, wenn auch Autoritäten für das von mir bekämpfte Gesetz geltend gemacht werden. Ich spreche hier vor Gott und meinem Vaterlande; und wenn ich mich durch irgend eine Autorität influiren ließe, so wäre das ein sacrificio dell' intelletto. Und das werden Sie nicht verlangen.“

Weit schwieriger war meine Lage, als ich vor dem Schluß der dann folgenden kurzen Wintersession gegen das Sozialistengesetz das Wort ergriff. Es war ein eigenthümlicher Zufall, daß sich meine erste Reichstagsrede auf denselben Gegenstand bezogen hatte. Von einer Ernüchterung der Sozialdemokratie, von deren Annahme ich damals ausgegangen war, konnte jetzt nicht mehr die Rede sein. Ganz besondere Besorgniß flößte mir der Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet ein und ich habe diesen

Streik eigentlich immer als einen Wendepunkt in unseren Verhältnissen betrachtet.

„Daß ich kein Freund der Sozialisten bin," hieß es im Eingang meiner Rede, „daß ich mit keinerlei Sympathie die Agitationen, das ganze Parteileben der Sozialisten betrachte, das, glaube ich, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; mein ganzes politisches Leben, jedes Wort, das ich hier gesprochen habe, dürfte davon Zeugniß ablegen, wenn man mit unbefangenen Augen ansieht, was ich gesagt, und noch mehr, wenn man auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Ich gehe durchaus von der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Gesellschaft aus und ich muß deshalb ein entschiedener Gegner derjenigen Partei sein, die sich in einem Kriegszustand gegen dieselbe befindet und die dieselbe thatsächlich negirt."

Auch jetzt wieder legte ich aber das Schwergewicht auf die sog. Aeternirung des Sozialistengesetzes und kam auf diesem Wege doch wieder zu dessen Verwerfung. Zum Schluß kommt dann die Rede auf die Mittel gegen die Sozialdemokratie. Es hob mich der Gedanke, daß ich zum letzten Male zum Reichstage und in gewissem Sinne zur deutschen Nation redete. Meine Schlußworte lauteten:

„Eine Hilfe gegen die Sozialdemokratie liegt nach meiner Ueberzeugung auf ganz anderem Gebiet. Ich glaube, daß wir mit jedem Schritte, den wir auf dem Wege der ‚Verstaatlichung der Nation' — — — weiter thun, den Zielen der Sozialdemokratie näher kommen und neues Wasser auf ihre Mühle gießen. Wenn man fort und fort ein Gebiet nach dem anderen dem Staate überweist, so reizt man die Herren, so verstärkt man mit Naturnothwendigkeit das Verlangen der Sozialdemokratie, selbst die Dinge in die Hand zu bekommen, und man giebt ihnen ferner ein Recht für ihre Doktrinen, die davon ausgehen, daß der Staat eine Pflicht hat, für die Existenz der Einzelnen, für das Auskommen der Einzelnen und was damit zusammenhängt, zu sorgen. Fort und Fort nähren wir jetzt

diese Doktrin. Was hilft da ein Repressivgesetz wie das vorliegende? Noch auf einen anderen Punkt möchte ich Sie aufmerksam machen, meine Herren! Es hängen die Gefahren der Sozialdemokratie in sehr wesentlicher Weise mit der Zentralisation zusammen. Fort und fort zentralisieren wir; fort und fort wachsen die großen Städte; fort und fort werden die kleinen Kreise, aus denen die Nation gebildet ist, überschwemmt und hinweggewischt. Dadurch entstehen immer mehr große Zentren, und in den großen Zentren liegt die eigentliche Gefahr unserer Sozialdemokratie. Ferner ist ein sehr wesentliches Element in der Sozialdemokratie das, was man die materialistische Weltauffassung nennt. Dieser müssen wir entgegentreten. Wir müssen es immer von neuem und von neuem bekennen: der Mensch lebt nicht von Brod allein. Wenn wir die Ueberzeugung davon in die Massen hineinbringen, so wird die eigentliche Gefährlichkeit der Sozialdemokratie in früherer oder fernerer Zeit gebrochen werden. Ich spreche es offen aus: wir müssen uns zurückwenden zu dem alten deutschen Geist, zu dem geschichtlichen Geist, der in unserem alten Deutschland lebte. Wir müssen, wie ich das bei einer anderen Gelegenheit genannt habe, wieder ‚der Gesellschaft' die Dinge in die Hand geben. Wir müssen Corporationen, wo sie vorhanden sind, ohne Beeinträchtigung der staatsbürgerlichen Rechte und ohne daß eine staatsbürgerliche Bevormundung dabei eintritt, kräftigen und in letzter Instanz auch die großen Corporationen der Kirche. Dann, meine Herren, dann ist es möglich, daß wir die Sozialdemokratie bekämpfen. Das Rechtsleben der Nation ist bei diesem Kampfe von der größten Bedeutung. In den letzten 20 Jahren sind mehr als einmal Eingriffe in die materielle Rechtssphäre der Staatsbürger gethan. Man hat sich gewöhnt, ‚die Klinke der Gesetzgebung' als ein Mittel zu betrachten, mit dem man alles Beliebige festsetzen könne. Man hat die Leute an den Gedanken gewöhnt, daß der Inhalt der Gesetzgebung gleichgiltig sei, daß es nur darauf ankomme, ein Gesetz zu Stande zu bringen, ein Gesetz zu ‚machen'. Wenn wir das fort und fort thun, so wird unser ganzes Rechtsleben ein immer trockeneres, ein immer magereres werden, und es wird

immer weniger fähig sein, Stand zu halten gegen den Ansturm der Sozialdemokratie.

Das Gleiche gilt von dem Recht auch in formeller Beziehung. Auch die sogenannte formelle Seite des Rechts bildet einen Damm, sie bildet den stärksten Damm gegen den Umsturz; und da ist es die Ueberzeugung, zu der ich mich bekenne, daß ein Gesetz allerdings nicht gemacht werden kann auf dem Wege eines Pronunziamento — es ist dies der Ausdruck, den einst der Herr Reichskanzler meinem Fremde Decken gegenüber gebraucht hat, — sondern daß das Recht auf der communis opinio omnium beruht. Wenn diese alten germanischen Ideen des Volksrechtes wieder in Deutschland lebendig werden, dann — — werden wir den stärksten Damm gegen die Sozialdemokratie aufgeführt haben. Allen diesen Ideen, diesen geschichtlich-deutschen Ideen, wie ich sie mit Stolz nenne, wird man entgegenhalten, es gehe damit nicht, dergleichen sei Idealismus. Nun, ich stehe noch immer auf dem Boden des alten Riehl, wenn dieser in den 50er Jahren meinte: Unser Volk ist noch nicht so weit, daß wir eine große Anleihe machen müssen; noch genügen, richtig verstanden, die alten Mittel. Ich glaube, daß es, wenn auch sehr viel Wasser seitdem in unseren Strömen hinuntergeflossen, im wesentlichen doch noch so ist. Wir dürfen nur nicht mit künstlichen Institutionen, wie wir sie hier im Reichstag geschaffen und auch im vorigen Sommer geschaffen haben, in die Entwickelung der Dinge eingreifen. Ja, ich habe noch den Glauben an unsere deutsche Nation. Wir sind noch nicht so weit, um in einem Prokrustesbett des Staatsabsolutismus unser Dasein beenden zu müssen. Noch gilt es zu kämpfen, noch ist die Möglichkeit des Sieges gegeben. Je weniger wir Hülfe bei'm Staat suchen, um so eher wird eine Regeneration möglich sein, die sich im letzten Grunde auf eine Regeneration der Sitten begründen muß; um so eher wird es möglich sein, einen Damm aufzurichten gegen die destruktiven Bestrebungen, gegen die Bestrebungen, die im Gegensatz stehen zu unserem alten und echten Deutschthum.

Und nun, meine Herren, komme ich zum Schluß. Ich

bitte Sie, nicht von mir zu sagen, wie es vorgekommen ist: ‚das ist ein Welfe, es ist natürlich, daß er so spricht.‘ — — Ich bekenne mich zur deutsch-hannöverschen Partei und zu deren Restaurationsprogramm mit Freude und Stolz. Aber ich bin dieser Partei beigetreten, weil ich von den eben entwickelten Ideen ausging, weil ich diese Ideen seit frühen Tagen — — — verfolgte, kurz, wenn Sie den Ausdruck gelten lassen, als Deutscher im alten Sinne des Worts. Und so bitte ich Sie, auch das letzte Wort, was ich zu Ihnen gesprochen habe, aufzunehmen. Gott schütze unser Deutschland, Gott lasse uns bleiben und zurückkehren auf die alten Wege der deutschen Geschichte, des deutschen Rechtes und der deutschen Sitte!“

Merkwürdiger Weise wurde ich von demselben Herrn von Kardorff angegriffen, der fast zehn Jahre früher gegen meine Jungfernrede gesprochen hatte. Was ich unter der Regeneration Deutschlands verstehe, sagte derselbe, das sei die Regeneration des Welfenthums und man wisse ja, daß das Welfenthum recht gut die Sozialdemokratie zu seinen Zwecken gebrauchen könne. „Also meine Herren, die Absichten des Herrn Vorredners liegen ganz klar vor.“

„Ich glaube, meine Herren,“ antwortete ich, „Sie werden mir das Zeugniß geben, daß es nicht meine Absicht gewesen ist, diese Debatte hervorzurufen. Wenn ich gesagt habe, was ich gesagt, so habe ich es damit motivirt, daß es das letzte Mal sei, wo ich hier zu Ihnen spräche, und daß ich mich deshalb noch einmal offen zu den Ansichten bekennen wolle, die in meinem Inneren lebten. Was nun die beiden Vorwürfe betrifft, die von dem verehrten Abgeordneten jener Seite gegen mich erhoben worden sind, so kann ich in betreff des ersten, der sich auf die Herren Sozialdemokraten bezog, nur sagen: sehen Sie meine ganze politische Thätigkeit an und entscheiden Sie dann, ob ein solcher Vorwurf begründet ist! Ich habe es niemals verleugnet, daß ich das größte Bedenken bei jedem Schritte habe, den ich mit den Sozialdemokraten zusammen gehen muß; und ich sage das gerade um so mehr, als ich mich freue, mich mit den Herren

von der freisinnigen Partei in so sehr vielen Punkten zu berühren, und um so mehr, als ich hoffe, noch weiter mit ihnen zusammengehen zu können. Ich halte die Sozialdemokratie für eine Partei, mit der wir eben nicht paktiren können und ich glaube, daß es, wenn mit ihnen paktirt wurde, von einer ganz anderen Seite ausgegangen ist. Darauf beruht ja eben die Sozialgesetzgebung, mit der wir uns seit einer Reihe von Jahren jetzt beschäftigt haben. Soll ich Ihnen noch einen stärkeren Beweis geben, meine Herren, wie weit ich von den Anschauungen der Herren Sozialdemokraten entfernt bin, so will ich mich zu der Ketzerei bekennen, daß mir die Art der staatlichen Einwirkung auf die Streikbewegung in Westphalen und Rheinland — einschließlich der Parteien des Reichstags — nach der Ueberzeugung, wie sie mir nun einmal von Gott verliehen ist, viel zu weit geht. — — — — Wenn dann zweitens gesagt ist, unter einer Regeneration Deutschlands verstände ich nur die Regeneration oder die Wiederherstellung Hannovers, so kann ich nur auf das verweisen, was ich vorhin schon gesagt habe. Ich habe gesagt: weil ich von solchen Ideen ausginge, die ich vorzugsweise die deutschen, die germanistischen nenne, darum sei ich Deutsch-Hannoveraner geworden — ich sage nicht: Welfe, ich sage lieber Deutsch-Hannoveraner, weil das Wort deutsch darin enthalten ist. Und, meine Herren, die Gewaltsamkeit? — Nun, wer an Gewaltsamkeit von unserer Seite glauben kann, den muß ich einer Bekehrung in unserer Beurtheilung nicht fähig halten. Wir sind ein kleines Häuflein. Wie könnten wir, selbst wenn die Sozialdemokraten, — — — was ich noch gar nicht glaube, auf unserer Seite stünden, an eine Gewaltsamkeit denken, die uns schließlich vernichten müßte? Nein, meine Herren, das ist es wahrhaftig nicht, wofür ich kämpfe. Wofür ich gekämpft habe, das ist, daß sich die Ueberzeugung im deutschen Reiche Bahn brechen möge, daß im Interesse des paralleten Baues von Nord- und Süddeutschland ein selbständiger Staat an der Nordsee in einer früheren oder späteren Zeit unter diesen oder jenen Bedingungen hergestellt werden muß. — — — — Ausgegangen bin ich — — — — von der Idee einer

Regeneration Deutschlands auf freiheitlicher Basis, — und dazu gehört nach meiner Auffassung eben auch die Selbständigkeit seiner Stämme."

Es waren dies die letzten Worte, die ich im Reichstage gesprochen habe und ich habe mich später überzeugt, daß sie nicht ungehört verhallt sind.

Schluß.

Hiermit will ich meine Lebenserinnerungen beschließen. Schon wieder sind Jahre dahin gegangen. Aeußerlich war es eine für mich stille Zeit. Körper und Geist hatten Muße sich von dem Erlebten zu erholen; und es waren nur zufällige Umstände daran schuld, wenn in ersterer Beziehung das Resultat nicht ein vollständigeres gewesen ist.

Im Sommer 1892 starb meine Mutter und ich habe erst nach ihrem Tode völlig eingesehen, welche Bedeutung sie für unseren ganzen Familienkreis hatte, wie sie denselben mit ihrer Liebe und ihrem Gottvertrauen erwärmte. Das kleine Nebenhaus steht jetzt leer; und wie dessen Insassen in Eltville fehlen, drängt sich mir auf, so oft ich dorthin komme. Es war meiner Mutter in seltenem Maße vergönnt gewesen, zu einem befriedigenden Abschluß ihres Lebens zu gelangen. Sie hatte kurz vor ihrem Tode auch noch die Freude, daß das rauhe Haus einen Cyklus von religiösen Betrachtungen zum Druck zu befördern übernahm. In ihrer ganzen Existenz prägte sich in den letzten Jahren eine schöne Harmonie aus; und ich mußte oft erröthen, wenn ich meine eigenen reformatorischen Absichten von ehedem und meine eigenen Resultate damit verglich. Auch für mein Haus war die Einwirkung meiner Mutter jetzt von der größten Bedeutung.

Die durch ihren Tod entstandene Lücke machte sich für mich um so fühlbarer, als der Kreis meiner Hausgenossen durch den Fortgang der Söhne aus dem elterlichen Hause jetzt sehr zu-

sammengeschmolzen ist. Noch immer bilden die Kinder die Freude meines Lebens. Aber ganz neue Aufgaben sind in dieser Beziehung an mich herangetreten. Auch die Kinder haben sich mit der Zeit auseinanderzusetzen; und ich muß dann wieder Stellung nehmen zu den im Einzelnen höchst verschiedenartigen und wechselvollen Resultaten, die sich ihnen dabei ergeben. Namentlich für die Söhne sind die Schwierigkeiten groß. Denn es wird jeder, der darauf merkt, schon erfahren haben, daß seit 1866 und 70 ein ganz anderer Geist in unserer Jugend lebt. Die Heroen unserer klassischen Litteraturperiode treten, wie auch Riehl schon andeutet, in merklicher Weise zurück. Der geistreiche Badenser Hausjakob weist darauf hin, wie sich die stoische Philosophie an die Stelle der platonischen setze; und das eine der von ihm genannten Beispiele betrifft den Sohn von — Viktor Scheffel. Daß ein Vortheil in dem Allem liege, muß ich von meinem Standpunkte aus bestreiten. Wir werden damit immer ärmer an produktiven Ideen, d. h. an Gedankenproduktivität; und diese Erscheinung hängt mit der aus der Wendung der Jahre 1866 und 70 sich ergebenden Gefahr zusammen, daß wir unter dem Einflusse einer einseitigen Energieentwicklung und des Drills zu einem völlig anderen Volke zu werden drohen. Wie weit es mir möglich sein wird, mit der jüngsten Generation Fühlung zu halten, vermag ich heute noch nicht zu übersehen. Aber der ihr angehörende Einzelne hat es schwer. Man wird es begreifen, wenn mich nun auch die Rücksicht auf diese Verhältnisse zur völligen Beschränkung auf die Geistesarbeit trieb.

Klinggräff hatte mich zu einer Fortsetzung meiner Arbeiten über den Zusammenbruch des Reichs veranlassen wollen; Vivenot hatte mich seiner Zeit zu einer Geschichte des deutschen Bundes, an der es noch fehle, anzuregen gesucht. Ich verwarf beides, weil mein ganzes Streben nach einer Arbeit ging, die auch das religiöse Gebiet umfasse. Ich wollte mich dem in den siebziger Jahren zurückgestellten Theile meiner Studien zuwenden, der sich auf den Zusammenbruch der Reichsinstitutionen im 16. Jahrhundert bezog. Als sich gelegentlich von Luthers vierhundertjährigem Geburtstage alle Welt mit der Reformationsgeschichte

zu beschäftigen begann, drang auch Klinggräff in mich, mit einer solchen Arbeit Ernst zu machen. Ich würde dabei noch immer auf dem Boden jenes Entwurfs von 1871 gestanden und es würde ein solches Buch mit meinem „Von 1806 bis 66“ und meinem „Von 1790 bis 97“ jetzt so zu sagen eine Trilogie zu bilden gehabt haben.

Bald aber zeigte es sich, daß ich über die Reformationszeit nicht schreiben könne, ohne mir klare Ueberzeugungen über die Entstehung der alten Kirche und des alten Reichs gebildet zu haben. Nun galten meine Arbeiten diesem Entstehungsprocesse. Mit Kaiser Otto dem Großen wollte ich abschließen. Aufgegeben sind auch solche Pläne heute noch nicht. Aber es wurden alle diese Studien durch eine Aufgabe zur Seite gedrängt, die mir näher lag. Jener kurze Nachruf, den ich 1887 dem Andenken meines Schwagers Klinggräff in den hessischen Blättern gewidmet, hat mich Schritt vor Schritt weiter und zuletzt zur Herausgabe der geistigen Hinterlassenschaft des Freundes geführt. Mit dem zweiten Theil verband sich bei mir die Absicht, mich in einem Nachwort über meine Stellung zu den Fragen der auswärtigen Politik auszusprechen.

Daß auch meine Mittheilungen „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes“ wieder etwas überlang wurden, darüber täuscht sich niemand weniger als ich. Aber es war sehr schwer, eine Grenze zu ziehen. Bis zum Herbst 1893 wurde ich durch diese neue Arbeit in Anspruch genommen.

Es fügte sich, daß dann einmal wieder meine familiengeschichtlichen Studien in den Vordergrund traten. In nicht allzu ferner Zeit hoffe ich sie, so Gott will, abschließen zu können. Daneben wandte ich mich diesen Lebenserinnerungen zu, die im Laufe von zwei Jahren langsam niedergeschrieben, dann aber immer und immer wieder durchgearbeitet worden sind.

Wenn ich hier am Schluß nach den Resultaten frage, die das Leben bis jetzt für mich gehabt hat, so sind es natürlich zunächst schmerzliche Gefühle, die mich beschleichen müssen. Von früh an hatte ich mit Verhängnissen zu kämpfen. Die Unbewußtheit der Kindheit blieb mir versagt und ich sehnte mich früh

aus dem von den Verhältnissen mir doch zunächst „Gegebenen“ heraus. Allzu frühe nahm meine Richtung eine Wendung nach Außen. Nichts hat wohl mehr auf mir und meinem Geschick gelastet, als daß ich mir schon in frühester Jugend die Ziele zu hoch steckte; und das, was mein Hinteler Lehrer die „Rebellion“ nannte, spielte bei dem Allen eine große Rolle. Als ich in das eigentliche Leben hinaustrat, haben sich große und kleine Dinge vereinigt, um mich plötzlich lahm zu legen und am fröhlichen Schaffen zu hindern. Alles und Jedes wurde mir ungewiß. Einen Augenblick verzweifelte ich an Allem.

Als ich mich zu erholen und an der Seite eines neuen Freundes innerlich aufzurichten begann, griffen dann die politischen Verhältnisse in mein Leben ein. Auf diesem Gebiete glaubte ich nun meinen eigentlichen Beruf gefunden zu haben; und ich bin dieser Auffassung fast ein Vierteljahrhundert treu geblieben. Es war der Proteststandpunkt, auf den ich mich der Annexion Hannovers gegenüber gestellt hatte; und ich trachtete diesem in allen Beziehungen einen scharfen und consequenten Ausdruck zu verleihen. Der Energie Bismarcks sollte die Energie und das klare Wort entgegengestellt werden, um es zu verhindern, daß sich auf der Grundlage der communis opinio omnium de jure ein neues Recht in Hannover bilde. Wie das deutsche Volksrecht mein Ausgangspunkt war, so sollte dabei der deutsche Gesichtspunkt überall festgehalten werden. Ursprünglich hatte ich von den großen Fragen der auswärtigen Politik abgesehen. Als die Verhältnisse mich dazu zwangen, auch diese in Betracht zu ziehen, wandte ich mich in alter Liebe Österreich zu.

Das Jahr 1870 machte aber meinen Hoffnungen nach dieser Richtung hin ein Ende und ich dachte schon damals ernstlich an ein Zurückziehen von der Politik. Als ich doch gezwungen wurde, eine Stellung zu den auf das Jahr 1866 folgenden Ereignissen zu nehmen, gab ich das alte großdeutsche Programm auf, ohne jedoch meinen Sympathieen für Österreich zu entsagen. In Beziehung auf die Gegner innerhalb Hannovers wünschte ich eine gewisse Milde und Rücksichtnahme walten zu lassen.

Will man behaupten, daß sich mir die Aufgabe, als ich dann in den achtziger Jahren in den Reichstag eintrat, unter den Händen verschob, so habe ich dagegen nichts einzuwenden. Zum Lernen ist man nie zu alt und die Pflichten eines übernommenen Berufs schärfen das Auge. Ich bin überzeugt, daß mich ein gesunder Instinkt getrieben hat. Man vergesse auch die Enttäuschungen nicht, die ich vorher erfahren und wie sich mir die Ueberzeugung aufgedrängt hatte, daß ein neuer Weg eingeschlagen werden müsse. Und man vergesse ferner nicht, daß meine isolirte Lage mich ebenfalls neue Wege einzuschlagen zwang. Ich hoffte auf eine große Koalition gegen das System Bismarck, wie es namentlich in der Socialpolitik hervortrat.

Nach dem vollständigen Siege Bismarcks fehlte es mir an einer Basis für den weiteren Kampf; und es haben mich nur zufällige Umstände im Reichstage noch festgehalten.

Es war mir dann noch vergönnt, denjenigen Ueberzeugungen einen Ausdruck zu verleihen, die mir von dem alten großdeutschen Programm übrig geblieben waren. Ich verwickelte mich aber dabei in neue Schwierigkeiten und zuletzt wurde ein Konflikt mit der eigenen Partei daraus, der mir ein ferneres Wirken geradezu unmöglich machte.

Ich bin es mir wohl bewußt: wie in meinem ganzen Leben, so habe ich auch in meiner politischen Wirksamkeit mannigfach gefehlt. Möchte aber der Leser aus dieser Veröffentlichung die Ueberzeugung gewinnen, daß ich ehrlich das Gute gewollt habe! Möchte er daraus ersehen, daß mich gerade ein deutscher Patriotismus bei dem, was ich gethan habe, trieb! Wenn ich mich während meiner Reichstagsthätigkeit hinsichtlich des Widerstandes, den die Socialpolitik der Regierung fand, und zuletzt auch hinsichtlich der Haltung Deutschlands in der bulgarischen Frage Illusionen hingegeben hatte, so brauche ich das gewiß nicht zu bedauern. Ich mache kein Hehl daraus, daß ich trotz Allem, was mir begegnet ist, mit Genugthuung und Dankbarkeit auf die zehn Jahre im Reichstage zurückblicke. *Nur auf dem damals Gefundenen und Erkämpften vermag ich weiter zu bauen.*

Das, was ich erträumt, hat Gott mir auch während meiner Reichstagsthätigkeit freilich nicht geschenkt. Aber ich habe doch auch damals nur den Impulsen treu bleiben wollen, die ich in den auf die Revolution von 1848 folgenden Jahren empfangen habe.

Die Zeit stand der Gesammtheit dessen, was ich und Tausende mit mir um die Mitte des Jahrhunderts wollten, hindernd im Wege. Es wird mein Leben deshalb in einer mir selbst oft erstaunlichen Weise von einer Kette von Niederlagen meiner Ideale ausgefüllt.

Wohl ist sie schön die Welt!
In ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach! daß es immer nur um einen Schritt
Von uns sich zu entfernen scheint
Und unsere bange Sehnsucht durch das Leben
Auf Schritt und Tritt bis nach dem Grabe lockt.*)

Ob die Zukunft noch Raum haben wird für die hier vertretenen Ideen? Die Zukunft selbst wird es entscheiden. Ich meine: sind sie aus Gott, so werden sie die Menschen nicht ganz zu dämpfen vermögen. Daß ich auf allen Gebieten noch zu weiteren Einschränkungen bereit wäre, versteht sich wohl von selbst. Aber kein Billigdenkender wird verlangen, daß ich in meinen alten Tagen dem innersten Gehalt der Ideale entsagen solle, die mir erst das geistige Leben gegeben haben. Für etwas Anderes mich zu erwärmen, ist mir platterdings nicht möglich, und wenn ich auch die neue Zeit erkenne, so vermag ich doch nicht an deren Inhalt zu glauben.

Aber wäre nicht eine andere politische Basis geeigneter gewesen, um für das, was ich im tiefsten Grunde erstrebte, zu kämpfen? War es nicht ein verkehrter Idealismus, der mich vom Mittelrhein nach Niedersachsen führte? Niemand macht sich seinen Lebensweg selbst; und ich bin mir bewußt, daß der Kern von

*) Siehe Goethe, Tasso III, 2.

dem, was mich trieb, auch als ich mich der hannöverschen Sache widmete, das Gute war. Die tiefsten Eindrücke und die tiefste Sehnsucht meiner Kindheit, die Erinnerung an meinen Vater und die Begeisterung für das Deutsche sind die Grundlage von Allem gewesen und haben mich eben dahin, wo ich stehe und auch nach Hannover geführt. Wenn ich matt und zweifelhaft wurde, habe ich mich stets an dem Gedanken aufgerichtet, daß es hier auszuhalten gelte.

Und wäre etwa eine andere Beurtheilung der Ereignisse von 1866 bei meinen Ueberzeugungen eine logisch begründetere gewesen? Ich verstehe ja vollständig, warum so viele deutsche Patrioten von nichts hören wollen, was dem Jubel über die Gründung des neuen Reichs im Wege stehen könnte. Auch ich fühle mich dem neuen Reiche in meinem Gewissen verpflichtet und würde es bei den uns von Innen und Außen drohenden Gefahren für geradezu sündlich halten, an demselben zu rütteln. An die Weiterentwicklung des neuen Reichs wird Alles anknüpfen müssen. Aber hätte ich 1866 einen anderen Weg einschlagen sollen und wäre ein solcher Weg etwa konsequenter oder auch nur praktischer, wäre er vor Allem besser gewesen?

Wenn auch in anderer Weise als jetzt, so handelte es sich doch schon damals um den Kampf für das historische Deutschland. Man wird denselben nicht zu würdigen verstehen, wenn man sich nicht über den Charakter des Vorspiels klar wird, das dem großen deutschen Kriege auf der kleineren schleswig-holsteinschen Bühne voranging. Außerordentlich charakteristisch war es mir, aus dem Werke des jüngeren Samwer über „die Befreiung Schleswig-Holsteins“ zu ersehen, daß Lassalle ein glühender Annexionist in der schleswig-holsteinschen Frage war: im Gespräch mit ihm soll Bismarck schon gar frühe den Plan in's Auge gefaßt haben, „den preußischen Verfassungskonflikt und die Annexionsfrage auf dem Wege der Bundesreform zu lösen.“ Die erste Macht, die Bismarck für seine schleswig-holsteinschen Annexionsgedanken in jenen Jahren gewann, war nach Samwer Frankreich; und Rußland hat Bismarck durch die Lancirung des oldenburgschen

Erbrechts wesentlich bei seinen Plänen geholfen. Gewiß konnte man darüber streiten, ob die großdeutsche oder kleindeutsche Lösung die richtigere sei, und der Leser wird sich überzeugt haben, daß ich selbst schon im Anfang der sechziger Jahre die praktischen Schwierigkeiten für den von mir erstrebten Nothbau nicht unterschätzte. Aber unser Volk durfte nicht in seinen edelsten Trieben irre gemacht werden; und deßhalb durfte die Lösung auf diese Art nicht kommen. Ein älterer Vertreter der Gothaischen Richtung hat bekanntlich einst gesagt, Bismarck mache seine Politik, aber er mache sie falsch. Auch ein Bürgerkrieg würde m. E. einen ganz anderen Charakter gehabt haben, wenn Bismarck zuvor in positiver Weise auf die österreichisch-mittelstaatlichen Bundesreformpläne eingegangen und wenn dann aus dem sich daraus ergebenden Hin und Her der Krieg hervorgegangen wäre. Die Art, wie Bismarck in elfter Stunde seine eigene Bundesreform in die schleswig-holsteinische Frage hineinwarf, war unvermittelt und unmotivirt.

Als dann das Annexionsprinzip auf Hannover angewandt wurde, trat, wie ich auch heute noch urtheile, eine Pflicht an mich heran, der ich mich nach meinen Antecedentien nicht entziehen konnte. Es war von der größten Wichtigkeit, daß sich in dem alten Herzogthum Sachsen ein Herd des Widerstandes erhielt; und ich würde stolz darauf sein, wenn ich auch nur ein klein wenig dazu beigetragen hätte. Ich mußte in jenem Augenblick die Gedankenwelt, in der ich lebte und die germanistische Schulung, die ich durchgemacht hatte, in den Dienst des engeren Vaterlandes stellen; und um so mehr, wenn man nach meiner Ueberzeugung auf unserer Seite das lösende Wort nicht fand.

Man wird fragen, wie ich mich denn jetzt zu meiner Partei, zu den Doktrinen, welche Oberwasser bei ihr zu haben scheinen und zu der Taktik, zu welcher sie sich bekennt, stelle. Ist hier denn nicht eine wesentliche Besserung eingetreten und der Hauptsache nach das erreicht, was ich einst begehrte? Ich fühle mich verpflichtet, auch darauf eine offene Antwort zu geben, wenn ich auch fürchten muß, wieder mißverstanden zu werden und innerhalb meiner eigenen Partei wieder Anstoß zu erregen.

Die Unabhängigkeit vom Centrum ist in der That gesichert und von einer Abhängigkeit von den Agrariern ist wohl vollends keine Rede mehr. Das aber ist gerade das Schmerzliche, daß das, was sich an die Stelle gesetzt hat, mir doch fast als das Gegentheil von dem erscheint, was ich im Grunde des Herzens erhoffte. Nicht in der Beurtheilung der Annexionen und des Jahres 1866 besteht ein Dissensus. Wie alle diese Jahre her bezieht sich dieser nur auf die im Kampfe zu gebrauchenden Mittel und die allerletzten Ziele, die mir dabei vorschweben. Wir werden aber meiner Ueberzeugung nach auf dem jetzigen Wege keine irgendwie nennenswerthe Propaganda machen. Auch durch die Gründung der Rechtspartei ist hierin nichts Wesentliches geändert. Die theoretische Verkündigung des Rechtsprinzips als das A und O des politischen Lebens wird — ich wiederhole es —, wie die Dinge einmal liegen, weder bei Fürsten noch Völkern verfangen und uns Deutsche nicht aus den tief eingefahrenen Geleisen einer verhängnißvollen Politik herausreißen. Wir werden mit diesem Gedankengang auch schwerlich zu dem Protest, den ich begehrte, kommen. Wohl aber liegt die Gefahr der Selbsttäuschung nahe genug. Der geistige Proceß, auf den ich für meine Partei gehofft, ist auch in anderer Richtung nicht eingetreten; und hiermit hängt z. B. die Stellung zu den Socialdemokraten zusammen, die ich nicht für hinreichend geklärt betrachten kann.

Es ist ja ganz schön, wenn der Gegensatz gegen diese scharf hervorgehoben wird. In den allerletzten Jahren ist darin Einiges besser geworden. Es ist immerhin schon etwas, wenn gesagt wird, die Socialdemokratie habe keinen entschiedeneren Feind als unsere Partei und wir würden sie am längsten bekämpfen. Auch hat es mich immer gefreut, wenn von socialdemokratischer Seite über solche Erklärungen quittirt wurde. Aber was helfen solche academischen Erörterungen, solange man es als ein Dogma hinstellt, daß die Deutsch-Hannoveraner bei der Stichwahl keinem Nationalliberalen zum Siege verhelfen dürften? Es ist ja bekannt, wie es bei den Wahlen zugeht und ich hatte am Rhein Gelegenheit, zu beobachten, wie

durch solche Sätze Centrumswähler bei der Stichwahl in das socialdemokratische Lager getrieben wurden.

Ohne daß eine Absicht von mir vorgelegen hätte, hat es sich nämlich gefügt, daß ich mich bei den Wahlen von 1890 und 93 am Rhein aufhielt. Im erstgenannten Jahr betheiligte ich mich an der Wahl gar nicht. Aber der Aufschwung, den die Socialdemokratie seit dem westphälischen Grubenstreik, der Entlassung Bismarcks und dem, was damit zusammenhing, nahm, erschreckte mich dermaßen, daß ich in jenem Augenblicke auf das Entschiedenste Partei für Bismarck nahm und bei der Stichwahl von Eltville aus an die im Dorfe Wichtringhausen zu mir Haltenden die Aufforderung richtete, für den nationalliberalen Candidaten zu stimmen, damit der Socialdemokrat nicht durchdringe. Ich habe seitdem immer erklärt, daß ich bei Stichwahlen jedem Candidaten, der einem Socialdemokraten gegenüberstehe, meine Stimme geben würde; und ich hatte im Jahre 1893, wo ich mich bei der Stichwahl in der That in Eltville betheiligte, Gelegenheit, dem entsprechend zu handeln.

Um noch deutlicher zu zeigen, wie ich es meine, will ich auch kein Hehl daraus machen, daß ich jetzt die Einschränkung des allgemeinen Wahlrechts für eine politische Nothwendigkeit halte. Ich kann getrost sagen, daß ich dessen Freund niemals gewesen bin und daß ich dasselbe stets als einen Ausfluß des geschichtslosen Imperialismus betrachtet habe. Jetzt aber ist es mir unzweifelhaft, daß es uns auf die Länge zu Grunde richten muß.

Auch wird die ganze Sachlage schon verschoben, wenn man sagt, wir seien mit den Socialdemokraten einig in der Vertheidigung des allgemeinen Wahlrechts. Die bestimmte, unumwundene Erklärung, daß wir den Socialdemokraten gegenüber zur Regierung stehen, vermisse ich aber auch bei jedem anderen Punkte. Manches, was geschehen ist, könnte umgekehrt dahin führen, daß Bebel für die große Masse fast als ein Held unserer Partei erscheint oder doch als der Führer einer von uns

gebilligten oppositionellen Koalition. Das allein schon ist ziemlich das Gegentheil von dem, was ich im Reichstage erstrebt hatte; und welche Folgen das in einem entscheidenden Augenblick haben kann, ist klar. „Les extrêmes se touchent," sagt man uns und hat auch Bebel gesagt. Das ist aber ein magerer Trost. Wir kommen auf diesem Wege schließlich doch bei der Taktik an, die ich 1884 Bismarck und den preußischen Konservativen so sehr zum Vorwurf gemacht habe. Auch schon Windthorst's Vernichtungskampf gegen die Mittelparteien habe ich, wie man sieht, nie gebilligt. Der Stöcker'sche Antisemitismus und die mit den socialistischen Tendenzen liebäugelnde Socialreform führen auf dieselbe Bahn; und wenn die österreichischen Aristokraten und Konservativen hier mit den Jungtschechen, dort mit der Lueger-partei gingen, so war das wiederum dasselbe. Ich tadele das Gehen mit dem Radicalismus überall und kann dasselbe, wo es sich in unserem eigenen Lager zeigt, auch in abgeschwächter Weise nicht mitmachen. Unsere Partei legt sich damit lahm; und wenn die entscheidende Krisis kommt, so wird die Partei, falls sie konsequent bleibt, ebensowenig wie die Christlich-Socialen, die National-Socialen und wie diese Zwittergattungen alle heißen mögen, auf Seiten der sittlich erhaltenden Kräfte stehen. Den Satz, daß die ausgebildetere Verkehrtheit milder zu beurtheilen sei als die Stufen, die dahin geführt, halte ich für unrichtig und irreführend. Erst wenn wir uns von dieser Auffassung völlig lossagen, wird es für das niedersächsische Centralgebiet nicht mehr möglich sein, den „Particularismus" und Socialismus, die einander im Princip geradezu ausschließen, nach Bismarck'schem Vorbilde zusammenzustellen.

Wie Manches von dem, was ich berichtet, so wird vielleicht auch Einiges von dem, was ich von meiner Partei behauptet habe, von Seiten meiner Parteigenossen bestritten werden. Wer aber will es leugnen, daß hier ein ernster Dissensus vorliegt? Ein weiterer bezieht sich auf unser Verhältniß zu Österreich. Ich habe mich seit dem Jahre 1873 immer gegen ein Hineinziehen der österreichischen Frage in den Kampf unserer Parteien erklärt und auf das alte groß-

deutsche Programm verzichtet; und man wird nicht erwarten, daß ich jetzt hiervon abgehe. Auf dem entgegengesetzten Wege besorgen wir entweder die Geschäfte der Schönerianer und der Alldeutschen oder aber wir gerathen, was wir doch nicht wollen, in einen Gegensatz zu den Grundlagen des neuen Reichs. Mehr als einmal und zuletzt im Nachwort zum zweiten Theil meines „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes" habe ich mich hiergegen ausgesprochen.

Auch auf die Beurtheilung der österreichischen Parteien wirkt diese Differenz ein. Ich bin allerdings auch kein Freund der österreichischen Obstruktion. Es kann einer Minorität nicht erlaubt sein, aus immerhin subjektiven Erwägungen die Grundlagen ihres Heimathstaates in Frage zu stellen. Dazu das wahrhaft skandalöse Benehmen, zu dem sich die Obstruktion im Reichsrathe steigerte! Ich kann es nicht begreifen, wie man alle diese Dinge von Seiten der wirklich österreichisch Gesinnten und leider meistens auch bei uns im Reich so milde hat beurtheilen können und beurtheilt. Sie haben auch zu einer Waffenbrüderschaft mit den Socialdemokraten geführt; und der schließlich in Wien errungene Sieg war im Grunde ein Sieg der Socialdemokratie. Nicht das wahrhaft unerhörte Benehmen gegen die Präsidenten, die es in ihrer Noth gewiß schwer genug hatten, sondern die Maßregeln, mit der diese sich schließlich zu schützen suchten, werden zu einem Verbrechen gestempelt und damit die Dinge auf den Kopf gestellt. Alles dies wäre nicht möglich ohne den demokratischen Zug, der jetzt durch das alte Österreich hindurchgeht. Ich fürchte, daß die Schaffung der fünften Kurie des allgemeinen Wahlrechts ein sehr verhängnißvoller Fehler gewesen ist. Man darf mit Recht sich fragen, wo das Alles hinführen soll und ob wir Reichsdeutsche von den Rückwirkungen verschont bleiben werden. Der erste Schritt zur Gesundung der österreichischen Verhältnisse muß in der Schaffung einer regierungsfähigen deutschen Partei, d. h. in der Lossagung der gemäßigten von den radicalen Elementen der Opposition liegen; und der zweite in der Herstellung einer allgemein anerkannten Hausordnung, durch die allen Skandalen ein Ende gemacht und die

Person des Präsidenten vor revolutionärer Gewaltthätigkeit geschützt werden kann.

Darum bin ich aber doch nicht in der Lage, im Princip mit den österreichischen Föderalisten zu gehen. Die konsequente Durchführung des tschechischen Programms müßte Österreich ebenfalls vernichten. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß man sich in den größeren Staaten Deutschlands und namentlich in Preußen sehr freuen könnte, wenn man ein solches Maß von Föderalismus und Autonomie besäße, als in Österreich. Will man wesentlich weiter gehen, so muß der deutsche Charakter Österreichs, auf dem doch Alles beruht, beseitigt werden. Dazu kommt jetzt die offenbar zur Revolution drängende Erregung, in der sich die Geister in Österreich befinden. Der Säbel wird schließlich entscheiden müssen und es wäre deshalb von der äußersten Gefahr, wenn man noch wesentlich mehr, als es bereits geschehen ist, die Concentration der Kräfte erschweren wollte. Als alten Großdeutschen kann uns dies am wenigsten anstehen.

Auch in der Beurtheilung der ungarischen Frage weiche ich auf das Entschiedenste von meiner Partei ab. Es ist ein großes Glück für die habsburgische Monarchie, daß sie in diesem Augenblick einen Ruhe- und Stützpunkt in Ungarn findet und ich meine nicht, daß die, welche es mit der Monarchie gut meinen, angesichts der zerfahrenen Verhältnisse in Westösterreich daran rütteln sollten. Es ist möglich, daß die Ungarn berufen sein werden, die Monarchie wie zu Maria Theresias Zeiten, zu retten.

Diese österreichischen Fragen führen überhaupt auf die auswärtige Politik. Auf diesem Gebiete hegte ich von jeher dissentirende Ansichten. Ich befinde mich nun in der glücklichen Lage, darthun zu können, daß ich im Gegensatz zu meiner ursprünglichen Auffassung und auf die Gefahr hin, der Inkonsequenz geziehen zu werden, dem Fürsten Bismarck zuletzt Vertrauen in der orientalischen Frage entgegengebracht habe, und daß ich ihm in diesen Dingen nicht um der Opposition willen opponirte. Gerade, daß ich hier für die Regierung eintrat, war es, was man mir 1888 daheim verübelt hatte; und ich hoffte

allerdings noch, als längst nichts mehr zu hoffen war. Durch die Bismarck'schen Enthüllungen bin ich mit meiner Partei um ein Etwas wieder mehr zusammengeführt worden. Kein Zweifel: wir würden eine Rußland sehr freundliche Neutralität beobachtet haben, wenn Österreich in Bulgarien eingerückt wäre, um dessen Einwohner vor einer Wiederholung der ihnen unter dem General Kaulbars zu Theil gewordenen Behandlung zu bewahren; und es liegt auf der Hand, was das zu bedeuten gehabt hätte. Auch die Berufung auf den Frieden und daß alle Verträge nur dazu hätten dienen sollen, diesen aufrecht zu erhalten, kann die Sache nicht entscheiden. Ich erinnere mich, daß ein Sozialdemokrat einst im Reichstage die gewaltsame Einigung Deutschlands durch Bismarck angriff und daß ein sehr hervorragender Mann aus den Reihen der Mittelparteien darauf unter Anderem mit dem Hinweis auf unser österreichisches Bündniß antwortete, das doch besser als die großdeutsche Lösung der deutschen Frage sein sollte. Fürst Bismarck hat einer der Deputationen gegenüber, die anläßlich seines achtzigsten Geburtstages zu ihm kamen, betont, daß der Dreibund die Gebiete umfasse, die ehemals zum deutschen Reiche gehört hätten und daß darauf sein besonderer Werth beruhe. Das geht doch weit über die Bedeutung einer einfachen Friedensgarantie hinaus und gestattet es nicht, Rußland und Österreich bei solchen Verträgen auf eine Linie zu stellen.

Vielleicht befinde ich mich auch hier noch in Uebereinstimmung mit meiner Partei. *Aber ich wünsche auch die Konsequenzen dieser Sätze zu ziehen*; und meine Partei ist, wie mir scheint, weit davon entfernt, das deutsch-österreichische Bündniß zum eigentlichen Ausgangspunkt zu nehmen und darauf weiter zu bauen.

Auch sie glaubt an die Möglichkeit einer ersprießlichen Verständigung zwischen Österreich und Rußland und tritt auf das Lebhafteste für sie ein. Ich dagegen bin schon lange der Ansicht Lagardes, daß die eigentliche Bedeutung Österreichs nur in dem Gegensatze und somit auch in der Gegnerschaft gegen Rußland liegt. Selbst aus diesem Grunde halte ich das jetzige Prävaliren

Ungarns innerhalb der habsburgschen Monarchie für ein Glück. Man entgegne mir nicht, daß aus der Gegnerschaft gegen Rußland leicht der Krieg entstehen könnte und daß dafür Österreich jetzt zu schwach sei. Erst als Österreich in Radetzkys Lager, vermochte sich die Regierung 1848 aufzuraffen. Die jetzigen Zerwürfnisse würden selbst dann vielleicht nicht eingetreten sein, wenn Österreich vor einem Jahr in dem griechisch-türkischen Konflikt mit den Waffen in der Hand intervenirt hätte; und wie wenig die scheinbare Verständigung mit Rußland vorgehalten, wie sie Österreichs Interessen auf der Balkanhalbinsel nur geschädigt hat, zeigt sich bereits in der eclatantesten Weise.

Ebenso und in einem vielleicht noch höheren Grade scheint mir aber auch für das deutsche Reich nur eine solche Politik von Segen sein zu können, die sich ihres Gegensatzes gegen Rußland bewußt ist. Früher oder später wird der deutsche Drang nach Osten doch zu einem Zusammenstoß zwischen der germanischen und slavischen Welt führen. Die Chancen aber dafür bessern sich durch langes Zuwarten nicht. Ich begrüße deshalb die Besitzergreifung von Kiaotschau mit Freuden und sehe darin eine That, die den Gegensatz zwischen Rußland und Deutschland allmählich klar legen und auch die Unhaltbarkeit des Dogmas bald genug vielleicht beweisen dürfte, daß Deutschland in den so viel näher liegenden Gebieten der Türkei keinerlei Interessen zu wahren habe.

Es versteht sich aber von selbst, daß ein Kampf mit Rußland nur durchzuführen ist, wenn England auf unserer Seite steht, und ich wünsche deshalb auf das dringendste eine Verständigung mit England. Dieses ist im Osten der Vorkämpfer der germanischen Welt: und ich sehe nicht, daß es dort in einem höheren Grade seine besonderen Staatszwecke verfolgt, als dies bei jeder Großmacht an seiner Stelle der Fall sein würde. Seine Lage ist sehr schwierig und John Bull war in der Politik immer täppisch. Daß England geneigt gewesen und noch heute geneigt wäre, sich mit Deutschland in den Fragen des Ostens zu verständigen, bin ich fest überzeugt. Wenn sich aber die Stim-

nung England gegenüber seit dem Ausgang der achtziger Jahre in Deutschland so sehr verändert hat, so gehört das zu den Dingen, die ich auf das Tiefste bedauere. Seit zwei Jahrhunderten haben wir alle großen Siege auf dem Schlachtfeld in Gemeinschaft mit England errungen und unsere geistigen Errungenschaften verdanken wir nicht minder der Gemeinschaft mit England. Es würde sicherlich ein schlimmes Zeichen sein, wenn wir die Bedeutung dieser Wahrheiten verkennen und in Gemeinschaft mit den Kosacken des Ostens und den Jakobinern des Westens gegen die Stammesverwandten Front machen wollten. Was würde im günstigsten Fall dabei herauskommen, als daß wir den Erbfeinden unseres Stammes im Osten und Westen schließlich preis gegeben sein würden? Wir sollten uns deshalb hüten, uns Schritt vor Schritt in einen immer größeren Gegensatz gegen unsere Vettern jenseits des Kanals hineintreiben zu lassen. Der durch Bismarck und durch die von ihm influenzirte Presse nach dieser Richtung gegebene Impuls kann ebenfalls höchst verhängnißvoll werden. Giebt es nicht auch in Bezug auf England Imponderabilien? Die Anfeindung Österreichs beruhte zwischen 1859 und 66 auf der Abwendung von der deutschen Geschichte; und ich würde in einem Kriege gegen England einen neuen Sieg der unhistorischen Weltauffassung und eine weitere Abwendung von unserer Geschichte erblicken.

Was sich gegen die Uebel der Zeit in positiver Beziehung machen läßt, besteht zunächst in der Bildung kleiner Kreise, die dem Uebel auf eigene Hand und recht im Gegensatz zu den Auffassungen zu steuern suchen, die nach Mancher Ansicht Lassalle uns gebracht haben soll. Und es sollte zweitens in der Gewinnung einer breiteren Basis für unser Volksthum bestehen, d. h. in Kolonien und in der Ausdehnung des Deutschthums nach Osten.*) Vielleicht lassen sich diese Sätze noch weiter bilden und modificiren. Vielleicht

*) Vergleiche hierüber das Nachwort zum zweiten Theil meines: „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes."

lassen sich noch ähnliche Gedanken daran knüpfen. Aber ich bin schon zu denselben Resultaten in den beiden Nachworten zu der Veröffentlichung „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes“ gekommen. Die Idee des Partikularen, in dem auch meiner Ueberzeugung nach das eigentliche Deutschthum wurzelt, würde sich so, in die letzten Verschanzungen gleichsam zurückgetrieben, noch einmal zu alter Reinheit und Kraft erheben und sie würde ganz wie ehedem in dem Princip der Expansion ihre Ergänzung finden. Es ist aber innerhalb des deutschen Reichs der Kampf gegen die Verstaatlichung der Nation und in den auswärtigen Angelegenheiten der gegen das zunehmende Uebergewicht Rußlands, auf die es m. E. jetzt zunächst ankommt. Insbesondere sollten wir deutsche Föderalisten uns dieser Gedanken zu bemächtigen suchen. Dadurch vermögen wir den Bismarckianismus am erfolgreichsten zu bekämpfen. Das „bündische“ Princip, das in den siebziger Jahren zum Ausgangspunkt für unsere Bestrebungen gemacht wurde und zu dem wir uns mit solchem Stolz bekannten, muß sich m. E. zunächst in diesen beiden Richtungen bethätigen.

Mich selbst würde wohl nur eine von den Socialisten oder vom Osten uns unmittelbar drohende Gefahr in das öffentliche Leben wieder hinauszutreiben vermögen. Aber die beiden Punkte, die ich heute in den Vordergrund stelle, sind in Beziehung auf den vorbereitenden Kampf doch schon jetzt durchaus praktischer Art und bewahren uns vor dem bloßen Neinsagen einerseits, vor den Abirrungen nach der socialpolitischen Seite andererseits. Der thatsächliche Protest gegen die Annexion macht es uns möglich, zunächst einmal unsere Anstrengung auf diese beiden Punkte zu concentriren. Man vergesse aber auch nicht, daß die Dinge sich ganz gewaltig verändert haben. Im Inneren ist die Zersetzung — es kann nie nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden — seit 1866 gewaltig fortgeschritten und das Uebergewicht Rußlands hat sich in einer Weise gesteigert, wie man das, als das deutsche Reich gegründet wurde, gar nicht ahnen konnte.

Den ungemessenen Hoffnungen meiner Jugend habe ich nach langem, schwerem Kampfe entsagt. Aber sollte es nur ein Wahngebilde gewesen sein, was ich auf immer und immer neuen Wegen für unser deutsches Volk zu erreichen trachtete? Sollte meine geistige Lebensarbeit völlig umsonst gewesen sein? Ich kann es mir trotz Allem nicht denken, daß Gott das über mich verhängen wird. Auch die Lebensbahn unseres deutschen Volkes geht nicht aufwärts; und ich glaube, man sollte es sich vor Allem zum Bewußtsein bringen, wie auch im Völkerleben die Erkenntniß, daß wir einmal sterben müssen, „klug macht." Ich halte an der Ueberzeugung fest, daß man in Deutschland, wenn die längst begonnene Zersetzung noch wesentlich weiter schreitet, schließlich doch wieder zu den von mir als einem Epigonen vertretenen Auffassungen wird greifen müssen. Ich nenne mich dabei mit Stolz einen Epigonen. Diese Lebenserinnerungen zeigen, wie die Auffassungsweise von Anderen auf mich überging. Auch bei diesen war sie nicht original. Sie gehört, wie ich glaube, zu den besten Ueberlieferungen aus dem Anfange des Jahrhunderts; und sie war der eigentliche und allein produktive Niederschlag aus der merkwürdigen Entwicklung, die Deutschland von der Sturm- und Drangperiode an bis zum Jahr 1815 durchgemacht hat. Das Endergebniß war eben, daß man wieder wirklich deutsch werden wollte. Gerecht Urtheilende werden keinen Stein gegen mich aufheben wollen, wenn ich trotz aller Anfechtungen von hüben und drüben an diesem Streben treu festhielt. Möglich freilich bleibt es immerhin, daß nur noch die kleinsten Kreise Raum dafür haben und daß sich das tiefere Streben, wie zur Zeit der ersten Christengemeinden, in solche kleinste und nur halb bemerkte Kreise zunächst zurückziehen muß.

Hilty sagt, daß zu jedem tieferen Streben auch der Nichterfolg gehöre; und auch für Demüthigungen sollen wir nach seinem Ausspruch dankbar sein, weil sie uns Gott näher bringen und die Schlacken unserer Natur abstreifen. Alle, welche nicht an den babylonischen Thurmbau unserer Zeit glauben, müssen es natürlich ertragen, daß man sie zu den niedriger stehenden Geistern rechnet, die das Licht nicht sehen

wollen und sie müssen sich an der inneren Ueberzeugung genügen lassen, daß sie das wirkliche Deutschthum gegen den Kosmopolitismus im deutschen Gewande vertreten.

Es fällt aber die Frage, ob die Zukunft überhaupt noch Raum für die hier vertretenen Auffassungen haben werde, für mich mit der anderen zusammen, ob wir Deutsche jetzt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt noch fähig zum schöpferischen Produciren sind.

Möchte die Jugend sich nicht kalt und selbstüberhebend von der tiefsten und innersten Ueberzeugung eines alternden und durch Vieles hindurchgeführten Mannes abwenden! Nicht ein Nirwâna ist es, dem ich mich zuwende. Ich will mit dem Motto schließen, das mir einer meiner Freunde in den Jugendjahren immer wieder zurief:

Dum spiro spero.

Berichtigungen und Druckfehler-Verbesserungen.

Erster Theil.

Seite 3, Zeile 6 von unten ist hinter „als" einzuschieben: „mit der Religion."
Seite 12, Zeile 5 von unten lies: „einem" statt „einen".
Seite 15, Zeile 1 von unten lies: „Edelhöfe" statt „Edelhöhe".
Seite 57, Zeile 13 von unten lies: „den Walzer" statt „denselben".
Seite 69, Zeile 3 von oben lies: „achäischen" statt „archäischen".
Seite 240, Anmerkung, Zeile 1 lies: „I. 2." statt „I".

Zweiter Theil.

Seite 31, Zeile 12 von unten lies: „sittlich-geschichtlichen" statt „sittlichen geschichtlichen".
Seite 137, Zeile 4 von unten lies: „würde" statt „wird".
Seite 181, Zeile 9 von oben lies: „nicht" statt „nich"
Seite 186, Zeile 17 von oben lies: „Republiken" statt „Republikaner."
Seite 220, Zeile 2 von oben lies: „Frühling 1885" statt „Frühling".
Seite 222, Zeile 15 von oben lies: „Monate" statt „Momente".
Seite 265, Zeile 10 von unten lies: „einen von ihr zusammengestellten Cyklus" statt „einen Cyklus".

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

131409

HG.B.
L2877a

Author Langwerth von Simmern, Heinrich

Title Aus meinen Leben, Erlebtes und Gedachtes.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU